This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Peasant Ser'r

Bauernpredigten,

die auch

manche Stadtleute brauchen können,

auf

alle Sonn- und Festtage

des Kirchenjahres,

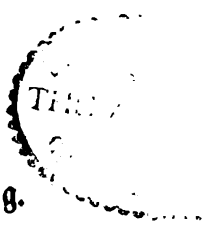
zugleich

ein Hausbuch für's katholische Landvolk,

verfaßt

von

Anton Westermayer,
Prediger an der St. Michaels-Hofkirche in München.



Erster Jahrgang.

Erster Band.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Regensburg, 1856.
Verlag von G. Joseph Manz.

LOAN STACK

BV4254
.3
W4
1848
v.1

Vorrede.

Bauernpredigten! — ein plumper Titel, möchte Mancher denken; warum nicht Predigten für das Landvolk, oder Volkspredigten? Nun, ich nenne sie eben Bauernpredigten, weil ich sie vor Bauern gehalten habe, und dieser Titel weit kürzer ist und weniger Umstände macht, als der Titel: Predigten für's Landvolk.

Volkspredigten wollte ich sie nicht nennen, weil der Ausdruck Volk zu allgemein ist, während meine Predigten größtentheils für das Bauernvolk speziell berechnet sind. Daß auf dem Titelblatte steht: „die auch manche Stadtleute brauchen können," thut dem Gesagten keinen Eintrag; denn der Stadtleute geschieht nur vergleichungsweise und im Vorbeigehen öfter Erwähnung, gerade wie die Bauern nicht beständig, sondern nur ausnahmsweise mit den Stadtleuten verkehren.

L. 774

In dieſen Predigten nun wird von Allem geredet, was im Bauernſtande vorkommt und mit ſeinen Pflichten und Obliegenheiten in einer Beziehung ſteht. Die Freuden und Leiden, das Böſe wie das Gute, das im Bauernſtande zu treffen iſt, findet ſeine Beſprechung, und zwar nicht in einer allgemeinen, abſtrakten Weiſe, wie es ſo häufig geſchieht, ſondern ſo viel als möglich anſchaulich. Beiſpiele, Geſchichte und Gleichniſſe, Schrift und Tradition werden zu Hilfe genommen, um dem Verſtande und Herzen des Bauern, die gar häufig durch ſtarke Vormauern verſchanzt ſind, beizukommen.

Ich habe dieſe Predigten, wie ſie gedruckt vorliegen, gehalten, und es iſt die Sprache des Herzens, die Sprache der Erfahrung, wenn auch einer noch nicht langen, die ich geredet zu haben glaube. Wie in der Stadt, ſo auf dem Lande iſt mit allgemeiner Salbaderei auf der Kanzel nichts ausgerichtet. Der Bauer klebt zu ſtark an der Erdſcholle, hängt nur zu ſehr am Äußerlichen, das häufig ſein ganzes Chriſtenthum ausmacht; man muß alſo ziemlich laut und ſehr verſtändlich mit ihm reden, wenn's durchdringen ſoll. Daß ich darunter aber nicht Gemeinheit und Trivialität verſtehe, mag Jeder ſehen, der dieſe Predigten lieſt.

Daß ich dieſe Predigten veröffentliche, kommt daher, weil ich in der neuern Predigtlitteratur wenigſtens kein Werk kenne, das ſich ſpeziell mit dem Landmanne befaßt, alſo einem Bedürfniſſe zu entſprechen und namentlich den hochwürdigen Amtsbrüdern auf den Dörfern, auf welchen ſich denn doch immer die größte Zahl der Geiſtlichkeit befindet, willkommenes Material zu liefern glaube.

Auch erinnere ich mich, daß einſt, während ich noch in Regensburg Domprediger war, ein bedeutender Herr die Frage an mich ſtellte, ob ich denn in Cham oder Kötzting oder auf dem Lande ſo predigen würde, wie in Regensburg. Wie ich in Regensburg gepredigt, weiß man bereits aus meinen Glaubens- und Sittenpredigten; wie ich auf dem Lande predige, iſt aus den vorliegenden Predigten zu erſehen. Jeder kann ſich demnach ſein Urtheil bilden, ob ich Ort und Verhältniſſe bei meinen Predigten zu reſpektiren weiß oder nicht. Wie übrigens eine Frage, wie die obige, an einen Menſchen oder auch von einem Menſchen mit fünf geſunden Sinnen geſtellt werden konnte: iſt mir noch heut zu Tage ein Räthſel; denn wie ſoll es einem vernünftigen Prieſter einfallen, an Orten, die ganz katholiſche Bevölkerung haben und gar nie mit Proteſtanten in Berührung kommen, Unterſcheidungslehren vorzutragen? Aber anders geſtaltet ſich die Sache auf Dörfern, die nahe an paritätiſchen Städten liegen und mit Proteſtanten, namentlich Wiedertäufern, häufig in Verkehr kommen. Hier thut es Noth, dann und wann Differenzpunkte zu berühren; denn es kam in der hieſigen Pfarrei ſchon einmal der Fall vor, daß ein Mann, in Folge dieſer Berührungen mit Proteſtanten, im Beichtſtuhle dem Prieſter bloß im Allgemeinen beichten wollte, wie es bei Proteſtanten geſchieht. So wäre es weit leichter zu beichten, meinte nämlich dieſer, und Andere thäten es ja auch. Auch leſen unſere Bauern in Zeitungen von Ronge und ſolchen Leuten, wie überhaupt viel von Religion jetzt in Zeitungen zu leſen iſt. Der Bauer kann dieſe oft hochgelahrten Sprüche nicht verdauen und ſo muß ſie ihm der Seelſorger gehörig käuen. Deßhalb iſt auch in dieſen

Predigten ein paar Mal auf dieſe Dinge Rückſicht genommen, ſo weit der Bauer ſie wiſſen muß und faſſen kann. —

Und ſo mögen ſie denn hinausgehen dieſe Predigten, ſich einer gütigen Beurtheilung erfreuen und — Nutzen ſtiften! —

Laaberberg,
am Feſte des heiligen Emmeram 1846.

Der Verfaſſer.

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Es iſt nun gerade ein Jahr, ſeit die Bauernpredigten das Licht der Welt erblickten. Sie kamen wirklich einem Bedürfniſſe entgegen, ſonſt hätte die erſte Auflage nicht ſo ſchnell vergriffen werden können. Die Recenſionen in der Süddeutſchen Zeitung, die in Baden erſcheint, ſo wie in der älteren „Sion“ haben den Bauernpredigten ein gutes Wort geſprochen, und ſo erſcheint denn nun die zweite Auflage derſelben, in welcher Manches verbeſſert wurde. So z. B. kam eine Predigt auf das Feſt des heiligen Joſeph hinzu, die in der erſten Auflage aus Verſehen fehlte, und ſtatt der Predigten auf den ſiebzehnten Sonntag nach Pfingſten, auf Mariä Himmelfahrt, Mariä

Geburt und Mariä Namen sind andere ausgearbeitet worden.

Und so möge denn diese verbesserte zweite Auflage eine eben so freundliche Aufnahme bei den hochwürdigen Amtsbrüdern und Laien finden wie die erste!

Laaberberg,
am Tage Allerseelen 1847.

Der Verfasser.

Inhalt

des

erſten Bandes.

Seite

I. Am erſten Sonntage im Advent.

Das Zeichen des Kreuzes am letzten Gerichtstage.
a) Es iſt das Zeichen der Erlöſung für die Auserwählten,
b) das Zeichen der Verwerfung für die Verdammten . . 1

II. Am zweiten Sonntage im Advent.

Der Menſch muß ſich gleich bleiben, wie Johannes.
a) In Bezug auf ſich ſelbſt, d. h. verabſcheuen alle Heuchelei,
b) in Bezug auf Andere, d. h. verabſcheuen alle Schmeichelei 15

III. Am Feſte der unbefleckten Empfängniß Mariens.

Über die Tugend der Reinigkeit.
a) Die Schönheit dieſer Tugend,
b) die herrlichen Beiſpiele der Heiligen in dieſer Tugend . 29

IV. Am dritten Sonntage im Advent.

Von der Selbſtkenntniß.
a) Die Selbſtkenntniß iſt überaus nothwendig,
b) die Selbſtkenntniß iſt überaus nützlich 43

V. Am vierten Sonntage im Advent.

Von der Sehnſucht nach dem Erlöſer.
a) Die Alten haben ſich nach der Ankunft des Heilandes geſehnt,
b) auch wir ſollen uns nach derſelben ſehnen . . . 59

VI. Am heiligen Weihnachtsfeſte.

Von der unendlichen Erbarmung und Liebe, die uns der neugeborne Heiland predigt:
a) als Kind, b) als armes Kind 73

Seite

VII. Am Feste des heiligen Stephanus.

Von der Feindesliebe.
a) Wir müssen unsern Feinden verzeihen,
b) wir können unsern Feinden verzeihen 90

VIII. Am Sonntage nach Weihnachten.

Von der guten Kindererziehung. Zu dieser wird erfordert:
a) gehörige Strenge, b) gehörige Milde 105

IX. Am Neujahrstage.

Von der Vergänglichkeit alles Irdischen.
a) Alles nimmt ein Ende,
b) Alles nimmt bald ein Ende 119

X. Am Sonntage nach dem neuen Jahre.

Von der Gelegenheit zur Sünde. In ihr fielen schon
a) die heiligsten Personen, b) werden auch wir fallen . . 135

XI. Am Fest der Erscheinung des Herrn.

Die drei heiligen Könige.
a) Ihr Glaube, b) ihre Andacht 148

XII. Am ersten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Von den Pflichten der Eltern gegen die Kinder; sie müssen
a) mit ihren Kindern in die Kirche gehen,
b) ihre Kinder in die Schule schicken,
c) sie außerdem fleißig zu Hause behalten 167

XIII. Am zweiten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Die sechs steinernen Wasserkrüge, d. h. Bitterkeiten des Ehestandes.
a) Die ersten drei, b) die letzten drei 179

XIV. Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Vom Gehorsame
a) gegen geistliche Obrigkeit, b) gegen weltliche Obrigkeit . 193

XV. Am Feste Mariä Lichtmeß.

Vom guten Beispiel.
a) Die Nothwendigkeit, b) die Nützlichkeit des guten Beispiels 207

XVI. Am vierten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Von allerhand Schiffen.
a) Nur Ein Schifflein hat Jesum bei sich,
b) alle andern Schiffe haben ihn nicht 222

XVII. Am fünften Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Der Teufel ist gern auf dem Waizenfelde,
a) das bringt die Natur des Teufels, und
b) auch die Natur des Waizens mit sich 232

Seite

XVIII. Am Sonntage Septuageſima.

Von der Trägheit im Guten.
a) Was iſt dieſe Trägheit? b) Wie wird ſie geheilt? . . 247

XIX. Am Sonntage Sexageſima.

Von verſchiedenem Erdreiche, auf das der Same fällt.
a) Was bedeutet der Weg? b) Was der Felſengrund?
c) Was die Dornen? 268

XX. Am Sonntage Quinquageſima.

Der Tanz iſt ein gefährliches Vergnügen.
a) Gefährlich für den Leib, b) gefährlich für die Seele . 272

XXI. Am Feſte des heiligen Joſeph.

Das gottgefällige Arbeiten, und was iſt dabei zu berückſichtigen:
a) vor der Arbeit, b) unter der Arbeit,
c) nach der Arbeit 288

XXII. Am erſten Faſtenſonntage.

Man muß recht faſten, d. h.
a) leiblich, b) geiſtig 298

XXIII. Am zweiten Faſtenſonntage.

Von der Verklärung Chriſti.
a) Was ſagte Chriſti Verklärung den Apoſteln?
b) Was ſagt ſie uns? 312

XXIV. Am dritten Faſtenſonntage.

Von der Beicht.
a) Der Nutzen des öfteren Beichtens,
b) der Schaden des ſeltenen Beichtens 324

XXV. Am vierten Faſtenſonntage.

Vom Wunder der Brodvermehrung.
a) Was iſt das für ein Wunder?
b) Was lehrt uns dieſes Wunder? 337

XXVI. Am Paſſionsſonntage.

Von der Gotteslästerung.
a) Was heißt Gott läſtern?
b) Was iſt die Gotteslästerung für eine Sünde? . . . 353

XXVII. Am Palmſonntage.

Wir Menſchen ſind wankelmüthig. Das lehrt uns
a) die Geſchichte der Juden, b) unſere eigene Erfahrung . 364

XXVIII. Am Feſte Mariä Verkündigung.

Von der Demuth.
a) Mariens Demuth, b) unſere Demuth 377

Seite

XXIX. Am heiligen Charfreitag.

Von der Liebe.
a) Chriſtus hat uns über Alles geliebt,
b) auch wir ſollen ihn über Alles lieben 390

XXX. Am heiligen Oſterfeſte.

Von der wahren Auferſtehung.
a) Wir müſſen auferſtehen, b) aber nimmer ſterben . . 404

XXXI. Am heiligen Oſtermontage.

Die Oſtereier.
a) Das Ei iſt ein Bild unſerer künftigen Auferſtehung,
b) unſerer künftigen Herrlichkeit 417

XXXII. Am erſten Sonntage nach Oſtern.

Der erſte Kommunionntag iſt wichtig
a) für die Kinder, b) für die Erwachſenen 428

XXXIII. Am zweiten Sonntage nach Oſtern.

Vom Hirtenamte der Hausleute
a) zu Hauſe, b) außer dem Hauſe 440

XXXIV. Am dritten Sonntage nach Oſtern.

Hier und dort.
a) Hier iſt Traurigkeit, b) jenſeits Freude 451

XXXV. Am vierten Sonntage nach Oſtern.

Von der Pflicht, Andere und ſich zurechtzuweiſen, oder:
Jeder hat zu fragen:
a) Wo gehſt du hin? b) Wo geh ich hin? . . . 463

XXXVI. Am fünften Sonntage nach Oſtern.

Vom fehlerhaften Gebete.
a) Wir beten oft nicht um das Rechte,
b) wir beten oft nicht recht 475

XXXVII. Am Feſte der Himmelfahrt Chriſti.

Von Solchen, die zwar Katholiken heißen, aber
a) nicht katholiſch glauben, b) nicht katholiſch leben . . 488

XXXVIII. Am ſechsten Sonntage nach Oſtern.

Von der Wohlthat des wahren Glaubens.
a) Danken wir Gott, daß wir katholiſch ſind,
b) verdammen wir aber Niemanden, der nicht katholiſch iſt . 503

Predigt

auf

den erſten Sonntag im Advent.

Text: „Wann aber dieß zu geſchehen anfängt, ſo erhebet eure Häupter; denn eure Erlöſung iſt nahe.“ Luk. 21, 28.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wenn die Landleute aus ihren einſamen Dörfern, aus ihren ſtillen Thälern, aus ihrem alltäglichen Leben zum erſtenmale in eine große Stadt kommen, und da die Pracht der Gebäude, die Lebendigkeit und Rührigkeit des Stadtlebens, die Sitten und Gebräuche der Stadtleute und alle die Merkwürdigkeiten ſehen, die es in einer vornehmen Stadt zu ſehen gibt: dann können ſie ſich kaum ſatt ſehen, wie angewurzelt ſtehen ſie oft lange Zeit auf Einem Flecke, heben die Köpfe in die Höhe, und betrachten mit großen Augen und offenem Munde alle die Neuigkeiten, die da zum erſtenmale ihrem Blicke begegnen. Nun, meine lieben Leute, wenn ihr da ſchon die Köpfe in die Höhe hebt, ſobald ihr ſolche andern Leuten ganz gleichgültige Dinge zum erſtenmale ſehet, was wird erſt geſchehen an jenem

großen Tage des Gerichtes! Wie angſtvoll ſchaut man nicht in die Höhe, mit welch' heimlichem Grauen blickt man nicht zum Himmel empor, wenn Kometen und Himmelszeichen am Firmamente zu ſehen ſind? Wie werden nun erſt, meine Lieben, jene Leute, die am Ende der Zeiten leben, ihre Häupter voll Bangigkeit und Entſetzen in die Höhe heben, wenn die Sonne ſich verfinſtert, wenn der Mond keinen Schein mehr gibt, wenn die Sterne vom Himmel fallen werden? Wie angſtvoll werden die Menſchen in den letzten Zeiten ihre Häupter erheben, wenn ſie das ſchreckliche Brauſen des Meeres und der Waſſerwogen vernehmen werden, wenn dort und da ein Theil der Erde in Brand aufgeht, wenn von allen Seiten ſchreckbare Nachrichten einlaufen, wenn die ganze Welt aus den Angeln gehen zu wollen ſcheint, ſo daß die Menſchen verſchmachten werden vor Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen werden?

Aber das Alles, meine Lieben, iſt erſt der Anfang des Wehes. Nun kommen erſt die letzten Dinge. Plötzlich wird man den Poſaunenſchall der Engel Gottes vernehmen, er wird die Erde vom Grund aufwühlen und Alle, die ſeit Adam in ihr geruht haben, werden zum Vorſchein kommen. Die Hölle wird ihre Verdammten ausſpeien, das Meer ſeine Todten wiedergeben, die Aſche und die zerſtreuten Gebeine, ſie werden zuſammengeweht, die alte Hauseigenthümerin, die Seele wird wieder in ihren Leib zurückkehren, den ſie beim Tode verlaſſen hat, und nun werden ſie Alle, die Millionen ſeit Adams Zeiten, daſtehen in banger Erwartung, ihre Häupter in die Höhe heben, und ſieh' — plötzlich erſcheint das Zeichen des Menſchenſohnes am Himmel:

das Zeichen der Erlöſung für die Auserwählten,
I. Theil,

das Zeichen der Verwerfung für die Verworfenen,
II. Theil.

So erhebet denn eure Häupter, meine Lieben, horchet dem Worte Gottes und fraget euch dann, ob euch das Kreuz das Zeichen der Auserwählung oder Verwerfung ſei!

Erster Theil.

Wenn man einen guten Freund recht lieb gewonnen, all seine Hoffnungen, all sein Vertrauen auf ihn gesetzt hat und in diesem seinem Vertrauen zuletzt sich nicht getäuscht sieht: kann es dann einen freudigeren Augenblick geben, als jenen, in dem man den alten guten Freund wiedersieht und von ihm wiedererkannt wird? — Nun sieh, mein lieber Christ, solche Freude werden am jüngsten Tage die Gerechten haben, wenn sie ihren alten Freund, der ihnen in diesem Leben so theuer geworden ist, auf den sie alle ihre Hoffnung, ihr ganzes Vertrauen gesetzt haben, der allein ihr Trost und ihr Ruhm war, — das heilige Kreuz nämlich wieder erblicken! Da werden sie ihre Häupter erheben voll heiliger Freude, voll glühender Sehnsucht; denn ihre Erlösung ist nahe. Sie haben sich ja auf dieser Erde schon mit dem Kreuze innigst befreundet; das Kreuz war ihr Trost und ihr Stab (Ps. 22, 4); es fiel ihnen nicht ein, sich in etwas anderm zu rühmen, als in dem Kreuze Christi (Gal. 6, 14); sie wußten ja, daß Alle, die in Christo gottselig leben wollen, Verfolgung leiden müssen (II. Tim. 3, 16), daß man nicht anders, als durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen kann (Apostelg. 14, 21), und daß, wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und dem Herrn nicht nachfolgt, sein Schüler nicht sein kann (Luk. 14, 26), daß auch Christus leiden und durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen mußte (ebend. 24, 26). Sie kannten und liebten den königlichen Weg des Kreuzes; mit Flammenzügen war es in ihre Herzen eingeschrieben, und in ihrem ganzen Leben ausgeprägt, was das goldene Büchlein der Nachfolge schreibt: „Sieh, im Kreuze besteht das Ganze, und im Sterben besteht Alles, und es ist kein anderer Weg zum Leben und zum wahren innern Frieden, als der Weg des heiligen Kreuzes. Richte und ordne Alles nach deinem Willen und Anschauen und du

wirſt nichts finden, außer daß man immer etwas leiden muß, entweder von freien Stücken oder mit Widerwillen, und ſo wirſt du immer das Kreuz finden. Wende dich nach oben, kehre dich nach unten, drehe dich nach außen, kehre dich nach innen, und in Allem wirſt du das Kreuz finden. Iſt ja doch Gott nichts angenehmer und dir nichts heilbringender auf dieſer Welt, als gerne für Chriſtus leiden; und trägſt du gerne dein Kreuz, ſo wird es auch dich tragen, wird dich zum erſehnten Ziele führen, wo das Leiden ein Ende haben wird. Im Kreuze iſt Heil, im Kreuze iſt Leben, im Kreuze Schutz vor den Feinden, im Kreuze Überſtrömung von himmliſcher Süßigkeit, im Kreuze Stärke des Sinnes, im Kreuze die Freude des Geiſtes, im Kreuze das Ganze der Tugend, im Kreuze vollkommene Heiligkeit. **Dieſes Zeichen des Kreuzes wird am Himmel ſein, wenn der Herr zum Gerichte kommen wird. Dann werden alle Diener des Kreuzes, die ſich im Leben dem Gekreuzigten ähnlich gemacht haben, zu Chriſtus dem Richter mit großem Vertrauen hintreten.**“ Ja wohl werden ſie hintreten mit vollem Vertrauen, denn ſie kannten das Kreuz, das Zeichen der Erlöſung, und liebten es; ihnen war die Wiſſenſchaft des Kreuzes die wahre Weisheit und alles Andere Gaſſenkehricht. Ja, da werden ſie ihre Häupter emporheben, da werden ſie die Hände ausſtrecken, und im Geiſte das heilige Kreuz umfangen. Da wird man erkennen an ihren verklärten Mienen, an ihres Herzens heiligem Jubel die Freunde des Kreuzes Chriſti; da werden ſie hervortreten die Millionen Blutzeugen der katholiſchen Kirche, ſie Alle, die das Zeichen des Lammes, das heilige Kreuz, auf ihrer Stirne tragen, und werden einander Glück wünſchen wegen ihrer Nachfolge Chriſti, wegen ihrer Liebe zum heiligen Kreuze; da wird jubeln in heiliger Freude jener ſeraphiſche Vater

Franziskus*), der Krankheiten und Schmerzen ſeine Brüder nannte, jene heilige Thereſia**), die da ſagte, daß ſie ihre Leiden mit allen Schätzen der Welt nicht vertauſchen möchte, jene heilige Thekla***), die Gott nur um die einzige Gnade bat, recht Vieles und immerwährend zur Ehre Gottes zu leiden, jener heilige Ignatius Loyola†), der für die von ihm geſtiftete Geſellſchaft Jeſu um nichts dringender zu Gott flehte, als um Leiden und Verfolgungen, jener heilige Franziskus Xaverius, der in Angſt gerieth, als er eine Zeit lang keine Verfolgung mehr zu dulden hatte, weil er glaubte, er ſei kein rechter Streiter Chriſti mehr. Ja, ſie Alle, die auf dieſer Erde den königlichen Weg des Kreuzes gingen, ſie werden frohlockend ihre Häupter erheben, werden mit verklärtem Antlitze aufblicken zum heiligen Kreuze, denn die Stunde ihrer Erlöſung iſt gekommen, das Kreuz iſt ihnen der Palmzweig des ewigen Friedens. Ja, nun iſt die Zeit gekommen, daß ſie ausruhen von ihren Mühen, daß die Thränen getrocknet werden von den Augen, daß aufhören Leid und Klage und Schmerz. Wohl iſt es ihnen einſt hart ergangen, als ſie noch den ſchmalen, dornenvollen Pfad zum Himmel wanderten; hart erging es ihnen, wie dem Waizen, der zuvor mit der Wurfſchaufel ſich herumwerfen, dann erſt zermalmen und auf alle Weiſe kneten laſſen muß, bis er ein ſchmackhaftes Brod wird; hart erging es ihnen, wie dem Flachs und der Wolle, die man zuvor auf alle Weiſe zauſen und ſchlagen und dörren muß, bis ſie gutes, brauchbares Tuch werden; hart erging es ihnen, wie dem Eiſen, das ſich um ſo öfter auf den Ambos werfen und hämmern laſſen muß, je feiner die aus ihm verfertigte Arbeit werden ſoll; hart erging es ihnen, wie den Trauben, die ſich zuvor auf alle Weiſe preſſen laſſen müſſen,

*) S. Bonavent. in vit. c. 4.

**) Paedag. Christ. tom. 2. c. 5. sect. 6.

***) Paedag. l. c. c. 15.

†) Vit. S. Ignat.

bis der koſtbare Traubenſaft zu Stande kommt; hart erging es ihnen, wie den fruchtbaren Obſtbäumen, die ſich auf alle Weiſe ſchütteln laſſen müſſen, damit man zu den Früchten gelangen kann; aber nun iſt es vorbei; jenes Kreuz, das einſt ſo rauh, ſo ſchwer, ſo abſchreckend ausſah, es glänzt nun in goldenen Strahlen am Himmel, als das Zeichen der Erlöſung. Darum rufen ſie nun aus die Gerechten beim Anblicke des heiligen Kreuzes, wie einſt der heilige Andreas, als er den Marterpflock ſah, an den er geheftet werden ſollte: Sei mir gegrüßt, du koſtbares Kreuz, das du von den Gliedern meines Herrn geziert worden biſt! O du lange erſehntes, heißgeliebtes, ohne Unterlaß geſuchtes Kreuz! nimm mich auf, hinweg von den Menſchen und gib mich meinem Meiſter wieder zurück, damit er, der mich durch dich erlöst hat, durch dich auch mich erhalte.

O meine Lieben! was wird das für eine Freude, was für ein Jubel, welche Seligkeit wird das ſein, wenn die Gerechten ſo ihre Häupter erheben und das Kreuz, das Zeichen ihrer Erlöſung, erblicken und begrüßen werden! —

Was werden wohl wir ſagen, meine Lieben, wenn das Zeichen des Menſchenſohnes am Himmel erſcheinen wird? Haben auch wir ſchon nähere Bekanntſchaft mit dem Kreuze gemacht? Haben wir es auch ſchon manchmal ein wenig getragen und dem Herrn nachzufolgen verſucht? Oder habt vielleicht ihr Landleute kein Kreuz? Werdet etwa ihr erſt am jüngſten Tage damit bekannt werden? O nein, werdet ihr ſagen, Kreuz genug, da fehlt es nicht! Nun, ſo wünſchet euch Glück, meine Lieben; gerade der Umſtand, daß ihr hier Kreuz, und oft viel und ſchwer zu tragen habt, gerade das iſt ein Zeichen eurer Auserwählung! Gleichwie das Siegellack den Eindruck des Siegels nicht eher annimmt, als bis es im Feuer weich und flüſſig gemacht wird, ſo muß auch der Menſch durch das Feuer der Trübſal, durch Kreuztragen erſt weich und mürbe gemacht werden, damit er das Siegel der göttlichen Gnade in ſich aufnehmen kann. Sieh, mein lieber

Landmann, die Haut an deinen Knieen iſt zwar nicht ſo dick wie Kameelſchwielen, wie die des heiligen Jakobus vor lauter Beten waren, aber deine Hände ſind voller Schwielen von der harten Arbeit, dein Geſicht iſt ſonnenverbrannt von der Hitze der Sommertage, die dein Angeſicht im Schweiße baden; in aller Frühe ſchon verlaſſeſt du deine Lagerſtätte, um deinem mühſamen Tagwerke, in der Scheune, im Walde oder auf dem Felde nachzugehen, ſchlechte Koſt muß nicht ſelten den leeren Magen erquicken, vor Mattigkeit möchteſt du mitten in deinem Tagwerke oft umfallen, und ſo geht es ſchier das ganze Jahr fort und der Ruhetage ſind nicht viele. Während aber du meiſtens draußen deinen Geſchäften nachgeheſt und das Brod verdienen mußt, hat die Hausmutter das Hausweſen zu beſtellen und für die lieben Kleinen und die Dienſtboten zu ſorgen; da gibt es denn viel zu kümmern und zu ſorgen, viel zu ſchaffen und zu ordnen, und fleißig dürfen Mann und Weib ſelbſt in einem ländlichen Hausweſen zuſammenhalten, wenn ſie ihre Pflicht und Schuldigkeit thun und gute Wirthſchaft führen wollen. Nun ſeht, liebe Landleute, das iſt euer Kreuz, das iſt eure Plage. Wenn ihr nun dieſes euer Kreuz gerne tragt, es dem Herrn nachtragt, nicht deßhalb ſchanzt und euch abmühet, um brav Geld zu erwerben, ſondern vor Allem, um eure Schuldigkeit zu thun, um die Pflichten eures Standes, die euch Gott auferlegt, in den er euch geſetzt hat, zu erfüllen: dann, liebe Landleute, habt ihr euer Kreuz getragen, recht getragen, es Jeſu nachgetragen, und dann werdet ihr auch am jüngſten Tage wie der heilige Andreas beim Anblicke des Kreuzes aufrufen: Sei uns gegrüßt, o heiliges Kreuz, du gutes, du heißerſehntes, du innigſtgeliebtes Kreuz! Im Leben ſchon haben wir uns miteinander befreundet; du hingſt nicht bloß über unſerm Weihbrunnkeſſel, nicht bloß an unſerm Altare, wir haben dich nicht bloß mit dem Munde geküßt, mit den Armen umfangen und auf dem Sterbebette ans Herz gedrückt; nein, wir haben dich auch auf unſern Schultern getragen, gerne getragen, als das ſanfte

Joch Jeſu Chriſti; darum ſei uns gegrüßt, du heiliges Kreuz, du holdſeliges Zeichen unſerer Erlöſung! — Und wie wirſt erſt du dich freuen, arme Wittwe, die du mühſam dich und die Deinigen vom Hungertode retteſt, die du lieber ein ſchwarzes Stück Brod, an dem der Schweiß hängt, eſſen willſt, als ein geſtohlenes weißes, wie wirſt du dich erſt freuen am jüngſten Tage, wenn du deinen treuen Hausgenoſſen, das Kreuz wiedererblickeſt; aber nicht mehr wie damals, da du es auf den Schultern trugeſt, ſondern in Glanz und Herrlichkeit! Und du, armes Mütterchen, das du einſam und verlaſſen unter einem armſeligen Dachſtübchen wohnſt, nur von der Mildthätigkeit guter Menſchen lebeſt, vielleicht nie recht geſund warſt, nie einer ſtrengen Arbeit vorſtehen konnteſt, ſondern deine Tage nur ſo fortfriſten mußteſt; ſieh, du biſt alt und grau geworden im Kreuztragen, das Kreuz iſt dir gleichſam an die Schultern gewachſen, du magſt ſtehen oder gehen, ſitzen oder liegen, ſo fühlſt du nichts anders, als Kreuz. Da möchteſt du oft unwillig werden, die bitteren Thränen laufen dir über die Backen herab, oft fragſt du, wie es denn komme, daß dich Gott ſo lange mit deinem Kreuze auf dem Erdboden herumkriechen laſſen möge: o ſei ſtille und verzage nicht, du getreue Schülerin des Kreuzes! nur eine kleine Weile noch drückt dir das Kreuz die Schultern wund, dann legt man ein paar Schollen kühle Erde als Pflaſter hinauf, und dann noch eine kleine Weile und es kommt ein Tag, wo du das Kreuz wiederſehen wirſt; aber nicht, daß du es neuerdings auf dich nehmen ſollſt, daß es dir neuerdings die Schultern wund drücke, ſondern damit du von ihm aufgenommen und an ihm ewige Ruhe und Seligkeit finden mögeſt. O wie wirſt du da jubeln! — Doch horche, was iſt das für ein Getöſe, was für ein Heulen und Wüthen? Was ſind das für Töne der Verzweiflung, die an unſere Ohren ſchlagen? — Das ſind, o meine Lieben, die ſchrecklichen Verwünſchungen und Flüche der Verdammten beim Anblicke des heiligen Kreuzes, und hievon im

zweiten Theile.

Denkt euch einen Mörder, der einen verhaßten Gegner heimlich oder öffentlich aus dem Wege zu räumen ſucht; wirklich gelingt ihm eines Tages ſein Mordplan, er bekommt den Feind in ſeine Gewalt, verſetzt ihm mehrere tödtliche Stiche, und geht in der Meinung, daß der Getroffene nimmer zum Leben erwachen werde, rachegeſättigt von dannen. Nach einiger Zeit wird er vor Gericht geladen, er argwohnt durchaus nicht Übles, da öffnet man eine Seitenthüre und — der ſchon längſt todt Geglaubte ſteht vor ſeinen Augen! Wie ungelegen wird dem Mörder dieſes plötzliche Erſcheinen ſein! Wie wird er toben und wüthen, daß ſein Mordplan nicht gelungen und der Todfeind ihm noch einmal quer über den Weg kommt! Alſo tobte der heidniſche Wütherich Diokletian, als er den heiligen Sebaſtian mit Pfeilen zu erſchießen befohlen hatte. Aber die Pfeile trafen nicht tödtlich und St. Sebaſtian trat nach einiger Zeit dem Kaiſer wieder unter die Augen, worauf dieſer vor Staunen ſich kaum zu faſſen wußte, aber dann ſogleich, da der Heilige ihm ſeine Gottloſigkeit vorwarf, denſelben grauſam umbringen ließ. So tobten die Juden, als ſie hörten, daß Chriſtus, den ſie am Kreuze unſchädlich gemacht zu haben glaubten, wieder vom Tode auferſtanden ſei.

So werden auch, meine Lieben, die Feinde des Kreuzes Chriſti toben und raſen, wenn ſie am jüngſten Tage aus den Gräbern heraus müſſen, und das Zeichen des heiligen Kreuzes ſtrahlend am Himmel erblicken werden, da werden ſie ihre Häupter erheben, aber ſie um ſo tiefer wieder zur Erde ſenken; denn das Kreuz iſt für ſie das Zeichen der Verwerfung. Da werden ſie knirſchen mit den Zähnen, daß ihnen dieſes verhaßte Zeichen zu guter Letzt noch zu Geſicht kommen muß. Tauſendmal lieber würden ſie in den Abgründen der Hölle die ſchreckliche Qual leiden wollen, wenn ſie nur das Kreuz, das verhaßte Kreuz nicht anſehen dürften.

Beſonders ſind dieß, meine Lieben, die Ungläubigen, die Feinde des Chriſtenthums, die Phariſäer und Sadduzäer unſerer Tage, die durch ihren eigenen ſoliden Lebenswandel ſich den Himmel nach ihrer Façon verdienen wollen, den Erlöſer aber und ſein bitteres Leiden und Sterben geringſchätzen oder gar verachten. Solche gibt es in unſern Tagen genug und zwar nicht bloß unter den Heiden, Juden und Ketzern, ſondern auch unter Solchen, die ſich katholiſche Chriſten nennen. Weil ſie den Erlöſer und ſein bitteres Leiden und Sterben nicht achten, ſo achten ſie auch das Kreuz nicht, auf dem er für uns geſtorben iſt; daher ſchämen ſich ſolche Leute ſchier, das heilige Kreuz zu machen, oder ein Kruzifix in ihrem Zimmer zu haben; wenn ſie vor einer Kreuzſäule, die an dem Wege ſteht, ihren Hut ziehen müßten, ſo würden ſie ſich ſchämen und in größte Verlegenheit kommen. Ihnen iſt Chriſtus höchſtens der Weiſe von Nazareth, wenn's gut geht noch ein großer Mann, aber den Sohn Gottes, den Heiland der Welt, der am Stamme des heiligen Kreuzes ſein Leben für uns hingegeben hat, verläugnen ſie. Daher wandeln ſie auch als Feinde des Kreuzes Chriſti, und ihr Gott iſt der Bauch, oder ungemeſſener Stolz und Hochmuth, die Geldkiſte, thieriſche Luſt oder ſo etwas dergleichen. Sagt man ſolchen Leuten etwas von einem Kreuz, von der Nothwendigkeit, Kreuz zu tragen, oder gar von dem königlichen Weg des Kreuzes, ſo ſchlagen ſie ein helles Gelächter auf; ſagt man ihnen, daß man nur durch Kreuz und Leiden in den Himmel eingehen könne, ſo zucken ſie mitleidig die Achſeln und ſprechen ihr Bedauern aus, daß man in unſern aufgeklärten Zeiten noch ſo mönchiſche, ſauertöpfiſche Äuſſerungen hören müſſe. Deßhalb leben dieſe Leute auch dahin wie das liebe Maſtvieh, das darum gut gefüttert wird, damit es deſto bälder für die Schlachtbank taugt; ſie gleichen Bäumen, die keine Frucht tragen, die man daher auch nicht ſchüttelt, ſondern ganz und gar in Ruhe läßt, bis ſie plötzlich umgehauen werden; ſie gleichen Kranken, die der Arzt bereits aufgegeben hat, denen er daher keine Diät und keine beſon-

deren Arzneien mehr vorſchreibt, ſondern ſie eſſen läßt, wonach ſie der Gaumen gelüſtet. Solche Leute leben wie das Vieh und ſterben wie das Vieh. Sie liegen beſtändig in großer Behaglichkeit auf der Streue ihrer Laſter und wer nun da kommen, ihnen das Kreuz vorhalten und ſie aus ihrem Luderleben aufſchrecken wollte, der würde ſicherlich den ſchlechteſten Dank von ihnen ärnten. So ſterben ſie und man ſcharrt ſie ein, wie ſie glauben, auf ewig, um nimmer zu erwachen; aber es kommt ein Tag, wo die Poſaunen fürchterlich ſchmettern und ſie aus ihrem vermeinten ewigen Schlafe aufrütteln werden. Da werden ſie ſcheu aus den Gräbern hervorkriechen, den wilden, ſtieren Blick zum Himmel erheben, und mit Entſetzen das verhaßte Kreuz im ſtrahlenden Glanze erblicken. Jeder Strahl iſt ihnen ein Blitz in die verworfene Seele; gerne möchten ſie jetzt ſchon rufen: Fallet über uns, ihr Berge, und ihr Hügel bedecket uns! allein ſie müſſen wie ein überwieſener Miſſethäter den Gegenſtand ihres Haſſes anſehen, und ſollte ihnen auch das Mark in den Gebeinen zergehen. Das Zeichen der Erlöſung, das ſo lange ein Zeichen der Schmach geweſen iſt, es muß nun glänzen als Siegeszeichen; lange genug iſt es verhöhnt, gelüſtert, verſpottet, mißhandelt, mit Füßen getreten worden, und mit ihm der Erlöſer; ſo muß ihm denn einmal Recht werden, vor aller Welt Genugthuung und Gerechtigkeit widerfahren. Nun, ſtolzer Freigeiſt, elender Erdenwurm, bäume dich und winde dich empor mit dem Schlangenſtachel deines Spottes! Wo ſind jetzt deine hochtrabenden Worte, wo deine höhniſchen Äußerungen? Wie, warſt du nicht einer von Jenen, die da die Freunde des Kreuzes Chriſti verläſtert und verhöhnt haben? Warſt du nicht einer von denen, die nie vom Kreuze wiſſen wollten, ſich einen andern Discours ausgebeten haben, wenn hievon die Rede war? die in ihrem ganzen Leben alle möglichen Laſterwege gingen, nur den königlichen Weg des Kreuzes nicht? So erhebe denn jetzt dein Haupt! Sieh da das Zeichen des heiligen Kreuzes, das Zeichen deiner — Verdammniß! Schon hör' ich

dich heuben, mit den Zähnen knirſchen und verzweifelnd mit deinen zahlreichen Gefährten ausrufen (Weish. 5): O wir Thoren, wir hielten ihr Leben für Unſinn und ihr Ende für ſchimpflich; nun ſehen wir, wie ſie unter die Heiligen gezählt ſind. So, meine Lieben, wird es Viele geben an jenem Tage, denen das Kreuz ein Zeichen der Verwerfung ſein wird. Und meint ihr etwa bloß unter den Studirten, unter den Vornehmen, unter den Stadtleuten? Täuſcht euch nicht, meine Lieben; auch viele Landleute werden am Tage des Gerichtes in dem Zeichen des heiligen Kreuzes das Zeichen ihrer Verwerfung erblicken. Gibt es denn nicht auch auf dem Lande ſo Manche, die wohl das Kreuz machen, Weihwaſſer nehmen, in ihren Stuben und Kammern Kruzifixe haben, und auf dem Sterbebette das Sterbkreuz wohl in ihren Händen, aber noch nie auf den Schultern getragen haben? Und ſollteſt du auch wallfahrten gehen, und ein größeres hölzernes Kreuz Tagereiſen weit zu einer Wallfahrtskapelle auf den Schultern hinſchleppen, und ſollteſt du bis Jeruſalem mit einem ſolche Kreuze gehen, und es von Jeruſalem noch bis auf den Kalvarienberg hinauftragen, ſo heißt das Alles noch nicht Kreuztragen. Was hilft es dir denn, wenn du ein großes hölzernes Kreuz an einen Wallfahrtsort ſchleppen, aber die nämlichen alten böſen Gewohnheiten und Laſter wieder nach Hauſe bringen würdeſt? Sein Kreuz tragen heißt: ſich ſelbſt verläugnen, ſeinen böſen Neigungen ein Gebiß anlegen. Kreuz tragen heißt: ſich das Auge ausreiſſen, die Hand und den Fuß abhauen, wenn ſie ärgern ſollen. Nun fraget euch ſelbſt, meine Lieben! fraget euch, ihr Verheiratheten, ihr Hausleute, welchen Abbruch habt ihr euch denn ſchon gethan? Was habt ihr denn überhaupt gethan, das euch viel Gewalt, viel Mühe, viel Überwindung gekoſtet hat? Sitzt nicht oft Mancher tagtäglich im Wirthshauſe und vertrinkt das Geld, womit er ſeine zahlreichen Schulden zahlen, oder ſein Hausweſen verbeſſern könnte? Das Weib und die Kinder zu Hauſe können brav Waſſer ſaufen, daß

ihnen die Augen fein helle bleiben, ſagt der naſſe Hausvater, er ſelbſt aber weiß kein Ziel und Ende, wann er zu trinken aufhören ſoll. Thut denn ein Solcher etwas, was ihn Überwindung koſtet? Was hilft es denn, wenn er dann wieder arbeitet, was er ja ſchon gewohnt iſt und ihn nicht hart ankommt? Da, in ſeinem Lieblingsfehler ſoll er ſich überwinden, ſonſt iſt er ein Feind des Kreuzes Chriſti. Was hilft es, wenn man von Einem ſagt: Er iſt ein recht guter Menſch, hat das beſte Herz, um Mitternacht würde er aufſtehen und helfen? Das Alles thut er, weil es ihn nicht ſonderlich hart ankommt; aber da, wo es ihm hauptſächlich fehlt, da ſoll er ſich als Freund des Kreuzes Chriſti zeigen, da ſoll er ſich überwinden; das heißt Kreuztragen. Wie Viele aber thun dieß? Und es kann ſich Keiner ausreden, Jeder weiß recht gut, wo ihn der Schuh drückt, wo es ihm eigentlich fehlt, wo er daher ſich Gewalt anthun muß. — Oder, um auf die ledigen Leute zu ſprechen zu kommen, fraget euch einmal: Was habt denn ihr euch ſchon für Abbruch gethan? In welchen Stücken habt denn ihr euch ſchon als Freunde des Kreuzes Chriſti erwieſen? Ich will bloß diejenigen fragen, die gern tanzen: Wann, ſeit ſie aus der Feiertagsſchule gekommen ſind, haben ſie ſich an einem Sonntage, an dem Tanzmuſik war, ſchon gedacht: Jetzt, gerade heute thue ich mir einen Abbruch, gerade heute gehe ich nicht hin; will ſehen, ob ich nicht Meiſter über mich ſelbſt bin, und das thue ich meinem Herrn und Heiland zu lieb, weil ich ihm gern ſein Kreuz nachtragen, weil ich ein Freund des Kreuzes ſein möchte? Mein Gott! Wie viele Jünglinge und Mädchen werden in der Pfarrei ſein, die auch nur ein einzigesmal alſo gedacht haben? Was macht man nicht für Geſichter, wenn Vater oder Mutter, Hausvater oder Hausmutter an einem Tage, an dem Tanzmuſik iſt, zu dem Sohne oder der Tochter, zu dem Knecht oder der Magd ſagen: Heute bleibt ihr zu Hauſe und geht mir nicht fort! Und ſolchen Leuten, die man faſt anhängen muß, wenn ſie zu Hauſe bleiben ſollen, ſollte einmal einfallen, auch

dem Heiland zu lieb etwas zu thun, was hart ankommt? Solche Leute wollen dann von der Nachfolge Chriſti, vom königlichen Weg des Kreuzes reden? Und doch iſt dieß ſo wichtig und Alles kommt darauf an! Habt ihr das ſchon einmal recht beherzigt, meine Lieben? Nicht wahr, ihr Alle, wie ihr hier ſeid, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, möchtet einſt am jüngſten Tage zu Jenen gehören, die ſich da freuen beim Anblicke des heiligen Kreuzes, die in dieſem gern das Zeichen ihrer Erlöſung erblicken möchten! Nun gut, das wird geſchehen, wenn ihr euch jetzt ſchon befleißt, Freunde des Kreuzes Chriſti zu ſein, euch ſelbſt zu verläugnen, euch Gewalt anzuthun in Bekämpfung eurer böſen Neigungen und Gewohnheiten. So trage denn ein Jeder aus uns ſein Kreuz, und wenn es auch noch ſo ſchwer drücken ſollte. Auf dieſer Erde iſt das Kreuz niemals holdſelig anzuſchauen, es iſt immer hölzern, bleiern oder eiſern, immer ſchwer; aber denkt, daß einſt ein Tag kommt, wo das Kreuz in unausſprechlicher Herrlichkeit, in goldenem Strahlenglanze als das Zeichen der Erlöſung, der ewigen Ruhe und Freude ſchimmern wird. Amen.

Predigt

auf

den zweiten Sonntag im Advent.

Text: „Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird?" Matth. 11, 7.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Der Heiland will nicht, daß man seinen Vorläufer, den heiligen Johannes, für einen unbeständigen, wankelmüthigen Menschen halte, deßwegen sagt er zu dem Volke: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Etwa ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Habt ihr etwa geglaubt, ihr sehet an ihm einen Menschen, der heute so, morgen anders redet, der heute, weil er in der Wüste ist, in Einsiedlerstracht erscheint, mit einem härenen Kleide angethan, morgen aber, wenn er am Hofe des Herodes ist, weichliche Kleider trägt? Habt ihr etwa gemeint, Johannes spiele dem gemeinen Volke gegenüber den Bußprediger, am Hofe des Herodes aber sei er ein speichelleckender Hofschranze, der bei dem verbrecherischen Umgange des Königs kluges Stillschweigen beobachte oder gar die Laster desselben

im Gewande der Tugend erſcheinen laſſe? Da irrt ihr euch gewaltig, wollte der Herr ſagen; Johannes iſt kein Rohr, das ſich vor dem Hofwinde geſchmeidig beugt, kein Rohr, das ſich von den heulenden Stürmen der Wüſte herumpeitſchen läßt, nein — Johannes iſt eine Eiche, die jedem Sturme trotzt. Johannes iſt in der Wüſte, am Hofe und im Gefängniſſe der ſich immer Gleiche. Das Laſter mag ihm unter der gleißenden Hülle des Phariſäers, unter dem Panzer des übermüthigen Kriegers, oder unter dem Purpur des Herodes entgegentreten: überall iſt es ihm und bleibt es ihm Laſter, gegen das er, und wenn auch der Henker ſchon mit dem Beile und der Schüſſel neben ihm ſtehen ſollte, ſo lange ſeine Zunge noch mit dem Rumpfe zuſammenhängt, unerbittlich und unerſchütterlich auftritt. Sein letztes Wort iſt noch: Es iſt dir nicht erlaubt! —

So iſt alſo Johannes das lebendige Bild jener Feſtigkeit, Entſchiedenheit und chriſtlichen Charakterſtärke, die alle Winkelzüge, alle Zweideutigkeit des Benehmens, alles Hinken auf zwei Seiten, alle Augen- und Wohldienerei, alle Heuchelei und Schmeichelei auf's Tiefſte verabſcheut. Er iſt kein Rohr, das jedem Winde ſeine Komplimente macht, und ſo iſt er uns ein Muſter und Vorbild, wie auch wir für uns ſelbſt und in unſern Beziehungen zu Andern ſein ſollen. Gleichmäßigkeit des Betragens iſt eine Haupttugend der Chriſten, und ein Chriſt, der mit dieſer Tugend geziert iſt, der überall ſeinen geraden Weg geht, wie ihm ſein Gewiſſen denſelben vorzeichnet, iſt bei Freund und Feind gleich geachtet, während der Charakterloſe, der in einem gemeinen Jahre dreihundertfünfundſechzigmal und in einem Schaltjahre dreihundertſechsundſechzigmal ſein Geſicht, ſeine Reden und Grundſätze ändert, billig von männiglich verachtet wird. Gleichmäßig muß alſo unſer ganzes Benehmen ſein.

Wir müſſen uns gleich bleiben in Bezug auf uns ſelbſt, d. h. verabſcheuen alle Heuchelei. I. Theil.

Wir müssen uns aber auch gleich bleiben Andern gegenüber, d. i. verabscheuen alle Schmeichelei.

II. Theil.

Ich beginne u. s. w.

Erster Theil.

Wir leben jetzt in einer Zeit, die endlich einmal aus dem Schlafe ihrer Gleichgültigkeit für alles Höhere erwacht ist, und nachgerade anfängt, sich sehr entschieden zu gestalten. Es schwimmt jetzt nimmer Alles so durcheinander wie etwa seit vierzig Jahren, wo man Alles, was sich Christenthum hieß, wenn es auch noch so verschiedene Namen hatte, in einen Kessel zusammenwarf, um daraus eine allgemeine christliche Religion zu sieden, die aber Alles eher als katholisch werden sollte. Aber das Ding ließ sich eben nicht sieden, die zusammengeworfenen Bestandtheile waren zu ungleichartig und ließen sich nicht miteinander vermischen und so mußte man in unsern Tagen das Sudwerk einstellen. Seitdem hat Alles wieder seinen alten Namen wie zuvor; das Ungleichartige steht sich einander gegenüber wie zuvor, und auch die katholische Kirche hat wieder größere Selbstständigkeit errungen und sich von den fremdartigen Bestandtheilen, die man ihr beimischen wollte, gereinigt. Seitdem freut sich auch der katholische Christ wieder besser seines Glaubens, es ist nicht mehr, wie in früherer Zeit, wo man ihm zumuthete, bei fremder Aufklärung betteln zu gehen, und er selbst Gott weiß welche Gnade zu bekommen glaubte, wenn er auf der fremden Tafel einige schimmlichte Brocken verschlucken konnte. Das ist jetzt anders geworden. Es herrscht jetzt größere Entschiedenheit und Selbstständigkeit, weil der katholische Christ es sich wieder bewußt geworden ist, daß seine eigene Mutter die Tafel reich genug besetzt hält und er nicht nothwendig hat, bei fremden Thüren betteln zu gehen.

Aber, ach! wie Viele gibt es nicht, die da wohl, so lange sie keine schiefen Seitenblicke oder anzügliche Reden zu befürchten haben, sich als katholische Christen geberden, die da

ſich den Anſchein geben, als ſeien ſie unerſchütterliche Eichen, die kein Sturm zu brechen vermag; aber laßt nur eine winzige Gelegenheit kommen, und dann werdet ihr ſogleich ſehen, wie die gerühmten ſtolzen Eichen in armſelige Rohre zuſammenſchwinden, die von dem leiſeſten Lüftchen hin- und hergetrieben werden. Ja, zu Hauſe, da wird die treueſte Anhänglichkeit an die Kirche zur Schau getragen; aber es ſoll einmal ein ſolcher eichenbaumſtarker Katholik in eine Geſellſchaft von Spöttern, von Aufgeklärten, von ſogenannten Gebildeten kommen, es ſoll allda nur tüchtig über die Kirche, ihre Lehrer und ihre Diener losgezogen werden, dann wird man bald ſehen, wie unſer ſtarker Katholik den nämlichen Geſang mitpfeift. Ja, der Geiſtlichkeit gegenüber wird Ehrfurcht geheuchelt, unter den Spöttern aber macht man ſich luſtig über das ganze Narrenwerk, das die katholiſche Kirche aufführt; ja, dem geiſtlichen Herrn gegenüber, namentlich wenn man etwas von ihm zu hoffen oder zu fürchten hat, heißt es: Ihr Hochwürden und Gnaden, dort aber unter den Spöttern und Aufgeklärten heißt es: Der dumme Pfaff! ja, drinnen in der Kirche kniet man ſich nieder beim Gottesdienſt und klopft bei der Wandlung an's Herz, draußen aber bei den Aufgeklärten gibt man ſeinen Unglauben ohne Scheu zu erkennen; zu Hauſe hält man den Faſttag, weil es ſonſt zu auffallend wäre, aber draußen ſpeist man mit den Aufgeklärten Fleiſch; zu Hauſe betet man ein Tiſchgebet und den engliſchen Gruß, aber draußen ſetzt man ſich ohne Gebet hin, wiſcht den Löffel und geht, wie die Verwandtſchaft im Stalle daheim, davon. Von den Stadtleuten will ich gar nicht einmal reden; in jedem noch ſo elenden Marktflecken, in jeder auch noch ſo winzigen Stadt hat dieſe Charakterloſigkeit und Zweideutigkeit ihre zahlreichen Anhänger; der aufgeklärte Schuſter und Schneider, der dem Banqueroute nahe Wirth und Bräuer oder gar erſt derjenige, der brav Batzen hat, geht im Bewußtſein ſeiner hohen geiſtigen Bildung und Aufklärung wie auf Stelzen daher, macht wohl der Geiſtlichkeit, wenn's

gut geht, seine Komplimente, geht auch des Anstandes halber in die Kirche, beichtet auch alle Jahre einmal, jedoch wie der Pharisäer im Tempel; sitzt er aber mit seines Gleichen an der Zechtafel, dann tritt die eigentliche Gesinnung aus den Winkeln des Herzens an's Licht; der Mann zündet dann die Fackel seiner Aufklärung an, die er sich in der Fremde geholt hat, und läßt nun sein Licht vor der ganzen Gesellschaft leuchten.

Aber selbst unter dem Landvolk hat jenes saubere Sprichwort: „Mit den Wölfen muß man heulen!“ hie und da schon ziemlich eingerissen, namentlich wenn es so Einer ist, der in seinem Dorfe den Ton angibt, vor dem sich Alles bückt, weil er brav Geld hat. Wenn nun ein Solcher in die Stadt kommt und da auf seinen Säcken sich breit macht, da meint er, was er für ein Wunder gewirkt hat, wenn er beim Gebetläuten seinen Hut recht fest auf dem Kopf sitzen läßt, oder im Wirthshaus am Freitag Fleisch ißt. Ist es ja einmal geschehen, daß da Einer vom Lande in eine Stadt kam, wo es Leute gibt, die nicht beichten, wie die Katholischen, sondern nur sagen: Herr, ich habe gesündigt! diese Beichte gefiel unserm Landherrn sogleich; das Ding macht weniger Umstände, dachte er sich, da braucht man seine Betrügereien und Sünden und Laster nicht zu nennen, und als er mit diesem köstlichen Stück Aufklärung nach Hause kam, suchte er sogleich beim nächsten Ablaß in der neuen Weise zu beichten, wobei ihm aber von dem Priester das nöthige Kapitel in einer Weise gelesen wurde, daß ihm für die Zukunft alle Lust verging, in dieser neuen Weise zu beichten.

Aber seht, so geht es. Bei solcher Gelegenheit zeigt sich, wie einem eigentlich um's Herz ist. Ja, bei uns auf dem Lande heraußen, da macht man so mechanisch Alles mit, was sonst ein katholischer Christ gewöhnlich thut; natürlich wäre es gar zu auffallend, und man würde von den Leuten zu sehr in den Mäulern herumgetragen; die Geistlichen fürchtet man doch auch ein wenig, wenn sie anders zu fürchten sind, freilich nicht allemal. Und erst, wenn man nicht so vieles An-

dere zu fürchten hätte, wenn nicht zeitliche Rückſichten Vorſicht geböten, wenn man nicht fürchten müßte, ſein Brod, ein hübſches Einkommen, ein gutes Geſchäft, ein einträgliches Amt zu verlieren und einzubüßen: wie Viele würden da eine andere Sprache führen, wie Viele würden die läſtige Maske ablegen, die Schafskleider wegwerfen und die eigentliche Wolfsnatur an den Tag legen! Wie Viele gibt es, die jetzt Kirchen beſuchen, beichten, Gelobt ſei Jeſus Chriſtus ſagen, und meinetwegen auch Miſſionen halten laſſen, weil es oben gerne geſehen wird; aber es dürfte nur der Wind wieder anders gehen, und ſchnell würde man den Mantel nach demſelben kehren *). Oder meint man, wir haben in Bayern keine verkappten Rongeaner? Meint man, die Beſtrebungen der ſogenannten Deutſchkatholiken fänden bei uns keinen Anklang? Heute wenn unſere Regierung dem Diſſidentenweſen die Thore von Bayern öffnet, ſo haben wir morgen in den Reichs- und Hauptſtädten ſogenannte deutſchkatholiſche Gemeinden. Es würde weder an Prieſtern, noch an Beamten, noch an Bürgern fehlen, die, längſt ſchon in ihrem Innern mit der katholiſchen Mutterkirche zerworfen, ſogleich deſertiren würden. Daß ſie es jetzt nicht thun, daß ſie die Maske vor dem Geſichte behalten und Heuchler ſind, daran iſt lediglich die Furcht vor zeitlichem Schaden ſchuld. Dieſe Leute ſind Katholiken dem Namen nach, der That und Geſinnung nach ſind ſie es längſt nicht mehr.

Und ſolche Leute, die aus der Heuchelei ein Gewerbe machen, die vielleicht dadurch ſich emporſchwingen, daß ſie Religion und Frömmigkeit wie einen Aushängſchild gebrauchen, ſolche Leute, die man in alle Model hineingießen kann, weil ſie die Kunſt verſtehen, ſich in einer Minute ſiebenmal kurz und ſiebenmal lang zu machen: dieſe ſtehen nicht ſelten im Rufe als entſchiedene, charakterfeſte Männer, während ſie

*) Der Wind hat ſich in Bayern wirklich gedreht, daher auch allenthalben die neumodiſchen Windfahnen ſchon ſichtbar ſind.

dem Winde ganz gehorsamst ihren Nacken beugen und als willfährige und schmiegsame Rohre sich hinkehren, wohin man sie kehren will. Von solchen Leuten sagt der heilige Bernhard: „Sie sind Schafe der Kleidung, Füchse der List und Wölfe der Grausamkeit nach. Sie sind böse und wollen gut scheinen. Um nicht allein böse zu sein, fürchten sie sich, böse zu scheinen, um nicht ein wenig böse zu sein. Denn immer hat die offene Bosheit weniger geschadet, und nie ist ein Guter getäuscht worden, als durch den Schein des Guten“*). Ein Bösewicht, der seine Verbrechen bekennt, ist in unsern Augen noch ehrenwerther, als der Heuchler. Auch hierin stimmt der heilige Bernhard überein, wenn er sagt: „Wer ist gottloser, Derjenige, der seine Gottlosigkeit gesteht, oder Jener, der Heiligkeit erheuchelt? Verdoppelt der nicht seine Gottlosigkeit, der auch noch lügt?“**) „Vergleichen wir beide Übel miteinander,“ sagt der heilige Hieronymus***), „so ist es ein geringeres Übel, offen zu sündigen, als Heiligkeit zu heucheln.“

Nicht umsonst hat deßhalb der Herr und sein Vorläufer Johannes den Heuchlern Wehe zugerufen; denn Heuchelei ist ein elendes Laster! Abscheulich und auf's Tiefste verächtlich erscheint es, wenn man aus Furcht vor Personen oder zeitlichem Schaden mit den Wölfen heult, somit heuchelt. Der wahre Christ, der wirklich Entschiedenheit und Charakterstärke besitzt, wird seinen Grundsätzen nicht untreu, weder aus Hoffnung, noch aus Furcht. — Ist es aber schon schändlich, für seine eigene Person den Politischen zu spielen, und sich heuchlerisch nach Verlangen zu wenden und

*) S. Bernard. Serm. 66. in cant.

**) Apolog. ad Guilielmum.

***) Lib. 6. in Isaiam.

zu drehen: ist ein solches Benehmen noch häßlicher Andern gegenüber, und hievon im

zweiten Theile.

Wer rechte christliche Charakterstärke und Entschiedenheit besitzt, der wird nicht bloß für seine Person aller Heuchelei abhold sein, sondern Andern gegenüber auch aller Schmeichelei. Er wird die Tugend respektiren nicht bloß, wenn sie in einer Brust wohnt, die mit Sternen und Ordenskreuzen übersäet ist, sondern auch, wenn sie im Bettlerkleide und in Lumpen gehüllt zu ihm kommt. Er wird aber auch das Laster als solches verabscheuen und es nicht bloß am gemeinen Manne hassen, sondern auch am Vornehmen. Er wird es machen wie der heilige Johannes, der draußen in der Wüste am Volke die Laster gerügt hat, aber ebenso auch am Hofe, ohne jedoch die nöthige Klugheit aus den Augen zu lassen. Den Volksschaaren rief er zu: Ihr Schlangen- und Natterngezücht! zu Herodes aber sagte er: Es ist dir nicht erlaubt! Dem gemeinen, ungebildeten Volke gegenüber gebraucht er schärfere Ausdrücke, bei Herodes aber muß er den Stand respektiren und auch den Bildungsgrad des königlichen Sünders in Anschlag bringen. Zu diesem sagt er also nur: Es ist dir nicht erlaubt! Herodes konnte ihn deßungeachtet verstehen, verstand ihn auch, und das war für Johannes genug. Aber trotz dieser Klugheit vergab der Heilige seiner Stellung als Bußprediger nicht das Mindeste; Laster bleibt ihm Laster; er tadelt es, ob er es in der Wüste oder am Hofe, am gemeinen Soldaten oder am Fürsten sieht, nur in einer verschiedenen Form.

Aber wie viele Johannes giebt es denn noch heut zu Tage? Wo ist denn derjenige, der einem Höheren gegenüber, sobald er den Beruf zur Zurechtweisung hat, sich zu sagen getraut: Es ist dir nicht erlaubt!? Solche gibt es Wenige, aber desto mehrere Schmeichler, die, statt ein Ding beim rechten Namen zu nennen und die Sünde Sünde zu heißen, ihr den Mantel der Tugend umwerfen. Nicht selten ist es,

daß ſolche Schmeichler dem armen gemeinen Manne gegenüber ein recht grobes Maul haben, Höheren gegenüber ſind ſie ſtumme Hunde. Den armen Teufel ſchimpfen und ſchelten ſie her und zählen ihm ſeine Todſünden auf, aber den großen Herren gegenüber ſind ſie mit ihrem Beichtſpiegel ſehr zurückhaltend, finden dafür tauſend Entſchuldigungen und ſtempeln zuletzt ihre Laſter zu Tugenden. Genau geht es, wie ſchon der heilige Papſt Gregor der Große ſagt: „Der Schmeichler klatſcht Allen Beifall zu, und iſt gegen Alle voll Komplimente. Die Verſchwender nennt er freigebig; die Geizhälſe heißt er ſparſame Leute, die auf ihre Sache ſchauen: die Unzüchtigen nennt er galante Leute, die ſich auf feinen Ton verſtehen; der Hartnäckigkeit und Verſtocktheit hängt er den Titel der Standhaftigkeit an“*). — Nun ſind allerdings die höheren Stände und namentlich der Thron des Fürſten am meiſten von dieſem Schmarotzergeſinde umlagert, und auf einen einzigen Johannes am Hofe kommen ſicherlich hundert Schmeichler. Während das Evangelium nur von einem einzigen Johannes berichtet, nennt es gleich eine ganze Volksmenge, die in niederträchtiger Schmeichelei ſich gefiel. „Herodes,“ ſagt die Apoſtelgeſchichte (Apſtg. 12, 21—22.), „ſetzte ſich, mit königlichem Gewande angethan, an einem beſtimmten Tage auf ſeinen Thron und hielt eine Rede an ſie. Das Volk aber rief ihm zu: Eines Gottes Stimme und nicht eines Menſchen!“ Da betrachte man einmal dieſe niederträchtigen Schmeichler! Nicht mit Unrecht hat deßhalb der alte Philoſoph Bias auf die Frage, welches denn das wildeſte und ſchädlichſte Thier ſei, zur Antwort gegeben: Unter den wilden Thieren der Tyrann, unter den zahmen aber der Schmeichler. Die Schmeichler ſind wie der Kornwurm. So lange er etwas zu verwüſten hat, geht er nicht, erſt wenn nichts mehr zu

*) Lib. 30. moral. c. 20.

verderben ist, verschwindet er; die Schmeichler sind wie die Bettelmusikanten; das Stück, das man gerne hört, pfeifen sie, und so sind die Schmeichler immer bereit, Dinge zu sagen, die man gerne hört; sie machen es wie die Kindsmägde, welche die kleinen Kinder hin und her schaukeln, und ihnen allerhand Gesänge vorsingen, um sie in Schlaf zu bringen. So wiegen auch die Schmeichler durch ihre Schmeicheleien, durch ihre Lügen die Seelen in einen tödtlichen Schlaf ein. Darum warnt die heilige Schrift so sehr vor den Schmeichlern als vor den gefährlichsten Menschen. „Ein Mensch," sagt sie, „der mit schmeichelnden und falschen Worten zu seinem Freunde redet, breitet ein Netz aus für seine Schritte" (Sprichw. 29, 5.). „Mein Volk, die dich selig preisen, betrügen dich und verderben den Weg, den du wandeln sollst" (Isai. 3, 12.). „Besser sind die Wunden des Liebenden, als die listigen Küsse des Hassers" (Sprichw. 27, 6.).

Nun werdet ihr sagen: Gottlob! auf dem Lande sind die Schmeichler nicht zu Hause; diese mögen sich wie die weichlich Gekleideten an den Höfen der Könige und bei vornehmen Herren aufhalten; aber wir Landleute sind das Schmeicheln nicht gewohnt! — Auf den ersten Blick möchte man wirklich meinen, die Sache habe ihre Richtigkeit und unter dem Landvolke sei wohl Alles eher anzutreffen, als Schmeichelei. Wenn man oft die Wildheit in den Gesichtern, die Rohheit in den Reden, die Grobheit in den Manieren sieht, wie sich das hie und da unter dem Landvolke zu zeigen pflegt; wenn man wahrnimmt, wie die jungen Bursche nur zu gerne mit der Faust, mit dem Stecken oder auch mit dem Messer ihre Behauptungen zu beweisen suchen, oder wenigstens zur Bekräftigung ihrer Reden zu rechter Zeit mit der Faust über den Tisch hineinschlagen, wenn man hört, wie da Einer halb todt geschlagen, dort Einer erstochen worden ist, wenn man ferner weiß, wie leicht sich unter dem Landvolke Feindschaften entspinnen, mit welcher Gehässigkeit und Bitterkeit dieselben

genährt, mit welcher ausdauernden Unverſöhnlichkeit ſie unterhalten werden: ſo möchte man allerdings meinen, es ſei eine reine Unmöglichkeit, daß ſolche Leute ſich auf's Schmeicheln verſtünden, oder ſich in dieſer Sünde verſündigen könnten; denn wahrlich, Schmeicheleien ſind es nicht, warum ſo viele ledige Bauernburſche vor Gericht erſcheinen müſſen, warum ſie nicht ſelten Ruthenſtreiche bekommen oder gar in das Zuchthaus abgeliefert werden; Schmeicheleien ſind es ſicherlich auch nicht, warum ſo manche Landleute beſtändig zum Advokaten und zum Gerichte laufen, klagen und prozeſſiren müſſen; Schmeicheleien ſind es nicht, daß ſo manche Eheleute einander nicht lieb haben, ſondern ein abſcheuliches, zwieträchtiges, feindſeliges Leben führen; — und dennoch, ſollte es möglich ſein, wäre die Schmeichelei unter dem ledigen und verheiratheten Landvolk zu finden? Ja, meine lieben Landleute, ſo unwahrſcheinlich dieß ſcheinen mag, es iſt doch nicht anders! Merket auf, was ich euch ſage! Wie nennt man denn das, wenn ein lediger Burſche einer Weibsperſon immer nachgeht, ihr beſtändig vorſpiegelt, daß er ſie heirathen wolle, wenn er ihr goldene Berge verſpricht, wenn er ihre Schönheit und guten Eigenſchaften fortwährend herausſtreicht, ihr heute ein Halstuch, morgen eine Haube, ein anderesmal eine Halskette und dergleichen kauft, wenn er ſie immer zur Sünde anreizt, und ihr jedesmal ſagt: dieß und jenes ſei ſo weit nicht gefehlt, es ſei ſo ſtreng nicht zu nehmen, haben die und jene auch ſchon gefehlt und wären dann zuſammengekommen; ſagt mir, wie nennt man ein ſolches Benehmen? Iſt das nicht die niederträchtigſte Schmeichelei? Da ſeht ihr, wie der Teufel ſein Spiel dabei hat und die widerſprechendſten Laſter in Einer Perſon vereinigen kann. Es kann Einer ein verrufener Raufbold ſein, der vielleicht überall, wo er hinkommt, Händel und Streitigkeiten anfängt, deßungeachtet kann er dem weiblichen Geſchlechte gegenüber der unverſchämteſte Schmeichler ſein! Ebenſo kann auch eine Weibsperſon durch Schmeicheleien unſchuldige Jünglinge verführen und ach — wie Viele

ſind ſchon auf dieſe Weiſe verführt worden! Darum warnt die heilige Schrift den Jüngling ſo nachdrücklich vor den ſchmeichelnden Verführungskünſten einer unzüchtigen Weibsperſon. „Wie träufelnder Honigſeim," ſagt ſie, „ſind die Lippen der Hure und glätter als Öl iſt ihre Kehle, aber ihr Ende iſt bitter wie Wermuth und ſcharf wie ein zweiſchneidiges Schwert" (Sprichw. 6, 23. 24.). „Mein Sohn," ruft ſie, „wenn dich die Sünder locken, ſo folge ihnen nicht" (ebend. 1, 10.). Nun, und wie ſteht es denn unter den verheiratheten Landleuten mit der Schmeichelei aus? Wem ſchmeicheln wohl dieſe? Sagt mir einmal, wie nennt man denn das, wenn der Vater oder die Mutter in ein Söhnchen oder Töchterchen ganz vergafft und vernarrt ſind, wenn ſie dem Schooßkinde alle Unarten, alle Fehler, ja alle Laſter ungeſcheut hingehen laſſen, wenn ſie bei allenfallſigen ſchlimmen Nachrichten ſagen: Ja, man iſt halt meinem Kinde feind, die Jugend muß man austoben laſſen, junge Leute müſſen auch eine Freude haben! Mein Kind muß etwas ſehen, muß die Welt kennen lernen, damit es einmal in die Welt taugt. Hier, mein Sohn, da, meine Tochter, haſt du Geld, da haſt du ein ſchönes Gewand; laß dir nur nichts abgehen, du darfſt auch nicht hinter den Andern zurückſtehen! — ſagt mir, wie nennt man ein ſolches Betragen ſolch verblendeter, in ihre Kinder ganz und gar verliebter Eltern ſolch einem Sohne, einer Tochter gegenüber? Iſt das nicht die eckelhafteſte Schmeichelei? Werden durch ſolche Reden die Ausſchweifungen der Jugend nicht gutgeheißen, die Kinder denſelben mit Gewalt in die Arme geworfen? Und das thun gar häufig ſolche Eltern, die andern Leuten gegenüber unerbittlich im Urtheilen ſind, die Allen Alles verübeln, nur ihren eigenen ungerathenen Kindern nicht. Wenn des Nachbars Sohn oder Tochter etwa ſo auftreten würden, da hieße es ohne weiters: Nun, dem und der thut's auch Noth; was brauchen dieſe Kinder ein ſo theures Gewand, ſo koſtbares Geſchnüre, eine ſo theure Haube? Wir hätten

geglaubt, die Alten wären geſcheidter und würden ihre Kinder nicht ſo zur Hoffart erziehen und ſie nicht überall hinlaufen laſſen, da wird's auch kaum ſauber heruntergehen! So reden ſolche Eltern in ihrer Blindheit gar oft, ſie befleißen ſich alles Ernſtes, den Splitter aus den Augen ihrer Nachbarsleute zu ziehen, den Balken im eigenen Auge aber ſehen ſie nicht. — Da habt ihr bloß ein paar Beiſpiele, auf daß ihr ſehet, wie auch auf dem Lande die Schmeichelei zu Hauſe iſt, ja oft neben der größten Rohheit beſtehen kann. Ich könnte wohl die Sache noch weiter fortführen und darthun, wie man oft geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten ſchmeichelt, um ſeine eigennützigen Plane durchzuſetzen, ja wie gar Vielen geſchmeichelt wird, die man betrügen und prellen will; allein genug. Jeder frage ſich jetzt, wie es in dieſem Punkte mit ihm beſtellt ſei. Ja, es frage ſich Jeder, ob er kein Heuchler und kein Schmeichler ſei. Das ſind zwei abſcheuliche Laſter, die den Menſchen tief entwürdigen und ihn äußerſt verächtlich machen. Wie nichtswürdig erſcheint nicht jener Herodes, der den drei Weiſen gegenüber äußerte, er wolle den neugebornen König der Juden anbeten, während er doch mit Mordgedanken umging! Wie verächtlich ſind uns nicht jene Phariſäer, die den Herrn ſo oft verſuchten, während ſie doch Achtung und Bewunderung ſeiner Perſon heuchelten! Wie verehrungswürdig dagegen erſcheint nicht jener neunzigjährige Eleazar, der, als man ihn ermunterte, nur dem Scheine nach Schweinefleiſch zu eſſen, alſo ſagte (II. Macch. 6, 24 u. 25.): „Es iſt unſers Alters nicht würdig, zu heucheln, ſo daß viele der Jüngern, in der Meinung, daß der neunzigjährige Eleazar zum Heidenthume übergegangen ſei, um meiner Heuchelei und der kurzen Zeit eines vergänglichen Lebens willen auch verführt würden, und ich ſo einen gräulichen Schandfleck auf mein Alter brächte.“ So handelten jene macchabäiſchen Brüder und ihre Mutter, ſo Johannes der Täufer, ſo Millionen heiliger Martyrer. Sie kannten keine Zweideutigkeit, entſchieden

war ihr Bekenntniß vor Freund und Feind, sie liebäugelten nicht mit diesem — sie verabscheuten alle Heuchelei. Es fiel ihnen nicht ein, mit den Wölfen zu heulen! Möge darum auch uns der Versucher nicht überwältigen! Fürchten wir nicht Hohn und Spott! — So waren die Heiligen für sich; aber auch Andern gegenüber blieben sie sich gleich; wie sie keine Heuchler waren, so waren sie auch keine Schmeichler. Sie nannten das Laster beim rechten Namen, und tadelten es, wo sie es vorfanden, in der schicklichen Form. Darum müssen auch wir, wie der heilige Johannes, in unserm Stande alle Schmeichelei verachten, und überall, wo es ein Laster zu rügen gibt, und wir den Beruf haben, dasselbe zu tadeln und abzustellen, unerbittlich strenge rufen: Es ist dir nicht erlaubt! Nur so werden wir dem heiligen Johannes ähnlich, nur so sind wir nicht schwächliche Rohre, die jeder Wind nach Belieben hin und her peitschen kann, sondern entschiedene, charakterfeste Christen — fern von aller Heuchelei und Schmeichelei. Amen.

Predigt

auf

das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä.

Text: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze!“ Weish. 4, 1.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Es ist billig, und unsere Vernunft fordert es schon, daß diejenige, die da die Mutter Gottes werden sollte, makellos ist vor, in und nach ihrer Geburt. Die Mutter Gottes, die Mutter des Reinsten und Heiligsten darf nie ein Wohnsitz der Sünde gewesen, daher muß auch ihre Empfängniß schon eine unbefleckte sein, die Makel der Erbsünde darf nie an der Gebenedeiten unter den Weibern, an jener, die der Engel selbst die Gnadenvolle genannt hat, gehaftet haben. Darum sagt schon der heilige Cyprian: „Maria unterschied sich von allen übrigen Menschen, sie theilte deren Natur, aber nicht deren Schuld“ *). „Es geziemte

*) Serm. de nativ. Christi.

ſich," ſagt der heilige Anſelm, „daß in einer Reinheit, die unter Gott nicht größer gedacht werden kann, jene Jungfrau glänzte, welcher Gott Vater ſeinen einzigen Sohn, den er, als aus ſeinem Herzen ſich ſelbſt gleich erzeugt, wie ſich ſelbſt liebte, ſo geben wollte, daß er auf natürliche Weiſe ein und derſelbe gemeinſchaftliche Sohn Gottes des Vaters und der Jungfrau Maria wäre"*). Darum heißt es auch in der heiligen Schrift: „Du biſt ganz ſchön, meine Freundin!" und ein kirchlicher Schriftſteller bemerkt zu dieſen Worten: „Du biſt ganz ſchön, höchſt glorreiche Jungfrau, nicht theilweiſe, ſondern ganz; eine Makel der Sünde, der Tod- wie der läßlichen und Erbſünde iſt nicht an dir, noch iſt je eine geweſen, noch wird je eine ſein. Du beſitzeſt alle Gnaden der natürlichen Güter, der geiſtlichen Geſchenke und der himmliſchen Gaben"**). Nun iſt es zwar kein Glaubensſatz, daß Maria ohne Erbſünde zur Welt gekommen ſei; aber eine ſehr fromme Meinung, welcher ſtets die ausgezeichnetſten Lehrer der katholiſchen Kirche gehuldigt haben; denn „man darf nicht vergeſſen," ſagt der fromme Johannes Gerſon, „daß es eine viel größere Gefahr iſt, zu irren, wenn man dieſe Jungfrau ſchmäht, als wenn man ſie lobt, indem ſie durch kein menſchliches Lob hinlänglich geprieſen werden kann"***). „Die Waſſerfälle des Himmels und die Quellen der Tiefen," ſagt ein anderer frommer Verehrer Mariens, „würde ich zum Dienſte der Jungfrau lieber löſen als ſchließen, und wenn ihr Sohn Jeſus etwas an dem Vorzuge der Erhöhung ſeiner Mutter ausgelaſſen haben würde, ſo würde ich, ein Diener und

*) Lib. de conceptae virgin. c. 18.

**) St. Raimund Jordan: Lib. contemplat. de virgine Maria c. 2.

***) Serm. de concept.

Sklave, es zwar nicht mit der That, aber mit der Liebe ausfüllen. Gewiß, ich wollte lieber keine Zunge haben, als etwas gegen unsere Herrin sagen*).

Seht, Geliebte! so wetteiferten von jeher fromme und heilige Männer, der unbefleckten Gottesmuttter ihre Huldigungen darzubringen. Auch wir wollen nicht zurückstehen, sondern in heiligem Wetteifer die unbefleckte Jungfrau ehren, die der Himmel selbst so sehr geehrt hat, und besonders am heutigen Festtage loben und preisen; ihre Unbeflecktheit und Makellosigkeit soll uns beständig vorschweben und sie nachzuahmen, soll unser eifrigstes Bestreben sein. Können wir auch jenen Vorzug einer unbefleckten Empfängniß nicht erreichen, weil wir allzumal in Sünde empfangen und geboren werden, so können wir uns doch befleißen, in anderer Weise die unbefleckte Gottesmutter nachzuahmen, nämlich durch Liebe zur Tugend der Reinigkeit, die in dem unbefleckten Leibe der heiligen Jungfrau sich gleichsam verkörpert hat. Zur Liebe der Reinigkeit soll uns aber einladen:

die Schönheit dieser Tugend, I. Theil,
die herrlichen Beispiele der Heiligen, II. Theil.

Unbefleckte Jungfrau! du Mutter aller reinen Seelen! segne diese Predigt, welche die Liebenswürdigkeit der schwersten, aber auch der herrlichsten Tugend, wie sie an dir und an deinen treuen Verehrern geglänzt hat, schildern möchte, auf daß wir ein Kleinod schätzen lernen, das so häufig in den Koth getreten wird, weil man es eben nicht zu schätzen weiß.

Erster Theil.

Die Tugend der Reinigkeit hat so etwas Herrliches, Würdevolles und Einnehmendes an sich, daß sie auch die rohesten und verdorbensten Herzen mit Achtung erfüllt und ihnen Bewunderung abzwingt, wenn sie auch selbst sich zu

*) Petrus v. Celle: Lib. 6. epist. 23.

ohnmächtig fühlen, dieſes koſtbare Kleinod ſich anzueignen. Gewiß waren die alten Heiden diejenigen nicht, die beſondere Mühe ſich gegeben hätten, ein reines und keuſches Leben zu führen, vielmehr waren es alle Gräuel der Unzucht, mit denen das Heidenthum ſich befleckte, und dennoch, wer ſollte es glauben, konnten ſie der jungfräulichen Reinigkeit ihre Bewunderung nicht verſagen! Beſonders verlangten ſie von den Prieſtern, die eine höhere Weihe hatten, völlige Verzichtleiſtung auf die Freuden des ehelichen Lebens, damit ſie ſich nicht zerſtreuen, wie ſie ſagten, ſondern einzig und allein der Lehre, dem Gebete und dem Gottesdienſte obliegen könnten. Auch unter den Juden, bei denen doch ein mit vielen Kindern geſegneter Eheſtand als Beweis des göttlichen Segens und Wohlgefallens galt, genoß deßungeachtet die jungfräuliche Reinigkeit eine gewiſſe Achtung, und ihre Prieſter ſollten zur Zeit des Tempeldienſtes enthaltſam leben. — Fragt man nun, wie denn das komme, wie denn ſelbſt unter den ausgelaſſenſten Menſchen die jungfräuliche Reinigkeit ſich Achtung und Bewunderung erzwingen kann, ſo liegt die Antwort in dem Weſen der Reinigkeit ſelbſt. Keine Tugend hat ſo viele und gefährliche Feinde, keine wird heftiger und öfter angefochten, keine auch ſchwerer behauptet, als die Tugend der Reinigkeit. Feinde von innen, Feinde von außen, Fallſtricke und Lockungen von allen Seiten, bei Tag und Nacht, in der Arbeit, im Gebete, während der heiligen Meſſe, wachend und im Schlafe, in der einſamen Kammer, wie im Geräuſche der Welt — überall, allüberall findet ſich dieſe Tugend, wie keine andere, verfolgt. Wären es dann gewaltthätige Feinde, die dieſer Tugend nachſtellen, ſie wären nicht ſo gefährlich; aber ſo ſind es die eigenen Hausgenoſſen, das eigene Herz, das gern zum Verräther wird, die eigenen Sinne, die mit dem Feind von außen im geheimen Bunde ſtehen, und ſo iſt es nur zu wahr, was der Apoſtel ſagt, daß wir dieſen koſtbaren Schatz in einem ſehr gebrechlichen Gefäße tragen. Wer aber kämpft, wacker kämpft und gegen den innern und äußern Feind Krieg

führt, wer nicht ermüdet und so mit Gottes Gnade mitten im feindlichen Kreuzfeuer wie ein Held keinen Fuß breit weicht, der hat gewissermassen etwas Übermenschliches an sich, er verdient, den Engeln an die Seite gestellt zu werden, feiert hier schon den Tag seiner Auferstehung, lebt hier schon das Leben der Unsterblichkeit. „Es heißt gewissermassen aus dem Fleische heraustreten, und es ist über die menschliche Natur hinaus," sagt ein heiliger Mann *), „wenn man, da man im Fleische, in seinem Körper verweilt, von gebrechlichem Fleische umgeben ist, doch den Stachel des Fleisches nicht fühlen soll. Deßhalb ist es unmöglich, daß ein Mensch auf eigenen Schwingen, um mich so auszudrücken, zu der so erhabenen und himmlischen Belohnung sich emporschwinge, wenn ihn nicht die Gnade des Herrn aus dem Schmutz der Erde emporzieht durch die Tugend der Keuschheit; denn durch keine Tugend kommen die mit Fleisch und Blut umhüllten Menschen in Nachahmung ihres Umganges den himmlischen Geistern so gleich, als durch das Verdienst und die Gnade der Keuschheit; durch diese haben sie, obwohl noch auf dieser Erde lebend, hier schon das himmlische Bürgerrecht, das nach Ablegung der gebrechlichen Hülle den Heiligen sonst erst im Himmel zu Theil wird." „Wodurch waren denn," schreibt der heilige Chrysostomus **), „Elias, Elisäus und Johannes, diese Liebhaber der wahren Reinigkeit, von den Engeln verschieden? Durch nichts, außer daß sie die sterbliche Natur an sich hatten. Wenn man übrigens der Sache auf den Grund schaut, so hatten sie keine andern Begierden und Gesinnungen als jene seligen Geister; gerade

*) S. Cass. lib. 6. c. 6.

**) Chrysost. de virg. c. 79.

das aber, worin sie unter den Engeln zu stehen scheinen, ist ihnen zum Lobe anzurechnen; denn man darf nur die Gewalt und den Fleiß erwägen, den die Bewohner dieser Erde in ihrer sterblichen Natur anwenden müssen, um zu dieser Tugend zu gelangen." Wiederum sagt der heilige Basilius*): „Wahrhaftig, diejenigen, welche ein keusches Leben führen, sind Engel im Fleische, und zwar nicht etwa Engel von der geringsten Gattung, nein, sondern die ausgezeichnetsten und edelsten; die Engel sind frei von den Banden des Leibes und behaupten ihre Reinigkeit im Himmel, ohne daß sie von dem Orte, an dem sie sich befinden, oder von ihrer Natur einen Kampf zu befürchten hätten, da sie bereits bei dem höchsten Könige festgestellt sind; diese aber haben auf Erden mit den Lockungen des Teufels zu kämpfen und die Anfechtungen des Fleisches abzuwehren, und behaupten vor den Augen ihres Schöpfers durch vorzügliche Kraftanstrengung eine engelgleiche Reinigkeit." „Die Jungfrauschaft stellt sich den Engeln an die Seite; wenn wir aber die Sache recht betrachten," sagt der heilige Cyprian**), „so übertrifft die jungfräuliche Würde die Engel noch; denn diese kämpft im Fleische und trägt den Sieg sogar gegen die Natur davon, was bei den Engeln nicht der Fall ist." „Daher," sagt der heilige Bernard***), „ist zwar ein Unterschied zwischen einem Engel und einem Menschen, aber nur in der Glückseligkeit, nicht in der Tugend. Des Engels Keuschheit ist zwar glücklicher (weil er für sie nichts zu fürchten hat), aber die des Menschen ist rühmlicher."

*) Basil. apud Platum, lib. 2. c. 4.

**) Lib. de bono discipl. et pudicit.

***) S. Bernard. in epist.

Die keuschen Seelen führen hier schon ein himmlisches Leben; denn sie verpflanzen jenen himmlischen Zustand, in welchem man weder heirathen noch geheirathet werden wird, auf diese Erde, und führen also hier schon das Leben der Unsterblichkeit ein. Darum sagt der heilige Cyprian*): „Was wir sein werden, das habt ihr zu sein schon angefangen; ihr behauptet in diesem Leben schon den Ruhm der Auferstehung, ihr gehet durch die Welt, ohne an die Welt zu denken, da ihr in der Keuschheit verharret, und als Jungfrauen seid ihr den Engeln gleich." „O jungfräuliche Würde," ruft deßhalb der heilige Athanasius aus**), „du Krone, die niemals verdorrt, du Tempel Gottes, du Wohnung des heiligen Geistes, du überaus kostbarer Edelstein, den Wenige finden, Viele hassen, nach dem nur die Würdigen allein verlangen, du zerstöreſt den Tod und besitzest die Unsterblichkeit. Du bist die Freude der Propheten, der Ruhm der Apostel, das Leben der Engel, die Krone der Heiligen. Selig, der dich hat und standhaft behält; Einiges zwar muß er für dich leiden, aber sehr viel kann er sich in dir erfreuen." — Seht, Geliebte, mit solcher Begeisterung redeten die heiligen Väter von der Schönheit und Würde der jungfräulichen Reinigkeit. Solchen Werth hatte sie in ihren Augen, daß sie ohne Bedenken die jungfräulichen Seelen den Engeln an die Seite setzten, ja sie noch über die Engel erhoben.

Nun, mein Christ, was sagst denn du? Welche Hochachtung hast denn du vor dem kostbaren Edelsteine der Reinigkeit? Mein Gott, was sind das für Reden, die man über diesen Punkt oft hören kann, namentlich in den Städten unter dem sogenannten gebildeten Publikum! Die meisten unter ihnen glauben, es ist gar nicht möglich, daß man ledig und

*) De habit. virg.

**) Lib. de virg.

doch dabei keusch bleiben kann. Sie halten auch gar Nichts auf den jungfräulichen Stand und meinen, die Leute seien geradezu nur darum auf der Welt, daß sie in den Ehestand treten. Daher kommt es ihnen unsinnig und lächerlich vor, wenn ein Jüngling oder eine Jungfrau auf alle Annehmlichkeiten des Lebens und einer schönen Zukunft verzichten, der Welt und ihren Freuden Lebewohl sagen und sich mit Seele und Leib für ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes weihen. In der Beziehung, das muß ich sagen, ist es auf dem Lande noch besser; der jungfräuliche Stand ist geachtet und geschätzt, weil noch mehr Religion unter dem Volke ist. Deßungeachtet aber gibt es auch bei uns, das kann man in den Taufbüchern lesen und in den Beichtstühlen hören, Sünden gegen die Reinigkeit, die da beweisen, daß man zu rechter Zeit vergißt, was die heilige Schrift sagt und ich in meinem Vorspruche angeführt habe: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze!“ — Das kommt aber daher, weil man gar häufig den Muth nicht hat, Widerstand zu leisten, weil, wie man sagt, die Gelegenheiten und Versuchungen zu häufig und zu stürmisch sind; und so leistet man anfangs noch einen schwachen Widerstand, darnach wird man immer träger und feiger, und endlich gibt man sich gefangen und wird ein Sklave der Sünde. Solche nun, die sich von der Schönheit, von der englischen Würde und Erhabenheit eines züchtigen, ehrbaren Lebens nicht genug angezogen fühlen, möchte ich durch die Beispiele der Heiligen zur Nachfolge begeistern; aber hievon im

zweiten Theile.

Viele Menschen, die ihre Unschuld eingebüßt haben und vielleicht lange Zeit hindurch in sündhaften Verhältnissen leben, bringen als Ausrede und Entschuldigung vor, daß die menschliche Schwäche so groß, daß es fast eine Unmöglichkeit sei, sich in Mitte der verführerischen Welt rein zu erhalten. Man ist von allen Seiten, sagen sie, angefochten, da hört man dieſe abscheuliche Rede, dort wird diese und jene Schandthat

auf eine lächerliche Weiſe erzählt, da ſoll man nun nicht mitlachen! Oft hat man auch einen gefährlichen Dienſt, wo es nicht ganz ſauber zugeht, wo man faſt nicht ausweichen kann, der Teufel ſchürt auch, man iſt dann auch nicht von Holz, ſondern aus Fleiſch und Blut zuſammengeſetzt, und was dergleichen Entſchuldigungen mehr ſind.

Was du da ſagſt, mein lieber Chriſt, das entſchuldigt dich nicht. Das haben ſchon Tauſende geſagt, das hat ſchon Eva im Paradies geſagt. Man wälzt gern die Schuld von ſich weg auf einen Andern hinüber. Als Gott den Adam über ſeine Sünde zu Rede ſtellte, redete er ſich auf die Eva aus, die Eva aber auf die Schlange. Die geſchwätzige und vorwitzige Eva hätte eben mit dem Teufel ſich nicht in ein Geſpräch einlaſſen ſollen; aber der Teufel wußte den Zeitpunkt zu benützen und malte der Eva die verbotene Frucht mit köſtlichen Farben aus. Adam aber hätte ſich vom Weibe nicht betrügen laſſen ſollen. Hätte Eva die Gelegenheit gemieden, ſo hätte ſie nicht von der verbotenen Frucht gegeſſen. — Sieh, ſo ſollteſt es auch du machen! Du ſagſt, du haſt einen gefährlichen Dienſt; nun, wer zwingt dich denn, in dieſem Dienſte zu bleiben? Du ſagſt, man geht dir bei jedem Tritt und Schritt nach; nun, warum weichſt du denn nicht aus? Bleib hübſch zu Haus, dann kann dir Niemand nachſtellen! Aber du gehſt ſchon an ſolche Plätze hin, wo man dir nachſtellen kann, du beſuchſt recht fleißig die Tanzplätze, du gibſt nächtlicher Weile vor deinem Fenſter mehrſtündige Audienz, und nun beklagſt du dich, daß man dir nachgehe, daß du keine Ruhe hätteſt! Sieh, du hältſt ja deine eigene unſterbliche Seele zum Beſten! Du ſagſt, der Teufel ſchürt, der Menſch iſt aus Fleiſch und Blut zuſammengeſetzt. Das wiſſen wir ſchon, da ſagſt du uns nichts Neues, das kann Jeder erfahren, wenn er noch ſo behutſam iſt, noch ſo ſehr alle Gelegenheit meidet; das paſſirt Einem im einſamen Kämmerlein mitten im Gebete; ja der Teufel ſchürt und unſere böſe Natur ſchürt getreulich mit, das haben die heiligſten Perſonen erfahren; aber

wie willst denn du das als Entschuldigung gebrauchen, der du es so anstellst, daß er schüren muß, daß du bei deiner Schwachheit zum Falle kommen mußt? Schau einmal! du und diese Person, die dir vielleicht schon öfter Gelegenheit zum Falle gab, ihr gehet einsam auf Wegen und Stegen, im Holz und auf dem Felde, bei Tag und bei Nacht; da seid ihr das letztemal beisammen gewesen und dort habt ihr euch wieder zusammenbestellt und jetzt kommst du daher und sagst: Der Teufel schürt und schwache Menschen sind wir allzumal! Ist nun das ein Wunder, wenn da der Teufel schürt? Gibst du ihm nicht selbst Gelegenheit? Rufst du ihn nicht gleichsam herbei? Bestellst du ihn nicht gleichsam, daß er doch da oder dort deine arme Seele holen möchte? Dem heiligen Thomas von Aquin hatte man einst eine unzüchtige Person auf den Hals geschickt, die ihn verführen sollte. Da ging Thomas dem Ofen zu, nahm ein brennendes Scheit Holz heraus und jagte die schlechte Person davon. Nun sag mir, was thust denn du? Ja du nimmst auch ein Scheit Holz, aber nicht um eine dir gefährliche Person damit zu verjagen, nein, sondern um eigenhändig zu schüren, und das Feuer der unreinen Lust größer zu machen. Du warteſt nicht, bis der Teufel kommt, nein, der kommt dir nicht früh genug, du gehst selbst auf die Sünde aus, du suchst die Gelegenheit, damit, wenn dir etwa der Teufel Ruhe ließ, du während dieser Zeit sein sorgsamer Stellvertreter und dein eigener Seelenmörder bist. Sieh da, wie eitel, wie lügenhaft deine Entschuldigung ist! Laß dich nicht täuschen, mein Freund! Alles, was du nur immer zur Entschuldigung vorbringen magst, ist rein umsonst und wird dich vor Gott nicht rechtfertigen. Man wird dir den ägyptischen Joseph vorführen und sagen: Da schau her! bist du in solcher Versuchung gewesen wie dieser? Hat man dir auch mit Kerker und Umbringen gedroht, wenn du nicht in die Sünde einwilligst? Man wird dir jene keusche Susanna vorführen und sagen: Bist du auch in solcher Klemme gewesen, hat man dir auch mit falschen Zeugnissen und mit Steinigung gedroht,

wenn du nicht einwilligst? Man wird dir einen heiligen Aloysius vorführen und sagen: Kennst du diesen Jüngling? Hast du noch nichts von ihm gehört? Weißt du, daß er an einem Hofe auferzogen wurde, wo es der Reize und Lockungen für den fürstlichen Jüngling in Menge gab? Hast auch du solch heftige Versuchungen gehabt? — Was wirst du dann zur Antwort geben? Wirst du etwa sagen: Ja, das sind eben Heilige, die haben die Versuchungen leichter überwunden? Dann wird man dir zur Antwort geben: Das waren keine Heilige, sondern sie sind es erst geworden; denn die Heiligen kommen nicht etwa schon fix und fertig gegossen aus einer Pfanne heraus, oder fallen vom blauen Himmel herunter; nein, lieber Freund, diese jetzigen Heiligen waren Menschen wie du; merk dir's, bei ihnen hat auch der Teufel geschürt und sie waren auch von Fleisch und Blut wie du; aber sieh, sie haben den Teufel und die Gelegenheit nicht selbst aufgesucht, sie haben nicht selbst aus Leibeskräften schüren helfen, sie haben die Gelegenheiten gemieden, sind den Versuchern ausgewichen, oder so man ihnen Gewalt anthun wollte, haben sie sich nach Möglichkeit gewehrt, und das Feuer durch Gebet und Strengheiten zu tödten gesucht. Der heilige Benedikt wälzte sich einst in einer heftigen Versuchung in den Dornen; der heilige Dominikus legte sich einst sammt der Kleidung auf glühende Kohlen, ohne daß sie ihn versehrten, und lud eine Person, die ihn zur Unzucht verleiten wollte, ein, deßgleichen zu thun. Ein frommer Einsiedler, heftig versucht von einer unzüchtigen Person, hielt die Finger in's Feuer, bis sie ihm von der Hand fielen, um zu sehen, welches Feuer leichter auszuhalten sei, ein irdisches oder das hölliſche. Der heilige Kasimir, ein königlicher Prinz von Polen, erhielt von den Ärzten die Nachricht, wenn er das Leben erhalten wolle, so könne dieß nur geschehen, wenn er in den Ehestand trete, und der Heilige starb lieber, als daß er seine jungfräuliche Reinheit zum Opfer gebracht hätte; ein Jüngling, Nicetas mit Namen, den man mit Gewalt zur Sünde zwingen wollte, biß

ſich die Zunge ab, weil er ſich nimmer anders helfen konnte, ſpie ſie der Verführerin in's Geſicht und jagte ſie ſo in die Flucht.

Nun, was ſagſt denn du dazu? Haſt du auch ſchon bis auf's Blut Widerſtand geleiſtet? Iſt dir der Sieg auch nur ein einzigesmal ſchon ſo hart zu ſtehen gekommen? Geſteh es nur ſelbſt, ſieh! du hätteſt dich nicht in Dornen zu wälzen, dir nicht die Finger wegzubrennen, dir nicht die Zunge abzubeißen gebraucht; nein, du hätteſt auf ganz leichte Weiſe dich rein und unbefleckt erhalten können, du hätteſt nur zu Hauſe bleiben dürfen, mit Dieſem, mit Jener nicht dort und da ſein, nicht dort- und dahin gehen ſollen. Schaut einmal, ihr Landleute, ihr könntet es ſo ſchön haben, einen herrlichen Flor von Jungfrauen könnte jede Pfarrei aufweiſen, wenn ihr nur die einzige Gelegenheit meiden wolltet — das abſcheuliche Herumziehen bei Tag und bei Nacht und die hölliſchen nächtlichen Zuſammenkünfte. Ja, da wäre es eine Freude, das Feſt der unbefleckten Empfängniß zu feiern, da könnte man ein ſchönes Engelamt halten, wobei die Jünglinge und Jungfrauen der ganzen Pfarrei, als der ſchönſte Schmuck und die Zierde derſelben, in jungfräulichem Gewande erſcheinen könnten! Aber ſo lange man dieſes Zuſammenkriechen, dieſes nächtliche Heimgehen und Zuſammenkommen nicht läßt, ſo lange hat man ja keine Achtung vor ſeiner jungfräulichen Würde. Mein Gott! da kommt Manche am Fronleichnamsfeſte, bei Leichen und ſonſtigen feierlichen Gelegenheiten und hat das Jungfrauen-Kränzlein auf dem Kopfe, während ſie dasſelbe mit lachendem Munde ſchon in den Koth getreten hat; Manche hat ein weißes Kleid an, und wer weiß, wie viele Flecken und Mackel es bereits bekommen hat, die man nicht ſieht. Ich kann und will mich zwar nicht gerade über unſere Pfarrei beklagen, ich muß im Gegentheil geſtehen, daß ich im Ganzen zufrieden bin, daß ein guter Geiſt herrſcht, daß die Hausleute größtentheils ihre Pflicht und Schuldigkeit thun, daß auch die jungen Leute Ehrbarkeit und gute Sitte lieben und daß die Unglücklichen, die ihre Ehrbarkeit eingebüßt

haben, größtentheils aus fremden Pfarreien heimkommen. Aber auch in unserer Pfarrei könnte es an einzelnen Plätzen besser hergehen, und es würde auch anders gehen, wenn nicht die eigenen Eltern die Kuppler wären, die ihre Söhne und Töchter zum Ärgerniſſe der ganzen Nachbarſchaft, ja der ganzen Pfarrei, jahrelange Bekanntſchaften unterhalten ließen, ohne ſie heirathen zu laſſen oder laſſen zu können, und ſie ſo eigenhändig an den Teufel verkuppeln. O die Rabeneltern, die ihre eigenen Kinder an's Meſſer liefern! Aber der Kupplerlohn wird nicht ausbleiben, der Kuppelpelz wird ihnen einſt tüchtig gewaſchen werden; vielleicht werden ſie hier noch kratzen am Kopfe und ſich die Haare ausraufen, jenſeits aber dürfte dieſem Pelz ſo heiß werden, daß es ihnen unerträglich vorkommen wird.

Darum, liebe Eltern, bitte ich euch und beſchwöre euch heute bei der unbefleckten Empfängniß der ſeligſten Jungfrau, achtet und ſchätzet das koſtbare Kleinod der jungfräulichen Reinigkeit an euren Söhnen und Töchtern! Thut, was in euren Kräften ſteht, um ſie vor dem Laſter der Unzucht zu bewahren! Ich weiß es, ihr könnt nicht ſelbſt überall dabei ſtehen, und wenn Eines liederlich ſein will, ſo wird es liederlich ſein trotz der ſchärfſten Aufſicht. Aber thut nur das Eurige nach Kräften und dann habt ihr genug gethan!

Und ihr, Jünglinge und Jungfrauen! bedenkt es, welches Feſt wir heute feiern! So gelobet denn heute im Angeſichte der unbefleckten, jungfräulichen Gottesmutter, daß ihr euren ledigen Stand ſchön halten wollet, daß ihr nicht bloß den Namen, ſondern auch die Würde jungfräulicher Seelen bewahren wollet; meidet allen gefährlichen Umgang, alle nächtlichen Zuſammenkünfte, alles nächtliche Beiſammenſein — das Alles führt zu Werken der Finſterniß, zur — Hölle. Eure jungfräuliche Würde, ihr Jünglinge und Jungfrauen, muß euer Stolz ſein, euer koſtbarſtes Kleinod, euer beſtes Heirathgut, euer Liebſtes auf der Erde. Bedenkt, was die heilige Schrift ſagt: O wie ſchön iſt ein keuſches Geſchlecht im Tugendglanze!

unsterblich ist sein Andenken, bei Gott und Menschen ist es beliebt. Erwäget die heldenmüthigen Beispiele der Heiligen, die mit weit mehrern Versuchungen zu kämpfen hatten und dennoch so siegreich den Kampf bestanden haben! Ihr Beispiel ermuntere und begeistere euch zur heldenmüthigen Nachfolge, und so werdet ihr, mit Gottes Gnade und unterstützt durch die mächtige Fürbitte der unbefleckten Gottesmutter, eure Reinheit bewahren, und die Freude und der Stolz eurer Eltern, die Zierde der Pfarrei, das Wohlgefallen Gottes, der unbefleckten Gottesmutter, aller Heiligen und aller guten Menschen sein. Amen.

Predigt

auf

den dritten Sonntag im Advent.

Text: „Wer bist du?“ Joh. 1, 19.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wenn man so in Gesellschaft beieinander ist, muß man natürlich auch eine Unterhaltung haben, sonst geht es langweilig her und es wird zum Einschlafen. Sei es nun, daß die Männer im Wirthshause beieinander sind oder sonst in des Nachbars Hause öfter zusammenkommen, sei es, daß die Weiber im Heimgehen von der Kirche oder gleich am Gottesacker draußen zusammenkommen, sei es, daß die ledigen Leute miteinander gehen, so darf nie der Stoff der Unterhaltung fehlen und fehlt auch nicht leicht. Es ist nur zu bedauern, daß gar häufig diese Unterhaltung auf Kosten Anderer geschieht, daß man oft ganze Stunden lang von seinem Nebenmenschen zu erzählen und ihn von der Zehe bis zum Scheitel zu schildern weiß. Seine ganze Wirthschaft, sein ganzes Thun und Lassen, alle seine Fehler, selten aber sein Gutes, werden auf dem Tische wie Kartenbriefe breit auseinandergelegt. Bei dem steht es

auch traurig aus, heißt es dann, könnte auch ganz anders sein! Was braucht der Mann da den Aufwand zu machen, dieses Haus zu bauen, jene Grundstücke zu kaufen, diesen Handel anzufangen? Habt ihr es schon gehört, dieß und jenes hat man auch wieder von ihm vernommen! Wenn er's so fortmacht, dann wird er's auch nimmer lange treiben, ist ohnehin schon überschuldet, er wird bald von Haus und Hof kommen. Und dieser da, sagen die Weiber, thäte es auch nicht Noth, daß sie so Wind machte, hat ohnehin nicht viel zum Besten, wozu diese Hoffart und der Aufzug? Wenn wir's so machen wollten, hätten wir schon längst betteln gehen müssen! Da schaue nur ein Mensch dieses theure Gewand, diese kostbare Haube, dieses Silbergeschmeide, diesen ganzen Anzug an, wie wäre es möglich, dieß Alles zu bestreiten, wie könnten solche Leute auf einen grünen Zweig kommen! Man weiß ja, was die Leute haben, und wir wissen ja auch, daß man namentlich in unsern Zeiten so rauh nicht thun darf. — Über dieses Thema geht es nun in Einem Athem fort! Die Weiber wissen nicht, wie sie am Wege auseinander kommen müssen, so voll ist ihnen das Herz und so viel hätten sie noch zu reden, und den Männern vergehen auch die Stunden ob dieser Unterhaltung, daß sie nicht wissen, wie ihnen dieselben verkommen sind.

Bei diesem ganzen Zeitvertreibe denkt kein Mensch daran, daß diese Unterhaltung sündhaft sein könnte, weil da beständig der Nebenmensch und seine Fehler durch die Hechel gezogen werden. Kein Mensch denkt daran, ein entschuldigendes Wort zur Vertheidigung des Nächsten vorzubringen; kein Mensch denkt daran, daß, wenn auch Alles wahr sein sollte, es doch die christliche Nächstenliebe verbietet, die Fehler Anderer zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen; daß aber Einer gar sagen würde: Nun jetzt haben wir Andern tüchtig den Text gelesen, jetzt haben wir weit und breit auseinandergesetzt, wer der und die ist, jetzt wollen wir auch einmal fragen, wer denn wir selbst sind, daran denkt gewiß Niemand. Man kennt Andere, sich selbst kennt man nicht, man sieht die

Fehler Anderer, die eigenen sieht man nicht, man redet von den Fehlern Anderer, von den eigenen will man kaum im Beichtstuhl recht reden.

Und doch, meine Lieben, müssen wir uns selbst kennen! Besonders jetzt in dieser heiligen Zeit, in der wir uns auf die gnadenreiche Ankunft Christi vorbereiten, müssen wir einen ernsten und aufrichtigen Blick in unser Inneres werfen, damit wir einmal uns selbst und nicht bloß andere Leute kennen lernen. Ja, selbst müssen wir uns kennen lernen! Denn

die Selbstkenntniß ist überaus nothwendig, I. Theil,
die Selbstkenntniß ist überaus nützlich, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Betrachten wir die Studirten, die Gelehrten, wie sie ihr ganzes Leben den Wissenschaften widmen, wie sie unablässig bemüht sind, dem letzten Grunde aller Dinge auf die Spur zu kommen, wie sie die Natur, den Körper des Menschen, die Gesetze der menschlichen Gesellschaft, die göttlichen Eigenschaften und Wahrheiten zu erforschen bemüht sind! — Da ist z. B. ein geistlicher Herr! Die Leute sagen: Dieser Herr ist hochstudirt; er hat seine Freude mit den Wissenschaften, er sucht immer tiefer in die Lehren des Heiles einzudringen, er versteht es, mit großem Scharfsinne über die Geheimnisse des Glaubens zu reden, Tag und Nacht ist er unter seinen Büchern vergraben, er kennt alle Bücher und Werke, die seit vielen hundert Jahren geschrieben worden sind, man kann mit ihm über gar keinen Gegenstand zu reden anfangen, über den er nicht Auskunft geben könnte! — Nun, was sagt ihr von diesem geistlichen Herrn? Hat er nicht alle Wissenschaft? Geht ihm nicht noch etwas ab? O ja, meine Lieben, diesem Geistlichen geht jetzt gerade noch Alles ab, er hat trotz seiner Kenntnisse gar Nichts, wenn er nicht die Hauptkenntniß, die Hauptwissenschaft besitzt — wenn er sich selber nicht kennt! Er würde sich aber selber nicht kennen, wenn er nur

auf die Fehler Anderer ſchauen, die ſeinigen aber nicht ſehen würde, er würde ſich ſelber nicht kennen, wenn er die Fehler nur an andern Leuten tadeln, ſeine eigenen aber nicht beſſern wollte! —

Gehet in jene Kanzlei hinein, da findet ihr einen Beamten, der unausgeſetzt fleißig und thätig iſt. Er verſteht es, die Verbrecher auf die ſchlaueſte Weiſe auszufragen und ihnen das Geſtändniß ihrer Vergehen zu entlocken, er kennt genau das menſchliche Herz, Allen ſucht er Recht zu verſchaffen, und alles Unrecht, alle Unſittlichkeit an Andern zu verhindern. Er weiß alle Geſetzesſtellen, er kennt Alles, was in ſein Geſchäft einſchlägt, der Mann iſt allgemein geſchätzt; aber — er ſelbſt kennt ſich nicht, ſein eigenes Herz iſt ihm verborgen, er hat auch das ganze Jahr keine Zeit, einen Blick in dasſelbe zu werfen; die Akten ſind ſein Gebetbuch, die Kanzlei iſt ſeine Kirche, das Geſetzbuch ſein Evangelium, die Erfüllung ſeiner Beamtenpflichten ſein Gottesdienſt, ſein ſolider Lebenswandel iſt ihm chriſtliche Tugend, die Ausſprüche der Vernunft ſeine Glaubenslehren. Hat dieſer Mann die rechte Wiſſenſchaft? Nein, und wenn er Alles hat, ſo hat er nichts; denn es fehlt ihm die Hauptſache, die — Selbſtkenntniß.

Dort ſehet ihr einen Arzt, der allgemein im Rufe der Geſchicklichkeit ſteht; Hunderten hat er ſchon geholfen, Viele aus augenſcheinlicher Todesgefahr gerettet; er kennt den ganzen Körper des Menſchen, jede Muskel, jede Ader, jede Faſer, jedes Gelenk, jede Nerve nennt er euch beim Namen, er kennt tauſend Arzneien, Kräuter und Salben und Steine, er kennt das ganze Heer der Krankheiten und ihre Heilmittel — ſich ſelbſt aber, ſeine eigenen Krankheiten kennt er nicht; ſich ſelbſt verſchreibt er nichts, ſich ſelbſt hilft er nicht; ja er hält ſich nicht für krank, weil er ſich nicht kennt, weil er vielleicht nichts für Sünde hält, als Todtſchlag, Raub und Diebſtahl; — ſaget mir, was hilft dieſem ſeine Wiſſenſchaft, da er die Hauptwiſſenſchaft, die Selbſtkenntniß nicht hat?

Ein Anderer hat den Lauf der Geſtirne beobachtet, er

weiß genau die Größe, Namen und Entfernung aller Sterne, er kann alle Vögel, Steine und Bäume nennen, er ist in die Abgründe der Erde hinabgestiegen, um die Thätigkeit der Natur dort zu erforschen, er ist auf Höhen hinaufgeklettert, wo die Städte nur mehr wie kleine Punkte erscheinen und die Menschen wie Ameisen verschwinden, er versteht es, alle Elemente sich dienstbar zu machen, alle Geheimnisse der Schöpfung hat sein forschender Geist schon zu belauschen gesucht, überall sucht er den Schleier zu lüften, die Natur auf allen Tritten und Schritten auszuspähen, — aber in sein eigenes Herz ist er noch nicht gestiegen, dahin hat sich seine Forschung noch nie gewendet, sich selbst hat er noch nicht ausstudirt, die Falten seines Herzens sind ihm verborgen, diesen Schleier suchte er noch nicht zu lüften — saget mir, was hilft diesem alle Wissenschaft, da ihm Selbstkenntniß fehlt?

Ja, die Selbstkenntniß ist die einzig nothwendige Wissenschaft; wer sie hat, der kann alle andern entbehren; wer aber sie nicht hat, ist bei allen andern Wissenschaften ein Bettler.

Darum sagt schon der heidnische Weltweise Seneka so schön: „O herrliche Kunst! du hast die Wissenschaft, alle Kreisformen auszumessen, und jede beliebige Form bringst du in's Quadrat; du kennst die Entfernungen der Gestirne, und es gibt nichts, was du nicht bemessen könntest. Bist du aber ein Künstler, so miß mir den Geist des Menschen, wie groß oder wie klein er ist; du weißt, welche Linie gerade ist, was nützt dir aber das, wenn du nicht weißt, was im Leben recht und gerade ist?“ *) Und an einem andern Orte sagt dieser Heide: „Das macht uns eben so schlecht, daß Niemand auf seinen Lebenswandel schaut.“ **) Wenn nun ein Heide so redet, meine Lieben,

*) Sen. epist. 88.

**) L. c. ep. 83.

ſo iſt es kein Wunder, wenn chriſtliche Denker, wenn die heiligen Väter die Selbſtkenntniß als die erſte Wiſſenſchaft des Lebens anſehen. Darum ſagt der heilige Bernard: „Du magſt alle Geheimniſſe wiſſen, den Umfang der Erde, die Höhe des Himmels und die Abgründe des Meeres kennen; kennſt du aber dich ſelbſt nicht, ſo gleichſt du Einem, der ohne Fundament baut und der deßhalb keinen Bau, ſondern nur Einſturz macht. Du magſt außerhalb deiner was immer aufbauen, es wird wie zuſammengewehter Staub ſein, allem Winde ausgeſetzt. Der iſt alſo nicht weiſe, der es ſich ſelbſt nicht iſt.“ *) „Die Menſchen gehen hin,“ ſagt der heilige Auguſtin, „um die Höhen der Berge, die großen Wogen des Meeres, die höchſten Waſſerfälle, den Umkreis des Meeres, die Laufbahn der Geſtirne zu bewundern, — ſich ſelbſt aber laſſen ſie unbeachtet und wundern ſich nicht.“ **) „Was nützt es uns denn,“ ſagt er an einem andern Orte ***), „wenn wir auch die Natur allerdings auf's Genaueſte unterſuchen, auf's Vollſtändigſte erfaſſen, uns ſelbſt aber nicht verſtehen?“ „Nach außen,“ ſagt Gregor der Große, „haben ſie ein ſcharfes Geſicht, nach innen ſind ſie blind.“ †)

Die Selbſtkenntniß iſt alſo nicht bloß die Hauptwiſſenſchaft; ohne ſie bleibt der Menſch Gott gegenüber ein ſtolzer Sünder, eine übermüthige Kreatur. Deßhalb nannte ſchon Plato ††), ein heidniſcher Weltweiſer, die Unkenntniß ſeiner ſelbſt die Mutter aller Gottloſigkeit; und ein anderer Weltweiſer, Xenophon, ſagte, daß Einer, der ſich ſelbſt nicht kennt, weder ſich ſelbſt,

*) S. Bern. c. 3.

**) Conf. 10, 8.

***) Lib. de spir. et anima, c. 50.

†) Moral. 23, 16.

††) In Philaebo et amatoribus.

noch eine Familie, noch einen Staat zu regieren im Stande sei. *)

Seht, deßhalb haben die Heiligen so sehr alles Lob, alle Ehrenbezeigungen, alles hochstrebende und hoffärtige Wesen verabscheut. Darum konnte der heilige Franz Borgias **) sagen, er möge in was immer für eine Herberge kommen, so sei sie schon aufs Beste hergerichtet; denn er schicke immer zwei Kouriere voraus, nämlich die Kenntniß seiner selbst und der Hölle; und da war ihm denn kein Spital, kein Nachtlager, keine Herberge zu elend. Darum haben selbst weltliche Fürsten durch die Erinnerung, durch die stete Vergegenwärtigung ihrer eigenen Niedrigkeit sich in der Demuth zu erhalten und vor Stolz zu bewahren gesucht. Darum aß Agathokles ***), König von Sicilien, der eines Hafners Sohn war, auch als König noch aus irdenen Geschirren, um seine Herkunft nicht zu vergessen; darum hatte der Polenkönig Lechus †), der vom Pfluge weg auf den königlichen Thron erhoben worden war, in seinem Pallaste fortwährend sein Bauerngewand hängen, damit ihm sein früherer Stand nicht aus dem Sinn kam. So hat der wahre Christ, der sich selbst kennt, der diese größte aller Wissenschaften besitzt, fortwährend seine geringe Herkunft aus Staub und Asche und seine Sündhaftigkeit vor Augen, um sich in der Demuth zu erhalten und die Sünde immer mehr von sich zu bringen. Beständig ruft er mit dem heiligen Franziskus aus: „Herr, wer bin ich und wer bist du?“ ††) Diese Selbstkenntniß erzeugt Furcht Gottes, und diese ist der Anfang der Weisheit. Darum sagt auch das goldene Büchlein von der Nachfolge Christi: „Die demüthige Erkenntniß deiner

*) Lib. 4.

**) Vit. lib. 4.

***) Engelgr. emblem. 4. §. 4.

†) Aeneas Silv. de regn. Boh.

††) Rodriq. p. 2. tr. 2. c. 9.

ſelbſt iſt ein ſicherever Weg zu Gott, als eine tiefe Erforſchung der Wiſſenſchaft.“*)

Habt ihr das gehört, ihr Landleute? Ihr ſagt oft: Wenn wir nur auch recht Zeit hätten zum Leſen, wir wollten den ganzen Tag vor den Büchern ſitzen! Viele von euch meinen, wenn ſie nur auch ſtudirt und die Wiſſenſchaften kennen gelernt hätten; der Bauersmann iſt ohnehin, ſagen ſie, jetzt ſtark gedrückt, und ſo könnte man den großen Herren auch bisweilen in die Karte ſchauen. So redet ihr oft im Unverſtande und bedenkt nicht, was ihr ſaget. Was wäre es denn auch, wenn ihr noch ſo ſtudirte Leute wäret, und wenn ihr die pfiffigſten Advokaten und die beſten Doktoren und berühmteſten Gelehrten wäret, und wenn man euch wegen eurer Kenntniſſe in allen Zeitungen ausſchreiben würde, und wenn ihr auch den großen Herren noch ſo ſtark in die Karte ſchauen könntet: was hälfe euch das Alles, was alle Wiſſenſchaft — wenn euch die eine, die Hauptwiſſenſchaft, die Selbſtkenntniß fehlte! Dieſer Wiſſenſchaft müßt ihr euch befleißen, dieſe muß jeder Chriſt ſich aneignen, dieſer könnt auch ihr beim Pfluge und bei all eurer Arbeit obliegen. Wenn euch daher dann und wann die Zeit lang werden will, wenn ihr gerne in gelehrten Büchern leſen und ſtudirte Leute ſein möchtet, ſo will ich euch ein Buch verrathen, in dem jeder Bauer leſen kann, auch einer, der das Leſen in der Schule nicht gelernt hat; dieſes Buch iſt da auf der linken Seite unter eurem Bruſtflecke, es hat viele Blätter und Seiten und noch mehrere Falten, und in dieſen Falten ſind unendlich viele Buchſtaben, die man Sünden, Schwachheiten und Gebrechlichkeiten nennt, in dieſes Buch ſchaut nun recht fleißig mit den Augen eures Geiſtes hinein, und da könnt ihr immer leſen und werdet euer Leben nicht fertig mit dieſem Buche; da ſtudiret nun fleißig in dieſem Buche; die Wiſſenſchaft, die ihr daraus erlernet, es iſt die edelſte und nothwendigſte Wiſſenſchaft, durch die

*) Lib. 1. c. 4.

ihr euch als arme Sünder demüthig vor Gott erkennt, nämlich die Selbſtkenntniß; habet ihr dieſe, ſo habt ihr Alles, und wenn gleich Bauern, ſeid ihr doch die ſtudirteſten Leute von der Welt. Mit dieſer Wiſſenſchaft ausgerüſtet werdet ihr einſt vor Gottes Thron den großen Herren in die Karten ſchauen können, ihr werdet ſehen, daß wohl ſie ſich, aber nicht ihr euch verrechnet habt! —

Dieſe Selbſtkenntniß iſt aber nicht bloß nothwendig, als die einzig wahre und nothwendige Wiſſenſchaft, durch die wir uns als arme Sünder vor Gott erkennen; nein, ſie iſt auch überaus nützlich der Außenwelt gegenüber, und hievon im

zweiten Theil.

Wenn man oft die Leute, namentlich junge Leute, reden, ſie ihre Verdienſte anpreiſen und die Leiſtungen rühmen hört, durch welche ſie ſich um die Menſchheit verdient gemacht haben; ſo möchte man wahrhaftig meinen, die Welt müßte augenblicklich aus den Angeln gehen, ſobald ſolche Menſchen die Augen zumachen. Sie ſind ganz trunken von ihrer eigenen Vortrefflichkeit und ſprechen mit ungemeiner Begeiſterung von ſich ſelbſt; man wird aber ihr Todfeind, ſobald man beſcheidene Zweifel über ihre Vortrefflichkeit ſich zu erheben erlaubt; ſobald man nicht Allem ſchülerhaft beipflichtet, was ſie auskramen, und nicht augenblicklich vor der Bildſäule ihrer Aufgedunſenheit anbetend niederfällt. — Seht, dieſer Stolz, dieſe Eingenommenheit von ſich ſelbſt, dieſe Aufgeblaſenheit und Dünkelhaftigkeit kommt daher, weil man ſich ſelbſt nicht kennt. — O wie viele heilige Männer hat es gegeben, Männer, denen Gott die Gabe der Wunder verliehen hat, die mit allen Wiſſenſchaften ausgerüſtet, ja die Glanzpunkte und leuchtenden Sterne ihres Jahrhunderts waren, und ſie waren doch ſo demüthig, ſo beſcheiden, ſo anſpruchslos, ſie waren ſo verlegen, wenn man ihnen Ehrenbezeigungen erweiſen wollte, ſie flohen alle Auszeichnung, ſie verkrochen ſich in Wüſten und Einöden,

um ja die Demuth nicht zu verlieren. Und warum das Alles? Waren ſie etwa Heuchler, waren es etwa bloße Höflichkeitskomplimente, durch die man heutzutage anſcheinend Lob und Auszeichnung von ſich weiſt, während man eigentlich mit zwei Händen darnach langt? Nein, es war ungeheuchelte Demuth, die hervorging aus tiefer Selbſtkenntniß, aus Verachtung ihrer ſelbſt. Sie erkannten nur zu gut, daß ſie nichts ſeien, daß Alles nur Gottes Geſchenk ſei; ſie waren voll Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, auf ihre eigenen Kräfte, und daher fiel es ihnen nie ein, ſich ſelbſt zu rühmen oder Ruhm und Ehre bei den Menſchen zu ſuchen. Daher zogen ſie es vor, die niedrigſten Dienſte zu verrichten, wie das Auskehricht der Welt behandelt, ja mit Füßen getreten zu werden; denn das ſchien ihrer Selbſtverachtung, ihrer Niedrigkeit angemeſſener als auch nur den Schatten einer Ehrenbezeigung auf ſich fallen zu ſehen. Um von den Heiligen zu ſchweigen erinnere ich euch nur an einen frommen Biſchof von Regensburg!*) Wie unſäglich viel Gutes hat dieſer Mann geleiſtet, welch ein Vater war er den Armen, welch ein Freund und Rathgeber den Troſtloſen und Rathbedürftigen! Wie viele Prieſter hat er herangezogen für die Kirche, wie viele Chriſten für das Himmelreich! Und welch tiefe Gelehrſamkeit beſaß dieſer Mann, welch ein leuchtendes Beiſpiel der Frömmigkeit war er! Und doch wie demüthig bei allen dem! Als ihm der damalige Präſident öffentlich das Ordenskreuz umhängte, da nahm er es und ſchob es in die Rocktaſche, ſich nicht würdig erachtend, dasſelbe auf der Bruſt zu tragen. Es lebte in Rom ein Kardinal **), der fünfzig Sprachen geſprochen und in dieſer Beziehung das Wunder der ganzen Welt war, und doch wie demüthig war er! Hätte der Mann in Berlin oder überhaupt da oben im Heimathlande der Schreier und Sprecher gelebt, welche Feſte und Mahlzeiten wären ihm gegeben, welche Trinkſprüche ihm

*) Michael Wittmann.

**) Mezzofanti † 1849.

ausgebracht worden! Die jetzt herumziehenden, von der katholischen Kirche abgefallenen Kapläne werden auf den Händen getragen, Blumenkränze werden ihnen gestreut und wofür? — dafür, daß sie auf den Pabst, die katholische Kirche und die Geistlichkeit schimpfen; diese Menschen sind noch so dumm auch und nehmen alle diese Ehren an, ein Beweis, daß sie sich selbst eine ungeheure Wichtigkeit beilegen und wirklich sich berufen glauben, das Antlitz der Erde zu erneuern. Wahres Verdienst hingegen ist nicht stolz, es hascht nicht nach Ehren, sondern will gerne verborgen bleiben; muß es aber schicklicher oder nothwendiger Weise sich Ehre erweisen lassen, so überschätzt es sich nicht, und läßt sich nicht zum Stolze und Hochmuth hinreißen. So machte es Mardochäus, als er auf des Königs Befehl auf einem prächtigen Rosse und in prächtigem Gewande in der ganzen Stadt mit den Worten herumgeführt wurde: So soll derjenige geehrt werden, den der König ehren will. Als die Ehrenbezeigung vorbei war, setzte sich Mardochäus wieder an die Pforte des königlichen Pallastes, wie zuvor, gleich als hätte ihn die ganze Sache nicht angegangen.

Diese Selbsterkenntniß aber ist nicht bloß dazu nütze, daß man sich selbst nicht überhebt, nicht stolz wird auf wirkliche oder eingebildete Vorzüge, nicht muthlos beim Tadel Anderer und aufgeblasen durch ihr Lob: sondern sie dient auch dazu, daß man nicht so lieblos die Fehler des Nächsten beurtheilt.

Wer von seiner eigenen Vortrefflichkeit hohe Begriffe hat, der wird immer mit verächtlichen Blicken von seiner vermeintlichen Höhe auf die tiefe Stufe hinabschauen, auf der nach seiner Meinung ein Anderer steht, folglich auch dessen Schritte und Tritte stets tadelnswerth finden. Da meint denn mancher Schreiber, der vielleicht ein ruinirter, verunglückter Student ist, er, im Vollgefühle seiner Überlegenheit, als Gebildeter dürfe den Bauersmann, wenn er vor ihm erscheint, herunterkanzeln, während dieser mit den Präsidenten und Ministern

zehnmal leichter ſpricht; manche Herrſchaft chikanirt ihre Dienſtboten, als wären ſie bares Vieh; und mag der Dienſtbote ſich rechts oder links drehen, ſo oder anders ſtellen, er kann keinen Fuß recht ſetzen und keine Schüſſel recht in die Hand nehmen, immer gibt es etwas auszuſtellen und zu tadeln. Und warum dieſe verächtliche, harte Behandlung? Daher, weil es dieſen Leuten an Selbſtkenntniß fehlt, weil ſie ganz blind ſind von ihrer eigenen Unübertrefflichkeit. Wer daher nicht ſo adelich iſt, wie ſie, heißt eine Bürger- und Bauernkanaille, wer nicht ſo geſchickt iſt, wie ſie, heißt ein dummer Teufel, wer nicht ſo galant und fein iſt, wie ſie, ein roher Klotz, wer nicht ſo ſtolz iſt, wie ſie — eine kriechende Seele, wer nicht ſo gottlos iſt, wie ſie — ein bigotter Kerl, wer nicht ſo liederlich iſt, wie ſie — ein Kopfhänger und verſauerter Menſch. Dieſe Leute leſen Mann für Mann den Text, Jedem wiſſen ſie ſeinen Titel zu geben, Jedem ſagen ſie, wer er iſt; aber wer ſie ſind, das wiſſen ſie nicht, das wollen ſie nicht wiſſen, ſie wollen ſich ſelbſt nicht kennen; ſie müßten ſonſt vor ſich ſelbſt erſchrecken und die Saiten gegen Andere etwas milder ſtimmen. Dieſe Leute liegen beſtändig auf der Lauer; ſetzt Einer den Fuß vor ſein Haus hinaus, ſo ſehen ſie ihn und ſagen: Wo wird der und die wieder hingehen? Geht Einer in ein Haus hinein, ſo heißt es: Was hat wohl der und die da drinnen zu thun? Reden Zwei miteinander, ſo heißt es: Was werden wohl dieſe miteinander haben? Kurz, den ganzen Tag haben dieſe Leute nichts anders zu thun, als auf — Andere zu ſchauen, Anderer Fehler zu tadeln, Anderer Tritte und Schritte zu beobachten. Gibt es ſonſt keine Zeitung — dieſes Blatt, die Tagesneuigkeit über den Nächſten, liegt immer aufgeſchlagen am Tiſche des Tadlers. Des Nächſten Fehler hat er immer vor Augen, die eigenen trägt er am Rücken. Man darf es daher als Regel annehmen: Wer gewohnt iſt, beſtändig vom Nebenmenſchen und ſeinen Fehlern zu reden, alle Tritte und Schritte eines Andern zu beobachten, ohne dazu einen beſondern Beruf zu haben, der kennt ſich ſelbſt

ſicherlich nicht, ſonſt hätte er gar nicht Zeit, auf Andere zu ſchauen, Anderer Fehler zu tadeln, ja er würde, wenn er auch den Nächſten fehlen ſähe, an ſeine eigene Bruſt klopfen und rufen: Herr, verzeih mir meine Sünden! Sei mir armen Sünder gnädig! Ein frommer Mann ſagt: „So lange kennt Jemand ſeine Sünden nicht, die er kennen und beweinen ſoll, ſo lange er fremde Sünden genau und neugierig betrachtet.“*) Derjenige, der ſich ſelbſt kennt, hat in ſeinem ganzen Leben nicht Zeit, auf Andere zu ſchauen und ihre Fehler zu kritiſiren; er hat mit ſich ſelbſt genug zu thun und immer vor ſeiner eigenen Thüre zu kehren; mit ſich ſelbſt fangt er an, mit ſich ſelbſt hört er auf. Dazu ermahnt auch der heilige Bernhard, wenn er ſagt: „Mit dir beginne deine Betrachtung, aber dieß nicht allein, ſie endige in dir. Wohin ſie immer abſchweifen mag, du wirſt ſie immer zur Frucht deines Heiles zu dir zurückweiſen. Du biſt der Erſte und der Letzte.“**) Dieſe Prüfung ſeiner ſelbſt kann deßwegen nie aufhören, weil man ſich nie ganz kennen lernt, weil man deſto mehr in ſich zu verbeſſern findet, je tiefer man in ſich ſelbſt eingeht. „Wer daher meint, er kenne ſich,“ ſagt der heilige Petrus Chryſologus***), „der kennt ſich ganz und gar nicht;“ und der heilige Bernhard ſagt abermals: „Wenn du eine neue Unterſuchung für nothwendig hältſt, dann haſt du dich nicht umſonſt geprüft, und ſo oft hat dich deine Unterſuchung nicht getäuſcht, ſo oft dir eine Wiederholung derſelben nöthig ſcheint.“ †) Zu dieſer unabläßigen Erforſchung ſeiner ſelbſt und zur Vermeidung der Kritiſirung der fremden Fehler ermahnt uns auch das goldene Büchlein der Nachfolge Chriſti, wenn

*) Julian. Pomoerius lib. 2. de vit. contemplat. c. 6.

**) Lib. 2. de considerat. c. 3.

***) Serm. 44.

†) Serm. 58. in Cant.

es ſagt: „Auf dich ſelbſt richte deine Augen und hüte dich, über die Thaten Anderer zu urtheilen. Im Beurtheilen Anderer müht ſich der Menſch umſonſt, öfters irrt er und leicht ſündigt er; wenn er ſich aber ſelbſt fleißig durchſucht und beurtheilt, ſo iſt dieſe Arbeit immer von Nutzen.“*) „Schau immer auf dich zuerſt, und ermahne dich insbeſondere vor allen Andern, die dir lieb ſind.“**) „Du wirſt niemals andächtig ſein und ein innerliches Leben führen, wenn du nicht von Andern ſchweigen und auf dich ein beſonderes Augenmerk richten wirſt.“***)

Seht, meine Lieben, ſo nützt alſo die Selbſtkenntniß beſonders dazu, daß man ſich Andern gegenüber nicht überſchätzt, Andere, ſei es aus was immer für einer Urſache, nicht verachtet; man hat nur immer zu bedenken, wer man ſelbſt iſt; die Selbſtkenntniß legt aber auch in einem andern Stücke unſerer Zunge ein heilſames Gebiß an, daß wir nämlich nicht immer von den Fehlern des Nächſten reden, ſondern fein hübſch vor unſerer eigenen Thüre kehren. — Wie ſteht es nun mit uns, meine Lieben? O wie Vieles werden wir da zu bereuen, wie Vieles vielleicht gut zu machen haben, an das wir gar nicht denken, das wir vielleicht gar nicht mehr gut machen könnten! So fangen wir denn einmal an, einen Blick in unſer Inneres zu werfen, um uns endlich ſelbſt einmal kennen zu lernen, nachdem wir bisher immer auf Andere geſchaut haben! Lange genug haben wir es gemacht wie der Wetterhahn auf einem Stadtthurme; der ſchaut immer über die Stadt hinaus und ſieht Alles, was draußen vorgeht; was aber in der Stadt geſchieht, das ſieht er nicht; lange genug ſind wir ähnlich geweſen unſern Augen; die ſehen auch

*) Lib. 1. c. 14.

**) Lib. 1. c. 21. §. 3.

***) Lib. 2. c. 5.

Alles, aber ſich ſelbſt ſehen ſie nicht. Was würde man von einem Familienvater ſagen, der beſtändig in anderer Leute Häuſern herumginge und ſchauen würde, wie es da zuginge, während er um ſein eigenes Haus ſich gar nicht kümmerte und es ganz herunterkommen ließe? Nun ſeht, ſo haben wir es in unſerer Verblendung häufig gemacht. Wir haben immer geglaubt, bei uns ſei Alles in Ordnung, da fehle ohnehin Nichts, haben daher gar nicht nachgeſchaut, während wir an des Nachbars Wirthſchaft und Thun und Laſſen immer zu tadeln hatten. Schauen wir uns einmal, meine Lieben, auch im eigenen Hauſe ein wenig um, es wird gar Noth thun! Vieles wird baufällig ſein, viel Unrath, Spinngewebe und Ungeziefer wird ſich geſammelt und angeſetzt haben; vielleicht gibt es noch Winkel in unſerm Hauſe, in die wir noch gar nie hineingeſchaut haben, nicht einmal hineinſchauen wollten, weil wir fürchteten, es könnte uns ſelbſt ein Grauſen anwandeln. Schauen wir beherzt in dieſe wenn auch noch ſo ſchmutzigen Winkel hinein! Seht, ihr müßt ja zu Hauſe auch in den Viehſtällen im Koth und Unrath herumgehen und das thut ihr, weil ihr Lohn bekommt oder weil es eure eigene Hauswirthſchaft ſo fordert. Warum ſollte es euch denn eckeln, warum ſollte es euch verdrießen, einmal in den Stall eures Herzens ernſtlich zu ſchauen und aufs Ausräumen Bedacht zu nehmen? Denkt nur, wer in dieſen Stall einkehren will! Denkt, daß bei jeder heiligen Kommunion euer Gott und Heiland in dieſem Stalle Einkehr nimmt! Denkt, daß wir Weihnachten vor der Thür haben, jene heilige Zeit, in der der Sohn Gottes vor zweitauſend Jahren im Stalle zu Bethlehem für uns arme Sünder Menſch geworden iſt! O möchte denn euer Herz nicht gröber, unreinlicher, als jener Stall ſein! Ach, vielleicht iſt er es ſchon oft genug geweſen! Wohlan denn, ſo benützen wir dieſe heilige Zeit, die uns Gott der Herr in ſeiner unendlichen Erbarmung neuerdings geſchenkt hat; frage ſich ein Jeder aus uns mit dem heutigen Evangelium: Wer biſt du? denn mit der Gewiſſenserforſchung muß unſere Beſſerung angehen, kennen

lernen müſſen wir uns vor Allem! „Menſch,“ ſagt der heilige Bernhard, „würdeſt du dich ſehen, ſo würdeſt du dir mißfallen, mir aber gefallen; aber weil du dich nicht ſiehſt, ſo gefällſt du dir, mir aber mißfällſt du.. Aber es wird eine Zeit kommen, wo du weder mir noch dir gefallen wirſt, mir nicht, weil du geſündigt haſt, dir nicht, weil du in der Hölle brennen wirſt.“ Jetzt können wir noch helfen! Scheuen wir uns alſo nicht, den Vorhang des Herzens hinwegzuthun, wenn wir auch nichts Schönes ſehen. „Hart iſt es immerhin,“ ſagt der heilige Anſelm, „ſchaue ich mich nicht an, ſo kenne ich mich nicht; ſchaue ich mich an, ſo erſchreckt mich mein Angeſicht; ſehe ich mich, ſo iſt der Schrecken unerträglich, ſehe ich mich aber nicht, ſo iſt mir die Verdammniß unvermeidlich.“ Beſſer iſt es alſo, du erſchrickſt vor dir ſelbſt und lernſt dich kennen, um dich beſſern zu können, als daß du dich nicht kennen lernſt und ewig zu Grunde geheſt, was Gott verhüten möge! Amen.

Predigt

auf

den vierten Sonntag im Advent.

Text: „Thauet ihn herab, ihr Wolken, und ihr Himmel regnet den Gerechten.“ Isaias 45, 8.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Was würden wir sagen, wenn wir das ganze Jahr hindurch eine Zeit hätten, wie die jetzige? Noch mehr, wenn wir unser ganzes Leben hindurch Tage hätten, wie sie jetzt sind? Diese Nässe, diesen Frost, dieses Schneegestöber, diese Stürme, diese Regenschauer, diese trüben, neblichten Tage, diese langweiligen und noch längeren Nächte, diese freudeleere, unfreundliche, trübselige Zeit! O wie würden wir jammern, wie würden wir seufzen! Ist uns schon ordentlich wohl, wenn wir die Sonne mit ihren matten Strahlen nur ein wenig aus dem düstern Gewölke hervorschauen sehen, ist uns ja schon weit leichter, wenn wir nur eine kurze Weile im Freien uns aufhalten und nicht immer zu Hause in der düsteren Stube verbleiben müssen! Wie müßte uns erst zu Muthe sein,

wenn wir Jahrhunderte, oder gar Jahrtauſende in ſolcher Finſterniß, in ſolch einer trübſeligen Zeit hinleben müßten! Da wäre es ſchon zum Verzweifeln, werdet ihr ſagen, da wäre es ſchon beſſer, man wäre gar nicht auf der Welt!

Nun, meine Lieben, ſeht, ſolche Leute hat es gegeben, und eine ſolche Zeit hat es gegeben, in der dieſe Leute gelebt haben. Ja, was ſage ich? Unſere gegenwärtige Jahreszeit iſt noch ein himmliſcher Frühling, unſer Leben in dieſen winterlichen Adventtagen iſt noch ein paradieſiſches Leben im Vergleich zu dem Leben jener Zeiten; denn wie es jetzt bei uns draußen ausſchaut, ſo hat es damals innerlich ausgeſehen. Eine lange, tiefe, dichte Nacht lag über der ganzen Menſchheit. Die Finſterniſſe und die Schatten des Todes hatten ſich über dem armen Menſchengeſchlechte gelagert; der Fürſt der Finſterniß herrſchte mit eiſernem Scepter und nur ſpärlich und matt fielen die Gnadenſtrahlen desjenigen, der jeden Menſchen erleuchtet, welcher in dieſe Welt kommt, in dieſes ſchauerliche Dunkel hinein. Der Koth der heidniſchen Sündengräuel deckte die verfluchte Erde, alle Schauer der Hölle rieſelten über dieſelbe hin und der ſchneidende Froſt der Gottloſigkeit hatte zuletzt die Rinde und Eisdecke der Verhärtung dergeſtalt darüber hingezogen, daß ein ewiger Winter in ewiger Geiſtesnacht, in ewigem Höllenfroſte die arme Menſchheit begraben zu wollen ſchien.

Und wie lange dauerte dieſer Zuſtand? Etwa vier Wochen? O nein! Höret es und preiſet euch glücklich! Volle viertauſend Jahre dauerte dieſer Zuſtand, ja bei den Völkern, die die chriſtliche Religion noch nicht kennen, dauert er noch jetzt und wird dauern, bis das Reich der Gnade auch zu ihnen kommt.

Iſt es nun da ein Wunder, meine Lieben! wenn die Menſchheit endlich dieſes ſchrecklichen Winters müde wurde, wenn ſie ſich nach beſſeren Tagen, nach einem freundlichen Lichte, nach einer milderen Sonne ſehnte? Gewiß haben wir uns hierüber nicht zu verwundern! Aber wißt ihr, was zu

verwundern wäre? Das wäre zu verwundern, wenn etwa wir glauben wollten, wir, die wir zweitausend Jahre schier nach jenem Zeitpunkte leben, in welchem die neue Sonne, die Gnadensonne Jesus Christus erschienen ist, wir hätten nicht nöthig, Sehnsucht und Verlangen nach dem Lichte der Welt, nach unserm Herrn und Heilande Jesus Christus zu haben. Nein, Geliebte, lassen wir vielmehr heute an der Sehnsucht der Vorzeit auch unsere Sehnsucht entflammen!

Die Alten haben sich nach der Ankunft des Heilandes gesehnt, I. Theil,

auch wir sollen uns nach derselben sehnen, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Je größer das Elend, desto größer die Sehnsucht, von demselben los zu werden. Die Gesundheit lernt erst derjenige recht schätzen, der lange und gefährlich krank gewesen ist; die Freiheit wird erst dann recht theuer und werth, wenn man lange in Ketten geschmachtet hat. — Seht, Geliebte, so erging es der Menschheit vor dem Erscheinen des Erlösers. Anfangs, gleich in den ersten Jahrhunderten nach dem Sündenfalle, als die bittere Frucht, die unsere Stammeltern genossen, ihre noch bitterern Folgen erst allmählig zu entfalten begonnen hatte, dachte der bei weitem größte Theil der Menschen gar nicht daran, daß der Weg, auf dem sie wandelten, zur Hölle führe. Sie fühlten deßhalb auch gar keine Sehnsucht nach etwas Besserm, nach einer Befreiung von den Fesseln der Sünde, sie hielten ihren Zustand für den naturgemäßen und es fiel ihnen nicht bei, einen andern sich zu wünschen. Seht, deßhalb stieg auch der Sohn Gottes nicht gleich nach dem Sündenfalle, nicht nach mehreren Jahrhunderten, sondern erst nach mehreren Jahrtausenden vom Himmel herab; wäre er früher gekommen, man hätte ihn gar nicht verstanden; es wären ihm gar keine empfänglichen Seelen entgegengekommen.

Hatte der heilige Johannes (1, 11) nach dem wirklichen Auftreten des Erlösers noch wehklagend geäußert: „Er kam in sein Eigenthum und die Seinigen nahmen ihn nicht auf;“ welche Aufnahme wäre dem Sohne Gottes erst zu Theil geworden, wenn er vor der Fülle der Zeiten erschienen wäre, da, wo die Sünde noch wie eine liebliche Speise sich zu kosten gab, wo man Gott gleich zu sein wähnte, wo die Menschheit auf lauter Rosen zu wandeln glaubte! Nein, der Baum der Sünde mußte erst seine vollen Früchte tragen und die Frucht der Sünde mußte sich erst in ihrer gehörigen Bitterkeit dem Menschen zu schmecken geben, die Menschheit mußte das Elend ihres Zustandes erkennen, und vor dem Abgrunde, zu dem der betretene Weg führte, zurückschaudern; sie mußte zur Überzeugung kommen, daß unter dem Rosenpfade giftige Nattern lauern; sie mußte in Folge dieser Erkenntniß und Überzeugung einen Schrei des Entsetzens und zugleich der Sehnsucht ausstoßen und die Hand nach Hülfe ausstrecken: dann erst war ihr zu helfen. So lange der Kranke das Gefährliche seines Zustandes nicht kennt, wird er jede Arznei verschmähen und sich nicht heilen lassen. Darum ließ Gott das Menschengeschlecht in jene Tiefen der Gottlosigkeit und des Verderbens hinabstürzen, die uns der heilige Paulus an den Heiden seiner Zeit in schrecklichen Zügen schildert. „Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichnisse und Bilde des vergänglichen Menschen, auch der Vögel und vierfüßigen und kriechenden Thiere. Darum überließ sie Gott den Lüsten ihres Herzens, der Unreinigkeit, so daß sie ihre eigenen Leiber an sich selbst schändeten... sie wurden voll jeglicher Ungerechtigkeit, Bosheit, Hurerei, Habsucht, Schalkheit, voll Neid, Mord, Zank, Arglist, Bösartigkeit, Ohrenbläser, Verleumder, bei Gott verhaßt, schmähsüchtig, hoffärtig, prahlerisch, erfindsam im Bösen, ungehorsam gegen die Eltern, vernunftlos, un-

bändig, lieblos, treulos, unbarmherzig" (Röm. 1). Und jetzt erst, nachdem sie den Gipfel der Gottlosigkeit erreicht hatten, jetzt erst gingen ihnen die Augen auf, ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihnen, die Sehnsucht nach bessern Zeiten erwachte, der tiefste Ekel vor diesem Schandleben hatte sich ihrer bemächtigt und — jetzt kam der Erlöser. Dem armen von Sünden erdrückten Menschengeschlechte war so unheimlich geworden, so trostlos war seine Lage, daß es sich nunmehr an die dunklen Sagen anklammerte, die sich fortgepflanzt hatten und eine neue bessere Weltordnung verhießen, in der Alles wieder in den Zustand der Unschuld und Glückseligkeit zurückgeführt werden sollte. Von Judäa aus, so ging nach dem Berichte heidnischer Geschichtschreiber *) im ganzen Oriente fortwährend und seit Langem schon die Rede, muß der Herrscher und Erretter kommen.

Aber bei keinem Volke auf der Welt war dieses Sehnen nach Erlösung, nach Befreiung von dem Joche der Knechtschaft zu einem höhern Grade gestiegen, keines machte seiner Sehnsucht in schönern, begeisterndern und rührendern Worten Luft, als das auserwählte Volk des Herrn, das Volk der Juden. Ihm war ja zunächst die Verheißung gemacht, aus seinem Schooße sollte ja der sehnlich Erwartete hervorgehen, Judäa sollten ja zunächst die Segnungen seiner Herrschaft beglücken, Israel sollte ja zuerst von dem Joche der Knechtschaft befreit werden; kein Wunder also, wenn in dem heiligen Volke Gottes die Sehnsucht nach dem Heilande sich am frühesten schon, am feurigsten und zärtlichsten regte, wenn

*) Z. B. Sueton. vita Vespas. c. 4.: Percrebuerat Oriente toto vetus et constans opinio, esse in fatis, ut eo tempore Judaea profecti rerum patirentur. Auch Tacitus sagt hist. V. 13.: Pluribus persuasio inerat antiquis sacerdotum litteris contineri, eo ipso tempore fore, ut valesceret Oriens profectique Judaea rerum potirentur; dabei stehen auch noch die merkwürdigen Worte: „Audita major humana vox, excedere Deos, simul ingens motus excedentium."

es gleichsam den Himmel bestürmte und ihn mit Gewalt herniederziehen wollte. Unermüdet sind die Propheten des Herrn, das Volk zu trösten in seinem Elende, in seiner Gefangenschaft und Knechtschaft, indem sie es hinweisen auf den, der da kommen sollte. Schon Moses, der große Befreier Israels, das Vorbild des künftigen Erlösers, hatte seinem Volke verkündet, was Gott zu ihm sprach: „Einen Propheten werde ich ihnen erwecken aus der Mitte ihrer Brüder, wie du, und legen werde ich meine Worte in seinen Mund und er wird sprechen zu ihnen Alles, was ich ihm gebieten werde“ (Deut. 18, 18). Auch der mesopotamische Prophet Bileam prophezeit von ihm mit den Worten: „Ich werde ihn sehen, aber nicht jetzt, ich werde ihn schauen, aber nicht nahe. Es kommt der Stern von Jakob und es erhebt sich der Scepter von Israel“ (Num. 24, 17—19). Besonders ist es der Prophet Isaias, der den Charakter des kommenden Weltheilandes in den bestimmtesten Zügen gezeichnet hat; zuerst kündigt er ihn an als den Sohn einer Jungfrau: „Sieh, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man Emmanuel nennen“ (Isai. 7, 14). Der Sohn dieser Jungfrau aber ist Gott selber; denn also spricht er in prophetischem Geiste: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schulter Herrschaft ruhet, und man nennt seinen Namen: Wunderbar, Rathgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Friedensfürst“ (ebend. 9, 6). Von mütterlicher Seite aber wird er aus dem königlichen Geschlechte Davids stammen: „Ein Reis wird hervorkommen aus der Wurzel Jesse, und eine Blume aufgehen aus seiner Wurzel“ (ebend. 11, 1). Der Geburtsort des Weltheilandes wird Bethlehem im Lande Juda sein; denn also spricht der Herr durch den Mund des Propheten Michäas: „Aber du, Bethlehem Ephrata, zwar klein unter den Tausenden Judas, aus dir wird mir

hervorgehen der Herrscher in Israel, dessen Ausgang von Anbeginn, von Ewigkeit her ist" (Mich. 5, 2). Dieser Stern aus Jakob, dieser Gottessohn, dieser Sohn der Jungfrau wird als ein großes Licht in bisher verachteten Ländereien auftreten, das sagt seinem Volke Isaias mit den Worten: „In der ersten Zeit ist das Land Zabulon und das Land Nephthalis verachtet; in der letzten Zeit wird der Landstrich am Meere diesseits des Jordans im Galiläa der Heiden geehrt werden. Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, den Bewohnern der Landschaft des Todesschatten geht ein großes Licht auf" (Isaias 9, 1). Wann wird aber dieser Heiland kommen? Hat man auf bestimmte Zeichen der Zeit zu schauen, um den Zeitpunkt der Erscheinung des Messias erkennen zu können? Auch das haben die Propheten, angeweht vom Hauche des göttlichen Geistes, dem Volke Israel auf's Bestimmteste vorhergesagt. Schon der Patriarch Jakob hatte auf dem Todbette den Zeitpunkt der Erscheinung des Weltheilandes genau bezeichnet. „Der Scepter wird nicht von Juda genommen, noch ein Heerführer von seinen Lenden, bis da komme, der soll gesandt werden, auf den die Völker harren" (I. B. Mos. 49, 10). Ganz genau hat aber insbesondere der Prophet damit das Jahr angegeben, in dem der Messias geboren werden solle. Andere Propheten haben dann andere Umstände der Geburt des Messias geweissagt; z. B.: daß der Messias geboren werden solle zur Zeit, da der zweite Tempel noch stehen wird (Malach. 3, 1); wo der heidnische Götzendienst in voller Kraft sein wird (Zach. 13, 2), aber zugleich auch allgemeinen Friede auf der ganzen Erde, wo der Löwe und das Lamm in tiefem Frieden miteinander weiden und die Völker ihre Schwerter in Pflugschaaren umschmieden würden (Mich. 4, 3). —

Auf diese Weise hatten denn die Altväter und Propheten

eine große Sehnſucht unter den Beſſern ihres Volkes hervorgerufen und Viele mögen täglich mit Iſaias zum Himmel aufgerufen haben, was der Prieſter bei jedem heiligen Engelamte gleich zum Eingange betet: „Thauet ihn herab, ihr Himmel, und ihr Wolken regnet den Gerechten! Es öffne ſich die Erde und ſproſſe hervor den Heiland!“ Ja, viele fromme Seelen werden voll Sehnſucht dem Erlöſer entgegengeſehen haben und dadurch ſind ſie ſelig geworden, wenn ſie ihn auch nicht mehr im Fleiſche ſahen; denn auch ihnen gilt: Selig, die nicht ſehen und dennoch glauben. Freilich, diejenigen aus den Juden, die ſich für gerecht hielten, die keiner Erlöſung von Sünden bedürftig zu ſein glaubten, werden keine beſondere Sehnſucht nach dem Heiland verſpürt oder ſich von demſelben doch eine ganz falſche Vorſtellung gemacht haben. Deßhalb verſtanden ſie auch den Bußprediger Johannes gar nicht, als er ihnen zurief: Bereitet den Weg des Herrn! Bringet würdige Früchte der Buße! Sie meinten, der Meſſias werde ein großer König ſein, der gegen die Römer Krieg führen und ſie zum größten Volke der Erde machen würde. An eine Erlöſung von Sünden und vom Joche des Teufels dachten ſie wahrlich nicht! Darum hatten ſie entweder gar keine Sehnſucht nach einem Heilande, oder ſie ſehnten ſich nach einem, deſſen Reich von dieſer Welt ſein ſollte. — Nach was für einem Heilande ſehnſt denn du dich, mein Chriſt! und haſt du dich überhaupt ſchon nach dem Erlöſer geſehnt? Und wie ſollſt du dich denn darnach ſehnen? Dieſe Fragen beantwortet der

zweite Theil.

Man könnte ſagen: Wie können denn wir uns nach dem Erlöſer ſehnen, da er bereits vor achtzehnhundert Jahren erſchienen iſt? Die Sehnſucht geht ja auf die Zukunft und nicht auf die Vergangenheit. Wenn Heiden und Juden ſich nach dem Erlöſer ſehnten, ſo iſt das begreiflich; aber wie

können wir ihm entgegensehnen? — Es ist wahr, der Sohn Gottes ist vor achtzehnhundert Jahren schon als Erlöser auf Erden gewandelt; und insoferne ist unsere Sehnsucht nach ihm bereits gestillt. Wir leben zudem in seiner Kirche, wir gehören ihm an, er speist uns mit seinem heiligsten Fleische, er reinigt uns von unsern Sünden, aber dennoch können wir eine rechte Sehnsucht, ein herzliches Verlangen nach dem neugebornen Heilande haben. Und wie geschieht wohl das? Sieh, mein Christ, das geschieht dann, wenn du dich recht freust auf die heilige Weihnachtszeit und recht ernstlich die Wohlthaten erwägest, die uns durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes zu Theil geworden sind. Sieh, auch du bist ein armer Sünder, du wärest es noch, du säßest jetzt noch im Schatten des Todes, wie die Heiden am See Genesareth, wenn dir nicht der Stern aus Jakob aufgegangen, wenn dir nicht in jener gebenedeiten Nacht der Heiland geboren worden wäre. Sieh, du säßest noch immer im Advent, immer noch in den frostigen Wintertagen der Sünde, immer noch unter der Eisdecke der Verstockung, wenn dir nicht jene milde Gnadensonne aufgegangen wäre. Du könntest wie ein Wilder in den Wäldern herumlaufen, oder als Heide Steine und Thiere anbeten, in einem höchst trübseligen Advent könntest du noch sein, wie so viele Millionen Menschen; aber sieh, dich hat der Herr erleuchtet, dich hat er absonderlich begnadigt, dich in seiner wahren Kirche geboren und erzogen werden und alle Jahre hat er dir das heilige Weihnachtsfest erleben lassen, läßt dir auch heuer wieder den heiligen Christtag erleben und — du verspürest etwa Nichts? kein Sehnen, kein Verlangen nach diesem Tage der Gnade? Ist er dir etwa gleichgültig wie ein anderer Tag? Regt sich gar kein Gefühl der Dankbarkeit in dir? Oder meinst du denn, diese Zeit ist keine heilige, keine bedeutungsvolle Zeit, keine Gnadenzeit? O daß du es doch an diesem deinem Tage erkennen möchtest, was dir zum Heile ist! Daß du doch auch so recht aus des Herzens Grunde

mit dem Propheten Isaias aufrufen möchtest und könntest voll Sehnsucht und heiligem Verlangen: Thauet ihn herab, ihr Himmel, und ihr Wolken regnet den Gerechten! Ja, lieber Vater im Himmel, laß mir wieder die Freude erleben, am heiligen Christtage deinen eingebornen Sohn, meinen Herrn und Heiland, zu loben und zu preisen und ihm zu danken für die unaussprechliche Gnade, daß er auf mich armen Erdenwurm so gnädig herabgesehen hat. Unmöglich ist es, mein Christ, wenn du einen Funken Liebe zu deinem Heilande hast, daß du diese heilige Zeit gedankenlos vorübergehen lassen kannst; unmöglich ist es, daß du nicht ernsthafte Betrachtungen über diese heilige Zeit und ihre Bedeutung für dich anstellest. Aber, sagt ihr, wenn wir nur Zeit hätten zum Betrachten; wir müssen arbeiten, den ganzen Tag hart arbeiten; am Abende ist man dann ganz müde und erschöpft, und da schläft man ein. Nun, ich will das nicht in Abrede stellen, sondern es gerne glauben; aber um eins möchte ich doch fragen: Nicht wahr, es ist keines unter euch, das in dieser heiligen Zeit nicht in ein Engelamt oder in der heiligen Christnacht in die Mette käme? Wenn ihr nun so in einsamer finsterer Nacht der Kirche zugeht, da könnt ihr euren Gedanken so recht nachhängen. Alles ist finster um euch, schauerliche Stille oder Wintersstürme umgeben euch, kaum daß ihr einen Fußtritt sehet. Nun seht, so hat es einst da drinnen ausgesehen, so würde es noch um euch aussehen, wenn ihr nicht zur Krippe des Herrn, zu seiner heiligen Kirche nämlich, gekommen wäret. Kaum tretet ihr ein in seinen Tempel, in seine Krippe, da ist es helle; da flimmert es vom Schimmer der Kerzen; denn es wohnt derjenige darin, der gesagt hat: Ich bin das Licht der Welt. Er war die Laterne, die euch bei dunkler Nacht leuchtete, der Stern, der euch zu seiner Kirche führte. Und wenn ihr nun so während des heiligen Engelamtes in der Kirche kniet und betet, wenn ihr in der heiligen Nacht der feierlichen Mette und dem Hochamte beiwohnet, so könnt ihr dankbar erwägen die unaussprechliche Liebe des

Herrn, der vom Himmel herabgestiegen ist, um die Finsterniß zu zerstreuen und es licht zu machen in eurer Seele. Seht, nur ein wenig wenn ihr denkt, wenn ihr nur nicht ganz müßig diese heilige Zeit hinbringt, wenn ihr namentlich in der heiligen Christnacht, bis es Zeit zur Kirche wird, euch zu Hause durch erbauliche Gespräche und fromme Lesung in einem guten Buche erbaut, so werdet ihr gewiß vielfachen Nutzen für eure unsterblichen Seelen schöpfen, gewiß, meine Lieben, werdet ihr mit den Altvätern, Propheten und allen Frommen des alten Bundes mit heiliger Sehnsucht erfüllt werden.

Aber freilich, wenn man eine andere Sehnsucht im Herzen trägt, eine sündhafte, eine unreine, da wird man keine große Freude mit der heiligen Adventzeit und keine große Sehnsucht nach dem Christkindlein haben. Wer nichts Besseres kennt auf dieser Welt, als den Bierkrug, Fleisch und Tanzbelustigung, der wird sich freilich im Advent hindurch langweilen. Wenn man bisweilen reden hört: Nur dieser Advent, diese abgeschmackte Zeit wenn vorbei wäre! Alles ist so todt und so langweilig, und diese lästigen Fasttage! Nach Weihnachten wird's doch wieder lustiger, da kommt der Fasching bald, da kann man wieder seiner Bekanntschaft besser nachgehen und den Spielleuten nachlaufen, da ist wieder Leben in der Welt! — wenn man solche Reden hört, da kann man schon muthmaßen, daß die Sehnsucht nach der Ankunft des Heilandes nicht sonderlich stark sein wird. Da ist eine andere Sehnsucht im Herzen! Christus der Herr sagt: Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz! In der Krippe, in der Kirche ist der Schatz dieser Leute wahrlich nicht, daher auch nicht ihr Herz. Deshalb kann man es in Städten namentlich häufig treffen, daß man alle möglichen Anstalten trifft, um ja keinen Gedanken an die heilige Zeit, in der man lebt, aufkommen zu lassen. Da man keine Tanzmusiken halten darf, weil man sonst polizeilich abgestraft würde, — denn des Kirchengebotes wegen würde man den ganzen Advent und die ganze Fasten

Bälle und Tänze aufführen — so ist heute Abends Theater, morgen ein Concert, übermorgen produzirt sich ein Kartenkünstler, den nächsten Tag ist Harmonie, — und so geht es fort den ganzen Advent, und den Beschluß macht, daß man in der heiligen Christnacht bis zur Mette oder gar die ganze Nacht im Wirthshaus sitzt, oder noch ärgere Dinge treibt. Kaum aber ist der heilige Christtag vorbei, am St. Stephanstag wird schon wieder Tanzmusik angekündigt, dieß ist das Wiegenlied, das die Welt dem neugebornen Christkinde singt. So sucht die vornehme und mittelmäßige Welt den ganzen Eindruck der heiligen Zeit zu verwischen, damit ja keine Sehnsucht nach dem neugebornen Heilande aufkommt. Man hat nämlich einen andern Heiland; der im Stalle zu Bethlehem ist zu armselig, und empfiehlt sich der tollen Welt nicht sonderlich, weil er ihr Treiben von der Krippe aus schon verdammt, obwohl er noch keine Silbe redet.

Auf dem Lande, Gott Lob! ist dieß besser; vielleicht aber stünde es auch schlimmer, wenn man mehr Gelegenheit zur Ausgelassenheit hätte. Aber gewiß fehlt es nicht an ledigen Leuten, die da im Advent und in dieser heiligen Zeit überhaupt große Langweile haben. Jetzt müssen sie doch auch einigermaßen gut thun; aber schon lange sehnen sie sich wornach? — Etwa auf den heiligen Christtag? Kann sein, vielleicht, weil es da eine bessere Kost gibt; der eigentliche Tag ihrer Sehnsucht geht auf den ersten Sonntag nach dem heiligen Dreikönigtag, denn da riecht's schon etwas nach dem Fasching, da geht das eigentliche Leben, wie man es das ganze Jahr haben möchte, wieder an. Das ist der Tag der Sehnsucht und wenn solche Leute Gott danken, so danken sie ihm nicht, daß sie die Weihnachtsfeiertage wieder erlebt haben, sondern daß sie wieder vorbei sind. Würde sie unser Herrgott bloß Weihnachten erleben lassen, er würde ihnen einen schlechten Dienst erweisen; denn ihre eigentliche heilige Zeit geht erst nach Weihnachten an, und dauert bis zum Aschermittwoch.

Seht, Geliebte, das ist die Welt und ihre Sehnsucht in

dieſer heiligen Zeit. Ihr Chriſtkind iſt die Luſt — Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens. Darum hat ſie keine Sehnſucht nach der Krippe, denn in dieſer finden ſich bekanntlich dieſe Dinge nicht, ſondern werden vielmehr auf's Entſchiedenſte in ihr verdammt. Die Welt hat einen andern Heiland, keinen, der ſie von der Sünde erlöſen ſoll. Nein, einen ſolchen will ſie nicht; ſie hat nie einen Advent, denn ſie weiß nicht und glaubt nicht, daß ſie in der Finſterniß und im Schatten des Todes ſitzt; ihre Schlagwörter ſind vielmehr Licht und Aufklärung! wie ſollte ſie alſo nach einem Heiland ſich ſehnen, der ihr Licht bringen ſoll, da ſie ohnehin ſchon über und über erleuchtet ſein will? Die Welt hat nie einen Advent; denn ſie weiß und glaubt nicht, daß ſie in den ſchmählichſten Feſſeln des Teufels liegt; ihr Stichwort iſt vielmehr: Freiheit! Wie ſollte ſie ſich demnach einen Erlöſer wünſchen, der ſie von ihrer Knechtſchaft befreien ſollte?

Nun wiſſen wir aber, Geliebte, daß die Welt und ihre Luſt vergeht, daß ihr geprieſenes Licht nichts iſt, als Blindheit des Geiſtes und ihre vermeintliche Freiheit die elendeſte Sündenſklaverei; darum folgen wir dem, der geſagt hat: „Kindlein, wollet nicht lieben die Welt, noch das, was in der Welt iſt!“ Unſere Sehnſucht in dieſer heiligen Adventzeit iſt auf etwas Beſſeres gerichtet. Wir freuen uns, daß wir dieſe heilige Zeit erlebt haben; denn ſie iſt eine Zeit der Gnade. Das, was einſt der Gegenſtand der Sehnſucht für ſo viele Millionen früherer Zeit war, das iſt es auch jetzt noch für uns. Jeſus, der neugeborne Heiland, iſt der Mittelpunkt unſerer Sehnſucht; auf ihn ſind alle unſere Gedanken, unſere Gefühle und Empfindungen gerichtet. Er iſt unſer Alles, denn er iſt unſer Erlöſer und Seligmacher, er iſt unſer Licht, er unſere Freiheit. Will die Welt in was immer ihre Seligkeit ſuchen, wir wiſſen für unſern Theil, daß uns kein anderer Name gegeben iſt, in dem wir ſelig werden könnten. Und ſo gehen wir denn freudig und voll Sehnſucht dem kommenden Heilande entgegen! Die Kirche führt alle Jahre dieſe

hohe Festzeit an unserm Geiste vorüber! Machen wir uns diese Gelegenheit zu Nutzen! Denken wir uns zurück in das Jahr der Gnade, als das Wort Fleisch geworden ist! Stellen wir uns vor, wir hätten gelebt in jener Zeit! O, sagt ihr, wie würden wir uns da gefreut, wie würden wir uns da gesehnt haben, den Erlöser der Welt im Stalle zu schauen und anzubeten! Wie eifrig hätten wir zuvor die Predigten des heiligen Johannes am Jordan gehört, um unsere Herzen auf die Ankunft des Erlösers vorzubereiten, um alle unrechte Sehnsucht, alles unrechte Verlangen aus unsern Herzen zu verscheuchen und nur allein von heiliger Sehnsucht, von Sehnsucht nach unserm Herrn und Erlöser entflammt zu werden. O gewiß, wir hätten dem Herrn den Weg bereitet, alle Berge und Hügel abgetragen, alle Thäler ausgefüllt, alles Krumme gerade und alles Rauhe eben gemacht! Gut, meine Lieben! Hättet ihr das damals gethan, so thut es nur auch jetzt. Das Wort, das Johannes am Jordan gesprochen hat: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe! Bringt würdige Früchte der Buße! dieses Wort ertönt auch jetzt noch von den Kanzeln herab an eure Ohren, es ist das nämliche Wort! Folget nur diesem Worte und dann wird gewiß jede Sehnsucht nach unreinen Gegenständen aus euren Herzen weichen; gebrauchet nur die Bußtaufe zur Vergebung der Sünden, bekennet nur eure Sünden dem Priester, wie die bußfertigen Israeliten sie dort am Jordan dem heiligen Täufer gebeichtet haben, und dann wird gewiß alles Unebene verschwinden, alle Berge und Hügel werden weichen, alles Krumme wird gerade, alles Rauhe eben, kurz alle Hindernisse werden beseitigt werden, die dem Gegenstande eurer glühendsten Sehnsucht, eurem Herrn und Heilande im Wege stehen könnten; ihr werdet euch vertrauensvoll der Krippe nähern, demüthig euren Herrn und Gott anbeten und tausendfältige Früchte von dieser heiligen Advents- und Weihnachtszeit für eure Seelen ärnten. Amen.

Predigt

auf

den heiligen Christtag.

Text: „Kommt, laßt uns gleich nach Bethlehem gehen und sehen, was da geschehen ist, und was uns der Herr kundgethan hat.“ Luk. 2, 15.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Seit drei Wochen sind wir alle Sonntage an den Jordan hinausgezogen, um dort aus dem Munde des Bußpredigers Johannes erschütternde Worte der Buße und Besserung zu vernehmen. Ganz Jerusalem strömte zu ihm hinaus, angezogen durch das Ungewöhnliche seines Auftretens, durch seinen strengen Lebenswandel, durch die mark- und gebeinzerschneidende Kraft, womit er das Schwert des göttlichen Wortes handhabte. Heute aber verstummt dieser Prediger und es tritt ein anderer auf; die Stimme des Rufenden in der Wüste schweigt, und es ertönt nunmehr die Stimme des Rufenden in der Krippe; die Gegend am Jordan wird leer, denn Alles drängt jetzt nach Bethlehem hin, der Knecht tritt ab, und der Herr tritt auf, der Vorläufer hat seine Sendung erfüllt, denn das

Lamm Gottes iſt erſchienen, die Morgenröthe verſchwindet, denn die Sonne ſteht bereits am Himmel.

So kommt denn, laßt uns gleich nach Bethlehem gehen und da den neuen Prediger hören! Es muß etwas Außerordentliches ſein um dieſen Prediger; denn die Hirten verlaſſen ihre Heerden und laufen ihm zu; noch mehr, es iſt Mitternacht und doch laſſen ſie ſich nicht abhalten, ſondern eilen, um ja recht bald hinzukommen. — Von weitem vielleicht wird man ſeine Donnerworte ſchon vernehmen; hat ſein Vorläufer ſchon gerufen: Ihr Schlangen- und Natterngezücht! wie wird erſt er ſelber rufen! Ohne Zweifel hat er ſchon die Wurfſchaufel in der Hand, ſeine Tenne zu ſäubern; ſicherlich ſchwingt er die Axt, die ſchon an der Wurzel des Baumes liegt, und fällt mit mächtigem Streiche den unfruchtbaren, der keine andere Beſtimmung hat, als in's Feuer geworfen zu werden.

Vielleicht iſt er ſchon gekommen, um das Urtheil zu ſprechen, um die Welt für ihre Werke zu belohnen, um die Menſchenkinder von einander zu ſcheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken ſcheidet; ohne Zweifel geht Feuer aus von ſeinem Munde, der Erdball will aus den Angeln gehen, die Sterne fallen vom Himmel, Alles wird daſtehen in banger Erwartung, in Zittern und Beben. Fallet über uns, ihr Berge, und ihr Hügel bedecket uns! rufen wahrſcheinlich mit Entſetzen die zagenden Zuhörer; hinweg von mir, ihr Vermaledeiten, in's ewige Feuer, das dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt, herrſcht etwa ſeine Donnerſtimme — iſt es alſo gar die letzte Predigt, die Predigt des letzten Gerichtes, die dort in Bethlehem gehalten wird?

O nein, Geliebte! nichts von allem dieſem iſt heute an dem Prediger dort in der Krippe zu finden und zu fürchten; das frohe, engliſch milde, freundliche, freudenſtrahlende Antlitz der Hirten verkündet uns dieß. Wohl iſt es der Richter der Lebendigen und Todten, der dort in der Krippe predigt, aber er predigt als — Kind; wohl iſt es der ewige Gott, der

dort thront, aber sein Thron ist noch nicht der Flammenthron, sondern eine Krippe, nicht Feuer geht aus von seinem Munde, sondern himmlisch freundliches und friedliches Lächeln, die Milde eines Kindes umspielet seinen Mund; wohl hat er seine Engel ausgesendet, um seine Ankunft zu verkünden, aber nicht mit schmetternden Posaunen, um die Todten aus ihrem Schlafe aufzurütteln, sondern um friedliche Hirten zu seiner Krippe einzuladen und Gesänge des Friedens zu singen. Seine Predigt wird also auch eine ganz andere sein, als die des letzten Gerichtes; nicht Gericht und Verdammniß, nicht Fluch und Verderben wird aus seinem Munde ausgehen; nein, so predigt ein Kind nicht, so predigen nicht der Stall, nicht die Krippe, nicht die Windeln, nicht die friedlichen, freundlichen Bewohner der Krippe.

Gnade, unendliche Erbarmung und Liebe ist es, die uns heute im Stalle zu Bethlehem von dem Prediger daselbst, dem göttlichfreundlichen Jesuskinde gepredigt worden. Und diese unendliche Erbarmung und Liebe ist es, die wir jetzt zu unserem Troste genauer betrachten wollen. Ich sage demnach: Unendliche Erbarmung und Liebe predigt uns der Sohn Gottes im Stalle zu Bethlehem

als Kind, I. Theil,
als ein armes Kind, II. Theil.

Süßes Jesukindlein! Unsere Weihnachtsfreude, unser Trost! Sende auf deinen Diener heute einen Strahl deiner Gnade und Erbarmung hernieder, auf daß ich deine Erbarmungen würdig verkünden und dein frommes Christenvolk in heiliger Freude und seligem Entzücken dich dafür preisen möge.

Erster Theil.

Adam zitterte wie das Laub in den Bäumen des Paradieses und verbarg sich in den Gesträuchen des Gartens, da er mit schuldbeladenem Gewissen vor seinem Herrn und Gott erscheinen sollte, der doch in menschlicher Gestalt vor ihm

wandelte, — wie möchten wohl Adams noch sündhaftere Nachkommen, wie möchten wir, die wir in einer Sündfluth dahinschwimmen, es wagen, vor dem ewigen Richter zu erscheinen! Wie dürften wir in unserer Nacktheit, in unserer Entblößtheit von der göttlichen Gnade und der ursprünglichen Unschuld und Heiligkeit nur daran denken, uns dem Throne der göttlichen Gerechtigkeit zu nähern! Wagt es ein Kind kaum, dem erzürnten Vater unter die Augen zu treten, kann der Missethäter den vernichtenden Blick des Richters nicht ertragen, wie sollten wir, vor Gottes erzürnter und schrecklich beleidigter Majestät bestehen mögen! Ja unendlich war die Majestät Gottes von den empörten Geschöpfen verletzt worden, eine unendliche Genugthuung forderte dafür die unendliche Gerechtigkeit. Lucifer und sein Anhang waren gestürzt worden, seitdem hatte Gottes flammender Zorn die Hölle angezündet; wir aber traten auch in des Teufels Fußstapfen, von ihm verführt, wollten wir Gott gleich sein — darum wartete auch unser der nämliche Abgrund, der die Teufel verschlungen. Oder war vielleicht ein Engel im Stande, für uns sich in's Mittel zu legen, die göttliche Gerechtigkeit zu versöhnen und uns Zutritt zum Throne der Gnade zu verschaffen? In Ewigkeit nicht; kein Geschöpf, und sei es das vollkommenste, ist im Stande, eine unendliche Genugthuung der unendlichen beleidigten Majestät zu leisten, ewig wäre daher unsere Verwerfung gewesen, ewig hätte Gottes Zorn auf uns gelastet, nie hätten wir Gott anders, denn als schrecklichen Richter gesehen.

Sieh, da erbarmt sich der Sohn Gottes über das elende, unter dem Joche der Sünden seufzende Menschengeschlecht, und wird ein — Kind. Und warum denn ein Kind? Sieh deßwegen, damit du Muth bekommen solltest, zu ihm hinzutreten, daß du dich nicht mehr fürchten solltest; denn wer fürchtet wohl ein Kind und wer hat nicht Liebe zu einem Kinde? Das unschuldige, fromme, reine Antlitz eines Kindes verfehlt seinen Eindruck selbst auf den verhärtetsten Böswicht nicht. — Ein liebevolles Kind wollte also der Sohn Gottes werden,

um dich an ſich zu locken, um dir alle Furcht zu benehmen, um dir recht Muth und Vertrauen einzuflößen. Gott wird Menſch, der Unſterbliche ſterblich, der Richter ein Kind. Alles legt er weg, was dich nur einigermaßen ſchrecken und von ihm fern halten möchte. Die Fülle ſeiner Gottheit verbirgt er deßhalb unter der Geſtalt des Knechtes, den Flammenthron vertauſcht er mit der Krippe, die blendende Majeſtät des Himmels mit einem Stalle, als deines Gleichen wollte er zur Welt kommen, er wollte alle Schwächen und Gebrechlichkeiten eines Menſchen übernehmen, damit du ein Menſch zu dem Menſchen hintreten und dich mit ihm befreunden möchteſt. Seinen ſtarken allmächtigen Arm, den du allenfalls noch fürchten könnteſt, läßt er ſich von der jungfräulichen Mutter in Windeln binden, ſo daß er dir gegenüber ganz wehrlos erſcheint, aus ſeinen Augen fahren keine Blitze, ſondern holdſelige, freundliche, liebreich einladende Blicke ſtrahlen dir entgegen, Blicke der Gnade, der Milde, der Barmherzigkeit, der Verzeihung, Blicke, die ſo gern durchdringen möchten durch den eiſernen Panzer der Verſtockung und Herzenshärtigkeit, dein Herz mit dem Pfeile göttlicher Liebe verwunden und zerſchmelzen möchten. Ja, ein Kind iſt der Sohn Gottes geworden, ein Kind, das keine andere Sprache als Thränen hat. Nicht Donnerworte der Verwerfung und Verdammung rollen dir aus dem Munde dieſes Kindes entgegen: nein, was es zu dir reden will, das kannſt du auf ſeinem Antlitze leſen — Verſöhnung, Gnade und Erbarmen. Was dieſes Kind reden will, das kannſt du aus den ſüßen Thränen abnehmen, die aus ſeinen holdſeligen Augen laufen; es ſind dieß die erſten Thränen, die das göttliche Kind über deine Sünden weint. Sieh da, mein Chriſt, die Liebe deines Gottes! Keine Spur von Gerechtigkeit, von göttlicher Rache und Strafe bemerkſt du an dieſem Kinde, lauter Gnade, lauter Liebe und Erbarmen iſt der menſchgewordene Gott! Kannſt du mehr verlangen? Kannſt du dir eine größere Liebe denken? Sieh, dieſes Kind hat einen ſchreckbaren Arm, mit dem es

Welten schaffen und zerschmettern kann, mit dem es die Berge berührt und sie rauchen; aber es verbirgt dir gleichsam diesen Arm unter den Windeln, und wenn es ihn ausstreckt, so geschieht es nur, um dich an sich zu ziehen, dich zu heilen, dich zu liebkosen; dieses Kind könnte harte Worte zu dir sprechen, du hättest sie auch verdient, und doch schweigt es; nicht den mindesten Vorwurf will es dir machen; Alles soll vergessen sein, nicht weiter will es dir mehr deine Sünden vorhalten; dieses Kind ist jener Gott, dessen Füßen die Erde zum Schemmel dient, dessen Fuß der alten Schlange den Kopf zertritt, und diese Füße werden in Windeln gewickelt, sie sind bestimmt, sich müde zu laufen für dich.

Gott wird ein Kind! staune an die Wunder der göttlichen Erbarmung und Liebe! Der König Himmels und der Erde, der allmächtige Schöpfer aller Dinge, er, der Alles, was Leben hat, speist, wird ernährt von der Milch einer Jungfrau; er, der den Himmel mit einem blauen Mantel überzieht und der Erde einen grünen Rock anlegt, er, der die Blume auf dem Felde kleidet, daß Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht ist, wie eine aus ihnen, liegt nackt und bloß auf armseligem Stroh; er, der uns von Banden und Fesseln erlösen wird, wird mit Banden und Windeln gebunden, die brennende Liebe muß Dezemberfrost leiden, der immerwährende Trost der Traurigen weint, der König Himmels und Erde hat Mangel an Allem, das Licht, vor dessen Schimmer die Gestirne erbleichen, wohnt in der Finsterniß, der Beherrscher der Welten liegt unter dem Viehe. Sieh da, der satte Hunger, der durstige Brunnquell, die frierende Flamme, die traurige Freude, der darbende Überfluß liegt in der Krippe! Sieh da das Licht im Finstern, die Sonne in der Nacht glänzen, das Feuer in Wolken verborgen! Sieh da, aus einem Bächlein entspringt das Meer, aus der Rebe wächst ein ganzer Weinstock, der die Welt überschattet, aus einem Sterne wird die Sonne, aus einem Pünktlein ein unermeßlicher Zirkel, aus einem Wölklein eine unaussprechliche Klarheit. Sieh, wie sich die Majestät mit der

Demuth verbindet, die Stärke mit der Schwachheit, die Ewigkeit mit der Sterblichkeit, der Himmel mit der Erde, das Niedrigste mit dem Höchsten. Sieh, wie der Brunnen gleichsam vertrocknet, die Freude seufzet, die Schönheit erbleicht, die Kraft verschwindet, — mit Einem Worte, sieh, wie das ewige Wort verstummt. Er, der die Berge bewegt, der der Sonne befiehlt, daß sie nicht aufgeht und die Sterne wie unter Siegel legt, derselbe lebendige Gott, der mit der Faust die Wässer mißt und die Himmel mit der Hand abwiegt, der die große Erdkugel mit drei Fingern faßt, und die Berge in die Wagschale legt und die Hügel in das Gewicht; vor dessen Augen die Völker wie ein Tropfen am Eimer und die Inseln wie ein Stäubchen sind, jener Gott, der nicht matt und müde und dessen Arm nicht verkürzt wird, der Herr der Heerschaaren will jetzt schwach und armselig werden; denn er wird ein Kind, das sich Arme und Beine in Windeln binden lassen muß. Und für wen thut er das? Für wen wird der Starke schwach? Für dich, dir zu Liebe; kannst du dir eine größere Erbarmung und Liebe denken? Ihm, der in einem unzugänglichen Lichte wohnt, dürftest und könntest du dich nicht nähern, darum wird er ein Kind; ihn, den schrecklichen Gott, könntest du nicht schauen, ohne zu sterben, darum wird er ein Kind.

Ja, jener Herr der Heerschaaren, der mit Licht umgeben ist wie mit einem Rock, der die Wolken zu seinem Wagen machte, und auf den Fittigen der Winde einherschreitet, der seine Engel zu Geistern macht und seine Diener zu verzehrendem Feuer, er, der alle Königreiche und Himmel und Erde gemacht hat: der wohnt nun zwischen zwei unvernünftigen Thieren, in Windeln gewickelt, in einem armseligen Winkel der Erde, wird von Menschen berührt und mit Milch ernährt, er ist geworden ein — Kind.

Sieh da den Friedensfürsten, der wohl tausendmal im alten Testament der Herr der Heerschaaren genannt wird, der dem Moses unter Blitz und Donner das Gesetz gegeben, der über

Sodoma und Gomorrha Schwefel und Feuer regnen lassen (I. B. Mos. 19, 24), der liegt da ohne Schwefel und Feuer, ohne Blitz und Donner, in finsterer Stille. Er, der Sieger in den Schlachten, dessen Zeughäuser voll Geschoß und Rüstungen sind, kommt jetzt ohne alles Geräusch, wie der verborgenste und friedlichste aller Menschen.

Hat man je dergleichen gehört? Gott wird Mensch, der Unsterbliche leidensfähig; jener, den Himmel und Erde nicht fassen können, wird in Windeln gehüllt! O unermeßliche Liebe, o unaussprechliche Demuth, o unergründliches Geheimniß!

Wer aus uns sollte sich jetzt noch fürchten, Geliebte, und nicht voll Vertrauen zu dem neugebornen Erlöser hinzutreten? Nichts ist ja, was fürchterlich an ihm wäre, was uns zurückscheuchen könnte. Ein Kind, lauter Liebe, die ewige persönliche, menschgewordene Liebe und Erbarmung liegt ja vor uns in der Krippe zu Bethlehem. Gebunden, in Windeln gehüllt liegt ja der Sohn Gottes, der Herr der Heerschaaren, der Richter der Welt. In Wahrheit können wir uns demnach rühmen, daß uns Gott verbunden ist; ja wir Menschen haben ihn wirklich uns verbunden. So laßt uns denn hintreten, Geliebte, zu diesem gebundenen Heiland. Diese seine Bande in der Krippe schon beginnen an unserer Befreiung zu arbeiten. Er läßt sich binden, um uns loszumachen. Seine Blicke sind Blicke der Gnade und Erbarmung; seine Thränen Perlen der Gnade, sein Weinen Seufzen zum Vater um Erbarmung und Gnade. Ja, treten wir hin zu Jesus, unserm künftigen Richter, denn jetzt ist er ein Kind, treten wir aber mit um so größerem Vertrauen hin, denn unser künftiger Richter ist nicht bloß ein Kind, sondern auch noch ein armes Kind geworden, und hievon im

zweiten Theile.

Wenn ein Fürsten-, wenn ein Königssohn geboren wird, welche Feierlichkeiten werden nicht bei solch einer Gelegenheit veranstaltet! Adressen werden eingereicht, um den fürstlichen

Eltern Glück zu wünschen ob dem Heile, das ihrem Hause widerfahren! Festlichkeiten aller Art werden veranstaltet dem neugebornen Prinzen zur Ehre, und überall hin verbreitet sich rasch die freudige Kunde von dem frohen Ereignisse.

Als aber der Sohn des Allerhöchsten aus der seligsten Jungfrau geboren wurde, gab es dergleichen Feste und Feierlichkeiten nicht. In der Stille der Mitternacht, während Alles in tiefem Schweigen begriffen war, kam Gottes allmächtiges Wort vom Himmel herab, ohne Geräusch und Aufsehen. Kein Mensch wußte davon, kein Mensch dachte daran. Und warum? Hätte es sich nicht geziemt, daß der ewige Sohn Gottes, der Heiland und Erlöser der Welt in einer seines ewigen Ursprunges würdigen Weise in der Welt erschienen wäre? Hätten nicht zuvor alle Potentaten, alle Fürsten und Mächtigen dieser Erde von dem baldigen Erscheinen des himmlischen Königssohnes in Kenntniß gesetzt werden sollen? — Nein, das durfte nicht geschehen. Der Sohn des Königs der Könige konnte nicht in dieser Weise auftreten; denn sein Reich war nicht von dieser Welt; ein König der Armen im Geiste mußte er ohne irdisches Gepränge arm und unbekannt erscheinen — wie hätte sonst das arme Menschenkind es wagen dürfen, vor diesem Königssohne zu erscheinen? Nicht zu Fürsten, nicht zum Kaiser Augustus, nicht zu den andern Großen und Mächtigen der Erde kamen deßhalb die himmlischen Hofkouriere, die Engel, um die offizielle Anzeige von der Geburt des neuen Königs zu überbringen, sondern zu armen Hirten, zu unbedeutenden, der Welt gänzlich unbekannten Leuten. Die Armen sollten es wissen und inne werden, daß ihnen der Zutritt zu dem göttlichen Kinde nicht verwehrt sei, daß sie vielmehr vor allen übrigen Menschenkindern eingeladen wären. —

Sieh da, mein Christ! die Liebe deines Heilandes; nicht goldtriefende Uniformen, nicht Seide und Sammet, nicht Orden und Auszeichnungen sind dir nöthig, um den Heiland der Welt, das neugeborne Jesuskind sehen zu können; du

brauchst keine Billeten und Eintrittskarten zu haben, um bei ihm Zutritt und Audienz zu finden; nein, dein Heiland kommt, wenn auch des höchsten Königs Sohn, geräuschlos zur Welt, auf daß du dich nicht zu fürchten hast, sondern jederzeit dich melden könnest. Hirten waren die ersten Auserwählten, die des Weltheilandes Geburt erfuhren, Hirten die ersten, die ihre Aufwartung beim neuen Könige machten, damit kein Mensch, er sei noch so arm und elend, erschrecke, sondern vertrauensvoll sich dem königlichen Kinde nahe. —

Der ewige Sohn Gottes, der himmlische Königssohn ist sodann in einem Stalle geboren worden. Warum denn nicht in einem Pallaste? Er, dessen Haus der Himmel, dessen Fußschemel die Erde ist, in einem Stalle! Ich will nicht einmal sagen von einem Pallaste, sondern nur von einer anständigen Wohnung. Warum nicht im Hause der Jungfrau zu Nazareth? warum nicht in Jerusalem? warum nicht wenigstens in einer ordentlichen Herberge zu Bethlehem? Warum in einem Stalle, in einem so armseligen und verächtlichen Platze? „Christus," sagt der heilige Petrus Chrysologus, „wollte auf dem Wege geboren werden, damit ihn Jedermann finden möchte;" und der heilige Gregor der Große sagt in der 8ten Predigt über dieß Evangelium: Nicht in seiner Eltern Haus zu Nazareth, sondern an der Straße wird er geboren, in der Fremde also. Er ist also außerhalb der Stadt geboren und stirbt auch außerhalb. An der Straße, an den Zäunen und Wegen aber sind die Blinden, die Lahmen, die Krüppelhaften, diese hat er durch seine Knechte, die Engel, zu sich geladen, von den Andern wußte er zum voraus, daß sie Ausreden haben und nicht kommen würden. So war einst das Manna in der Nacht unscheinbar vom Himmel gefallen und das Volk ging hin und las es sich auf. Wäre Christus, der Heiland der Welt, der Königssohn, in einem Pallaste, in einer fürstlichen Residenz geboren worden, wie hätte da ein Blinder, ein Lahmer, ein Gebrechlicher Zutritt finden mögen! Sieh, mein Christ! das

ist dir zu lieb geschehen! Arm, in einem elenden Stalle wollte er geboren werden, damit du ungescheut bei ihm Zutritt finden möchtest. In dem Stall hat er die Hirten, in dem Stall die Weisen aus dem Morgenlande empfangen. Wahrlich, ein sonderbarer Audienzsaal, dieser Stall! Aber der König der Armen verschmäht es nicht, uns zu lieb, den Armen zu lieb in einem Stalle geboren zu werden. Seine unendliche Liebe will die Armen, die Elenden und Gepreßten vor Allen zu sich laden.

Wenn nun der Pallast, die Residenz unsers Heilandes ein Stall ist, dann können wir schon denken, was er für eine Wiege haben wird. Nicht Elfenbein, nicht Gold und Silber sind die Stoffe, aus denen seine Wiege verfertigt ist, sondern eine armselige Krippe. Das ist der Thron des neuen Königs, das ist die Kanzel des neuen Predigers. Und welches werden wohl die kostbaren Stoffe sein, in welche die Eltern ihr himmlisches Kind hüllen? Ohne Zweifel Sammet und Seide, prächtiger Goldstoff! — Ja wohl Sammet und Seide! Einfache, dürftige Windeln sind es, in welche das göttliche Kind gehüllt wird. Aber doch ein weiches Flaumenkissen, vielleicht gar Polster mit Eiderdunen gefüllt wird dem Sohne des himmlischen Königs zum Bettlein gedient haben! Ach, daß es Gott erbarme! wenn Stroh und Heu einmal Flaumen genannt werden, ja dann hat das göttliche Kind auch ein Flaumenkissen gehabt. Und wo ist denn die Dienerschaft, wo sind denn die Lakeien und Ammen, die dem Eingebornen des Vaters zu Gebote stehen? — Ach, eine arme Jungfrau, seine Mutter, ein armer Zimmermann, sein Nährvater, sind die ganze Bedienung; ein paar Hirten kommen dann, um die Beglückwünschungsadresse zu überreichen, und dann ist es gar.

Also unbekannt und ungekannt, ohne weltliches Geräusch und Aufsehen kommt der Sohn Gottes zur Welt. Ein Stall die Residenz, in der er das Licht der Welt erblickt, eine Krippe, aus der die Thiere ihr Futter zehren, seine Wiege, dürftige

Windeln sein Kleid, halbverfaultes Stroh und Heu sein Bettlein, zwei arme Personen seine Dienerschaft — wo ist ein Königssohn, der in dürftigeren Umständen das Licht der Welt erblickt hat? —

Aber vielleicht war das Alles so zufällig, vielleicht wäre der Erlöser unter bessern Umständen in diese Welt eingetreten; aber die Verhältnisse gestalteten sich gerade so ungünstig! —

Was sagst du da? zufällig wäre das Alles gewesen! Gibt es bei Gott einen Zufall? Hätte derjenige, der ganz gewiß einst auf den Wolken des Himmels im Angesichte der ganzen Welt vor allen Fürsten und Großen der Erde in großer Macht und Herrlichkeit, in unaussprechlicher Majestät kommen wird, nicht auch bei seiner ersten Ankunft als mächtiger König auftreten und Fürsten und Völker in Staunen setzen können? Hätte er, dessen Residenz dort über den Sternen im unermeßlichen Raume des Himmels ist, der die Erde und alle ihre Pracht geschaffen, nicht eine fürstliche Wohnung hier auf Erden finden und sich dieselbe zur Geburtsstätte auserwählen können? Und er, der den Thieren die mannigfaltigsten Kleider geschaffen hat, dem einen aus Federn, dem andern aus Wolle, dem dritten aus Stacheln, dem vierten aus Schalen, andern aus Haaren, er, der die Blumen des Feldes so schön zu kleiden weiß, daß Salomon in all seiner Herrlichkeit ihnen nachstehen muß: er sollte nicht aus Gold und Silber und Seide und Sammet ein Kleid, nicht aus weichen Federn ein bequemes Bett — sich haben bereiten können! Und er, dem Legionen der Engel zu Gebote stehen, hätte der Dienerschaft ermangeln müssen, er, der allein Reiche, hätte sich nicht eine andere Königstochter zur Mutter, nicht den römischen Kaiser zum Nährvater erkiesen können? Wer, der in diesem Kinde den Sohn Gottes erblickt, möchte das nur läugnen?

Aber warum ist er nicht so gekommen, sondern gerade so? So arm, so unbekannt, in solch elenden Umständen?

Seht, meine Lieben! das geschah aus unendlicher Liebe zu uns. Der Heiland der Armen, der Elenden, der Gebeugten, der Mühseligen und Beladenen wollte der Sohn Gottes werden und darum erschien er als ein *armes* Kind! Er wollte unser Bruder werden, unser Elend auf sich nehmen, er wollte Frost leiden mit den Armen, nackt sein mit den Bettlern, unbekannt sein mit den Hirten, auf Stroh liegen mit den Dürftigen, weinen und leiden mit den Büßern und Sündern. Mit ihnen wollte er leiden und für sie.

Habt ihr das gehört? ihr lieben *Landleute*! Wenn ihr bei großen Herren Audienz bekommen wollet, da geht es euch oft hart, da wartet fast an jeder Thüre ein Portier und macht euch Umstände und Anstände. Da müßt ihr durch allerhand Thüren hindurch, bis ihr endlich zu dem großen Herrn kommt. Und wenn dann dieser dasteht in glänzender Uniform, mit Sternen behangen, als wenn er das ganze Firmament an seinem Frack hätte und wenn die Pracht des Zimmers und der ganzen Umgebung blendet: da werdet ihr verwirrt und stottert in der Rede, und in der Beklommenheit entfällt euch Manches, was ihr gern vorbringen möchtet; aber da, bei der Krippe im Stalle zu Bethlehem ist es nicht so. Stall und Krippe sind euch nichts Ungewöhnliches, das blendet euch nicht, und der große Herr, der darin ist, ist ein kleines Kind in armseligen Windeln, und da dürft ihr euch nicht fürchten, hinzutreten, denn es ist euer Heiland und Erlöser und Seligmacher, der durch seine Friedensboten, die Priester, euch einladen läßt, zu ihm zu kommen; da braucht ihr auch keine Einlaßkarten, und kein rauher Portier und grober Kammerdiener steht da und mißt euch vom Fuß bis zum Kopf und will euch zurückweisen, weil ihr einen Bauernkittel anhabt; die beiden Portiere, die Wache halten bei dem Himmelskinde, sind Maria und Joseph, gar freundliche und liebreiche Personen; diese nehmen euch mit Freuden an und führen euch selbst zum Jesuskinde: ja, wenn euch ob eurer Sündhaftigkeit die Rede stecken bleiben möchte, da reden *sie* für euch und

Nun, sagt ihr jetzt auch noch: die Hirtenleute gelten nichts bei Gott? Ich meine, diese Hirtenleute müssen viel, sehr viel gegolten haben! In Rom lebte der Kaiser Augustus, dem die ganze damals bekannte Welt gehörte, aber zu ihm wurde der Engel nicht hingeschickt. In Jerusalem war Herodes, Pilatus und die Hohenpriester; auch zu ihnen wurde der Engel nicht hingeschickt. Zu wem wurde er denn geschickt? Zu Niemand, als zu den Hirten auf dem Felde. Das müssen heilige Hirtenleute gewesen sein, weil eigens ein himmlischer Kourier an sie abgeschickt wurde, damit sie allein und vor allen Königen und Kaisern auf der ganzen weiten Erde die Freudenbotschaft von der Geburt des Erlösers vernehmen sollten. Sagt ihr jetzt auch noch, daß die Hirtenleute bei Gott nichts gelten? O sie gelten viel, sehr viel, auch jetzt noch, wenn sie nur fromme Hirtenleute sind und besonders, wenn die ledigen unter ihnen eine gute Aufführung machen. Ja, die armen und braven Leute müssen bei Gott etwas gelten; denn der Sohn Gottes ist selbst ein armes Kind, ja sein ganzes irdisches Leben lang arm gewesen.

Und so knieen wir uns denn heute, meine Lieben, im Geiste dort im Stalle zu Bethlehem vor der Krippe des Weltheilandes nieder! Gnade, Erbarmung und unendliche Liebe harret unser, denn der Sohn Gottes ist ein Kind, ein armes Kind geworden. Blicken wir vertrauensvoll hin auf dieses holdselige Kindlein! Wie ein Lamm liegt es da, sanft und unschuldsvoll, und scheint nicht zu wissen, was seiner nach 33 Jahren wartet. Das unschuldige Lämmlein schläft jetzt auf hartem Felsen, aber nach 33 Jahren wird es am Kreuze entschlafen. Doch, was sage ich nach 33 Jahren? Warte nur acht Tage noch, liebes Jesukindlein! und schon wird das Messer gewetzt, um dich zu beschneiden. Und gleich darauf darfst du, mein Heiland, nach Ägypten entfliehen, und durch schreckliche Einöden reisen. Schon zimmert man an deinem Kreuze, schon bereitet man Dornen und Nägel. Jetzt, liebes Jesukindlein, nippest du nur ein wenig mit deinen

heiligſten Lippen am bittern Leidenskelch, aber nicht lange, ſo mußt du ihn bis auf die Hefe leeren. Jetzt ſtehen noch zahme Thiere um dich und erwärmen deine erſtarrten Händchen mit ihrem Hauche; aber bald werden ſie wie biſſige Hunde und fette Stiere dich umgeben (Pſalm 21.). Jetzt ſingen noch himmliſche Geiſter: Ehre ſei Gott in der Höhe! bald aber wird das Geſchrei ertönen: Ans Kreuz mit ihm! Jetzt weinen deine holdſeligen Augen ſüße Thränen; bald aber wird dein ganzer Leib vom Blute triefen! Und dieß Alles leideſt du aus unendlicher Liebe zu uns, um uns Gnade und Erbarmung zu erwerben. Wir ſind krank und du trinkſt die Arznei; wir ſind die Diebe, und du gehſt an den Galgen! Heute, liebſter Jeſus, haſt du angefangen, dein Kreuz für uns zu ziehen, indem du die menſchliche Natur in der tiefſten Armuth angenommen haſt. Darum, du liebvollſtes, du in tiefſter Armuth in der Krippe liegendes Jeſukindlein, erbarme dich unſer! Amen.

Predigt

auf

das Fest des heiligen Stephanus.

Text: „Herr, rechne es ihnen nicht zur Sünde an!“ Apostelgesch. 8, 59.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Gestern haben wir das Geburtsfest unsers Herrn und Heilandes gefeiert, den die Liebe zu seinen Feinden vom Himmel in den Stall zu Bethlehem herniederzog; heute feiern wir den Geburtstag seines ersten Martyrers, der im Tode noch um Verzeihung für seine Feinde flehte. Der Meister rief am Kreuze: Vater, verzeih ihnen! und der Schüler unter einem Hagel von Steinregen: Herr, rechne es ihnen nicht zur Sünde an! Billig stellt also die Kirche das Andenken des heiligen Stephanus zunächst dem Geburtsfeste des Sohnes Gottes; denn Stephanus ist der erste, der seinem Herrn in der schwersten Tugend, in der Feindesliebe nachgefolgt ist. Seine Feinde haben zwar sein Haupt mit Steinen zerschmettert, er aber hat ihnen dafür glühende Kohlen auf ihre Häupter gestreut.

Groß und erhaben steht der Erzmartyrer Stephanus vor unsern Augen. Zwar ist er uns schon als Martyrer, als das erste Opfer, das für den katholischen Glauben geschlachtet wurde, ungemein ehrwürdig. St. Stephanus eröffnet uns nämlich die Reihe jener Millionen Martyrer, welche die heilige Kirche in so hohen Ehren hält; er steht an der Spitze der glorwürdigen Blutzeugen des Glaubens, er war der erste, der in Kampf und Tod ging für seinen Heiland, der die Bahn gebrochen, das Panier des Namens Jesu mitten im feindlichen Steinhagel aufgepflanzt und Millionen christlicher Streiter unter diese Fahne versammelt hat. Aber noch größer, denn als Martyrer, steht der heilige Stephanus da durch die hochherzige Gesinnung gegen seine Feinde. Während sein Leib unter dem Hagel der Steine zusammensank, feierte seine Seele den höchsten Triumph; seine Gebeine konnten die Steiniger zerschmettern, aber seine Liebe nicht. Sie tödten seinen Leib und er betet für ihre Seelen. Saulus hütet die Kleider der Steiniger, und wird auf das Gebet des heiligen Stephanus ein Paulus.

Wer von uns steht nicht staunend da und bewundert den jungen christlichen Helden? Wer fühlt sich nicht gehoben vor solcher Würde, solchem Adel der Seele? Wer muß nicht den erhabenen Standpunkt, die geistige Höhe anstaunen, auf der ein Mensch steht, der es so weit gebracht hat, daß er für seine Todfeinde im letzten Augenblicke eines grausam entrissenen Lebens noch mit lauter Stimme zu Gott um Gnade und Vergebung fleht?

Aber dieses Staunen, dieses Bewundern allein hilft uns nichts, meine Lieben! wir müssen nicht bloß Andere *bewundern*, wir müssen sie auch *nachahmen*! Deßwegen stellt uns die Kirche den heiligen Stephanus heute vor Augen, nicht bloß, daß wir ihn anstaunen, sondern daß wir seinem Beispiele zu folgen trachten; nicht bloß, daß wir bewundern, wie *er* seinen Feinden verziehen hat, sondern daß auch *wir* unsern Feinden verzeihen sollen. Ja, Geliebte!

Wir müssen unsern Feinden verzeihen, I. Theil.
Wir können unsern Feinden verzeihen, II. Theil.

Ich beginne im Vertrauen auf den Beistand unsers neugebornen Heilandes, der seine Feinde bis in den Tod geliebt hat und die Fürbitte seines getreuen Nachfolgers, des heiligen Stephanus.

Erster Theil.

Wer seinem Feinde nicht verzeiht, der kann in alle Ewigkeit nicht selig werden; das, meine ich, wäre genug, um uns, meine Lieben, die Nothwendigkeit der Feindesliebe begreiflich zu machen. Du magst Almosen geben, so viel du willst, du magst Kirchen und Klöster bauen, du magst deinen Leib zum Verbrennen hingeben — verzeihst du aber deinem Feinde nicht, so gehst du bei all deinen sonstigen guten Eigenschaften, bei all deinen guten Werken, und wenn du die ganze Welt gerettet haben solltest, ewig zu Grunde. Du magst täglich in die Kirche gehen und Rosenkränze beten, du magst tausend Meilen weit wallfahrten gehen, du magst ein eisernes Kreuz nach Jerusalem schleppen, du magst täglich hundert Arme ausspeisen, du magst dein ganzes Vermögen unter die Armen ausgetheilt haben, du magst selbst von nichts als Brod und Wasser leben und deinen Leib auf alle Weise kreuzigen — hast du aber einen Feind, hat dich Jemand beleidigt und du verzeihst ihm nicht — so bist du ewig verloren. Das sage nicht ich, das sagt der Mund der ewigen Wahrheit selbst, der Mund desjenigen, der am Kreuze noch seinen Feinden verziehen hat. Höret seine Worte: „Wenn du deine Gabe zu dem Altare bringst und erinnerst dich daselbst, daß dein Bruder etwas gegen dich habe, so laß deine Gabe vor dem Altare liegen und geh zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe“ (Matth. 5, 23.). Habt ihr das gehört? Ihr möget also bringen, was ihr wollt, ihr möget opfern, so viel ihr wollt; nichts nützt es, es

ist Gott nicht angenehm, wenn ihr nicht zuvor mit euren Beleidigern euch ausgesöhnt habt; ja selbst euer Gebet ist lauter Lüge und lauter Sünde, wenn ihr nicht verzeiht. Je mehr ihr Vaterunser betet, und nicht verzeiht, desto öfter lügt ihr Gott und euch selbst an; ja, je mehr ihr Vaterunser betet und nicht verzeiht, desto dringender bittet ihr Gott, daß er auch euch ja nicht verzeihen möge. Du sagst bei jedem Vaterunser: Vergib uns unsere Schulden! und setzest sogleich bei: Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Damit sagst du aber nichts Anderes, als Gott soll dir nur unter der Bedingung verzeihen, wenn auch du deinem Feinde verzeihst. Verzeihst du also deinem Feinde nicht, so bittest du Gott inständig, er möge dir ja auch nicht verzeihen. „Wie magst du demnach," sagt der heilige Chrysostomus*), „die Hände zum Himmel emporheben, die Zunge bewegen und um Verzeihung bitten! Wenn dir auch Gott deine Sünden verzeihen wollte, so willst ja du nicht, da du fortwährend gegen deinen Mitknecht feindselige Gesinnung hegst." „Wenn du die Beleidigung, die dir angethan worden ist," sagt der heilige Anastasius, „nicht verzeihst, so verrichtest du ja kein Gebet für dich, sondern Fluch ist es, was du über dich herabziehst, wenn du sagst: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben."

Unrettbar bist du also verloren, mein Christ, wenn du deinem Feinde nicht verzeihst. Das sagt dir nicht bloß der Herr, das sagt dir auch sein Jünger und zwar der Jünger der Liebe, der gewiß nicht hart ist, gewiß nicht verdammt, wenn es nicht sein muß, der heilige Johannes. Seine Worte sind diese: „Wer da sagt, er sei im Lichte, und hasset seinen Bruder, der ist noch bis jetzt in der Finsterniß. Wer seinen Bruder liebt, der bleibt im Lichte und in ihm ist kein Ärgerniß. Wer aber

*) S. Chrysost. Tom. 1. Hom. 22.

seinen Bruder hasset, der ist in der Finsterniß, und er weiß nicht, wohin er geht, weil die Finsterniß seine Augen verblendet hat" (I. Joh. 1, 9 f.).

Wäre es nicht unumgänglich nothwendig, seinen Feind zu lieben, so würde uns die Feindesliebe in der heiligen Schrift nicht so dringend empfohlen. Schon im alten Bunde, wo die Feindesliebe eben nicht sehr häufig zu finden war (Matth. 5, 43.), werden Vorschriften gegeben, die in's Kleinste gehen: „Wenn du dem Ochsen deines Feindes," heißt es, „oder seinem Esel, der herumirrt, begegnest, so sollst du ihm denselben zurückführen. Wenn du den Esel dessen, der dich hasset, unter der Last liegen siehst, so sollst du nicht vorübergehen, sondern ihm aufhelfen sammt demselben" (II. B. Mos. 23, 4. 5.). „Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, sondern offen ihn warnen, damit du keine Sünde seinethalben habest. Du sollst nicht Rache suchen, noch des Unrechts deiner Mitbürger gedenken" (III. B. Mos. 19, 17. 18.). „Sag nicht, ich will das Böse vergelten" (Sprüchw. 20, 22.). „Wenn dein Feind fällt, so freue dich nicht, und über seinen Untergang frohlocke dein Herz nicht" (ebend. 24, 17.). „Wenn dein Feind hungert, so speise ihn; wenn er dürstet, so gib ihm Wasser zu trinken; denn so wirst du glühende Kohlen auf seinem Haupte sammeln, und der Herr wird dir es vergelten" (ebend. 25, 21. 22.). „Wer Rache sucht, an dem wird Gott Rache ausüben und seine Sünden zuverläßig behalten; verzeihe deinem Nächsten, wenn er dich beleidigt hat, dann werden auch dir, wenn du bittest, deine Sünden nachgelassen" (Sirach 28, 1. 2.).

Sieh, so wird schon im alten Bunde, wo die Gnade bei weitem nicht so mächtig wirkte, die Feindesliebe nachdrücklichst empfohlen; sie wäre aber nicht so sehr empfohlen worden,

wenn sie nicht so nothwendig gewesen wäre. Aber wenn auch diese Tugend nicht von Gott so sehr anbefohlen, wenn auch nicht die ewige Verdammniß auf Rache und Feindschaft und Haß gesetzt wäre: so müßtest du doch um deines leiblichen Heiles willen dieses Natterngezücht aus deinem Herzen verbannen. Ja wahrhaftig, Nattern und Vipern sind die rachgierigen Gedanken vergleichbar, die am eigenen Herzen fressen. „Wenn du auf Rache sinnst," sagt der heilige Chrysostomus, „so bereitest du dir selbst die erste Marter; es ist gerade, als wenn du dir an deinem Zorn einen Scharfrichter bestellen wolltest, der unaufhörlich deine Eingeweide zerfleischt. Gleichwie Leute, die wüthend geworden sind, keine Ruhe mehr haben, so hat auch der, welcher Feindschaft führt und einen Feind hat, keinen Frieden mehr; beständig kocht es, die Stürme seiner Gedanken werden von Tag zu Tag ärger, er sinnt auf Worte und Thaten, und nur den Namen seines Feindes wenn er hört, so ärgert er sich schon"*). Ist es nicht so? Gesteht es selbst, sagt der heilige Chrysostomus etwa zu viel? Ja, der Zorn, der innere Groll frißt heimlich am eigenen Herzen; ein solcher Mensch hat hier schon eine Hölle im Herzen, und wenn er nicht verzeiht, so ist ihm jenseits eine tausendmal ärgere ganz gewiß. Sagt nur selbst, habt ihr denn etwas davon, wenn ihr eurem Nächsten nicht verzeiht, wenn ihr beständig Groll und Abneigung gegen ihn unterhaltet? Nicht das Geringste! Gift ist es, was ihr kochet, Gift ist es, was euch nähret, Gift ist es, was so schrecklich aus den funkelnden Augen des Feindseligen grinset, giftiger Geifer ist es, wie der eines wüthenden Hundes, der aus dem Munde des Rachgierigen schäumt. „Wer seinen Bruder haßt," heißt es, „ist ein Mörder," und ich setze dazu, ein Doppelmörder, ein Mörder des Nächsten und ein

*) S. Chrysost. Tom. 1. Hom. 22.

Selbstmörder; denn während er den Nächsten haßt, frißt der Groll in seinem eigenen Innern. Ein rasender, in Zorn und Groll wie ein reißender Tiger wüthender Mensch ist schrecklich anzuschauen. Die glühenden Augen, die grimmigen Geberden, die schrecklichen Flüche, oder die heimlich versteckte Wuth, das fieberhafte Zucken und Zittern in allen Gliedern von der schrecklichen, inwendig fressenden Leidenschaft geben einem rachsüchtigen, zornwüthigen, feindseligen, grollenden Menschen ein fürchterliches Aussehen! Er ist kein Mensch mehr, sondern eine reißende Bestie, die man in Ketten legen soll.

Man sehe einmal zwei oder mehrere solche Thiermenschen an (denn reine Menschen kann ich sie nicht mehr nennen), die sich gegenseitig in den Haaren liegen und vielleicht auf Leben und Tod einander angreifen! Betrachtet einmal wilde Bursche, die in einem Wirthshause raufen, oder Weiber und Männer, die einander abprügeln, oder auch einen tückisch im Hinterhalt lauernden Feind — kann es einen wildern, wüstern, schrecklichern Anblick geben? Sind das noch Menschen? Nein, das sind reißende Bestien, keine Menschen mehr! —

Ja, Seele und Leib richtet Feindschaft zu Grunde, deßhalb ist es absolut nothwendig, dem Feinde zu verzeihen. Gesetzt aber auch, daß die Feindschaft gegen den Nebenmenschen nicht in so roher Weise sich äußere, wie dieß unter dem gemeinen Volke der Fall ist, mag dieses reißende Thier auch einen Schafpelz umwerfen, mag es in feinerer, in raffinirter Weise dem verhaßten Nächsten beizukommen suchen: immer schließt sie vom Reiche Gottes aus, immer heißt es: Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder, und Mörder können das Reich Gottes nicht erlangen. Ob der rohe Bursche in seinem Haß gegen den Nächsten diesen in einer Rauferei verwundet oder tödtet, oder ob der sogenannte Gebildete nach den Regeln der Kunst im Zweikampfe und mit der fürchterlichsten Kaltblütigkeit seinen Feind verwundet, niedersticht oder niederschießt; ob der feindselige Naturmensch seinen Feind keines guten Wortes würdigt und vielleicht vor ihm ausspeit,

oder ob der Gebildete seinen innern Groll schlau zu bemeistern und seinem Feinde mit gleißenden Worten zu nahen weiß, wie der Teufel dem Menschen: es ist immer dieselbe Feindschaft, ja die letztere ist noch verwerflicher und teuflischer, dieselbe feindselige Gesinnung, derselbe Bruderhaß, der Seele und Leib zu Grunde richtet und vom Reiche Gottes ausschließt. — Darum weg mit dem Groll, weg mit dem Bruderhasse, fort mit der feindseligen Gesinnung! denn wenn du mit dieser Gesinnung stirbst, so bist du ewig verloren. — Aber da kommt Einer daher und sagt: „Gesagt ist es gleich, aber gethan noch nicht. Unsere Natur ist so sehr zur Rachsucht, zur Feindseligkeit geneigt, daß es unmöglich ist, seinen Feinden von Herzen zu verzeihen.“ — Daß unsere Natur recht gern zur Feindschaft hinneigt, daß es ihr eine Art Wollust ist, wenn sie ihre Rache am Feinde kühlen kann, das wissen wir leider nur zu gut. Daß aber deßwegen Verzeihung und Feindesliebe unmöglich sein soll, ist eine leere Ausflucht, durch die sich die Feindseligen in alle Ewigkeit nicht werden rechtfertigen können. Lasset euch nicht täuschen, meine Lieben, recht wohl ist es möglich, seinen Feinden zu verzeihen; man kann jederzeit mit Gottes Gnade, wenn man nur will; dieß will ich euch zeigen im

zweiten Theil.

Wenn beim jüngsten Gerichte die Feindseligen zu ihrer Entschuldigung etwa sagen wollten: Herr! dein Gebot war zu schwer und unsere Verdorbenheit zu groß; du hast uns Bürden aufgelegt, die wir nicht tragen konnten, du hast uns befohlen, unsern Feinden zu verzeihen, allein wir konnten nicht, es war uns rein unmöglich — meint ihr, mit solchen Ausflüchten wäre ihnen geholfen? — Was würde wohl da der Richter der Lebendigen und der Todten antworten? Müßte er nicht sagen: Wollt ihr etwa einen Tyrannen aus mir machen, der Unmögliches von euch verlangt? Muß ich euretwegen als Lügner dastehen? War mein Joch nicht sanft und

meine Bürde nicht leicht? Habe ich euch nicht jederzeit die hinreichende Gnade gegeben, mit der ihr nur hättet mitwirken dürfen? Hat euch mein Apostel nicht gesagt: Ich vermag Alles in dem, der mich stärkt? Und habe nicht ich euch zuerst ein Beispiel gegeben, daß man seinen Feinden verzeihen kann? Warum habe ich denn vom Kreuze gerufen: Vater, verzeih ihnen! als damit auch ihr verzeihen sollt? Oder soll ich euch befohlen haben: Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen und betet für die, die euch verfolgen, ohne daß es euch möglich gewesen wäre, meinen Befehl zu vollziehen? Was werden die Feindseligen, die Rachgierigen wohl auf diese Fragen antworten können? Sie werden verstummen müssen.

Der göttliche Richter wird sie aber noch stärker überweisen. Er wird ihnen Schaaren seiner Heiligen vorführen, den heiligen Stephanus an der Spitze, und zu ihnen sagen: Kennt ihr diese? Waren sie nicht auch Menschen, wie ihr, zur Rachgier, zum Jähzorne geneigt? Und seid etwa ihr ärger beleidigt, schrecklicher mißhandelt worden, als sie? Seid ihr auch schon mit Steinen geworfen worden, wie dieser mein Stephanus? Hat man euch auch von der Zinne des Tempels herabgestürzt, wie meinen Apostel Jakobus? Hat man euch auch verrathen und verkauft, wie Jakobs Söhne ihren Bruder Joseph? Habt ihr auch schon die königliche Würde bekleidet, wie mein Knecht David und seid so gelästert worden, wie er? Und was haben diese meine Diener auf diese Beleidigungen erwidert? Stephanus fiel auf die Kniee nieder und schrie mit lauter Stimme: Herr, rechne ihnen dieß nicht zur Sünde an! Jakobus, dem Tode schon nahe, raffte sich auf der Erde noch einmal zusammen und rief: Herr, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!*) Joseph umarmte seine Brüder, weinte mit ihnen und sprach freundlich: „Fürchtet euch nicht, können wir denn Gottes Willen widerstehen? Ihr

*) Surius in vita.

habt Schlimmes mit mir im Sinne gehabt, aber Gott hat es zum Guten gewendet, darum fürchtet euch nicht!" (I. B. Mos. 50, 21.) David aber, als er von Simei geschmäht wurde, sprach: „Laß ihn, auf daß er mich schmähe; Gott hat es ihm befohlen, mich zu schmähen, und wer darf es wagen zu fragen, warum er so gethan hat?" (II. Kön. 16, 10.)

Seht, Geliebte, so werden diejenigen, die nicht verzeihen, keine Entschuldigung finden; das Beispiel Jesu Christi und so vieler Heiligen wird ihre Ausreden zu Schanden machen. So erginge es auch uns, wenn wir unsern Feinden und Beleidigern nicht von ganzem Herzen verzeihen würden. Konnten es diese und jene, warum denn nicht auch wir?

Ja nicht bloß die vielen Beispiele der Heiligen, sondern sogar der Heiden würden uns beschämen. Die Heiden waren sonst eben diejenigen nicht, die sich sonderliche Gewalt anthaten, um ihren Feinden verzeihen zu können, aber doch lesen wir die erhabensten Beispiele von Feindesliebe, die Viele aus uns Christen tief beschämen. Als Phokion unschuldig von seinen Nebenbuhlern verurtheilt worden war, Gift zu trinken, da fragte ihn eine Gerichtsperson, ob er seinem Sohne, bevor er stürbe, noch etwas zu befehlen hätte. Ja, sagte Phokion, ich befehle ihm, daß er es den Mördern seines Vaters vergesse, daß sie ihn mit Gift aus dem Weg geräumt haben. Ein großer heidnischer Staatsmann, Namens Perikles, übertrug einen Menschen, der ihn schimpfte, den ganzen Tag und als sie am Abend auseinandergingen, da nahm er ein Licht, und leuchtete diesem nach Hause, obwohl er nicht aufhörte, zu schimpfen. Der große Weltweise Sokrates wurde einst auf offener Straße von einem Menschen mit dem Fuße gestoßen. Als man ihn aufforderte, er solle den Beleidiger strafen, sagte er ganz gelassen: Wenn ein Esel mich mit der Ferse stößt, soll ich ihn wieder mit der Ferse stoßen? Ein andersmal schimpfte ihn der Komödiendichter Aristophanes öffentlich; Sokrates aber sagte nichts, sondern

als er ihm ein andersmal wieder begegnete, fragte er ihn, ob er ihn etwa heute auch wieder zu etwas solchem nothwendig hätte, wie das letzte Mal. Der heilige Bonaventura*) erzählt von einem gewissen Markus Bibulus, der ein sehr hohes Amt bekleidete, folgende Thatsache: Ägyptische Soldaten hatten seine zwei vortrefflichen Söhne ermordet; die damalige Königin von Ägypten, Kleopatra, aber schickte ihm die Mörder gebunden zu, auf daß er nach seinem Belieben an ihnen Rache nehmen möchte. Er aber, erfreut über diese Gefälligkeit, die ihm nicht hätte erwünschter kommen können, bezwang den Schmerz und die Rache und schickte die beiden Mörder unversehrt der Königin zurück mit den Worten: Rache zu nehmen für diese Übelthat sei nicht seine Sache, sondern die der Obrigkeit. Der heilige Franziskus, der auch diese Geschichte erzählt, bemerkt hiezu Folgendes: O möchten doch auch wir, wenn wir beleidigt werden, die Rache Gott anheimstellen, da ja gesagt wird: „Mein ist die Rache, ich bin der Vergelter" (Hebr. 10, 30.).

Nun seht, Geliebte, so haben Heiden geredet, so haben Heiden gehandelt. Und wir Christen wollen elende Entschuldigungen vorbringen und sagen: Es ist eine Unmöglichkeit, seinem Feinde zu verzeihen! Nun, so werden die Heiden wider uns aufstehen und uns verdammen.

Ja, die vernunftlosen Wesen selbst beschämen uns rachgierige, feindselige Menschen. Die Menschen sündigen unter dem Himmel, sagt der heilige Augustin (in Ps. 10.), und alle Gräuel, die sie je verübt haben, verüben sie unter dem Himmelsgewölbe, und doch breitet sich dasselbe fortwährend über sie aus und beschützt sie. Vom Himmel kommt uns Regen, Luft und Sonnenschein, ja alle Mildthätigkeit kommt vom Himmel. Blicket an die Weinstöcke und Bäume; alle Jahre plündern und berauben wir sie und dennoch werden sie nicht müde, mit um so größerer Freigebigkeit alle

*) S. Bonav. Serm. de S. Agnete.

Jahre ihre Plünderer zu bereichern. Wir berauben alljährlich die Schafe ihrer Wolle und ſie werden nicht müde, wieder ein neues Kleid anzulegen, damit wir es ihnen wieder nehmen können. Ja ſchau nur einen Hund an, wenn du ihm noch ſo viele Schläge gibſt, gleich vergißt er ſie wieder, wedelt mit dem Schweife und leckt die Hand ab, die ihn geſchlagen hat.

Wie, und du, ein vernünftiges Geſchöpf, ein Menſch, ein Chriſt, laſſeſt dich zuletzt von einem Hunde beſchämen? Man darf dich kaum ſcheel anſehen, kaum ein Wort fallen laſſen, das nicht genau auf der Goldwage abgewogen wurde, und du laſſeſt ſchon gleich drei Tage und noch länger den Kopf hängen und redeſt kein Wort. Dein eigener Mann, dein eigenes Weib iſt es vielleicht, das du ſo behandelſt, zu dem du vielleicht Tage lang kein Wort redeſt, es keines freundlichen Blickes würdigeſt. Schau deinen Hund an, der beſchämt dich. Du darfſt ihn prügeln und er ſchmeichelt dir; dich darf man kaum von der Seite anſehen, und man kann gleich eine ganze Woche nichts mehr mit dir richten! Habt ihr es gehört, ihr feindſeligen Ehemänner und Eheweiber, die ihr oft wegen ganz unbedeutenden Dingen Tage lang nichts zu einander redet? ich verweiſe euch nicht an Chriſtus am Kreuze, nicht an den heiligen Stephanus, nicht an ſo viele Heilige, die verziehen haben, nicht an die Heiden, nein, an ein unvernünftiges Geſchöpf, an einen Hund verweiſe ich euch, lernet von den Hunden Beleidigungen vergeſſen und gleich nach erlittener Unbild wieder verſöhnlich werden. —

Elende Ausflüchte ſind es alſo, wenn man ſagt, daß Verzeihen eine Unmöglichkeit ſei. Nein, du kannſt ſchon, wenn du nur willſt. Es iſt erſtaunlich, was der Menſch oft leiſten kann. Die wildeſten Beſtien zähmt er, daß ſie werden wie Hausthiere. Es gibt Menſchen, die Löwen und Tiger dermaßen gebändigt haben, daß ſie ihre Hand, ihren Kopf ſogar in ihren Rachen ſtecken durften. Menſchen gibt es, welche die fürchterlichſten Schlangen, die auf eine einzige Mahlzeit einen großen Ochſen mit Haut und Haar verzehren, die ſich

um die größten Büffel winden und ihre Knochen zerbrechen, als wären es dünne Rohrstäbe, solche Menschen, sage ich, gibt es, welche diese Riesenschlangen so zahm machen, daß sie sich um ihren Hals winden, als wänden sie sich ein rothes Band um denselben. So weit hat es also der Mensch gebracht; aber so weit sollte er es nicht bringen können, daß er die reißende Löwen- und Schlangennatur in sich selbst bezähmen könnte? O der Schande für das Menschengeschlecht! Reißende Thiere also kann der Mensch bändigen, aber sich selbst nicht! Löwen und Schlangen macht er zahm, er selbst aber bleibt wild! Ist also der Mensch noch wilder, als ein wildes Thier, daß er schwerer zu bändigen ist, als ein Löwe? O nein, Geliebte, das ist nur Ausflucht des Feigen! Es gibt keine Entschuldigung. Wenn ich dir sage, du sollst fasten, so kannst du entgegnen: Die Schwäche meines Körpers gestattet es nicht; rathe ich dir, die heilige Kommunion öfter zu empfangen, so kannst du sagen: Es verstricken mich zu viele weltliche Sorgen; wenn ich dir sage: Besuche die Predigten, so kannst du sagen: Ich verstehe nichts davon; — wenn ich dir aber sage: Laß deinen Zorn! was wirst du dann zur Entschuldigung vorbringen können? Nicht Unpäßlichkeit, nicht Armuth, nicht Unerfahrenheit, nicht Beschäftigungen, — gar nichts; deßhalb ist es keine läßliche Sünde, die du da begehst. — Sage mir nur, ruft der heilige Chrysostomus*), was gibt es denn Leichteres, als einem Menschen, der dich beleidigt hat, zu verzeihen? Du brauchst keine langen Reisen zu machen, keinen Aufwand an Geld und von Andern dich nicht ermahnen zu lassen.

Statt daß es also unmöglich ist, seinem Nächsten zu verzeihen, ist es vielmehr verhältnißmäßig ganz leicht; darum müssen wir verzeihen, weil wir verzeihen können.

So schämen wir uns denn einmal, jene armseligen Entschuldigungen immer wieder aufzuwärmen, wodurch wir unsere

*) Tom. 1. hom. 22.

Unversöhnlichkeit und Feindschaft bisher immer zu beschönigen gesucht haben! Sag nicht mehr: Verzeihen will ich es, aber vergessen kann ich es ihm nicht; anthun will ich ihm nichts, aber ihn anschauen und mit ihm reden — das kann ich auch nicht über's Herz bringen! Wie schlau! Also anschauen kannst du ihn nicht, reden auch nicht mit ihm? Also bist du zufrieden, wenn dir Gott verzeiht, aber anschauen darf er dich nicht und reden auch nicht mit dir! Merk dir's, wie du mit deinem Nächsten bist, so wird Gott mit dir sein. Willst du wirklich die Beleidigung nicht vergessen und feindlich gesinnt bleiben, sagt derselbe heilige Chrysostomus, nun gut; aber dann mußt du dieß gegen den Teufel sein, sonst wütheſt du ja in den eigenen Eingeweiden. Sag nicht mehr: Dem verzeihe ich in meinem Leben nicht, in der andern Welt wenn ich mit ihm zusammenkomme, so gebe ich ihm noch eine Ohrfeige; sag nicht, jedem Andern würdest du gerne verzeihen, nur diesem nicht. Das wäre eine entsetzliche Rede und würde beweisen, daß deine Feindschaft eine unversöhnliche sei, daß du auch in der andern Welt noch deinen Zorn, deinen Groll geltend machen wolltest, wenn du nur könntest. Also den bösen Willen hast du noch? Weh dir, wenn du also aus dieser Welt scheidest! Und nicht auf die Personen kommt es an, die dich beleidigt haben, sondern auf die Verzeihung, die du deinen Feinden angedeihen lassest. Christus, der Herr, und sein erster Blutzeuge, der heilige Stephanus, sei dein Vorbild!

Sag auch nicht, du hast nichts angefangen, du bist unschuldig, du hast also nichts zu verzeihen; schau hin auf Christus, den Herrn, und den heiligen Stephanus! Sie haben auch nichts angefangen, und doch haben sie verziehen, vielleicht hast du Gott durch deine Sünden Anlaß gegeben, dich durch die Hände deiner Feinde dafür zu strafen. Erkennen wir es einmal zu unserm ewigen und zeitlichen Wohle! Wir müssen verzeihen, sonst wird auch uns nicht verziehen,

Seele und Leib gehen ſonſt zu Grunde. Wir können aber auch verzeihen, mit Gottes Gnade können wir der Schlange, die Feindſchaft ſetzen will, den Kopf zertreten; die Beiſpiele unzähliger Heiligen, der Heiden und ſelbſt der unvernünftigen Thiere ermuntern uns. So weiche denn von nun an alle Feindſchaft, und Friede und Freude, die das Chriſtkindlein gebracht hat, kehre ein bei uns! Amen.

Predigt

auf

den Sonntag nach Weihnachten.

Text: „Dieſes Kind wird Vielen in Iſrael zum Falle und Vielen zur Auferſtehung gereichen.“ Luk. 2, 34.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Ein ehrwürdiger Greis prophezeit der Mutter des Welterlöſers die Schickſale, die ihrem göttlichen Sohne und ihr einſt widerfahren würden. Dieſer Mann redete, erfüllt vom heiligen Geiſte, Worte der Wahrheit, die ſich buchſtäblich an dem Kinde und der Mutter erfüllten. Ja, dieſes Kind iſt Vielen in Iſrael zum Falle geworden, Vielen zur Auferſtehung. Zum Falle Vielen — denn, wäre ich nicht gekommen, ſagte dieſes Kind, als es, zum Manne herangereift, die verlornen Schafe des Hauſes Iſrael zu ſammeln begann: ſo hätten ſie keine Sünde; nun aber bin ich gekommen, darum bleibt ihre Sünde. Sie hatten Augen und ſahen nicht, ſie hatten Ohren und hörten nicht; täglich hatten ſie Gelegenheit, die Wunder anzuſtaunen, die vor ihren Augen geſchahen, täglich hörten ſie die Worte der ewigen Wahrheit; aber ſie ſahen und

hörten nicht, denn ſie wollten nicht ſehen und hören. Sie ſprachen immer, daß ſie ſehen; aber weil ſie Augen hatten und nicht ſahen, ſondern ſie abſichtlich verſchloßen, ſo blieb ihre Sünde. Sie hörten den herzzerſchneidenden Ruf: Jeruſalem, Jeruſalem! wie oft hab' ich dich verſammeln wollen wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel verſammelt, und du haſt nicht gewollt, — und doch waren ſie taub für denſelben. Und ſo iſt dieſes Kind für Viele wegen ihrer ſelbſtverſchuldeten Blindheit und Verſtocktheit zum Falle geworden.

Doch gab es hinwiederum Viele, denen dieſes wunderbare Kind zur Auferſtehung geworden iſt. Viele ſehnten ſich nämlich in heiliger Sehnſucht nach dem kommenden Heile, und als dasſelbe erſchienen war, begrüßten ſie es freudig und klammerten ſich an dasſelbe als den einzigen Rettungsanker an. Zu dieſen Glückſeligen gehören die zwei heiligen Perſonen, die wir heute im Tempel finden, Simeon und Anna; zu dieſen gehören die frommen Hirten, die Weiſen aus dem Morgenlande und Alle, die früher oder ſpäter in Jeſus Chriſtus den Heiland der Welt erkannten und ſeiner heiligen Kirche ſich einverleiben ließen, und ſo iſt dieſes Kind Vielen auch zur Auferſtehung geworden.

Was wird denn aus deinem Kinde werden? wird es Vielen zum Falle oder zur Auferſtehung werden? O gewiß frägt ſich jede chriſtlich fromme Mutter, wenn ſie ihr Kind ſo in der Wiege ſchlummern ſieht und einſam daneben ſitzt: Was wird wohl aus dieſem Kinde werden? Wird es ein braver, rechtſchaffener Chriſt werden? Wird es Andern zum Falle oder zur Auferſtehung gereichen? Wird es zur Erbauung oder zum Ärgerniſſe ſein? O, wird dann manche Mutter wünſchen, wenn nur auch zu mir ein Simeon käme und mir die Schickſale meines Kindes offenbarte, ob es gut thun wird oder nicht, ob es Andere glücklich machen wird oder nicht. Allein, liebe Eltern, da braucht ihr keinen Simeon, der euch die Zukunft enthüllt, der den Schleier der Geheimniſſe lüftet; nein, ihr ſelbſt könnet in der Regel bei Zeiten

ſchon beurtheilen, ob eure Kinder der Mitwelt Nutzen oder Schaden bringen, ob ſie Vielen zum Falle oder zur Auferſtehung ſein werden. Wenn ihr aber haben wollet, daß ſie in Zukunft Anderen nicht zum Falle, ſondern zur Auferſtehung gereichen ſollen, ſo dürft ihr ſie nur gut erziehen. Die gute Erziehung aber beſteht darin, daß ihr bei der Erziehung

die gehörige Strenge, I. Theil,
die gehörige Milde, II. Theil,

in geeigneter Miſchung und Abwechslung vorwalten laſſet.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

In unſern Tagen gibt es ungemein zartfühlende Menſchen, die da glauben, die menſchliche Würde werde ganz und gar mit Füßen getreten, wenn man in der Kindererziehung ein anderes Inſtrument, als den drohenden Zeigefinger, anwendet. Beſondere Abneigung haben dieſe zarten Vertheidiger der Menſchenrechte, ſobald ſie von einer Ruthe oder von einem Stäbchen hören, mit dem man ungezogenen Kindern zu Leib gehen will. Sobald ſie nur davon reden hören, ſo thut es ihnen ſchon weher, als wenn die Kinder wirklich mit einer Ruthe gezüchtigt werden. Daher haben ſie auch den Antrag geſtellt, daß aus den Schulen die ſchrecklichen Marterwerkzeuge entfernt und die armen kleinen Weſen durch den Anblick derſelben nicht mehr länger in Schrecken geſetzt oder gar — entſetzlich zu hören! — unſanft damit berührt werden ſollen. Wenn die Geiſtlichen und Lehrer durch Vernunftgründe und auf dem Wege der Überzeugung die ſchulpflichtige Jugend, hieß es, nicht gewinnen könnten, ſo könnte dieſes durch Zwangsmaßregeln und körperliche Züchtigung um ſo weniger erzielt werden. — Allein die Folgen dieſer neuen Manier, Kinder zu erziehen, hat man gar bald erfahren. Die kleinen Unholde und Schelme, die natürlich für die Vernunftgründe ganz taub waren, wurden immer roher und ausgelaſſener, und die Eltern

und Lehrer wußten zuletzt nicht mehr, wie ſie ihrer Kinder, deren Menſchenrechte ſie natürlich ehrfurchtsvollſt reſpektiren und nicht durch die zarteſte Berührung mit einem Stäbchen kränken durften, Meiſter werden ſollten. Zuletzt wäre die Sache noch dahin gekommen, daß vor lauter Humanität und Artigkeit die hoffnungsvollen Kinder den Eltern und Lehrern mit dem Stocke gedroht hätten, wenn man nicht in Eile zu der alten Erziehungsmethode, die der Erzieher des Menſchengeſchlechtes, Gott ſelbſt, in der heiligen Schrift vorſchreibt, wieder ſeine Zuflucht genommen hätte. Dieſes Buch der Bücher aber, das unſere neuern aufgedunſenen Erziehungsvorſchriftenaufſteller ſchon längſt als eine alte Scharteke in einen Winkel geworfen und für unbrauchbar erklärt haben, ſagt: „Wer die Ruthe ſpart, haſſet ſeinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, hält ihn beſtändig in Zucht“ (Sprüchw. 13, 24.). „Züchtige deinen Sohn, damit du nicht die Hoffnung verliereſt“ (ebend. 19, 18.). „Striemen reinigen vom Böſen, und Schläge, die in das Innerſte des Leibes eindringen“ (ebend. 20, 30.). „Die Thorheit iſt feſt gebunden an des Knaben Herz, aber die Zuchtruthe treibt ſie davon“ (ebend. 22, 15.). „Entzieh einem Knaben die Züchtigung nicht; denn wenn du ihn mit der Ruthe ſchlägſt, wird er nicht ſterben. Schlägſt du ihn mit der Ruthe, ſo wirſt du ſeine Seele von der Hölle erlöſen“ (ebend. 23, 13. 14.). „Ruthe und Strafe geben Weisheit, der Knabe aber, dem ſein Wille gelaſſen wird, macht ſeiner Mutter Schande“ (ebend. 29, 15.). „Wer ſeinen Sohn lieb hat, hält ihn beſtändig unter der Ruthe, daß er zuletzt Freude an ihm erlebe, und nicht an der Nachbarn Thüre klopfen muß“ (Sirach 30, 1.). „Beuge ſeinen Nacken in der Jugend, und ſchmeidige ſeine Lenden, ſo lange er jung iſt, damit er nicht verhärte, und dir nicht mehr glaube, was dich ſchmerzen würde in deiner

Seele“ (Sirach 30, 12.). „Schäme dich nicht der strengen Kinderzucht“ (ebend. 42, 5.).

Habt ihr das gehört, ihr Eltern, besonders ihr überzärtlichen Mütter, die ihr sogleich, wenn der Vater mit der Ruthe daherkommt, den Vespermantel eurer unzeitigen Liebe über eure verzärtelten Schooßkinder breitet? Wisset ihr, was ihr da thut? Durch diese eure zu große Nachsicht werden eure Kinder Vielen zum Falle, am ersten euch selbst. Ihr werdet am ersten von Gott gestraft, euch bringen eure eigenen Kinder am ersten zum Falle; statt eure Retter, eure Beschützer zu werden, werden sie eure Henker. Ich übertreibe nicht, denkt nur an den Hohenpriester Heli und seine Söhne. Diese waren die ungezogensten Buben, die man sich denken kann, und an Frechheit und Unverschämtheit fanden sie nicht leicht ihres Gleichen. Das Volk beklagte sich ernstlich, Heli wurde angegangen, strenger zu sein und sein väterliches Ansehen im ganzen Umfange geltend zu machen. Gott selbst hatte ihn öfter mahnen und warnen lassen; allein vergebens. Sieh, da wurden sie ihrem eigenen Vater zum Falle, nachdem sie wenige Augenblicke zuvor selbst den Lohn ihrer Frevel erhalten hatten (I. Kön. 4.).

So sind zu jeder Zeit noch Kinder, die verzogen und verzärtelt worden sind, Andern zum Falle geworden. Der leichtsinnige Sohn, der nie eine Ruthe gesehen, viel weniger gefühlt hat, dem alle Ausschweifungen durch die Finger gesehen wurden, kann ein Lucifer werden, der eine Menge unschuldiger Menschen verführt und mit sich in den Untergang zieht. Wie oft müssen behutsame Eltern ihre unerfahrenen Kinder nicht warnen: „Geh nicht mit diesem Buben um, man sagt von ihm nichts Gutes, man hört nichts Rechtes von ihm, seine Kameraden sind alle nichts nutz; wo er geht und steht denkt er auf Schelmereien, wie er die Leute betrügen und unschuldige Personen verführen kann. Jeder rechtschaffene Bursche weicht ihm aus und meidet ihn wie die Pest. Und seine Eltern sagen nichts dazu, leiden Alles, ja müssen wohl Alles

leiden; früher, wo noch zum Helfen geweſen wäre, haben ſie ihm Alles überſehen und Alles hingehen laſſen, jetzt iſt er ihnen über den Kopf gewachſen." — In einem andern Hauſe iſt eine Tochter, vielleicht die einzige; natürlich iſt das Töchterchen der Augapfel der vergafften Eltern. Da gibt es kein koſtbares Kleidungsſtück, das die Tochter nicht haben, da gibt es keine Unterhaltung, wo die Tochter nicht dabei ſein müßte; bald weiß ſie vor Eitelkeit nicht mehr, wie ſie ſich kleiden, vor Stolz nicht mehr, wie ſie einhergehen, vor Gefallſucht nicht mehr, wie ſie ſich wenden und drehen ſoll. — Mein Gott! da braucht man gerade kein Simeon zu ſein, um ſolchen Eltern prophezeien zu können, daß ihre Kinder Vielen zum Falle gereichen werden — am erſten ſich ſelbſt. War ja die ganze Erziehung ſchon auf nichts anders angelegt, haben ja die Eltern nie zur Ruthe gegriffen, vielmehr ſelbſt fleißig am Feuer geſchürt — was Wunder, wenn ſie jetzt den Brand nicht mehr löſchen können?

Merkt es euch, ihr Eltern, die ihr an euren Kindern die Ruthe ſpart! Eure erwachſenen Söhne und Töchter werden dieſe Ruthe, die ihr nicht gebraucht habt, zur Hand nehmen und euch damit züchtigen. Ihr habt das Bäumlein nicht gebogen, den Baum könnt ihr gar nicht mehr biegen; ihr habt verſäumt, den weichen Herzen eurer Kinder das Siegel chriſtlicher Zucht und Sitte einzudrücken, darum tragen ſie jetzt den Stempel der Rohheit und Wildheit an ſich. — Ein Vater dagegen, der ſein Anſehen vor ſeinen Kindern zu behaupten weiß, der ihnen von früheſter Zeit her mit Würde und Ernſt entgegengetreten und ſich nie etwas ſeinen Kindern gegenüber vergeben hat, wird dieſes Anſehen nicht verlieren. Und wenn der Sohn auch vom Militär mit Stiefel und Sporn und mit muthwilligem Soldatengeiſte heimkommt und etwa Miene machen will, daß er ſich jetzt nichts mehr gefallen laſſen wolle: dann braucht es nur einen ernſten, vielſagenden Blick, ein ſtrenges, eindringendes Wort von Seite des Vaters, und der Soldat muß das Feld räumen.

Und wenn die Tochter etwa einige Jahre in der Fremde gewesen ist und nun nach Hause kommt und zu Hause sich gebärden will, als sei sie nicht mehr gesonnen, sich sonderlich viel einreden zu lassen; so darf nur der väterliche Ernst sich geltend machen und dann wird man den Ton schon um ein Gutes herunterstimmen. Wo aber Eltern schon frühzeitig ihre Rechte aufgegeben und nie gegen die Ausschweifungen der Kinder die Ruthe gebraucht haben, da haben sie es für alle Zeit verspielt und man wird sie nur auslachen. Darum sagt die heilige Schrift so schön und bemerkenswerth: „Ein ungebändigtes Pferd wird unlenksam und ein sich selbst überlassener Sohn wird frech. Verzärtelst du deinen Sohn, so mußt du dich vor ihm fürchten, spielst du mit ihm, so wird er dich betrüben, darum lache nicht mit ihm, damit du nicht zuletzt trauern müssest und dir die Zähne stumpf werden. Laß ihm seinen Willen nicht in der Jugend und habe auf seine Gesinnungen Acht. Beuge seinen Nacken in der Jugend und schmeidige seine Lenden, so lange er jung ist, damit er nicht verhärte und dir nicht mehr glaube, was dich schmerzen würde in der Seele“ (Sirach 30, 2—12.).

Da werden sich nun aber manche Eltern denken: „Soll man immer den Stecken in der Hand haben und nichts als zuschlagen? Sollen die Kinder gar kein freundliches Gesicht sehen, gar kein gutes Wort hören? Mit dem ewigen Schlagen ist auch nichts ausgerichtet. Die Kinder werden dadurch nur noch verstockter, und zuletzt ganz gleichgültig und heimtückisch!“ —

Liebe Eltern! Wer hat denn das gesagt, daß ihr immer zuschlagen und gleich bei dem geringsten Vergehen zur Ruthe greifen sollet? — Kein vernünftiger Mensch wird das behaupten; im Gegentheile, die Schläge sind allemal das Letzte bei der Erziehung, das Erste aber sind allemal Milde und gute Worte; hievon aber im

zweiten Theil.

Es gibt leider Eltern, die ſo roh und grob gegen ihre Kinder ſind, daß dieſe kaum ein freundliches Wort von ihnen hören, die bei dem geringſten Fehler immer ſogleich nach ihren Kindern hauen, ſchlagen und werfen. Das iſt gerade ſo gefehlt, wie die zu große Liebe zu den Kindern, die gar nie zur Ruthe zu greifen wagt. Durch dieſe rohe, harte Behandlung werden die Kinder ganz ſcheu, verlieren alle Liebe zu ihren Eltern, ſehen in dieſen nur ihre Zuchtmeiſter und ſehnen ſich nach dem Augenblicke, der ſie aus dem väterlichen Hauſe in die weite Fremde führt, um ſolchen Eltern aus dem Geſichte zu kommen. Solche Eltern verläugnen ihre ganze Natur, und während wilde Beſtien ihre Jungen liebkoſen, ſinken ſie unter die Beſtien hinab.

Wollt ihr dagegen, liebe Eltern, euren Kindern eine rechte Erziehung geben, wollt ihr, daß eure Kinder ſpäter nicht zum Falle, ſondern zur Auferſtehung ſein ſollen; ſo müßt ihr mit Strenge auch Milde verbinden, damit eure Kinder euch nicht bloß fürchten, ſondern auch lieben lernen. „Es muß eine gehörige Miſchung aus Milde und Strenge gemacht werden," ſagt der heilige Gregor der Große, „damit die Kinder weder durch zu große Strenge erbittert, noch durch zu große Milde leichtſinnig gemacht werden. Darum waren in der Bundeslade einſt das Manna und die Ruthe beiſammen" *). Die Kinder ſind nämlich, wie unſer Heilige meint, mehr als das Gezelt des alten Bundes, die Wohnung Gottes. In jenem Gezelte aber waren drei Stücke: die Geſetzestafeln, das Manna und der immer blühende Stab Aarons. So müſſen auch in den Kindern, ſollen ſie würdige Tempel Gottes werden, dieſe drei Stücke hinterlegt werden, nämlich die Tafeln des Geſetzes, das iſt Furcht Gottes und Beobachtung

*) Lib. 20. moral.

ſeiner Gebote, ſodann das Manna, nämlich die geregelte Liebe der Eltern, die Alles aufbietet, für ihr anſtändiges Fortkommen zu ſorgen, und endlich der immer blühende Stab, d. h. eine weiſe und nutzenbringende Strenge.

Es muß alſo Beides in Erziehung der Kinder ſich gegenſeitig unterſtützen, weiſe Strenge und vernünftige Liebe. Merkwürdig in dieſer Beziehung iſt das Kameel. Sobald es von einer langen Reiſe ermüdet iſt, dann ſteht es auf einmal ſtill und iſt durch die ärgſten Schläge und Mißhandlungen nicht mehr weiter zu bringen; wenn man ihm aber etwas vorſingt oder vorpfeift, dann geht es wieder. Und ſo gibt es oft auch Kinder, die von Natur aus ſo geeigenſchaftet ſind, daß man durch Strenge gar nichts mit ihnen richten kann, ſondern nur allein durch Güte; Strenge und Härte würde ſie nur noch verſtockter und verkehrter machen. Solchen Eltern, die deßhalb nur allein mit der Ruthe ihre Kinder ziehen wollen, ruft der heilige Anſelm*) zu: „Wollt ihr denn nur allein durch Schläge eure Kinder zum Guten abrichten? Habt ihr denn ſchon einen Goldſchmied geſehen, der nur allein mit dem Hammer aus Gold und Silber eine ſchöne Figur zu Stande gebracht hat? Ich glaube nicht.“

Sehet, liebe Eltern, ſo muß alſo Strenge und Milde bei der Erziehung ſich gegenſeitig unterſtützen, wenn ihr etwas Tüchtiges aus euren Kindern heranziehen wollt. Gott hat durch die Natur ſchon väterlich geſorgt, daß Beides bei Erziehung der Kinder nie fehlt. Die Mutter, die am meiſten mit den Kindern umgeht, an welche die Kinder auch die meiſte Anhänglichkeit haben, will mehr durch Milde und zärtliche Liebe auf die Kleinen wirken; daher ſind es tauſend Liebkoſungen und herzliche, freundliche Worte, durch die ſie die Kinder zum Beten, zum Lernen, überhaupt zum Gehorſam anzuhalten, oder vielmehr zu locken ſucht; daher iſt der erſte

*) Vita S. Anselmi apud Surium.

Schrei der Kinder nach der Mutter und die Mutter hat kein angenehmeres Geschäft, als auf den Schrei der Kleinen herbeizulaufen und ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn daher die Mutter nicht zu Hause ist, da ist keine rechte Ruhe und keine rechte Freude bei den Kindern; es geht ihnen immer etwas ab. Den Vater können sie weit leichter entbehren, weil sie ohnehin nicht so sehr an ihn gewöhnt sind und der Vater auch durch Geschäfte öfter in die Welt hinausgezogen wird. Wenn aber dann die Zärtlichkeit der Mutter in Verzärtlung, wenn ihre Liebe in Affenliebe, ihre Geduld in zu große Nachsicht ausarten wollte — da ist dann der Vater bei der Stelle, Ein Wort vom Vater hat dann mehr Gewicht, als dreißig von der Mutter; sein strenger, ernster Blick redet oft mehr, als eine stundenlange Predigt der Mutter, und wenn er zur Ruthe greift, so hilft dieses mehr, als wenn die Mutter mit ihrer weichen Hand, die den Kindern gewiß nie zu wehe thut, ein paarmal unsanft die Kinder berührt.

Ja, unendlich weise und liebevoll hat da Gott für eine gute Erziehung gesorgt. Wie oft würden die Kinder durch die übergroße Liebe der Mutter ganz verzogen, in allen möglichen Untugenden großgezogen, wenn nicht der weise Ernst des Vaters zu rechter Zeit das Unkraut ausreuten würde! Von den Affen ist bekannt, daß sie ihre Jungen oft aus lauter Liebe und übergroßer Zärtlichkeit erdrücken, und so würden auch viele Mütter in ihrer übertriebenen Liebe ihre Kinder leiblich und geistig erdrücken, wenn nicht der Vater immer durch weise Strenge das Schädliche einer solchen Liebe beseitigen würde. Auf der andern Seite aber würde mancher Vater in übermäßiger Strenge die Kinder ganz verstockt und für alles Gute verschlossen machen, wenn nicht die Mutter durch ihre Liebe dann wieder die Kinder gewinnen und sie vor Mißhandlungen des Vaters schützen würde. Und so ergänzt sich Beides, Milde und Strenge, die so wesentlich nothwendig zur guten Kindererziehung gehören, wie Vater und Mutter. Nie darf einseitig eine Zeit lang das eine oder das

andere vorherrſchen; nie eine Zeit lang der Vater, eine Zeit lang die Mutter die Kinder erziehen, ſondern immer beide mit einander. Jedoch läßt ſich nicht läugnen, daß Milde und liebevolle Behandlung bei Erziehung der Kinder immer vorherrſchen, ja ſtets den Anfang machen muß. Sehr ſchön erörtert dieß der heilige Ambroſius*) in der Auslegung zu jener Stelle des alten Teſtamentes, die da ſagt, daß vierzig Knaben, die den Propheten Eliſäus verſpottet haben, von Bären zerriſſen wurden. Warum denn gerade von Bären, warum nicht von andern wilden Thieren? fragt der heilige Ambroſius. Man muß wiſſen, ſagt er, daß die Bärin das Eigene hat, daß ſie ihre Jungen als eine formloſe Fleiſchmaſſe zur Welt bringt, durch beſtändiges Ablecken mit der Zunge aber ihren Jungen erſt eine rechte Ausbildung gibt, daß ſie Bären gleichſehen. Sie, die Bären, die mit ihrer Zunge ſo große Liebe zu ihren Jungen an den Tag legen, ſollten nun jene Kinder züchtigen, die durch ihre Zunge die kindlichen Pflichten ſo gottlos außer Acht geſetzt hatten, zugleich aber ſollten ſie den Eltern zeigen, daß ſie nicht mit den Füßen, nicht mit den Nägeln, ſondern mit der Zunge, d. h. durch liebevolle, freundliche, mildeſte Worte etwas aus ihren Kindern machen ſollen. Wenn ſie auch ihre Kinder zu tadeln und ihnen einen ernſtlichen Verweis zu geben hätten, ſo ſolle dabei nie die Sanftmuth bei Seite geſetzt werden.

Aber immer, und das iſt wohl zu merken, weiſen die heilige Schrift und die heiligen Väter mehr auf Strenge in der Erziehung hin, wohl wiſſend, daß die Eltern ohnehin nicht leicht zu ſtreng, ſondern häufig nur zu gut ſind, und ſelten iſt es, daß die Strenge gegen Kinder ſo viel geſchadet hat, wie die zu große Nachſicht gegen ſie. Keck darf man behaupten, daß die meiſten Kinder deßwegen ſo Vielen zum Falle werden, ſich ſelbſt, ihren Eltern und ſo vielen Andern, weil ſie zu wenig ſtrenge erzogen worden ſind.

*) Lib. 6. hexam. c. 4.

O ſo bemühet euch doch, liebe Eltern, euren Söhnen und Töchtern eine gute Erziehung zu geben! Vater und Mutter ſollen getreu zuſammenhelfen, durch gehörige Milde und Strenge ihre Kinder ſo zu erziehen, daß ſie einſt nicht zum Falle, ſondern zur Auferſtehung gereichen werden. Namentlich iſt da den Vätern größerer Eifer in der Kinderzucht zu empfehlen! Gar oft beklagen ſich die Mütter: „Um mich wollen die Kinder nichts mehr geben, mir folgen ſie nicht, ich mag ſagen, was ich will, und der Vater ſagt nichts, läßt ihnen Alles hingehen, kümmert ſich nur um ſein Geſchäft und um die Kinder gar nichts.“ Gewöhnlich redet ſich auch der Vater aus und ſagt: „Ich habe nicht Zeit, mit den Kindern mich abzugeben, du biſt die Mutter, du mußt ſie ziehen! Ich habe auf andere Dinge zu denken.“ — Das iſt eine ganz verkehrte Rede, die ewig nimmer entſchuldigen wird. Du biſt Vater und die Kinder gehören ſo gut dein, wie der Mutter, alſo haſt du gleichen Antheil an der Erziehung; Vater und Mutter, Strenge und Milde gehören bei der Kindererziehung nothwendig zuſammen. Es wäre unverantwortlich, wenn du die ganze Laſt der Erziehung nur allein auf die Schultern der Mutter wälzen wollteſt. Was würdeſt du denn ſagen, wenn dein Weib die Ausrede brauchen wollte: „Um das Hausweſen haſt du dich zu kümmern, mich geht das nicht an, ich muß mich um die Kinder kümmern“? wie würdeſt du da auffahren! Aber ſieh, was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig. Du haſt als Hausvater um das Hausweſen und als Vater dich um die Kinder zu kümmern, gleichwie auch die Mutter. Über Alles, was die Kinder begangen haben, ſagt der fromme Origenes*), werden die Eltern zur Rechenſchaft gezogen. „Wir haben ein großes Pfand,“ ſagt der heilige Chryſoſtomus, „nämlich die Kinder. Wir ſollen alſo für ſie ſorgen und Alles thun, daß der Böſe ſie uns nicht entwende. Nun aber

*) Lib. 1. in Job ad c. 1.

wird von uns in jeder Hinsicht das Gegentheil gethan. Wir thun Alles, den Acker fruchtbar zu machen, wir übergeben ihn einem zuverlässigen Manne. Wir sorgen für Landgüter, die ihnen übergeben werden sollen, für sie selbst sorgen wir aber nicht. Siehe da das Abgeschmackte der Sache. Bilde zuerst die Seele deines Sohnes, und dieß wird sich hernach schon finden. Denn ist seine Seele nicht gut, so wird ihm das Geld nichts nützen; ist seine Seele aber gut, so wird er durch die Armuth nicht verletzt werden. Du willst ihn im Reichthum zurücklassen? Lehre ihn tugendhaft sein; denn so wird er seine Habe vermehren können, und wenn er sie auch nicht vermehrt, so wird er doch nicht in schlechteren Umständen leben als Jene, welche ein sehr großes Vermögen besitzen."

„Mütter, erziehet eure Töchter gut; diese Sorge ist euch nicht schwer. Wachet, daß sie zu Hause bleiben. Vor Allem erziehet und unterweiset sie zur Frömmigkeit, daß sie ehrbar sind, das Geld verachten und für Schmuck und Putz nicht allzu besorgt sind. So verheirathet sie. Bildet ihr sie auf diese Weise, so werdet ihr nicht nur sie erhalten, sondern auch den Mann, der sich mit ihnen vermählen wird, und nicht nur den Mann, sondern auch die Kinder, und nicht nur die Kinder, sondern auch die Enkel. Denn ist die Wurzel gut, so werden auch die Zweige gut werden und sich ausbreiten, und ihr werdet von allem diesem den Lohn empfangen" *).

Höret es, ihr Väter und Mütter! So ruft euch der heilige Chrysostomus zu. Da habt ihr die beste Anleitung, wie ihr eure Söhne und Töchter erziehen sollt, daß sie sich selbst,

*) S. Chrysostomus in hom. 9. in I. ad Timoth.

euch und Andern nicht zum Falle, sondern zur Auferstehung sein werden. Vereinigt weise Strenge mit ernster Milde, folget der heiligen Schrift, die da sagt: „Züchtige deinen Sohn, damit du nicht die Hoffnung verlierst; aber ihn zu tödten sei nicht Vorsatz deiner Seele. Wer keine Geduld hat, wird Schaden leiden“ (Sprüchw. 19, 18.). Aber seid auch abhold aller übertriebenen Zärtlichkeit und Liebe, aller unzeitigen Nachsicht und Schwäche! dann werdet ihr eure Kinder gut erziehen und ihr selbst könnt euch dann prophezeien, was aus euren Kindern werden wird, ob sie zum Falle oder zur Auferstehung gereichen werden. Selten ist es, daß gut erzogene Kinder ausarten; und wenn sie es thun, so trifft nicht die Eltern dann die Schuld; sondern es geht da in Erfüllung, was St. Augustin *) sagt: „Aber vielleicht hat der böse Sohn die Ermahnungen, oder den Tadel, oder die Strenge seines Vaters nicht geachtet? Erfülle du nur deine Pflicht, Gott wird jenen schon über seine Pflicht zur Rechenschaft ziehen.“ Amen.

*) Enarrat. in Ps. 50.

Predigt

am

Neujahrstage.

Text: „Meine Tage waren ſchneller als ein Läufer.“
Job 9, 25.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Geſtern haben wir einem abgelebten Gaſt die letzte Ehre erwieſen und ihm eine bedeutungsvolle Leichenfeier gehalten; an der Pforte aber, die wir hinter ihm ſchloßen, haben wir einen neuen Ankömmling gefunden, und dieſen haben wir heute hereinzugeleiten. So geht es alle Jahre am heutigen Tage; ein Jahr geht und das andere kommt; in unaufhaltſamem, raſtloſem Wechſel drängt ein Zeitabſchnitt den andern; wie Quellen, Bäche, Kanäle und Flüſſe eilen die Sekunden, Minuten, Stunden, Tage und Monate in den Strom des Jahres, bis endlich auch dieſer, nachdem er eine größere Strecke in breiterem Gebiete durchlaufen, ſich im Meere der Ewigkeit verliert. — Da ſteh nun ein wenig ſtill, mein Chriſt! hier an dem Leichenſteine des alten und an der Wiege

des neuen Jahres, in deren Mitte du ſtehſt! Hörſt du ſie rauſchen die Wäſſer der Zeit? Hörſt du den Pendelſchlag, der von deiner Lebensuhr herniedertönt, ſchauerlich ernſt und bedeutungsvoll, wie von einer einſamen Thurmuhr? Sahſt du ſie vorüberziehen die mannigfachen Geſtalten auf der Straſſe des verfloſſenen Jahres, wie ſie für einen Augenblick auf der Schaubühne des Lebens erſchienen, um dann wieder ſammt der Zeit, die ſie hervorgerufen, zu verſchwinden? Und was wird der neue Gaſt uns bringen? Welches Gefolge wird er mit ſich führen? In welcher Weiſe ſeine Thätigkeit auf ſeinem Geſandtſchaftspoſten entfalten? —

Doch, meine Lieben! was kümmert uns dieß? Jener, der die Wahrheit ſelbſt iſt, hat uns durch ſeinen Apoſtel geſagt: „Werfet alle eure Sorgen auf den Herrn, denn er ſorgt für euch“ (I. Petr. 5, 7.). Mag der neue Gaſt uns alſo bringen, was er wolle, auch er wird wie ſein Vorfahrer, den wir geſtern verabſchiedet haben, wenn er ſeine Rolle ausgeſpielt hat, abtreten, um einem neuen Nachfolger Platz zu machen. Für uns iſt vorläufig bei dieſem Jahreswechſel nur der Gedanke wichtig, der ſich dem denkenden Chriſten von ſelbſt aufdrängen muß:

Alles nimmt ein Ende, I. Theil,
Alles nimmt bald ein Ende, II. Theil.

Und ſo beginne denn unter dem Schutze des Allmächtigen die erſte Predigt dieſes Jahres! Ja, göttlicher Erlöſer, ſegne du dieſe Predigt! Gib ihr umwandelnde Kraft, göttlicher Geiſt, der du das Antlitz der Erde erneuert haſt, auf daß Jene, die den alten Menſchen auch in's neue Jahr herübergeſchleppt haben, denſelben aus- und einen neuen anziehen mögen. —

Erſter Theil.

Wenn wir ſehen, wie Inſekten und Würmer täglich, nachdem ſie kaum entſtanden ſind, wieder verſchwinden, ſo wundern wir uns nicht ſo ſehr; wenn wir aber ſehen, wie ganze Reiche,

ganze Völker verschwunden sind, dann stehen wir staunend da und betrachten wehmüthig die armseligen noch vorhandenen Überreste ihrer einstigen Größe. Blickt hin auf jene einst so blühenden Reiche Asiens, wo die Wiege des Menschengeschlechts war, was ist aus ihnen geworden? Wüsteneien, wo Barbaren seit Jahrhunderten jeden Keim der Kultur zu ersticken, jede Gestaltung und freie Entwicklung eines Volkes zu hemmen bestrebt sind, Ländereien, auf denen der Fluch mit eisernem Scepter herrscht, seitdem der schirmende Völkerengel sein trauerndes Antlitz hinweggewendet. Wie die Bestien der Wüste zerfleischen sich die Unglücklichen, von aller ehemaligen Herrlichkeit bestehen nur — elende Trümmer. —

Und jener ungeheure Koloß, den man das römische Reich nennt, der mit seinen Polypenarmen die ganze damals bekannte Welt umklammerte, wo steht er? Jener gewaltige Staat, der der ganzen Welt Gesetze vorschrieb, wo hat er seine Unterthanen? Wo sind jene prächtigen Tempel, jene herrlichen Paläste, wo sind jene Weltwunder, jene Kunstschätze, jene Seltenheiten, die römische Sieger aus allen Welttheilen nach Rom brachten? Sieh da, Alles ist verschwunden, zernagt, verfault, hingestürzt, niedergeschmettert und verwettert; ja bisweilen zeugen nur noch winzige Hügel und in der Erde zufällig entdeckte Münzen von der Herrlichkeit und Macht, die einst so stolz und hoch über die Fläche der Erde sich erhoben hatte. Ein Blick auf alle diese Trümmer erzeugt unwillkührlich den Gedanken: So vergeht die Herrlichkeit dieser Welt. Und alle die Völker, die so Großes geschaffen, daß der Zahn der Zeit Jahrtausende daran zu nagen hat, jene gewaltigen Beherrscher der Erde, die mit einem Wink kleine Welten schufen und wieder unsichtbar machten, auf deren Geheiß Millionen in Staub hinstürzten und Anbetung und Huldigung gleich Göttern darbrachten, deren unumschränkter Wille nach Willkühr Gnade und Ungnade, Leben oder Tod spendete; wo sind sie, wo sind ihre Throne? wo die Hunderttausende, die sie in's Treffen führten? wo ist

die schützende Macht, der Glanz, die Herrlichkeit, die sie umgab, wo ist ihr Stolz, ihre Herrscherwürde, wo jener in Purpur und Gold gehüllte Leib, wo jenes gekrönte Haupt? Geh hin, nimm einen Spaten zur Hand, suche in den Eingeweiden der Erde, dort findest du Palläste, aus sechs Brettern erbaut, Würmer als die Leibgarde, Fäulniß und Moder als Purpur und Goldstoff, einen Todtenschädel, der sich einst vergöttern ließ, ein paar Knochen, die den stolzen Leib stützten, und über diesem Allen erhebt sich kaum ein Grabhügel, eine kaum lesbare, verwitterte Inschrift, geschweige denn ein Herold, der den Völkern verkünden sollte, daß hier ein ehemaliger Gott seinen sonderbaren Thron aufgeschlagen habe. „Wo sind die Fürsten der Völker," ruft daher der Prophet Baruch (3, 16—19.), „und die Beherrscher der Thiere auf Erden, die mit den Vögeln des Himmels spielten, die Silber häuften und Gold, worauf die Menschen vertrauen, die endlos angehäuft werden; die Silber verarbeiten ließen mit Sorgfalt, deren Werke nicht auszusinnen? Sie sind vertilgt, in die Unterwelt gestiegen, und Andere sind emporgekommen an ihrer Statt." Vernünftige Große dieser Erde, die sich von dieser vergänglichen Herrlichkeit nicht blenden ließen, haben daher die Eitelkeit und Hinfälligkeit dieser Dinge, die die Welt blenden, wohl erkannt und sich an Salomons Weisheit erbaut, der sich nicht schämte, alle seine Herrlichkeit für Eitelkeit zu erklären (Pred. 12, 5—8.). Ja, göttlicher Ausspruch, bewahrheitet durch die tägliche, handgreifliche Erfahrung ist es, wenn Sirachs Sohn sagt (14, 18. 19.): „Alles Fleisch veraltet wie Heu und wie ein frisches Blatt am grünen Baum. Einige kommen hervor, andere fallen ab, so ist das Geschlecht von Fleisch und Blut; Einige sterben, Andere werden geboren." Und mit ihm stimmt überein der Prophet Isaias (40, 6—8.), wenn es bei ihm heißt: „Eine Stimme spricht: Predige! Da sprach

ich: Was soll ich predigen? Alles Fleisch ist Heu und alle seine Herrlichkeit wie die Blume des Feldes. Das Heu verdorrt, die Blume fällt ab, wenn der Wind des Herrn darein bläst. Wahrlich! Heu ist das Volk! Das Heu verdorrt, die Blume fällt ab; aber das Wort unsers Herrn bleibt ewiglich."

Aber etwas wird denn doch nicht vergehen? — Oder sollten jene gewaltigen Himmelskörper, jene majestätische Sonne, dieser freundliche Mond, diese funkelnden Sterne, diese Welten, die unsere Erde so sehr an Größe übertreffen, diese Millionen Gestirne, die seit Jahrtausenden unwandelbar im blauen Äther stehen oder ihre streng vorgezeichneten Bahnen wandeln, jemals zu Grunde gehen können? Wie, auch sie wären dem Gesetze der Hinfälligkeit unterworfen, auch sie würden aus ihren Bahnen geschleudert, auch ihre Bestimmung würde einst ein Ende erreichen? — So ist es; denn der Mund der ewigen Wahrheit verbürgt es uns, wenn sie schon im alten Bund durch den königlichen Propheten ruft: „Im Anfange, o Herr, hast du die Erde gegründet, und die Werke deiner Hände sind die Himmel. Dieselben vergehen, du aber bleibst; sie werden veralten wie ein Kleid und wie ein Gewand verändert du sie und sie werden verändert" (Hebr. 1, 10 f.).

Also Reiche, Völker und ihre Beherrscher, Himmel und Erde vergehen, wir Alle müssen fort, durch ein unerbittliches Geschick, das Tod heißt, abgefordert, das predigt Alles rings um uns und — doch kann der Mensch eine solche Anhänglichkeit an diese Welt haben, an die Scheingüter dieses Lebens, als ob sie ewig dauerten, als ob sie unsere Seligkeit ausmachten, als wenn wir für sie geschaffen wären! Daher der Schrecken, den solche Menschen empfinden, wenn sie den Tod nur nennen hören, daher das Mißfallen und der unbeschreibliche Ekel, wenn das Gespräch auf das Sterben und die Vergänglichkeit dieser irdischen Güter sich lenkt. Wie, wenn in der verflossenen Nacht, wo die Welt in der ihr würdigen

Weise durch Bälle und Tanzunterhaltungen den Schluß des alten Jahres feierte, als wolle es gar nicht zu Ende gehen, wenn in dieser Nacht, wo Tausende aus dem alten Jahre heraus- und in's neue Jahr hineintaumeln, der Knochenmann als unwillkommener Gast sich unter die Tänzer und Tänzerinnen gemischt und sich höflichst ausgebeten hätte, mit ihm eine Tour aus dem alten Jahr in ein ewiges Jahr, aus der Zeit in die Ewigkeit zu tanzen, wenn er nicht bloß die Kerzenlichter, sondern auch die Lebenslichter ausgeblasen hätte; da hätte wohl Mancher wie Agag, als man ihm seinen nahen Tod verkündete, ausgerufen: „Scheidet also der bittere Tod?“ (I. B. Kön. 15, 32. 33.) Da hätte man wohl rufen hören: Lebt wohl, ihr herrlichen Bälle und Tanzplätze, lebt wohl, ihr Theuren meines Herzens, ihr Vergnügungen alle; aber kaum Einer würde geseufzt haben: Herr, sei mir armen Sünder gnädig! Die unsterbliche Seele ist wohl der letzte Gegenstand, dessen bei einem solchen Schlusse des Jahres gedacht wird, und der Gedanke: Alles vergeht, wie dieser letzte Abend des Jahres, wie dieses Jahr selbst, und darum bin ich nicht für dieses Leben, nicht für diese Gaukeleien und Blendwerke geschaffen, dieser Gedanke, sage ich, wird sicherlich durch andere Gedanken unterdrückt. Es ist, als wenn der Lärm der Neujahrsnacht die Bestimmung hätte, die ernste Stimme des Gewissens und der Zeit zu übertäuben; es ist, als ob die Welt und ihr Fürst unter Trompeten und Paukenschall beim Schlusse des Jahres riefen: Das Jahr zwar vergeht, aber die Welt und ihre Lust dauert ewig; darum kümmert euch nicht um das Ende eines Jahres, sondern die Lust trage euch wonneberauscht aus dem alten Jahre in das neue hinüber!

Unselige Verblendung! Kommt her, ihr Tänzer und Tänzerinnen! Kommt her ihr, die ihr noch in den Federn die Sünden des alten Jahres ausschlafet und das neue vielleicht mit Sünde begonnen habt, ich führe euch zu einem Manne, der euch eine Lektion geben wird, wie nicht leicht ein Anderer sie geben kann; schenkt ihm eure Aufmerksamkeit

nur einige Minuten; nur den hundertſten Theil jener Zeit, die ihr mit größtem Vergnügen ganz andern Dingen widmet, ſchenkt ihm ein geneigtes Gehör. Er führt euch an die eigentliche Behauſung der Vergänglichkeit alles Irdiſchen, an das Grab. Ihr habt heute das alte Jahr zu Grabe getanzt; bleibt alſo einige Augenblicke ſtehen und höret den heiligen Ephrem! Er ſagt: „Dieſer Staub, den ihr im Grabe hier vor Augen ſehet, dieſe Aſche, die ihr ſchauet, dieſer Leichengeruch, dieſe verwesten Gebeine, dieſe unreinen Würmer ſind Körper jener Jünglinge, jener Jungfrauen, die ihr einſt unter euch wandeln ſahet. Dieſe Fäulniß iſt jenes Angeſicht, welches ihr Tag und Nacht mit unerſättlicher Wolluſt küßtet. Dieſe Verweſung iſt jenes Fleiſch, in deſſen Umarmung ihr ſündigtet. Sehet darum und glaubet feſt, die ihr noch im Fleiſche, im eiteln Leben wandelt, und wiſſet für gewiß, daß, wenn ihr im Bette lieget und eure Gattinnen umarmet, ihr Staub und Aſche umarmet. Wiſſet, ſag' ich, daß, wenn ihr all ihre Glieder umfaſſet, ihr Moder und Fäulniß umarmet. Lernet, daß, wenn ihr von Liebe und Verlangen glüht, ihr nach Würmern, nach Staub und Leichengeruch verlanget. Laßt euch nicht verführen, ihr Jünglinge, ihr thörichten Jungfrauen, laßt euch nicht täuſchen durch die eitle Schönheit eurer Jugend; denn auch wir, die wir vor euren Augen todt und der Verweſung geweiht daliegen, erſchienen einſt im Leben, wie ihr; auch wir waren geſchmückt und geſalbt — auch wir haben unſere Tage im Wohlleben hingebracht, und ſehet, all jene Herrlichkeit iſt in Koth und Staub, in Aſche und Modergeruch verwandelt worden" *). „Wer unterſcheidet die Todten?" ruft dann der heilige Ambroſius aus. „Öffne die Erde und finde den Reichen heraus, wenn du es vermagſt. Höchſtens magſt du den Reichen daran erkennen, daß mit ihm Mehreres vermodert iſt, als: ſeidene Kleider, mit Gold durch-

*) S. Ephrem sermo in eos, qui in Christo obdormierunt.

wirkte Tücher und Anderes, was den Lebenden Schaden und den Todten keinen Nutzen bringt" *).

Nun, wie gefällt euch dieſe Sprache der heiligen Väter, ihr Liebhaber der Vergänglichkeit, ihr Anbeter von Moder und Staub? Aber dieſe Väter ſind euch zu ſtreng, nicht wahr? — ſo kommt denn und lernet von Heiden! Der heilige Antonin erzählt, Saladin habe befohlen, man ſolle bei ſeinem Leichenzuge das Todtentuch tragen, worin er werde begraben werden, dann ſoll ein Mann mit lauter Stimme ausrufen: Sehet, das iſt Alles, was Saladin von ſeinem ganzen Reichthume mitnimmt! — Ein Philoſoph ſagte nach dem Tode Alexanders des Großen: Das iſt derjenige, vor dem der Erdball erzitterte. Ein Erdenhügel bedeckt ihn, und ihm, dem die ganze Welt zu enge war, genügen jetzt vier Spannen Erde. Der heilige Auguſtin und ein anderer alter Schriftſteller erzählen auch, man habe vor Cäſars Grab ausgerufen: Dich verehrten Fürſten, dich prieſen Städte, dich fürchteten Alle; wohin iſt deine Macht und Herrlichkeit? —

Chriſten! ſo ſprachen und thaten Heiden! Laßt euch von ihnen nicht beſchämen! Liebt nicht die Welt, noch das, was in der Welt iſt; denn die Geſtalt dieſer Welt vergeht. Alles vergeht; ja noch mehr, ſchnell vergeht Alles, und dieß ſoll uns um ſo mehr aufmuntern, unſern Blick beim Anfange dieſes Jahres höher zu richten, als dieß gewöhnlich geſchieht.

Zweiter Theil.

Wenn es dem Menſchen gegönnt wäre, mehrere tauſend oder auch nur hundert Jahre die Güter dieſer Welt zu genießen und zwar ohne alle Gewiſſensbiſſe, ohne Sehnſucht nach etwas Beſſerem, ohne zeitweiſen Ekel vor denſelben: dann fände die zu große Anhänglichkeit an das Irdiſche und die übermäßige Furcht vor dem Tode doch noch einigermaßen Entſchuldigung; allein die Kürze dieſer Freuden, die Schnel-

*) Lib. de Naboth c. 1.

ligkeit, mit der sie gleich Pfeilen dahinfliegen und wie Träume vergehen, das Nichtige dieser Genüsse in sich schon, die geistige Leere, die sie zurücklassen, der Ekel, der immer mehr überhand nimmt, je häufiger der Genuß ist, dieß Alles macht die leichtfertige Hingabe an solchen Schein und Dunst erst recht sündhaft und verantwortlich.

Daß die Menschen sterben müssen, das wissen sie Alle recht gut; allein sie halten den Augenblick des Todes so entfernt von ihnen, daß sie ihn aus dem Gesichte verlieren. Man weiß, daß selbst Kranke, die alle Augenblicke ihrer Auflösung nahe sind, an nichts weniger als an ihren nahen Tod glauben; im Momente des höchsten Elendes, wo ihnen der Tod schon um die Lippen schwebt, befreunden sie sich mit dem Leben, hoffen sie zuversichtliche Genesung und entwerfen die kühnsten und oft lächerlichsten Pläne für die Zukunft. Ist es da zu verwundern, wenn der ganz Gesunde gar nicht an's Sterben, noch weniger an die Nähe des Todes denkt? Und doch ist kein Mensch vor dem Tode sicher; er schont eben so wenig den Säugling in der Wiege, den rüstigen Jüngling, die blühende Jungfrau, den lebenskräftigen Mann, wie den entnervten Greis. Jeden Augenblick kann unser Lebensfaden abreißen; Keiner weiß, wo und wie er sterben werde. „Viele haben Vieles festgesetzt," sagt der heilige Ephrem *), „und sind nicht bis zum folgenden Tage gekommen, sondern plötzlich davon geführt worden, wie Sperlinge von einem Habicht, wie Lämmer von einem Wolfe, wie der Gefangene von dem Räuber, und haben nicht mehr sprechen, noch ein Testament machen können. Einige gingen Abends gesund zu Bette und lebten am Morgen nicht mehr; Einige setzten sich gesund zu Tische und standen nicht wieder auf; Andere starben plötzlich beim Spazierengehen und Spielen. Andere starben im Bad und hatten so das Bad für Begräbnißort und Leichenstein. Andere feierten Hochzeiten und starben plötzlich im Brant-

*) Sermo in eos, qui in Christo obdormierunt.

gemach; ihr Brautkleid wurde nun ihr Leichenkleid; Klagende traten an die Stelle der Flötenspieler; Klageweiber und Weinende nahmen den Platz der Tanzenden ein. Dieß Alles wissen und kennen wir, und was noch schwerer ist, wir sündigen freiwillig und mit Wissen, und spotten so unser selbst. Darum erlangen wir keine Verzeihung von Gott, weil wir nicht aus Unwissenheit, sondern wissentlich sündigen." Daher die nachdrücklichen Ermahnungen der heiligen Schrift, zu wachen und zu beten, da das Ende schnell wie ein Dieb herbeikommen kann. Alles Unvermuthete kommt schnell, und überrascht, und so geht unser Leben vorüber und urplötzlich stehen wir am Ende. „Nur ein Schritt ist zwischen mir und dem Tode," spricht daher David (I. B. Kön. 20, 3.). „Rühme dich nicht des morgigen Tages," sagen die Sprichwörter (27, 1.), „denn du weißt nicht, was der kommende Tag mit sich bringt." — „Der Mensch weiß sein Ende nicht," sagt der Prediger (9, 12.), „sondern wie die Fische mit der Angel gefangen werden, und wie man die Vögel mit dem Stricke fängt, so werden die Menschen zur Zeit des Unglücks gefangen, wenn es plötzlich über sie daherkömmt." — „Bedenke, daß der Tod nicht säumt, denn das Gesetz der Unterwelt kennst du; das Gesetz dieser Welt ist sterben," sagt Strachs Sohn (14, 12.). Daher die häufigen Gleichnisse, deren sich der Erlöser zur Veranschaulichung und nachdrücklicheren Einprägung dieser überaus wichtigen Wahrheit bedient, wie er bald als Hausvater die Knechte, bald als Bräutigam die Jungfrauen überrascht, bald mit der Schnelligkeit der Sündfluth, bald mit der des Blitzes daherkommt, bald wie ein Fallstrick, bald wie ein Dieb übereilt. Auch die Apostel verfehlten nicht, zur Wachsamkeit aufzufordern, da der Tod schnell und unvermuthet wie ein Dieb kommt. „Über die Zeit und Stunde, Brüder," schreibt Paulus (I. Thessal. 5, 1—6.), „habt ihr nicht nöthig, daß wir euch schreiben; denn ihr selbst wisset sehr wohl,

daß, wie ein Dieb in der Nacht, also der Tag des Herrn kommen werde. Denn wenn sie sagen: Friede und Sicherheit! da wird sie plötzlich das Verderben überfallen, wie der Schmerz die Schwangere, und sie werden nicht entkommen. Ihr aber, Brüder, seid nicht in Finsterniß, daß jener Tag euch wie ein Dieb überrasche; denn ihr Alle seid Söhne des Lichtes und Söhne des Tages, wir sind nicht Kinder der Nacht oder der Finsterniß. So lasset uns denn nicht schlafen, wie auch die Übrigen, sondern wachen und nüchtern sein." Und der Apostel Jakobus schreibt: „Ihr saget nun: Heute oder morgen wollen wir in diese Stadt gehen, wollen daselbst ein Jahr zubringen, Handel treiben und gewinnen, ihr, die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dunst ist es, der eine kleine Weile sichtbar ist, und dann verschwindet" (Jak. 4, 13—15.).

Es ist also nur zu wahr und von der täglichen Erfahrung und den klarsten Aussprüchen der heiligen Schrift bestätigt, daß plötzlich, unvermuthet, der Tod unserm Leben ein Ende machen kann. Und sollte diese Überraschung auch erst im hohen Alter eintreten, solltest du, mein Christ, auch hundert Jahre hier auf Erden verweilen dürfen, immer kommt sie dir früh genug; immer hast du nur eine Spanne Zeit gelebt, dein anscheinend so langes Leben war doch nur wie ein Traum. Deßhalb sagt der fromme Hiob: „Meine Tage waren schneller, als ein Läufer. Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit und wird mit vielem Elende erfüllt. Wie eine Blume geht er auf und wird zertreten und fliehet wie ein Schatten und bleibt nimmer in einem Stande" (Job 14, 1 u. 2.). „Die Zahl der menschlichen Lebenstage," sagt Sirachs Sohn (18, 8.), „beträgt, wenn's viel ist, hundert Jahre. Wie ein Tropfen Wasser aus dem

Meer und wie ein Sandkörnchen ſind ſeine wenigen Tage gegen die Ewigkeit."

Sieh da, mein Chriſt, die Hinfälligkeit dieſes Lebens! Wie ein Schatten flieht unſer Leben dahin und wir ſollten zu demſelben eine ſo ungeordnete Liebe haben können? Und wir ſollten leben wollen, als ob wir gar nie ſterben müßten? Und wir ſollten die Zeit, die uns Gott geſchenkt, nicht eifrig benützen, nicht wirken, ſo lange es Tag iſt? Wir ſollten die ſo koſtbare Lebenszeit verträumen, im Rauſche verflüchtigen oder als geſchäftige Müßiggänger todtſchlagen wollen? Wie, wollen wir zu denen gehören, die in der Hölle unter Heulen und Zähneknirſchen ſeufzen: „Was half uns der Stolz, was des Reichthums Prahlerei? Alles das ging vorüber wie ein laufender Schatten, und wie ein dahineilender Bote, und wie ein Schiff, welches das wogende Meer durchfährt, von dem man, iſt es vorüber, keine Spur mehr findet, noch die Bahn ſeines Kieles in den Fluthen: oder wie ein Vogel, der durch die Luft fliegt, von deſſen Fluge man kein Merkmal findet: denn er rauſchet nur mit den Flügeln und ſchlägt die leichte Luft, zertheilet ſie mit der Kraft des Fluges und flieget, die Schwingen bewegend, dahin; aber ein Zeichen ſeines Fluges findet ſich nicht darnach; oder wie ein nach dem Ziele abgeſchoſſener Pfeil, wo die Luft ſich theilt und wieder zuſammenſchließt, ſo daß man ſeinen Weg nicht erkennt. Alſo ſind auch wir geboren worden und bald wieder verſchwunden" (Weish. 5, 8—13.).

So ächzen die Verdammten in der Hölle! Ach, wie würden ſie jede Sekunde benützen, wenn ihnen noch eine Zeit gegönnt wäre! Wie würden ſie die durchſchwelgten oder verträumten Tage und Nächte, die vergeudete Zeit jetzt in ganz anderer Weiſe benützen! Aber der Engel Gottes hat es geſchworen, von nun an iſt keine Zeit mehr. Iſt es unter

ſolchen Umſtänden ein Wunder, wenn beſonnene Menſchen ihre Zeit zu Rathe hielten und deren Verluſt tief betrauerten? wenn z. B. Kaiſer Titus nach einem Tage, an welchem er nichts Gutes gethan hatte, ausrief: Ich habe einen Tag verloren! Wie, ihr Chriſten, die Heiden ſollen uns beſchämen? Wir beginnen heute ein neues Jahr, für Manchen das zwanzigſte, vierzigſte, ſechzigſte, oder gar achtzigſte Jahr. Nun blicken wir zurück! Nicht wahr, ſchnell ſind die Jahre vergangen? Ich weiß nicht, wo die Zeit hingekommen iſt, ſagt ihr ſelbſt. Zieht nun die Stunden, Tage und Jahre des Leichtſinns, der Ausgelaſſenheit hinweg, die Zeit, die ihr verträumt, verſchlafen, verplaudert oder auf andere Weiſe hingeſchlachtet habt, zieht ab die erſten ſieben Jahre der unreifen Kindheit, und nun fragt, wie viel ihr von eurer Zeit Gott geweiht habt! O wie werden da die Jahre in Stunden und Augenblicke zuſammenſchwinden, wie wird da mancher Greis noch ein Kind an Verdienſten ſein! Und was ſeid ihr geſonnen, im kommenden Jahre zu thun? Etwa zu leben, als ob ihr nie zu ſterben hättet? Wiſſet, für Manchen aus uns kann dieſes Jahr das letzte ſein. Wie nun, wenn der Herr käme wie ein Dieb, wie der Blitz, wie eine Sündfluth, und dich unvorbereitet überfiele, dich abriefe aus der Zeit, die du nur zu deinem Verderben mißbrauchteſt, und dich hinüberführte in jene Nacht, wo Niemand mehr wirken kann, wie unglücklich wäreſt du? Sag an, mein Chriſt, wäre es dir lieb geweſen, wenn im verfloſſenen Jahre der Herr dich in gewiſſen Häuſern, in gewiſſen Geſellſchaften, bei gewiſſen Handlungen überraſcht hätte? Sieh und es iſt nicht geſchehen! Langmüthig hat dich der Herr getragen und den Arm ſeiner Gerechtigkeit nicht ausgeſtreckt, wo du es verdient hätteſt. Willſt du aber ſeine Geduld noch länger auf die Probe ſtellen? ſeine Langmuth ermüden? vermeſſentlich auf ſeine Barmherzigkeit ſündigen? das neue Jahr abermals zu deinem Verderben mißbrauchen? O gewiß nicht, wenn du ernſtlich bedenkſt: Alles vergeht und ſchnell vergeht Alles, beſonders das Leben, beſonders die koſt-

bare Zeit! Nun denn, ſo lernen wir ſie einmal ſchätzen! „Ein wenig Zeit," ſagt der heilige Bernhardin *), „vermag ſo viel als Gott; denn durch gut angewendete Zeit wird Gott erworben." „Wer begreift, wie koſtbar die Zeit iſt? Dieß wiſſen Jene am beſten," ſagt der heilige Laurentius Juſtinian **), „die ſie verloren haben." „Jeden Tag ſterben wir," ſagt der heilige Hieronymus ***), „jeden Tag werden wir verändert und doch glauben wir, daß wir ewig ſeien. Selbſt das, was ich diktire, was ich ſchreibe, was ich wieder leſe, was ich verbeſſere, wird aus meinem Leben genommen. Wie viel der Punkte des Schreibens, ſo viel der Verluſte meiner Zeit. Wir ſchreiben und ſchreiben wieder; die Briefe gehen über die Meere, und wie der Kahn die Fluth durchſchneidet, ſo werden die Augenblicke unſeres Lebens vermindert." „Was man lebt," ſagt St. Auguſtin †), „wird von der Lebenszeit weggenommen und täglich wird der Reſt kleiner, ſo daß die Zeit nichts anders iſt, als ein Lauf zum Tode." — Wohlan nun, meine Lieben, vielleicht haben wir ſchon eine bedeutende Strecke unſerer Laufbahn zurückgelegt und wenig für die Seele, deſto mehr aber für den Leib gethan! So folgen wir denn einmal der Mahnung des heiligen Chryſologus ††): „Wir haben dem Leibe Jahre gewidmet, widmen wir der Seele nun Tage. Wir haben Zeiten für uns verwendet, verwenden wir nun auch Zeit für unſern Schöpfer. Laßt uns Gott ein klein wenig leben, da wir der Welt ganz gelebt haben; wollen wir einmal auf das Ewige denken, nachdem wir an das Zeitliche genug gedacht haben!"

Und das iſt auch, meine Lieben, der Glückwunſch, den ich euch zum neuen Jahre darbringe. Die Ewigkeit, das Unver-

*) Tom. IV. Serm. 18.

**) De vita solitaria, c. 10.

***) Epist. 3 (60) ad Heliodorum.

†) De civit. Dei, 13, 10.

††) Serm. 12.

gängliche habet zuerſt vor Augen; denn die Geſtalt dieſer Welt vergeht. Hier nimmt Alles ein Ende und zwar bald. Was hättet ihr demnach davon, wenn ich euch eine Welt voll Reichthümer wünſchen würde? Nicht was die thörichte Welt heute wünſcht, wünſche ich euch, meine Lieben! Nicht einen Kaſten voll Geld, nicht ein ſchönes Haus, nicht eine Menge Äcker und Wieſen wünſche ich euch — nein, was würde euch das Alles zuletzt helfen? Was hilft es denn dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an ſeiner Seele Schaden leidet? Das Alles würde eure Anhänglichkeit an das Irdiſche nur noch vermehren. Je mehr ihr Güter und Reichthümer hättet, deſto ſchwerer würde es euch fallen, davon zu ſcheiden. Es erginge euch wie jenem alten Grafen, der vom Sterben nichts wiſſen wollte, weil er reich war und ewig leben wollte. Einſtens fuhr er auf der Straße und ein guter Freund mit ihm. Unter verſchiedenen Geſprächen leitete der Freund die Rede auch aufs Sterben, da wurde der alte Graf ſo zornig, daß der Freund auf der Stelle vom Wagen ſteigen mußte. Die reichen Leute vergeſſen gern, daß ſie ſterben müſſen, daß Alles vergeht und zwar ſehr bald. Aber da drinnen, meine Lieben, unter der Bruſt iſt etwas, was nie vergeht, was ewig dauert wie Gott ſelbſt. Seht, das iſt eure einzige, unſterbliche Seele; dieſe müßt ihr zuvor in Sicherheit bringen, an ihr Heil müßt ihr heute beſonders denken. Gnade und Friede iſt es, was ich euch für eure Seelen wünſche. Habt ihr dieſe, ſo habt ihr Alles; mit dieſer iſt euch der Verluſt aller irdiſchen Güter erträglich, ohne ſie hilft euch aller irdiſche Beſitz nichts. Haſt du die Gnade Gottes, dann mag der Blitz dir heute dein Haus verzehren, der Hagel morgen deine Felder verwüſten, der Tod dir deine Kinder rauben — du ſtehſt da wie ein Fels mitten im tobenden Meere und biſt nicht von der Stelle zu bringen. O ſo ſäumet denn nicht, dieſe Gnade euch am Anfange dieſes Jahres zu verſchaffen oder, wenn ihr ſie ſchon habt, als das köſtlichſte Kleinod zu bewahren.

Ein neues Jahr beginne für uns Alle! Keiner ſchleppe mehr den alten Adam in's neue Jahr herüber; nicht bloß im Kalender beginne das neue Jahr, ſondern auch im Leben, dann, meine Lieben, können wir getroſt dem kommenden Jahre entgegengehen, und was es auch Schlimmes uns bringen mag, und wenn Krieg und Hungersnoth und Peſtilenz die Menſchheit heimſuchen ſollen, wir werden nicht verzagen; denn der Friede Gottes, der alle Vorſtellung überſteigt, thront in unſern Herzen, und losgeſchält in unſerm Sinne vom Irdiſchen, das gewiß und bald vergeht, iſt unſer Sinn auf das Ewige gerichtet. Beten wir für einander, Geliebte, daß die Gnade und der Friede Gottes bei uns einkehren und das ganze Jahr hindurch unſere treuen Schutzengel ſein mögen. Amen.

Predigt

auf

den Sonntag nach der Beſchneidung.

Text: „Als er aber hörte, daß Archelaus im Judenlande anſtatt des Herodes, ſeines Vaters, regiere, fürchtete er ſich, dahin zu ziehen.“ Matth. 2, 22.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Herodes bekommt Nachricht, daß ein neuer König geboren ſei und zittert ſogleich für ſeinen Thron. Schnell entſchloſſen gibt er alsbald Befehl, alle Kinder von zwei Jahren und darunter aus dem Wege zu räumen, damit das neugeborne Königskind auch aus dem Wege komme und ihm fürderhin keine Schrecken mehr einjage. Da erſcheint ein Engel dem Joſeph im Schlafe und ermahnt ihn, ſogleich aufzuſtehen, und mit dem Kinde und der Mutter um Mitternacht noch nach Ägypten zu fliehen. Dort verweilt er einige Zeit, dann erſcheint ihm wieder der Engel, ſagt ihm, Herodes ſei geſtorben, er könne nun wieder nach Hauſe zurückkehren; wie aber Joſeph hört, daß Herodes Sohn, Archelaus, regiere, getraute er ſich nicht, in Judäa ſeine Wohnung aufzuſchlagen, ſondern ging nach Nazareth. —

— Das iſt denn doch, meine Lieben, eine höchſt ſonderbare Sache! Dieſes Kind war der Sohn des Allerhöchſten, jener Gott, der ſeine Feinde als Fußſchemel gebraucht, und doch flieht es vor Herodes? Konnte es den Wütherich nicht auf der Stelle durch gähen Tod beſtrafen und ihn ſo unſchädlich machen? Konnte es nicht auf gleiche Weiſe den Archelaus vernichten, um ungehindert in Judäa einziehen zu können? Gewiß, es hätte dieß Alles gekonnt; es hätte ſeine Feinde mit einem Blicke vernichten, es hätte ſie alle von der Erde vertilgen können, und doch hat es nicht gewollt und hat dieß nicht gethan. Hätten ja doch Joſeph und Maria denken können: Wir haben das Heil der Welt, den Herrn Himmels und der Erde, den Sohn des Allerhöchſten bei uns, wer wird da etwas wider uns vermögen? Und doch kam ein Engel und ſagte: Steh auf und flieh! Alſo fliehen muß der Sohn Gottes, fliehen vor ſeinen Feinden, die Staub und Aſche ſind, fliehen in ein fernes Land! —

Wie iſt wohl das zu erklären? Warum wollte der Sohn Gottes fliehen? Warum mußten Maria und Joſeph fliehen ſammt dem göttlichen Kinde? Hätte denn der himmliſche Vater nicht andere Mittel und Wege gehabt, ſeinen Sohn vor den Verfolgungen ſeiner Feinde zu ſchützen? Allerdings, wer wollte das auch läugnen? Aber ſeht, Gott wollte uns dadurch belehren, daß wir, ſo fromm, ſo ſtandhaft, ſo heilig wir immer ſein mögen, ja wenn wir auch allmächtig wären, wie Gott, nie mitten in der Gefahr verweilen, ſondern ihr entfliehen ſollen, wie wir nur können. Wenn wir auch den Sohn Gottes bei uns haben, ſagt ein berühmter Ausleger *), ſo dürfen wir dennoch nicht dahin gehen, wo die Söhne der Gottloſigkeit ſind. Ja, gerade deßwegen, weil Gott bei uns iſt, müſſen wir die Gefahr um ſo mehr fürchten; denn es gibt keinen größeren Verluſt, als wenn man Chriſtum, das göttliche Kind, verliert. Ja, Geliebte, die Gefahren und

*) Salmeron tom. 3. tract. 45.

Gelegenheiten zur Sünde müſſen wir meiden; denn wer die Gelegenheit nicht meidet, meidet auch die Sünde nicht. Durch die Gelegenheit zur Sünde

fielen ſchon die heiligſten Männer, I. Theil;
werden auch wir fallen, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn ich euch die Geſchichte vom Falle Davids erzählen würde, ſo würde ich euch damit nichts Neues ſagen; ihr wißt, daß er, der Mann nach dem Herzen Gottes, in die doppelte Sünde des Ehebruchs und des Todtſchlages fiel. Es fragt ſich nur, wie er denn plötzlich in dieſe ſchrecklichen Sünden gerieth? Vielleicht hat er gefährliche Geſellſchaften beſucht, vielleicht lebte er in vertrautem Umgange mit einem Weibe ſchon längere Zeit hindurch, vielleicht hatte er dieſe verführeriſche Perſon in ſeinem Pallaſte, ſah ſie täglich, begegnete ihr täglich, redete mit ihr täglich — nein, nichts von allem dieſem, er ſah ſie nur einen Augenblick und er wurde zum Ehebrecher und Todtſchläger. Er ſuchte nicht einmal die Gelegenheit auf, er ging ihr nicht nach, er dachte gar nicht daran, es war nur ein ungefähres Zuſammentreffen, eine plötzlich ſich ereignende Gelegenheit — er floh ſie aber nicht, dieſe Gelegenheit, und er ward ein Ehebrecher und Mörder. Seht, eine Gelegenheit, die anfangs nur auf das Sehen ſich beſchränkte, die ihm bloß zufällig aufſtieß, die er nicht einmal geſucht hatte, machte ihn zum ſchändlichſten Verbrecher. — Und wiſſet ihr, wie Petrus dazu kam, ſeinen Herrn und Meiſter zu verläugnen? Die Gelegenheit war es, die ihn verführte. Er gerieth unter das Geſindel hinein, unter die Knechte und Mägde des Hohenprieſters, dieſe ſchüchterten ihn durch ihre Reden ein, und ſo ward der muthvolle Petrus, der vor Kurzem noch ſo herzhaft verſprochen hatte: Wenn dich Alles verläugnet, ich werde dich doch nicht verläugnen, ſo furchtſam, daß er in Einem Athem unter Fluchen und

Schwören ſeinen Herrn und Meiſter dreimal verläugnete. Er, der dort am Ölberg, geſtärkt von der Gegenwart des Herrn und der guten Umgebung ſeiner Mitgenoſſen, das Schwert für ſeinen Herrn und Meiſter gezogen und ſich vor Kriegsknechten und Gerichtsdienern nicht gefürchtet hatte; er, der feurige Petrus, erkaltete dort beim Kohlenfeuer unter dem Geſindel und ſeinen Reden dermaßen in der Liebe zu ſeinem Herrn und Meiſter, daß er ihn gar nicht mehr zu kennen betheuerte. Die Gelegenheit war es, die ihn verführte. Erſt als er von ſeiner ſchlechten Umgebung ſich wieder entfernt hatte, erſt als der erwärmende Gnadenblick des Herrn ihn wieder traf, empfand er Reue und fing bitterlich zu weinen an. So lange er in der böſen Umgebung war, ſagt der heilige Hieronymus, bereute er ſeinen Fehler nicht, erſt als er hinausging aus der Verſammlung und Geſellſchaft der Gottloſen, bereute er das Verbrechen ſeiner Verläugnung.

Um dann auch aus dem Leben der Heiligen euch ein Beiſpiel zu erzählen, wie die Gelegenheit in die ſchwerſten Sünden ſtürzen kann, ſo nenne ich euch nur den heiligen Jakobus den Einſiedler. Dieſer Mann hatte bereits lange Zeit fern von aller menſchlichen Geſellſchaft das ſtrengſte Einſiedlerleben geführt. Gott verlieh ihm die Gabe der Wunder, und weit und breit kamen die Leute herzu, um ſich und die Ihrigen von Krankheiten heilen zu laſſen, um Rath und Troſt ſich zu erbitten. Was geſchieht? Eine Mutter hat eine Tochter, die vom Teufel beſeſſen iſt, und bittet den Heiligen, ſie eine Zeit lang bei ſich zu behalten. Anfangs will er durchaus nichts davon wiſſen und ſcheint wohl den Fallſtrick des Teufels gemerkt zu haben; endlich läßt er ſich überreden, behält das Mädchen bei ſich — und er, der ſtrenge Mann, der die Welt und ihre Fallſtricke geflohen hatte, wird als Einſiedler der Verführer und Mörder des Mädchens. Was war ſchuld? — die Gelegenheit.

Die Gelegenheit war es auch, die ſchon unſere Stammeltern in's Unglück geſtürzt und um ihre urſprüngliche

Unſchuld und Heiligkeit gebracht hat. Eva mied die Gelegenheit nicht, ſie ließ ſich mit der Schlange in ein langes Geſpräch ein, ſie ſah die verbotene Frucht immer länger und gieriger an — was Wunder, wenn ſie endlich in die Sünde förmlich einwilligte?

Nicht umſonſt hat deßhalb Gott zu allen Zeiten ſo nachdrücklich vor der böſen Gelegenheit gewarnt; deßhalb hätten Adam und Eva die verbotene Frucht nicht einmal anrühren ſollen, um dadurch nicht zum Eſſen verleitet zu werden; deßhalb begrub Gott den Leichnam des Moſes mit eigener Hand und auch den Stab, mit dem er vor Pharao ſo viele Wunder gewirkt hatte, räumte er auf die Seite, damit nicht die Juden, deren Hinneigung zum Götzendienſte er kannte, dem Moſes und ſeinem Stabe göttliche Ehre erweiſen könnten *). Der Teufel hatte es ſchmerzlich empfunden, daß Gott den Iſraeliten dieſe Gelegenheit zum Götzendienſte genommen hatte, deßhalb ſtritt er, wie der heilige Apoſtel Judas Thaddäus (Jud. V. 9.) ſagt, mit dem Erzengel Michael um den Leib des Moſes, damit er dadurch die Juden zur Anbetung desſelben hätte verleiten können. —

Und warum iſt denn Gott dem Moſes in einem Dornbuſche erſchienen, warum nicht auf einem Baume? Der heilige Athanaſius **) ſagt, es ſei eine gemeinſame Überlieferung unter den Juden, daß dieß deßwegen geſchehen ſei, um den Juden keine Gelegenheit zum Götzendienſte zu geben; hätte er auf einem Baume ſich dem Moſes gezeigt, ſicher hätten ſie ſich aus dem Holze desſelben Götzenbilder verfertigt und ſie angebetet. — So hätte Gott Sonne, Mond und Sterne auch am erſten Tage erſchaffen können; aber nein, zuvor, heißt es, ſchuf Gott Gras und Kräuter und fruchtbare Bäume und am vierten Tage erſt die großen Leuchter des Himmels. Warum wohl das? Deßwegen, ſagt ein Aus-

*) S. August. de mirabil. sacr. script. c. 35.

**) S. Athanas. qu. 20. cont. idola.

leger *), damit die Menſchen im Laufe der Zeiten nicht in Verſuchung kämen, jene herrlichen Geſtirne, denen die Pflanzen und alles Übrige weit nachſtehen, göttlich zu verehren; denn wenn ſie bedächten, daß ſie nicht zuerſt, ſondern ſpäter erſt erſchaffen worden wären, ſo könnten ſie nicht leicht auf den Gedanken kommen, den Schöpfer mit dem Geſchöpfe zu verwechſeln.

Darum, ſagt der heilige Chryſologus **), hat Gott auch den Stern, der die drei Weiſen aus dem Morgenland führte, in einer Weiſe erſcheinen laſſen, daß ſie, die dem Sterndienſte ergeben waren und durch die immerwährende Pracht des geſtirnten Himmels ſo leicht zur Anbetung der Geſtirne verleitet werden konnten, dem ſo wunderbaren Sterne dennoch nicht göttliche Ehre erweiſen konnten. Gott, ſagt der heilige Chryſologus, leitete den Lauf des Sternes, ſeinen Gang und ſeinen Weg ſo, daß er nach dem Gange der Weiſen ſich richtete. Gingen ſie, ſo ging auch der Stern, ſtanden ſie, ſo ſtand auch der Stern, ſchliefen ſie, ſo ruhte auch der Stern; und ſo mußten ſie denken, da ſie und der Stern gleiches Schickſal hätten, ſo wären ſie auch beide gleich dienſtbar, und ſo erblickten ſie in dem Sterne keinen Gott, da ſie ſahen, wie er ihnen zu Dienſten ſtand.

So hatte Gott ſein auserwähltes Volk abſichtlich durch die Wüſte und nicht durch die abgöttiſchen Völkerſchaften hindurchgeführt, um ihnen alle Gelegenheit zum Götzendienſte zu nehmen; ſo hatte er ſo oftmals den Befehl gegeben, weder Weib noch Kinder dieſer Völker zu ſchonen, wohl wiſſend, daß ſonſt die Juden zum Götzendienſte verleitet würden, was dann auch wegen Vernachläßigung des göttlichen Befehles leider wirklich oft genug geſchehen iſt.

Hat ja auch im neuen Teſtamente unſer Heiland Jeſus Chriſtus in auffallender Weiſe gezeigt, wie ſehr er alle

*) Philo de opificio mundi.

**) S. Chrysol. Serm. 156.

Gelegenheit zur Sünde beſeitigt wiſſen wollte. Als nämlich Magdalena nach ſeiner Auferſtehung ihn als Gärtner erblickte und als ſie ihn erkannt hatte, ſeine Kniee umfaſſen wollte, da ſprach der Herr: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgeſtiegen zu meinem Vater. Dieß war die nämliche Magdalena, von der ſich der Herr ſeine Füße hatte ſalben laſſen in dem Hauſe des Phariſäers; aber hier, wo er allein war, wollte er durchaus alle Berührung mit einer Weibsperſon vermeiden, nicht als hätte ſein oder der Magdalena Betragen ungeziemende Gedanken erwecken können, ſondern um uns zu zeigen, daß der Menſch, ſo lange er in dieſem Fleiſche weilt, wenn er auch noch ſo heilig lebt, nie auf ſich vertrauen ſolle, da wir nämlich noch nicht aufgeſtiegen ſind zum Vater, folglich von der Gefahr zu ſündigen noch nicht frei ſind.

Was haben wir nun, meine Lieben, hieraus zu lernen? Das haben wir zu lernen, daß die Gelegenheit ſchon die frömmſten, ja heiligſten Perſonen zu den abſcheulichſten Sünden verleitet, und daß deßhalb Gott nicht umſonſt auf alle mögliche Weiſe den Seinigen die Gelegenheiten zum Sündigen abgeſchnitten hat. Wenn nun das am grünen Holze geſchehen iſt, was wird erſt am dürren geſchehen? Wenn Gott ſchon alle Gefahren zur Sünde zu beſeitigen ſucht, werden etwa wir dieß für ſo nothwendig nicht halten? Wenn Heilige durch die Gelegenheit verlockt wurden, werden wir mitten im Feuer nicht brennen? Ach, nur zu tief werden wir fallen! Dieß hören wir im

zweiten Theil.

Man ſoll nicht glauben, wie ſorgfältig der Menſch beſorgt iſt, alle Gelegenheiten und Gefahren zu meiden, die der Geſundheit ſeines Leibes nachtheilig ſein könnten. Große Herren z. B. lieben im Winter über Alles das Stadtleben, weil ſie dort die Zeit leichter in Vergnügungen todtſchlagen können, als auf dem Lande. Sobald ſie aber von einer

anſteckenden und gefährlichen Krankheit hören, die ſich in einer Stadt verbreiten will, dann ſind im Nu ihre Pferde geſattelt und ſie ziehen das Land der Stadt vor. Wir wiſſen, wie zur Zeit der Cholera dieß zugegangen hat. Man verändert die Luft, vermeidet alle Berührung mit ſolchen Perſonen, Ortſchaften und Gegenſtänden, die der Geſundheit gefährlich ſein könnten, man verſorgt ſich mit allen möglichen Arzneien, hält die äußerſte Diät, verkältet und erhitzt ſich nicht, kurz, man thut Alles, um ja nur die Geſundheit des Leibes zu erhalten. Das thut man für den elenden Madenſack, der vielleicht in wenigen Tagen eine Speiſe der Würmer ſein wird. Beſonders merkwürdig ſind in dieſer Beziehung die Geſundheitsſkrupulanten. Dieſe darf kein Wind anblaſen, ſonſt haben ſie ſchon den Katarrh; brennt die Sonne etwas heiß, dann müſſen ſie ſchon verſchmachten; friert es aber, dann haben ſie auf der Stelle die Gedärmentzündung. Im Sommer iſt es ihnen zu warm, im Winter zu kalt, im Frühlinge und Herbſte aber ängſtigen ſie wirkliche oder eingebildete Krankheiten. Dieſe Menſchen nun würden eine Apotheke ausleeren, ſich halb zu todt hungern, und von einem Bad in's andere ziehen, bloß um ihren lieben Kadaver noch einige Zeit lang den Würmern zu entziehen; aber — um die Geſundheit ihrer unſterblichen Seele zu retten, rühren ſie keinen Finger. Wie oft geſchieht es, daß ſie Jahre lang mit andern Perſonen in unrechten Verhältniſſen zuſammenleben; aber die Luft wird ihnen nicht zu drückend, die Wohnung nicht zu enge, die Perſon nicht zu gefährlich, der Aufenthalt nicht zu unſicher; o nein, ſie kennen das Wort gar nicht: Wer die Gefahr liebt, wird darin umkommen. Ich habe einen vornehmen Mann gekannt, der zur Zeit der Cholera ſein ganzes Zimmer mit friſchen Lederhäuten ausſchlagen ließ, kein Menſch durfte aus und ein, für lange Zeit hindurch hatte er ſich mit Speiſe und Trank verſehen, um ja nicht angeſteckt zu werden; allein die Cholera fand doch den Weg zu ſeinem Zimmer und er mußte ſterben.

Höret ihr es, meine Lieben, nehmt euch ein Muſter daran! Seht, dieſe Leute plagen ſich ſo viel und unermüdet, um das Leben des Leibes zu erhalten; wohlan! ſo thut das Eurige, um ein beſſeres Leben, das Leben der Seele zu erhalten! Meidet eben ſo ſorgfältig die Gefahren und Gelegenheiten, bei denen eure unſterbliche Seele erkranken oder ſterben müßte, wie jene Weltlinge die Gefahren, die ihrer leiblichen Geſundheit drohen, vermeiden. Wie oft ſagt man euch dieſes, wie oft mahnt man euch daran, wie oft bezeichnet man euch die Gefahren und Gelegenheiten, die ihr zu meiden habt, und ihr thut es doch nicht! Wenn euch an eurer Geſundheit etwas fehlt, da müßt ihr Doktor und Apotheker haben und das Recept und die Arznei zahlen; da aber zahlt ihr keinen Heller; der Prieſter, der Seelenarzt, verſchreibt euch die Arznei umſonſt und die Kirche iſt die allgemeine Apotheke, das allgemeine Spital und ihr dürft keinen Kreuzer dafür zahlen. Und doch wollet ihr nicht! Wie oft ſagt man es euch, ihr ledigen Leute, meidet den vertrauten Umgang mit Perſonen des andern Geſchlechtes! Gehet um des Himmels willen nicht vom Tanze oder Biere mit einander heim! Gehet nicht allein mit einander über Feld und Wald, weder bei Tag noch bei Nacht! Fliehet, nur die Flucht kann euch retten! Und doch folgen ſo Manche nicht, ſie lieben die Gefahr und darum gehen ſie darin zu Grunde! Was ſoll man erſt gar von denen ſagen, die in einem und demſelben Hauſe bei einander wohnen und heimliche Bekanntſchaften unterhalten, die in gefährlichen Dienſten ſind, faſt immer zur Sünde angereizt werden, faſt immer im Feuer ſtehen und doch nicht fliehen? Ich will mich ſchon in Acht nehmen, ſagen ſie; ich ſehe es wohl ein, daß dieſer Dienſt, dieſes Haus nicht ganz juſt iſt; aber jetzt, mitten unterm Ziel kann ich auch nicht weg.

Auch die Hausleute, die doch, wie Gott ihnen mit dem Beiſpiele vorangegangen, alle Gelegenheiten beſeitigen ſollten, ſchüren oft noch und ſagen: Der Dienſtbote iſt ſonſt recht, arbeitet fleißig, kann keine Ausſtellung über ihn haben; daß

ſie nicht heimgehen und Bekanntſchaften haben, das laſſen ſie ſich nicht wehren, heutigen Tags iſt es nicht anders; ſagt man etwas, ſo gehen ſie mitten unter der Zeit davon, wo man ſie am nothwendigſten braucht. Da dürfte man alle Tage andere Dienſtboten einſtellen, wenn man es ſo ſtreng nehmen wollte, wie die Geiſtlichen ſagen.

Wiſſet ihr was, meine lieben Hausleute! Was euch die Geiſtlichen ſagen, das haben ſie einſt dort vor Gottes Richterſtuhl zu verantworten, wo wir einſt Alle einander gegenüberſtehen werden; dort wird es aufkommen, ob wir zu ſtreng geredet haben. Wir ſchütteln es nicht aus den Ärmeln heraus, was wir euch predigen, ſondern predigen Gottes Wort, das da ſagt, daß ein Hausvater über ſeine Untergebenen ein wachſames Auge haben muß, wenn er nicht für einen Heiden gelten will und einen ſolchen, der den Glauben verläugnet hat. Wiſſet ihr alſo, daß es in eurem eigenen Hauſe nicht richtig hergeht, daß der Knecht und die Dirne zuſammenſchauen und noch mehr als zuſammenſchauen, dann müßt ihr ſie auf der Stelle zum Teufel jagen und wenn auch die Erntezeit vor der Thür ſteht; wiſſet ihr aber nichts Beſtimmtes, ſondern hört ihr nur ſo läuten, daß eure Dienſtboten nicht ganz ſauber ſind, habt ihr Verdacht, daß nächtliche Beſuche und dergleichen vorfallen, ohne der Sache recht auf den Grund zu kommen: dann könnt ihr allenfalls bis zum nächſten Ziele warten, dann zahlt ihr eure Leute aus und laßt ſie mit einer Ermahnung weiter gehen. Stellt ihr euch aber neue ein, dann macht ihnen nur gleich die Bedingungen, die rechtſchaffene Hausleute machen können, ſagt dem neu eintretenden Dienſtboten gleich: So und ſo will ich's in meinem Hauſe haben! Willſt du unter dieſen Bedingungen bleiben? Sagt er: Ja, gut; ſagt er: Nein, ſo kann er ſeinen Paß weiter gehen. Auf dieſe Weiſe bekommt ihr zuletzt gute und rechtſchaffene Dienſtboten und ihr werdet euch ſammt euren Ehehalten glücklich fühlen. Jetzt kommt Lichtmeſſen, da könnt ihr das ſogleich probiren. Und wiſſet ihr, warum ihr das thun müßt?

Sehet, deßwegen, weil ihr ſchuldig ſeid, die Gelegenheiten zum Sündigen bei den Eurigen ſo viel als möglich zu entfernen, wie dieß Gott von jeher bei ſeinem Volke gethan hat.

Das geht auch euch an, ihr Eltern! Auch ihr müßt euren Söhnen und Töchtern alle Gelegenheit zum Böſen, ſo viel es in euren Kräften ſteht, abſchneiden. Laßt ſie in kein Haus, von dem ihr wiſſet, daß es nicht richtig hergeht! Laſſet ſie in keinen Dienſt, der gefährlich werden könnte. O wie verblendet ſind da nicht manche Eltern! Ja, heißt es, meine Kinder müſſen in die Welt hinaus, müſſen ſich ſehen laſſen, der Dienſt iſt nicht ſchlecht, vielleicht können ſie verſorgt werden und da wird dann von Seite der Eltern recht fleißig Öl in's Feuer gegoſſen, die Söhne ziehen vom Bierkrug zum Spieltiſch, vom Spieltiſch gehen ſie zum Tanzboden, und die Töchter fliegen und flattern in der ganzen Welt herum, bis ſie in Schande und Spott nach Hauſe kommen. — Als Herodes dem göttlichen Kinde nach dem Leben ſtrebte, da erſchien ein Engel dem Joſeph im Traume und ſagte: Steh auf, nimm das Kind und flieh nach Ägypten! Und Joſeph, heißt es, ſtand um Mitternacht auf und entfloh mit dem Kinde. Sieh, mein lieber Chriſt! dieſer Engel iſt dein heiliger Schutzengel! Das göttliche Kind iſt deine unſterbliche Seele und der folgſame Joſeph ſollſt du ſein! Saget nun einmal, ihr Söhne und Töchter, hat nicht der heilige Schutzengel ſchon oft zu euch geſagt: Steh auf und nimm das Kind und flieh nach Ägypten; denn Herodes ſtellt dem Kinde nach dem Leben? d. h. ſteh, du biſt in der größten Gefahr, eine Todſünde zu begehen, dein göttliches Kind, deine unſterbliche Seele zu verlieren; denn Herodes, die böſe Gelegenheit, die Verführung ſtellen deiner Seele nach dem Leben. Und was habt ihr denn gethan? Seid ihr, wie Joſeph, um Mitternacht aufgeſtanden, um eure Seele der Gefahr zu entreißen? Ach, daß es Gott erbarme! Ja, wohl ſeid ihr um Mitternacht aufgeſtanden, aufgeſtanden, um das göttliche

Erster Theil.

Die Chaldäer waren eine Nation, die sich auf die Sternkunde verlegten, und aus dem Volke der Chaldäer waren die drei Weisen, die heute nach Bethlehem kommen. Lange Zeit vor Christi Geburt erblicken sie ein Gestirn mit einem auffallenden Glanze, einer ungewöhnlichen Majestät; sie hatten auch aus alten Überlieferungen von dem Stern aus Jakob gehört, den der Prophet Bileam prophezeit hatte; es waren, wie im Abendlande, so auch im Morgenlande die Gerüchte verbreitet, daß aus Judäa um diese Zeit der Welt ein Heiland erstehen solle, und an diese Prophezeiung, an diese uralten Erzählungen klammerten sie sich bei Erscheinung des ungewöhnlichen Sternbildes an. Sie machten sich sogleich unverzüglich auf die Reise.

Aber, Geliebte! da gehört ein großer Glaube dazu, auf das Erscheinen eines Sternes und auf ungewisse, dunkle, alte Sagen hin eine weite Reise anzutreten. Der Stern konnte nicht reden, sie konnten nur in Folge ihrer Sternkunde schließen, daß er etwas Außerordentliches bedeuten werde; aber sie hätten sich ja auch irren können; der Stern hätte ein Irrlicht sein und sie verführen, die alten Sagen hätten ja Mährchen und eitel Lügen und Erdichtungen sein können, und doch brechen sie auf und verlassen die Heimath. Und wie weit sind sie etwa gegangen? Vielleicht eine Tagreise weit, ohne Zweifel haben sie sich auf Eilwagen gesetzt, oder sind auf Eisenbahnen gefahren, auf einer guten Straße, wo man zu rechter Zeit einkehren konnte! — Wisset ihr, meine Lieben, wie lange sie reisen mußten, um aus ihrer Heimath nach Jerusalem zu kommen? Wenigstens fünf Monate. Es war ihnen also der Stern schon fünf Monate vor der Geburt des Erlösers erschienen, sonst hätten sie, sagt der heilige Chrysostomus*), da sie lange Zeit auf der Reise zubringen

*) Chrysost. in Matth. hom. 6 et 7.

mußten, das Kind nimmer in Windeln und in Bethlehem finden können. Auf dieser Reise mußten sie durch eine große Wüste und durch unwegsame Gegenden ziehen; zwei oder drei durften es wegen der reißenden Bestien und Unsicherheit des Weges schon gar nicht wagen, mit einander weit fortzureisen, man mußte da immer in großen Zügen, die man Karavanen nennt, eine große Reise antreten. Nun denkt euch die Beschwerden einer fünfmonatlichen Reise; kein Gasthaus, das sie aufnahm, immer unter freiem Himmel übernachten, denkt euch die Beschwerden einer solchen Reise in einem solchen Lande, und wozu denn? Vielleicht ist es eine Spekulationsreise, vielleicht läßt sich ein gutes Geldgeschäft machen, daß es der Mühe werth ist, eine so weite, beschwerliche und gefährliche Reise zu machen! Nichts von dem. Ein neugebornes Kind suchen sie auf, wissen nichts Rechtes von ihm, im Judenlande soll der neue König sein, hören sie; dem neuen Salomon, dem Friedensfürsten, wollen sie ihre Aufwartung machen; das ist der Zweck der weiten, beschwerlichen und gefährlichen Reise! Was sagt ihr dazu? Nicht wahr, da gehört ein großer Glaube dazu? —

Doch ihr Glaube sollte noch auf eine härtere Probe gestellt werden! Unter unsäglichen Schwierigkeiten waren sie endlich in Jerusalem angekommen. Sie waren also in der Hauptstadt, im Herzen des Judenlandes; nun sind sie wahrscheinlich am Ziel ihrer Reise. Ganz Jerusalem wird wahrscheinlich schon wimmeln von Gesandten fremder Potentaten; ohne Zweifel wird man die neuen königlichen Gäste sogleich in die Residenz liefern, der Audienzsaal wird sie empfangen, eine Anzahl prächtig gekleideter Diener wird den neuen König umgeben, Alles schimmern von Glanz und Herrlichkeit! — Doch, staunet, kein Mensch in Jerusalem weiß etwas von dem neuen Könige. Alles erschrickt vielmehr, als sie fragen: Wo ist der neugeborne König der Juden? In Jerusalem ist er nicht. Also ist der weite Weg umsonst gemacht! Der Stern hat sie also angeführt, die alte Über-

lieferung war erlogen; ja, der Stern iſt ſogar verſchwunden, ſie ſehen ihn gar nicht mehr. Fünf Monate ſind ſie alſo in der Welt herumgegangen auf Abenteuer, jetzt können ſie wieder fünf Monate lang gehen, bis ſie nach Hauſe kommen. Zwar ſagen die Prieſter: In alten Büchern ſteht es, in Bethlehem muß der Meſſias geboren werden, alſo müßt ihr noch zwei Stunden weit gehen, ihr königlichen Wanderer! Doch nein, kehret um! Was werdet ihr in Bethlehem finden? Iſt der neue König nicht in Jeruſalem, wie ſoll er in Bethlehem ſein? Iſt er nicht in der Hauptſtadt, wo ſoll er denn ſonſt ſein? Der Stern hat gelogen, die alte Sage hat gelogen, die alten Bücher können auch lügen, darum kehret um und laßt euch nicht weiter mehr in der Welt am Narrenſeile herumführen! — Und doch kehren ſie nicht um! Sie gehen unverzüglich nach Bethlehem! — Was ſagt ihr zu ſolch einem Glauben? Wäret ihr auch noch weiter gegangen, meine Lieben?

Wie ſie zur Stadt Jeruſalem hinauskommen, ſehen ſie zu ihrer unbeſchreiblichen Freude den Stern wieder. Sie ſchöpfen alſo neue Hoffnung und gehen dem Sterne nach. Auf einmal bleibt er ſtehen. Wo aber bleibt er ſtehen? Über einem Pallaſte?. Ach nein, über einem Stalle! Und was iſt in dem Stalle? Ein kleines Kind mit einer Weibsperſon, die ſeine Mutter zu ſein ſcheint, mit einem Manne, der ohne Zweifel ſein Vater iſt. Jetzt wiſſet ihr es deutlich und mit Händen könnt ihr jetzt greifen, daß ihr angeführt ſeid, ihr gutmüthigen Könige! Ihr Weiſe, ihr ſeid betrogen worden, ihr ſehet jetzt Narren gleich! Kehret jetzt um, ſchleicht euch davon, daß euch die Leute nicht auslachen! — Sie gehen nicht, ſie laſſen ſich nicht ſchrecken, ſie gehen hinein in den Stall. Aber warum kehret ihr denn nicht um? Nein, wir kehren nicht um, wir ſind gekommen, um anzubeten. Aber was treibt euch denn um's Himmels willen aus dem Morgenlande zu dieſem Stalle her? — Wir ſind gekommen, um anzubeten. — Aber ihr ſeht ja nichts in dieſem äußerſten

Elende, was man ehren, geſchweige erſt, was man anbeten könnte! — Wir ſind gekommen, um anzubeten. — Aber ihr ſucht ja den König der Juden, wie kommt ihr denn zu dieſem allerärmſten Kinde im ganzen Lande? — Wir ſind gekommen, um anzubeten. — Aber ſeht ihr denn nicht dieſe elende, verächtliche Höhle, da werdet ihr ja ohne weiters zurückſpringen und nicht hineingehen? Sagt ihr jetzt auch noch vom Anbeten? — Wir ſind gekommen, um anzubeten. — Aber ſchaut doch noch nur das armſelige Bettlein dieſes Kindes an; da ſehet ihr keine elfenbeinerne Wiege, keine goldgeſtickte Decke, nur eine armſelige Krippe mit Stoppeln und Heu beherbergt dieß Kind. — Wir ſind gekommen, um anzubeten. — Doch, haltet zu gut, ihr königlichen Fremdlinge! ich glaube, ihr irret in einem Königreiche, das nicht euer iſt, ihr ſucht ja einen König! Da iſt nichts Königliches! Da findet ſich nicht Purpur und Gold, nicht Seide und Scharlach, da bemerkt ihr keinen einzigen Diener und Lakaien und Läufer! Hier iſt Niemand, als ein kleines, weinendes Kind mit ſeiner Mutter und einem Manne! — Wir ſind gekommen, um anzubeten. — Aber Herodes ſelbſt betet ihn nicht nur nicht an, ſondern weiß nicht einmal, daß er geboren iſt, auch kein Menſch von Bethlehem und Jeruſalem betet ihn an! — Wir ſind gekommen, ihn anzubeten. — Aber verzeihet mir, liebe Männer, in Judäa gibt es keinen andern König, als Herodes, wie kann man denn bei euch von einem andern wiſſen? Es muß wohl ein lügenhaftes Gerede bei euch ſich verbreitet haben! — Wir haben kein lügenhaftes Gerede gehört, ſondern ſeinen Stern haben wir geſehen und ſind gekommen, ihn anzubeten. Wen wollt ihr anbeten? Den alſo, der in einer finſtern Höhle liegt, in Windeln eingebunden und in der Krippe liegend; den Jedermann für den Verachtetſten hält, dem Niemand eine Herberge gibt? Ja, den ſind wir gekommen, anzubeten. Aber vielleicht betet ihr ihn an, weil aus ſeinen Augen, wie von Kaiſer Auguſtus zu leſen, die Majeſtät wie

Feuerfunken herausstrahlt? Ach nein, lauter Thränen! Vielleicht betet ihr ihn an, weil er etwa, wie der Sohn des Königs Krösus, gegen den Lauf der Natur als unmündiges Kind schon redet? Ach nein, dieses Kind kann nur weinen! Vielleicht aber wollt ihr ihm solche Ehre anthun, weil er etwa, wie jener reiche Grieche Nicias, dreißigtausend leibeigene Knechte hat? Ach, nur zwei Stück Vieh stehen im Stalle und die gehören nicht sein! Vielleicht, weil er etwa, wie Kaiser Nero, in einem goldenen Pallaste wohnt? Ach nein, er wohnt ja in einem Stalle! Vielleicht, weil er sich etwa mit Gold und Perlen behängt, wie König Darius? Ach nein, er liegt ja in Windeln! Vielleicht wollt ihr Wunder sehen und dieses Kind beschauen, weil etwa eine Nachtigall auf seinem Munde singt, wie von Stesichorus erzählt wird; oder weil ihn die Bienen speisen, wie die Sage von Hiero berichtet; oder weil eine Wölfin ihn mit ihrer Milch aufzieht, wie die Geschichte von Romulus und Remus erzählt? Ach nein, wenn ihr solche Wunder der Natur dort im Stalle sehen wollt, dann geht nicht hinein, sondern kehret wieder um! Wohl ist ein Wunder drin im Stalle, denn eine Jungfrau ist Mutter und nährt mit ihrer Milch das Kind, das in der Krippe liegt; aber dieses Wunder ist nicht zu *schauen*, sondern nur zu *glauben*.

Und doch kehren sie nicht um, sondern treten hinein in den Stall; denn, sagen sie, wir sind gekommen, um anzubeten.

O ihr großen, ihr wunderbaren Helden des Glaubens! Also die Möglichkeit, daß euch der Stern täuschen könnte, die Beschwerden einer fünfmonatlichen Reise, das Verschwinden des Sternes, die Theilnahmslosigkeit der Juden, der ärmliche Stall, die armseligen Windeln, die arme Mutter, das weinende Kind, das Alles hat euren felsenfesten Glauben nicht wankend machen können; dennoch sagt ihr: *Wir sind gekommen, ihn anzubeten!*

Was sagt ihr, Geliebte! zu solchem Glauben? Hättet ihr auch einen solchen Glauben gehabt, wenn ihr in der Lage

der heiligen drei Könige geweſen wäret? Hättet ihr auch dem Stern getraut? zu Hauſe Alles verlaſſen, fünf Monate lang alle Beſchwerden der Hinreiſe und wieder fünf Monate lang der Heimreiſe ertragen? Hätten euch der Stall, die Armuth, die Krippe, die Windeln, das kleine Kind nicht mit Zweifeln erfüllt, wäret ihr nicht umgekehrt?

Doch nein, Geliebte! ſo hoch wollen wir den Bogen nicht ſpannen, ſo viel verlangt man von euch nicht. Euch hat es der liebe Gott leichter gemacht, wie den heiligen drei Königen. Zwar verlangt er auch von euch, daß ihr aufbrechet und nach Bethlehem gehet, um euren Herrn und Heiland dort anzubeten; aber nicht mehr ein trüglicher Stern iſt es, der euch dorthin zieht, nein, ſein untrügliches Wort iſt es, wie es aus dem Munde ſeiner Diener erſchallet, das euch dorthin ruft, nicht eine beſchwerliche Reiſe von fünf Monaten habt ihr zu machen, ſondern Manche einen Weg von kaum fünf Minuten; in der ganzen Pfarrei iſt keine Seele, die über eine Stunde zu ihrem Herrn und Erlöſer zu gehen hätte; nicht ein Herodes und unwiſſende oder verſtockte Juden ſind da, die von Jeſus Chriſtus euch nichts zu ſagen wüßten, ſondern lauter katholiſche Chriſten, die an Jeſum Chriſtum glauben und in ihm ihr Heil ſuchen; nicht allein dürft ihr alſo zu Jeſus hinziehen, ſondern alles Volk geht ihm zu; nicht in einem Stalle findet ihr ihn, ſondern in majeſtätiſchen, herrlichen Gotteshäuſern, oder in lieblichen und anmuthigen Kirchlein; nicht in einer Krippe liegt er von verfaultem Stroh und Heu, ſondern im vergoldeten oder verſilberten Tabernakel — nur Eines iſt geblieben, nur Eines hat ſich nicht verändert, das Kind liegt noch in Windeln, wie damals; noch jetzt iſt es nur den Augen des Glaubens ſichtbar; auch zu uns iſt noch geſagt: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln eingewickelt; anders finden wir den Herrn nicht; es ſind die Windeln der Brodsgeſtalt, unter denen der Sohn Gottes im heiligſten Altarsſakramente verborgen liegt; da mußt du glauben, wie die Weiſen, ſonſt kehre nur um und

gehe wieder heim! Aber sieh, dir ist auch dieser Glaube um Vieles erleichtert, er erfordert nicht diese Anstrengung, wie bei ihnen; denn nicht ein Stern, nicht eine innere Offenbarung ist es, die uns dort in und unter der Brodsgestalt den Sohn Gottes erkennen läßt; nicht deßwegen kommen wir, um anzubeten, weil wir seinen Stern etwa fünf Monate gesehen haben, weil er mit uns ging und uns zu ihm führte, sondern deßwegen, weil der untrügliche Mund dieses Kindes, nachdem es zum Manne herangereift war, selbst gesagt hat: Das ist mein Leib, und weil es seine heilige katholische Kirche, unser Aller Mutter, seit zweitausend Jahren so zu glauben vorstellt. Und nun fragen wir uns, Geliebte! wie steht es mit unserm Kirchenbesuche? Je stärker der Glaube, desto mehr zieht er zur Kirche hin; denn diese ist der Stall, in ihr die Krippe, der Tabernakel und in diesem das Kind in Windeln liegend. Leute, die daher gar keinen Glauben haben, machen es wie Juden oder wie Herodes, sie gehen gar nicht in die Kirche. Hieher gehören die Sadduzäer in den Städten und Märkten, hoher wie niedriger Pöbel, die oft kaum fünf Minuten in die Kirche zu gehen hätten, aber nie hineingehen; diese wissen während der Zeit, wo Andere in die Kirche gehen, sich anders zu beschäftigen; sie wälzen sich entweder noch in den Federn herum, oder verschlendern die Morgenstunden am Putztische oder bei der Kaffeeschale, oder lesen statt in einem Gebetbuche in Zeitungen oder schlechten Büchern. Bleiben sie aber nicht zu Hause, dann gehen sie während des Gottesdienstes spazieren, oder sie machen Jagdpartien, Spazierfahrten, oder setzen sich gar in's Wirthshaus hinein. Diese glauben nicht an das Kind in den Windeln, darum zieht sie nicht die Schönheit einer Kirche, nicht die Predigt des göttlichen Wortes an, sie lassen Andere hingehen, das dumme Volk, sagen sie, geht noch in Kirchen; sie, die verstockten Juden aber, die Herodesfreunde aber gehen nicht.

Solche Menschen, Gott Lob! haben wir auf dem Lande

äußerst selten oder gar nicht; ganz ungläubige gibt es bei uns nicht, aber — laue. Diese glauben zwar so halb und halb, aber eben, weil sie nicht recht und nichts fest glauben, haben sie auch keinen rechten Eifer; deßhalb sind sie an Sonn- und Festtagen gewöhnlich mit einer kurzen Messe zufrieden; und da ist ihnen der Weg leicht zu weit, das Wetter leicht zu schlecht und was eine Hauptsache ist, der Gottesdienst dauert gleich zu lange. Manche hätten oft an Werktagen Zeit und Gelegenheit, ihren Herrn und Heiland bei der heiligen Messe in seiner Krippe zu besuchen — sie mögen nicht. Eine Schande ist es, daß man es sagen muß. Ich wüßte allerdings ein Köder, das solche Leute in eine Kirche locken könnte. Es dürfte nur zugehen, wie zu Christi Zeiten im Vorhofe des Tempels, es dürfte nur etwas zu spekuliren und zu schachern oder etwas zu schauen geben, es dürfte nur ein Spieltisch dort stehen, oder sonst ein Vergnügen zu haben sein — ich wette, wer einspannen kann, läßt sich einspannen und fährt beim gröbsten Wetter hin, und wer gehen muß, geht ein Paar Stiefeln durch und seine Füße müd. Aber in den Kirchen, wie sie jetzt sind, gibt's nichts zu gewinnen, nichts zu handeln, nichts zu spekuliren, nichts zu spielen, nichts zu trinken, nichts zu jagen; daher langweilt man sich; man hat oft fünf Schritte in die Kirche, es ist zu weit, der Weg zu schmutzig, der Wind zu rauh, das Wetter zu ungesund und der Gottesdienst dauert zu lange.

Schreckliche Sache! O welche Verantwortung werden wir Geistliche uns schon zugezogen haben? Mir ist jetzt schon schrecklich bange! An gewöhnlichen Sonntagen dauert der Gottesdienst — ich bitte euch, erschreckt nicht — volle anderthalb Stunden, an Festtagen zwei Stunden und an den höchsten Festtagen — jetzt bitte ich euch, haltet euch fest an den Bänken an, damit ihr nicht in Ohnmacht fallet, und damit ich nicht von der Kanzel heruntersteigen muß, um schnell Einem die letzte Ölung zu geben — an den höchsten Festtagen dauert der Gottesdienst fast volle dritthalb Stunden, also von

halb 9 Uhr bis 11 Uhr. Um Gottes willen, das ist freilich etwas Schreckliches! So was hat man freilich noch nie gehört, so lange die Welt steht! Zweistündiger und dritthalbstündiger Gottesdienst! es ist wahrhaft zum Entsetzen! Und dann eine viertel-, eine halbe, dreiviertel- oder gar noch eine Stunde nach Hause! Mich hat es längst gewundert, daß nicht schon Mancher auf dem Wege unter so schrecklichen Strapatzen, namentlich an Festtagen, im Nachhausegehen zu Grunde gegangen ist, daß er nicht Hungers gestorben oder gar vor lauter Langweile bei dem schrecklich langen Gottesdienste ein Faulfieber bekommen hat. Nur Eines hat mich bisher noch getröstet bei den Unglücksfällen, die wegen des beschwerlichen Weges, oder des langen und langweiligen Gottesdienstes Manchen hätten treffen können, und das ist dieses: So lange Mancher von euch Tag und Nacht im Wirthshause auf einem Flecke sitzen bleiben kann, ohne daß ihn die Langweile befällt, wenn er auch gar keine Ansprache hat, so lange er Stunden lang verplaudern oder auch ganz unthätig und müßig zubringen kann, ohne daß er das Geringste thut, so lange Mancher von euch Stunden lang bei Nacht am Fenster bei der Buhlschaft stehen und auf dem Tanzboden herumspringen kann, so lange Mancher, wenn es etwas zu gewinnen gibt, weite Reisen, Hitze und Kälte nicht scheut; so lange fürchte ich nicht, daß etwa ein zweistündiger Aufenthalt in der Kirche euch umbringen werde. Jedoch muß ich sagen, daß es immerhin eine auffallende Sache ist, daß gerade der Gottesdienst Manchem so langweilig vorkommt. Geht man in ein Gasthaus und bleibt zwei oder drei Stunden und will dann gehen, so heißt es: Gehen Sie schon fort? Ist ja noch immer zum Gehen Zeit! Kommt's Ihnen denn bei uns gar so ledern und langweilig vor? Ist ja ohnehin so selten, daß man Sie sieht! Ja, bei uns gefällt Ihnen halt Nichts! Frage ich einen Jäger, der auf die Jagd geht: Ja, wirst du denn nicht müde, jetzt gehst du schon so lange herum, stehst schon lange auf dem Anstand, wird denn dir die Zeit nicht

lang? O nein, sagt der, jetzt geht's erst an; sechs Stunden muß man da gar nicht spüren; da vergißt man auf Essen und Trinken, unverdrossen geht und steht man! — Das sind traurige Dinge! Also gerade in der Kirche schaut man zwei oder drei Stunden an, gerade in der Kirche wird Einem die Zeit lange, gerade in der Kirche spürt man die Hitze, die Kälte, die Langweile! — Wie kommt das, daß man überall länger und lieber bleibt, als im Gottesdienste in der Kirche? — Das kommt einmal daher, meine Lieben, weil man kein halbes Loth Glauben mitbringt, weil man nicht beten mag, nicht weiß, wie man beten soll: deßhalb wird Einem in der Kirche die Zeit lange; und zweitens hört man in der Kirche manchmal etwas, was Seitenstechen verursacht, was man nicht gerne hört; seht, da liegt der Has im Pfeffer! Nicht der weite Weg, nicht die schlechte Witterung ist es, die Manchen von der Kirche abhält, nein, der schlechte Glaube und das noch schlechtere Gewissen ist es, was die Kirche verleidet, was Langweile macht. Lasset euch sagen, meine Lieben, so lange ihr nicht den Glauben habt, wie die heiligen drei Könige, dann wird euch ewig nichts zur Kirche ziehen, kein Stern, kein Glockengeläute, keine schöne Kirche, kein einladender Gottesdienst; und so lange ihr lau und träg seid und es überall länger erleiden könnet, als in der Kirche, so lange ihr euch namentlich nicht bessern wollt, so lange werdet ihr im Gottesdienste Langweile haben; zwar nicht wegen der Messe, nein, — die Hand auf's Herz, sondern wegen der Predigt. Hab' ich unrecht geredet, so beweist es mir! —

Der Glaube, felsenfester Glaube war es, der die drei Könige zur Krippe zog; dieser Glaube allein ist es auch, der euch zur Kirche ziehen und dieselbe euch angenehm machen kann. So lange ihr diesen Glauben nicht habt, habt ihr Langweile; so lange ihr aber Langweile habt, werdet ihr auch nie wahre Andacht in der Kirche haben, wie sie die drei Weisen an der Krippe gehabt haben, das werdet ihr hören im

zweiten Theil.

Wo lebendiger Glaube ist, da beurkundet er sich auch in Werken. Der Glaube an den Sohn Gottes und Heiland der Welt hatte die drei weisen Könige zur Krippe hingezogen; in diesem Glauben war auch die Andacht gegründet, mit der sie ihren Herrn und Gott verehrten. Sie waren ja gekommen, um anzubeten. Die Anbetung aber besteht in Opfergaben und in einer ehrerbietigen äußern Haltung. Ja, das Opfer ist die erhabenste Art der Anbetung Gottes; alle guten Werke, alle Gebete haben den Werth nicht, wie das Opfer, sie sind nur geringere Beweise der Verehrung Gottes, sie sind nur Sterne gegen die Sonne. Darum haben von jeher alle Völker Gott durch Opfer zu verehren gesucht; sie mochten Gott danken für empfangene Gnaden, oder ihn bitten um fernere Wohlthaten, oder um Abwendung von Unglück flehen, oder ihn für seine Liebe und Güte preisen, oder ihn für ihre Sünden versöhnen, — allemal waren es Opfer, die man Gott darbrachte. Und so fangen denn die Weisen ihre Verehrung des göttlichen Kindes gleichfalls mit Opfer an. Sie langen ihre Schätze hervor, Gold, Weihrauch und Myrrhen, und bringen sie ihm dar.

Wie nun die drei Weisen Gott verehrt haben, meine Lieben, so verehren auch wir das höchste Wesen fortwährend durch ein reines und unbeflecktes Opfer, durch das Opfer der heiligen Messe. Dieses Opfer bringen wir täglich dem himmlischen Vater dar, und opfern damit das Kostbarste, was wir haben, wogegen das Gold, der Weihrauch und die Myrrhen der drei Weisen nur Schatten sind. Deßwegen heißt es auch in der Sekret der heutigen Messe: „Schaue, o Herr! mit gnädigen Augen auf die Geschenke deiner Kirche, durch welche nicht mehr Gold, Weihrauch und Myrrhen dargebracht wird, sondern es wird geopfert und genommen, was durch eben diese Gaben erklärt wird, Jesus Christus, dein Sohn, unser Herr."

Das Opfer der heiligen drei Könige war somit nur eine Figur dessen, was in der heiligen Messe geopfert wird. In dem Golde opferten die Weisen dem neugebornen Heilande als einem König. In der ganzen Welt ist es von jeher Sitte gewesen, daß Könige und Kaiser einander goldene Geschenke machten, daß ihnen von ihren Unterthanen oder von den Besiegten goldene Gaben dargebracht wurden. So bringen denn heute auch die Weisen, die Könige des Morgenlandes, dem Könige des Morgen- und Abendlandes, ihrem Könige, dem Könige aller Könige Gold dar. Mit dem Weihrauch opferten die Weisen dem Kinde in der Krippe als ihrem Herrn und Gott. Von jeher ist der Weihrauch beim Gottesdienste gebraucht worden, nur die Gottheit allein wurde mit dem Dufte des Weihrauchs erfreut. Von Alexander dem Großen wird erzählt, daß er ganze Hände voll Weihrauch auf den Opferaltar warf, worüber ihm sein Hofmeister einen Verweis gab mit dem Bedeuten, er solle sparsamer mit dem Weihrauch umgehen, bis er einmal das Heimathland des Weihrauches, das glückliche Arabien erobert hätte. Nachdem er nun Arabien wirklich erobert hatte, schickte er seinem Hofmeister ein ganzes Schiff voll Weihrauch und ließ ihm sagen, er solle nun nicht mehr so sparsam sein, sondern die Götter reichlich damit bedenken. Immer finden wir den Weihrauch bei gottesdienstlichen Handlungen; darum bringen auch die Weisen dem neugebornen Judenkönige als dem Sohne Gottes Weihrauch dar; endlich aber opfern sie noch Myrrhen. Die Myrrhe ist bitter und indem sie ihm diese opfern, opfern sie ihm als einem Erlöser, der den bittern Leidenskelch zu trinken hat, sie opfern der sterblichen Menschheit des Heilandes.

Was nun die drei Weisen durch ihre Geschenke angezeigt haben, das opfern wir im hochheiligen Opfer der Messe täglich, nämlich unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, mit Gottheit und Menschheit, ein wahrhaft königliches Opfer, weil das beste, was wir darbringen können.

das man oft vom vornehmen und gemeinen Pöbel in unsern Kirchen sieht, namentlich am heiligen Fronleichnamsfeste und an den Festen, wo man durch weltliche Gesetze gezwungen in die Kirche kommen muß. Da könntest du es freilich sehen, lieber Landmann, welchen Respekt man vor dem Kinde in den Windeln hat; da könntest du erzählen, wenn du nach Hause kämest, welche Andacht, welche Auferbaulichkeit du in der Stadt gesehen, welches Exempel man dir gegeben hat. Da steht Einer und wichst sich den Schnurrbart, ein Anderer wühlt mit der Hand in den Haaren und richtet sich seine Locken zurecht, ein Dritter plaudert mit seinem Nachbar über Frankreich und Spanien, ein Vierter steht da mit verschränkten Armen, oder guckt durch Lorgnetten nach Weibsbildern, ein Anderer gafft herum wie in einem Schauspielhause, wieder Einer wendet dem Altare den Rücken, mit dem Gesichte gegen das Musikchor gerichtet, noch Andere stehen, lehnen, aber von Keinem kannst du sagen und merken und denken: Sie sind gekommen, um anzubeten. Nein, sie sind gekommen zu lachen, zu schwätzen, zu gaffen, mit Einem Worte, zu — ärgern.

O sei du froh, lieber Bauersmann, daß du hier auf dem Lande bist; da kommt man denn doch noch in die Kirche, um niederzufallen und anzubeten. Man sagt, der Bauer ist roh und grob und versteht sich nicht auf feine Manieren und Komplimente; mag sein, ja, daß er seinen Rücken nicht so zu krümmen und mit den Füßen nicht so artig sich zu drehen versteht, wie der geschniegelte Stutzer und der speichelleckende Hofschranze; aber der Bauer beugt doch noch sein Knie und fällt nieder in der Kirche, um anzubeten, während diese modernen Drahtfiguren, wo es etwas zu erhaschen gibt, sich schmiegen, winden und drehen können wie ein Aal, aber in der Kirche so steif sind wie ein ausgedienter Lohnkutschergaul.

Freilich gibt es auch auf dem Lande manche Unehrerbietigkeit in der Kirche und es thäte oft Noth, daß man früge: Seid ihr gekommen, um anzubeten, oder aus andern Ursachen? An manchen Orten liegen die Leute während des

Gottesdienſtes draußen am Gottesacker herum und lachen und ſchwätzen. Gott Lob! das iſt bei uns nicht. An manchen Orten iſt auf der Emporkirche oft großer Unfug; anderwärts hocken Mehrere in einem Winkel der Kirche beieinander und vertreiben ſich die Zeit. Nein, Gott Lob! das Alles iſt bei uns nicht; aber dennoch muß ich euch vom kleinſten Schulkinde an bis zum erwachſenen Manne zurufen: Bedenkt, warum ihr in die Kirche gegangen ſeid! Ihr ſeid gekommen, um anzubeten, nicht zu lachen, zu plaudern oder ſonſt Kurzweil zu treiben. Denkt an die heiligen drei Könige, ſo oft ihr eine Kirche betretet, und nehmt euch ihr Beiſpiel zu Herzen! Sie fielen nieder und beteten an, und warum fielen ſie nieder, warum beteten ſie an? Deßwegen, weil ſie an das Kind in den Windeln glaubten. — Wohlan denn nun, Geliebte! haben ſie geglaubt, ſo glauben auch wir! Uns iſt ja unſer Glaube um Vieles erleichtert! Beſuchen wir fleißig unſern Heiland in dem Stalle, nämlich in ſeiner Kirche! Der Weg iſt ja nicht weit, die Reiſe dauert nicht fünf Monate, ſondern nur fünf Minuten, oder höchſtens eine Stunde. Laſſen wir uns nicht irre machen von dem aufgeklärten, ganz verſunkenen Pöbel! Die Weiſen waren Könige und ſchämten ſich nicht, in einen Stall hineinzugehen, ſchämen wir uns um ſo weniger, die Kirche zu beſuchen! Unſer Glaube ſtärke ſich an dem Glauben der heiligen drei Könige, und dieſer Glaube zieht uns dann gewiß zum Stalle und zur Krippe des Herrn! Wenn wir aber dann im Hauſe des Herrn uns befinden, ſo bedenken wir: Wir ſind gekommen, um anzubeten. Langen wir dann unſere Schätze hervor, opfern wir uns dem Herrn auf mit Allem, was wir ſind und haben, bringen wir ihm freudig das Opfer des Goldes der Liebe Gottes, den Weihrauch des Gebetes, die Myrrhen der Selbſtverläugnung und Abtödtung! Aber bedenken wir, daß auch unſere äußere Haltung Zeuge unſerer Andacht ſein müſſe. Vermeiden wir alſo alles geſpreizte, dummſtolze, vornehm nachläßige oder rohe Betragen! Schämen wir uns nicht, zu knien! Knien iſt

jene Stellung, die dem Chriſten am erſten ſeinem Herrn und Gott gegenüber geziemt. Aber du magſt knien, ſtehen oder ſitzen, deine Haltung ſei immer eine erbauliche und andächtige, nicht als wäreſt du auf der Bierbank oder zu Hauſe im Lehnſeſſel! Bedenket, daß es heißt: Sie fielen nieder und beteten an. Und ſo nun, Geliebte! wenn wir unſern Glauben am Glauben der heiligen drei Könige ſtärken, unſere Andacht an der Gluth ihrer Andacht entzünden, dürfen wir hoffen, daß wir jenen, an den wir hier als das göttliche Kind in den Windeln demüthig glauben, jenſeits freudig ſchauen, und daß wir ihn, vor dem wir hier niederfallen und anbeten, jenſeits mit allen Heiligen, beſonders den heiligen drei Königen, ewig loben und preiſen werden. Amen.

Predigt

auf

den ersten Sonntag nach Epiphanie.

Text: „Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Luk. 2, 52.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Es haben Viele in frühesten Zeiten schon gejammert und gesagt, daß man von den Kinderjahren unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi gar so wenig weiß; es wäre ja doch weit besser für Kinder und Eltern, wenn man die ganze Jugendgeschichte des Herrn wüßte — für Kinder, weil sie ein recht schönes Beispiel hätten und ohne Zweifel viel Schönes und Erbauliches vom Jesukinde lesen könnten, für die Eltern, weil sie wüßten, wie Joseph und Maria das göttliche Kind erzogen hätten. Seht, deßhalb haben auch Einige allerhand Jugendgeschichten von Christus erdichtet, und sogenannte Kinderevangelien verfertigt; allein die heilige Kirche hat dieselben nie anerkannt.

Und warum denn? Deßhalb, weil das heutige Evangelium, das der einzige Bericht über die Kindheit Jesu Christi

in den vier Evangelien iſt, uns ſo viel ſagt, als uns alle Evangelien der Kindheit und Jugend Jeſu ſagen könnten. Das Evangelium, das ihr ſo eben gehört habt, enthält mit wenigen Worten Alles, was ganze Bücher, die das frühere Leben Jeſu beſchrieben, enthalten könnten. „Er war ſeinen Eltern gehorſam und nahm zu, ſo wie an Jahren, ſo auch an Weisheit und Liebenswürdigkeit bei Gott und den Menſchen.“ Alles, was eine Jugend auszeichnen kann, iſt in dieſen Worten begriffen, und wer einmal ein rechtſchaffener Chriſt werden will, der lerne dieſe einzigen Worte: „Er war ſeinen Eltern gehorſam und wuchs, wie an Jahren ſo an Weisheit und Liebenswürdigkeit bei Gott und den Menſchen.“

Seht, liebe Eltern, in dieſen wenigen Worten iſt auch geſagt, wie eure Kinder ſein ſollen, was ihr aus ihnen ziehen ſollet: ſie ſollen euch unterthan ſein und zunehmen wie an Jahren, ſo auch an Weisheit und Liebenswürdigkeit bei Gott und den Menſchen.

Ja, ſagt ihr, das wüßten wir wohl, daß ſie ſo ſein ſollen; aber ſie ſind halt nicht ſo, und im Evangelium ſteht's nicht, wie man es machen ſoll, daß ſie ſo werden. O, freilich ſteht's im Evangelium, im heutigen noch dazu! Im heutigen Evangelium ſteht nämlich:

daß ihr mit euren Kindern in die Kirche gehen müßt, I. Theil;

daß ihr eure Kinder in die Schule ſchicken müßt, II. Theil;

daß ihr eure Kinder fleißig zu Hauſe behalten müßt, III. Theil.

Daß dieß im heutigen Evangelium ſteht, will ich euch nun erklären. Gott der Herr gebe, daß dieß mit Nutzen geſchehen möge!

Erſter Theil.

Das heutige Evangelium ſagt uns, daß Maria und Joſeph nach Jeruſalem wallfahrten gingen. Das war ein

weiter Weg, meine Lieben, für den zwölfjährigen Knaben, denn es waren volle drei Tagreiſen weit, die ſie zu gehen hatten. Aber doch nahmen ſie ihn mit, damit der Knabe bei dem Übergange in das Jünglingsalter ſich erhoben fühlen möchte beim Anblick des herrlichen Tempels, den er noch nie geſehen, damit er in den heiligen Hallen desſelben zur Andacht entflammt würde, wenn er da die Iſraeliten aus ganz Paläſtina am Oſterfeſte verſammelt ſähe, wie ſie alle insgeſammt Jehova, ihren Herrn, Gott in ſeinem heiligen Tempel anbeteten.

Seht, liebe Eltern, ſo müßt auch ihr eure Kinder fleißig mit in die Kirche nehmen; denn dort im Hauſe des Herrn, beim feſtlichen Gottesdienſte, unter den Schaaren des verſammelten Chriſtenvolkes, das ſich gleichfalls zur Anbetung verſammelt hat: da pflanzt ſich in die Seele des Kindes Liebe zum Gotteshauſe, die Gluth der Andacht beginnt ſich dort zu entzünden an den Flammen, die es hell auflodern ſieht, und ein geheimnißvoller Zug nach der Kirche ergreift die kindliche Seele, ſo daß jedesmal die Freude dem Kinde auf dem Antlitze glänzt, ſobald Vater oder Mutter ſagen: Heute gehen wir in die Kirche.

Zwar betet das fromme Kind auch zu Hauſe gerne, wenn die Mutter zum Gebete mahnt, wenn ſie die Stirne mit dem heiligen Kreuze bezeichnet, die Hände vor ihrem Kinde faltet und fromm das heilige Vater Unſer demſelben vorſagt; auch zu Hauſe ſtellt ſich ein frommes Kind gerne vor die Bildniſſe des gekreuzigten Heilandes, Unſerer Lieben Frau, ſeines heiligen Namenspatrons und ſeines heiligen Schutzengels hin; allein hier im Gotteshauſe, wo der Prieſter des Herrn in würdiger Weiſe am Altare den Gottesdienſt verrichtet, hier, wo der Schmuck der Kirche ſo freundlich die fromme Kindesſeele anzieht, wo es die Erwachſenen aus der ganzen Pfarrei zum Gebete verſammelt ſieht, wo es unter ſeines Gleichen, unter andern Kindern ſich befindet, die alle zum Gebete und zur Andacht von ihren Eltern hieher geſchickt worden ſind: da fühlt es ſich mehr zum Gebete und zur Andacht entflammt,

da faltet es die Händlein weit inniger, da ergießt ſich das unſchuldige Herz weit freudiger, das Kind lernt beten, gern beten, beſonders in dem Gotteshauſe.

Und wenn es dann heranwächst zum Jünglinge oder zur Jungfrau, wenn es heranreift zum Manne und Weibe, ſeine Kirche vergißt es nicht, das Gotteshaus iſt ihm von Kindesjahren her lieb geworden und von einem Sonntag zum andern freut ſich dann der Erwachſene, wenn er nach den ſechs Wochentagen, in denen ihn die Sorge für den Leib zu Hauſe gehalten und nur auf den kleinen Hausaltar, das Kruzifix und einige Heiligenbilder eingeſchränkt haben, wieder in ſeine liebe Kirche kommt, die ihm ſchon als Kind ſo lieb und theuer war. Und wenn dann auch die Welt und die Verführung kommt und ſagen wollte: Geh, was thuſt du denn in der Kirche? geh lieber mit uns zur Luſtbarkeit, zu Spiel und Tanz, dann ſagt er: Ich muß in dem ſein, was meines Vaters iſt, ihr könnt hingehen, wo ihr wollt. Und wenn die Sorge für das Hausweſen und Luſt zu knechtiſcher Arbeit an Sonn- und Feiertagen ihm in's Ohr flüſtern möchten: Bleib zu Hauſe, was thuſt du in der Kirche? du mußt zu Hauſe arbeiten, dann weiſt er den Verſucher mit den Worten ab: Ich muß in dem ſein, was meines Vaters iſt. Und wenn Gewinnſucht ihn lockt und ihm einreden will: Heute gibt es auf dieſem Markte Geld zu gewinnen, heute läßt ſich hier eine Spekulation machen, aber du mußt die Kirche verſäumen an dieſem Sonn- oder Feſttage, dann denkt er an die Jahre der Kindheit, wie er als Kind ſo gern den Tempel aufſuchte und dort betete, wie er ſich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche freute auf den Sonntag, auf den Feſttag, und in dieſer ſeligen Erinnerung vergißt er das Jagen nach irdiſchem Geld und Gut, und ermahnt ſich mit dem Gedanken: Ich muß in dem ſein, was meines Vaters iſt.

Seht, liebe Eltern, ſo werden eure Kinder fromm und gut, ſo werden ſie zunehmen wie an Jahren, ſo auch an Liebenswürdigkeit und Gnade vor Gott und den Menſchen,

Ja, flößet euren Kindern Liebe zur Kirche ein und ihr werdet an ihnen gute Menschen, gute Christen heranziehen. Aber ihr selbst müßt mit ihnen in die Kirche gehen, nicht eure Kinder etwa in die Kirche fortschaffen, während ihr selbst müßig zu Hause sitzen bleibet. Wenn eines oder das andere von euch zu Hause bleiben muß häuslicher nothwendiger Geschäfte oder Sicherheit halber, dann weiß man es schon; aber sobald ihr beide in die Kirche gehen könnt, so geht beide und nehmt eure Kinder mit, ihr glaubt nicht, welch guten Eindruck das auf die Kinder macht. Worte bewegen nur, Beispiele aber ziehen. Maria und Joseph gingen auch mit einander nach Jerusalem, es hätte wohl auch eines von ihnen in Nazareth zurückbleiben können, nein, alle beide gingen sie fort. Wollt ihr ferner, daß eure Kinder zunehmen wie an Alter, so auch an Weisheit, Liebenswürdigkeit und Gnade, dann müßt ihr sie auch fleißig in die Schule schicken. —

Zweiter Theil.

Wo fanden Maria und Joseph den zwölfjährigen Knaben? Die heilige Schrift sagt: „Er saß mitten unter den Lehrern und hörte ihnen zu und befragte sie.“ Sieh, da hast du die Schule! Der Knabe Jesus ging selbst in die Schule, ohne daß ihm seine Eltern es befohlen, ja ohne daß seine Eltern davon wußten. In der Kirche fanden sie ihn also und in der Schule.

Seht da, liebe Eltern, wo man eure Kinder suchen und finden soll! In der Kirche und in der Schule. Viel Herrliches gab es in Jerusalem zu sehen, viele Prachtgebäude, und tausend andere Dinge, die dem zwölfjährigen Knaben selten gewesen waren, die er noch nie gesehen hatte, und doch ging er nicht in der Stadt herum, doch fanden ihn seine Eltern nicht in den Straßen, nein, in der Kirche und in der Schule. Mitten unter den Lehrern saß er da. Also in die Schule müßt ihr eure Kinder fleißig schicken, wenn ihr wollt, daß sie wie an Alter, so auch an Weisheit und Liebenswürdigkeit

zunehmen ſollen. Ja, ehrt und ſchätzet die Schule, laßt eure Kinder dieſe koſtbare Wohlthat freudig genießen! Seht, ihr ſagt ja ſelbſt: Wenn's nur zu unſern Zeiten auch ſolche Schulen gegeben hätte, o wie gern hätten wir gelernt! Aber vor Zeiten iſt es nicht ſo ſtreng geweſen, man hat in die Schule gehen und ausbleiben können, man hat ſchon gar nicht die Gelegenheit gehabt, das zu lernen, was man heut zu Tag lernen kann. Darum iſt unſereins ſo unwiſſend geblieben und hat nicht leſen und ſchreiben gelernt. Gut, ihr ſeht das ein. So ſchicket denn eure Kinder deſto fleißiger jetzt zur Schule. Wer in unſern Tagen nicht fleißig in die Schule geht, der taugt nimmer in die Welt. In der Schule lernen eure Kinder die Religion, zu der ſie ſich bekennen; zu Hauſe iſt es gar nicht möglich, ſie im Chriſtenthume ſo zu unterrichten, wie dieß in der Schule geſchieht. Manche Menſchen ſind nur deßhalb ſo ſchrecklich unwiſſend im katholiſchen Glauben, weil ſie wenig oder gar nicht in die Schule gekommen ſind. Von dem zwölfjährigen Jeſus heißt es im Evangelium: „Alle aber, die ihn hörten, erſtaunten über ſeinen Verſtand und über ſeine Antworten.“ Wenn man aber manchen erwachſenen Menſchen, der die Schule wenig oder gar nicht geſehen hat, fragt, und da bemerkt, wie ein ſolcher Menſch oft ganz und gar unwiſſend iſt, kaum die zehn Gebote Gottes weiß und das, was ein katholiſcher Chriſt wiſſen muß, wenn er ſelig werden will, dann dürfte man umgekehrt ſagen: Alle, die ihn hörten, erſtaunten über ſeine Dummheit und über ſeine unſinnigen Antworten. Und doch nehmen es manche Eltern ſo leicht mit der Schule und haben keine Achtung vor derſelben. Wo ſie eine Gelegenheit wahrnehmen können, ihre Kinder von der Schule zurückzuhalten, da thun ſie es getreulich. Heute müſſen die Kinder in den Bettel gehen, morgen braucht man ſie zu Haus, übermorgen zum Hüten, und ſo geht es fort. Man weiß ſchon, daß manches Kind zu Hauſe dann und wann unumgänglich nothwendig iſt; aber wenn die Eltern alle Wochen Ausreden

ſünden, dann wäre es gefehlt. Vielen will die jetzige Strenge nicht eingehen und ich behaupte keck, wenn Geiſtlichkeit und Schullehrer nichts ſagen oder auf die Schule nicht viel halten würden, ſo wäre es ihnen gleichgültig, ob ihre Kinder in die Schule kämen oder nicht. O, das wäre aber weit gefehlt, ihr Eltern, wenn ihr bloß aus Zwang und nicht aus innerer Überzeugung eure Kinder zur Schule ſchicken würdet! Nein, meine Lieben, ihr müßt die Wohlthaten der Schule erkennen, euren Kindern die Nothwendigkeit derſelben begreiflich machen, ihnen Liebe zur Schule einflößen, daß das Kind Alles zu Hauſe vergißt und verläßt und zur Schule eilt. Wir haben ſchon ſolche Kinder hier, die ſich zu Hauſe nicht halten ließen, die ihren Eltern, wenn ſie ſie etwa unnöthiger Weiſe zurückhalten wollten, ſagen würden: Wiſſet ihr nicht, daß ich jetzt in der Schule ſein muß? Aber doch gibt es manche Kinder, die nur aus Furcht vor Strafe in die Schule gehen. Es gibt ſolche Werktag- und Feiertagſchüler, aber das iſt gefehlt. Seht, Kinder, ihr ſollt euch von einem Tag auf den andern, von einer Woche auf die andere auf die Schule freuen; die Zeit der Schule iſt eure Bauzeit, wer in der Schule nicht ausbaut, der wird einſt nichts als Diſteln und Dornen ärnten. Jene Hunde, die man auf die Jagd tragen muß, ſind ſchlechte Hunde, und Schulkinder, die man faſt in die Schule prügeln muß, ſind nichtsnutzige Schulkinder. Solchen Kindern, die keine Freude mit der Schule haben, merkt man dieſes gleich an. Wenn ſie auf dem Wege ſind, bleiben ſie überall ſtehen, ſpielen und treiben Muthwillen, damit ſie ja nicht zu früh in die Schule kommen, daher kommen ſie gewöhnlich zu ſpät. So hat es der zwölfjährige Jeſus nicht gemacht; in Jeruſalem da hätte es viel zu ſchauen gegeben; allein das Alles hat den lernbegierigen Knaben nicht angezogen, nein, zu den Lehrern, zur Tempelſchule fühlte er ſich hingezogen. Nicht auf dem Wege tändelnd und ſpielend haben ihn Maria und Joſeph gefunden, nein, im Tempel mitten unter den Lehrern. Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn Kinder ſo weit als möglich

ſich von der Geiſtlichkeit und dem Lehrer wegziehen, um ihnen aus den Augen zu kommen. Wer die Lehre nicht will, den zieht es auch nicht nach dem Lehrer; wer lernbegierig iſt, der iſt gern in der Nähe ſeiner Lehrer, ſein Blick iſt beſtändig auf den Lehrer geheftet und als wollte er ihm jedes Wort vom Munde ſaugen, iſt er nur Auge und Ohr. Wo keine Liebe zur Schule von Seite der Eltern, wo keine Freude an der Schule von Seite der Kinder iſt, da werden die Kinder nicht wie an Alter, ſo auch an Weisheit und Liebenswürdigkeit zunehmen, ſondern an Dummheit und Ausgelaſſenheit.

Darum, Eltern, ſchätzet die Schule und bringet euren Kindern bei Zeiten Liebe zur Schule bei, wenn ſie keine unwiſſenden Wildlinge werden ſollen. In der Kirche, in der Schule ſoll man eure Kinder ſuchen und finden, und wenn da nicht, dann ſollen ſie zu Hauſe ſein; hievon aber im

dritten Theil.

Nachdem Joſeph und Maria den zwölfjährigen Knaben in der Tempelſchule mitten unter den Lehrern gefunden hatten, gingen ſie mit ihm nach Hauſe, ſagt das Evangelium, und er war ſeinen Eltern daſelbſt unterthan und nahm zu wie an Alter, ſo auch an Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menſchen. Hieraus ſeht ihr, liebe Eltern, wo eure Kinder überall ſein müſſen. In der Kirche, in der Schule und dann gehören ſie nach Hauſe. Ja behaltet eure Kinder fleißig zu Hauſe, daß ihr ſie beſtändig unter euren Augen habt. Laßt ſie nicht herumſchlendern, ſondern zu Hauſe ſollen ſie bleiben. Sie ſollen die väterliche Heimath, und wenn es auch nur eine arme Hütte ſein ſoll, liebgewinnen. Dreißig Jahre, ſagt das Evangelium, war Jeſus zu Hauſe bei ſeinen Eltern, o möchtet ihr, liebe Eltern, ſie ſo lange wie möglich zu Hauſe behalten können, wenigſtens bis in's zwanzigſte Jahr! O es iſt ſo traurig, daß viele Kinder ſo frühzeitig ſchon in die Fremde hinausgeſtoßen werden, fern von dem Vaterhauſe, fern von Vater und Mutter, fern von aller Aufſicht! In

welche Hände, unter welche Geſellſchaft gerathen ſie da nicht oft! Ich weiß es wohl, es kann leider bei vielen Eltern nicht ſein, daß ſie ihre Kinder lange zu Hauſe behalten könnten. Es gibt arme Familien, die mit einer Menge Kinder belaſtet ſind, die ſie nicht zu Hauſe behalten können. Da ſind ſie nun froh, wenn ſie eines oder das andere aus dem Hauſe bringen und verdingen können. Aber auch vermögliche Eltern müſſen oft ihre Kinder bei Zeiten ſchon fortſchicken, entweder zum Studiren oder zur Erlernung eines Handwerkes und dergleichen. Rechtſchaffenen chriſtlichen Eltern thut es nun freilich weh, wenn ſie ihre Kleinen, kaum daß ſie den Kinderſchuhen recht entwachſen ſind, ſchon in die Fremde fortſchicken müſſen; allein ſie können einmal nicht anders. In allen dieſen Fällen, liebe Eltern, müßt ihr aber trachten, daß eure Kinder, wenn ſie auch das elterliche Haus verlaſſen müſſen, dennoch zu Hauſe ſind, d. h. ihr müßt Sorge tragen, daß ſie in ein gutes Haus kommen, daß man ſagen kann, ſie ſind wie zu Hauſe. Ihr dürft da ja nicht leichtſinnig ſein! Viele Eltern meinen, wenn ſie nur ihre Kinder aus dem Hauſe haben, wenn nur weniger am Tiſche ſitzen und vom Laib Brod abſchneiden, und kümmern ſich gar nicht, in welche Häuſer ihre Kinder kommen. Gott Lob! weil ſie nur aus dem Futter ſind, ſagen ſie. Da kommen ſie dann gar zu Hausleuten, die nichts nutz ſind, ſich nicht viel um ihre Untergebenen kümmern, da kommen ſie dann gar oft unter Dienſtboten hinein, von denen ſie alle Liederlichkeit ſehen, alle ſchlechten Reden und Lieder hören, und in aller Rohheit abgerichtet werden. Kommen dann ſolche Kinder nach einigen Jahren wieder heim, wie ſteht es da mit ihnen aus? Haben ſie zugenommen wie an Alter, ſo auch an Weisheit, Liebenswürdigkeit und Gnade vor Gott und den Menſchen? Ja, ſie haben zugenommen an Alter, aber auch an Grobheit, Rohheit der Sitten, Unbändigkeit und Verwilderung. Sind ſie ihren Eltern unterthan? Gerade das Gegentheil. Wollen die Eltern ermahnen, dann werden ſie mit rauhen Worten angefahren,

grob behandelt, ausgelacht, geſchimpft und zuletzt gar mißhandelt. Wollen ihnen die Eltern etwas verbieten, wollen ſie dieſelben vom Tanz und Herumlaufen abhalten, dann bekommen ſie zur Antwort: Ihr habt uns nichts einzureden, wir ſind keine Kinder mehr, wir wiſſen ſelbſt, was wir zu thun haben. Sind ſolche Kinder ihren Eltern unterthan? Ja, wenn Ungehorſam einmal Gehorſam, trotziges, rohes Betragen einmal demüthige Unterwerfung heißt, dann ſind ſolche Kinder unterthan. Und wie alt ſind denn dieſe Kinder ſchon, daß ſie ihre eigene Herrlichkeit gar ſo ſtark zeigen wollen? Wahrſcheinlich ſind ſie ſchon geſtandene Männer, ausgemachte Frauen, Leute von etlichen dreißig Jahren, die ſich ihr Brod ſchon ſelber verdienen können, die auf ihre Eltern nimmer aufzupaſſen haben, die ein tüchtiges Gewerbe beſitzen, ſelbſt ſchon verheirathet ſind und Kinder haben, die ſich alſo von ihren alten mürriſchen Eltern nichts mehr einreden laſſen wollen? Geſetzt auch, es wäre dieß ſo, dennoch müßten ſie ihre Eltern reſpektiren, ihren Rath wenigſtens mit Achtung anhören und nicht grob mit ihnen verfahren. Auch die alten Schwiegereltern muß man in Ehren haben! Aber nein, ſolche ſind es nicht; es ſind junge Buben von zwanzig und etlichen Jahren, die kaum recht trocken ſind noch hinter den Ohren, die etwa ein paar Jahre in der Fremde oder einige Jahre Soldaten geweſen ſind; Mädchen, die vielleicht Küchengeſchirr abſpülen und den Boden fegen durften: ſolche ſind es, die ihren Eltern mitfahren, als hätten ſie dieſelben auf der Gaſſe gefunden.

Seht, liebe Eltern, das kommt Alles daher, weil ihr eure Kinder nie zu Hauſe hattet, weil ſie in Häuſer kamen, wo ſie wieder nicht zu Hauſe waren, und weil ihr ihnen zu wenig aufgetragen habt, ſich nur in ſolche Häuſer zu begeben und ſolche Dienſte anzunehmen, wo ſie wie zu Hauſe ſind, d. h. wo man ſich nicht bloß um ihre Arbeit, ſondern auch um ihre unſterbliche Seele kümmert und über ſie gute Aufſicht führt. Ich weiß wohl, ihr könnt nicht allemal dafür, wenn eure

Kinder roh und ausgelaſſen nach Hauſe kommen; ihr habt ſie vielleicht lange Zeit zu Hauſe gehabt, ihnen eine recht gute Erziehung angedeihen laſſen; ſo lange ſie unter euren Augen waren, haben ſie auch gut gethan — aber draußen ſind ſie euch verdorben worden, trotz aller Sorgfalt, trotz dem, daß ihr ſie in gute Häuſer zu bringen geſucht habt; aber das böſe Beiſpiel, die eigene Neigung hat ſie auf Abwege gebracht — da könnt ihr freilich nichts mehr dafür, da iſt es eure Schuld nicht, wenn die Kinder umgeſchlagen haben. Aber in der Regel iſt an dem Verderben, an der Rohheit und Ausgelaſſenheit der erwachſenen Söhne und Töchter nur der leidige Umſtand ſchuld, daß die Eltern ihre Kinder zu wenig zu Hauſe haben, ſie zu wenig beaufſichtigen.

Eure Kinder, liebe Eltern, muß man alſo in der Kirche, in der Schule und zu Hauſe finden, wie den zwölfjährigen Jeſus, dann habt ihr nicht nöthig, ſie an verdächtigen Plätzen, in Spielhäuſern und auf Tanzböden oder an noch ſchlimmeren Plätzen zu ſuchen und zu finden. Ja, haltet eure Kinder bei Zeiten an zum Kirchengehen, nehmet ſie fleißig mit in den Gottesdienſt, damit ſie das Gotteshaus lieb gewinnen und ſich zu demſelben beſtändig hingezogen fühlen. Da flößt ihr ihnen Liebe zum Beten und zur Andacht ein, und ſie werden an Sonn- und Feiertagen es nicht über ihr Herz bringen können, den Gottesdienſt zu verſäumen und ſündhaften Vergnügen nachzugehen, oder weltlichen Geſchäften und Sorgen ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Schicket eure Kinder fleißig zur Schule, haltet ſie wegen geringfügiger Urſachen nicht zurück, ſprechet oft mit ihnen von den Wohlthaten der Schule, wie zu eurer Zeit dergleichen Schulen eine Rarität waren, wie man ſo wenig Gelegenheit hatte, etwas zu lernen, wie ihr ſo gerne in die Schule gegangen wäret und gelernt hättet, wenn es damals wie heute geweſen wäre, wie ihr den Finger gerne aus der Hand gäbet, wenn ihr etwas gelernt hättet; ſagt es euren Kindern, wie der zwölfjährige Jeſus ſo lernbegierig war, wie er alle Schönheiten

und Merkwürdigkeiten der Stadt Jeruſalem vergaß und nur allein unter den Lehrern in der Tempelſchule ſeine Freude hatte, dann bleiben eure Kinder während der Schulzeit nicht mehr leicht zu Hauſe, dann vertragen und vertändeln ſie die Zeit nicht mehr auf dem Wege, ſondern eilen der Schule mit Freuden zu; ja flößet ihnen Liebe zur Schule ein, dann werden ſie nicht nach dem Augenblicke ſich ſehnen und den Glockenſchlag abwarten, der ihnen das Ende ihres zwölften oder achtzehnten Jahres verkündet, um aus der Werk- oder Feiertagsſchule entlaſſen zu werden, ſondern ſie werden weinen und es bedauern, daß nun ihre ſchönſten Tage vorbei ſind, daß ſie in ihrem Leben das nimmer hören, was ſie in der Schule gehört haben; ſie werden ſich aber dann auch befleißen, das in der Schule Erlernte zu behalten, an die guten Lehren, die ſie dort bekommen haben, zeitlebens ſich zu erinnern, und ſie im Leben auch anzuwenden.

Ja, liebe Eltern, behaltet eure Kinder fleißig zu Hauſe, laßt ihnen eine gute Erziehung zukommen, und wenn ihr ſie in die Fremde ſchicken müßt, ſo ſorget, daß ſie auch in der Fremde wie zu Hauſe ſind, und dann wird man von euren Kindern ſagen können: Sie ſind ihren Eltern unterthan und nehmen zu wie an Alter, ſo auch an Verſtand, an Gnade und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menſchen. Amen.

Predigt

auf

den zweiten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Text: „Es waren aber daselbst sechs steinerne Wasserkrüge.“ Joh. 2, 6.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Millionen Ehen sind schon auf der Welt geschlossen, Millionen Hochzeiten gehalten worden, die angesehensten und zahlreichsten Gäste waren dabei zugegen, fürstliche Pracht verschönerte sie; aber eine solche Hochzeit, wie sie heute in dem kleinen Städtchen Kana in Galiläa gehalten ward, ist noch nie gefeiert worden, so lange die Welt steht; denn noch auf keiner Hochzeit war ein solch vornehmer Gast zugegen, wie auf dieser; bei keiner Hochzeit noch geschah ein so erfreuliches Wunder, wie bei dieser. Jesus, heißt es, wohnte mit seiner Mutter und seinen Jüngern der Hochzeit bei und wirkte da das erste Wunder, indem er nämlich zur Freude des Brautpaares und aller Gäste eine ziemliche Portion Wasser in Wein verwandelte. —

Meine Lieben! Was auf der Hochzeit zu Kana geschehen ist, das geschieht in jedem Ehestande. Anfangs ist nämlich Alles voller Lustbarkeit; die ersten Tage, Wochen, Monate und ich will auch noch sagen, um recht viel zuzugeben, die ersten Jahre des Ehestandes, die man die Flittertage, Flitterwochen, Flittermonate und Flitterjahre nennt, geht der Wein gar nicht aus, man scherzt und lacht und hüpft Hand in Hand durchs Leben hin und der Ehestand, der bisher nur von der besten, von der vortheilhaftesten Seite sich hat zu kosten gegeben, erscheint als ein sanftes Joch, als eine süße Bürde. Auf dem Gesichte ist nur Freude und Fröhlichkeit, in Worten volle Zufriedenheit, in Allem Glück und Seligkeit des Lebens. Auf einmal aber heißt es: der Wind hat sich geändert, man kratzt hinter den Ohren, es gibt jetzt ernsthaftere, oft traurige Gesichter, mißmuthige Worte und Klagen lassen sich vernehmen, es gibt jetzt manche unzufriedene Stunden, Tage, ja oft Wochen, nicht selten hört man von gegenseitigen Vorwürfen; was man früher gar nicht gedacht hat, das kommt jetzt zum Vorschein; man jammert und ruft: O wenn ich das gewußt hätte, ich hätte gar nicht geheirathet! — mit Einem Worte, es heißt jetzt: Sie haben keinen Wein mehr! Statt des kostbaren Weines aber stehen jetzt sechs steinerne Wasserkrüge da, und diese wollen gar nicht schmecken. Diese sechs steinernen Wasserkrüge des Ehestandes, meine Lieben, wollen wir nun heute etwas näher untersuchen und dann den Herrn Jesus bitten, daß er das Wasser derselben in Wein verwandeln möge.

Die ersten drei steinernen Wasserkrüge des Ehestandes,
I. Theil.

Die letzten drei steinernen Wasserkrüge des Ehestandes,
II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Im erſten ſteinernen Waſſerkruge des Eheſtandes befinden ſich die gegenſeitigen Fehler und Schwächen der Eheleute. Der Mann iſt oft rauh und feindſelig, das Weib zänkiſch und rechthaberiſch; der Mann oft verſchwenderiſch, das Weib aber ungemein häuslich und ſparſam; der Mann leichtſinnig, das Weib finſter und ernſt; der Mann hitzig, das Weib boshaft, und ſo gibt es tauſend Dinge und oft ganz kleinliche Dinge, welche die Eheleute gegenſeitig aufbringen und unzufrieden machen. In dieſem Krug iſt nun freilich bitteres Waſſer; aber ſeht, meine Lieben, ihr ſeid ja chriſtliche Eheleute, ihr habt ja eure Ehe mit Chriſtus geſchloſſen, Jeſus war ja bei eurer Hochzeit, auf ſeinen Namen hin ſeid ihr kopulirt worden. Habt ihr etwa das ſchon vergeſſen? Jeſus muß nicht bloß bei der Hochzeit zugegen ſein, nein, auch bei eurem Eheſtande — ſo ruft ihn denn an, daß er das Waſſer eurer gegenſeitigen Mängel, Unvollkommenheiten und Schwächen in Wein verwandle. Bittet den Herrn um ſeine Gnade, ſeinen Beiſtand. Beherziget recht, daß ihr nie Friede haben werdet, wenn ihr wollet, daß Alles nach eurem Sinne gehen ſolle. Als ſchwache gebrechliche Menſchen habt ihr ja zuſammengeheirathet, wohl wiſſend, daß keines von euch ein Engel ſei, daß jedes ſeine Fehler an ſich habe; ſo traget denn nun einander in Liebe und Geduld und denkt, daß ihr durch gegenſeitige Feindſeligkeit euer eigenes Leben verbittert, daß ihr das Waſſer des erſten Kruges auch noch mit Galle miſcht. Die heilige Monika war mit einem heidniſchen, wilden und groben Manne verheirathet, und da wunderten ſich denn andere Ehegattinnen höchlich, wie ſie denn mit dieſem Manne ſo gut auskommen könne; ſie aber ſagte: Meine Schweſtern! ihr reizet vielleicht durch mürriſches und halsſtärriges Weſen eure Ehemänner zu Zank und Streit an; ich aber ſchweige, wenn mein Mann in der Wuth iſt, und dulde, und breche ſo ſeinen Zorn; ja ich habe bereits ſeinen

Sinn ſchon ſo weit gebracht, daß er mit mir Chriſtum zu verehren anfängt; geht auch ihr ſo mit euren Männern um, wenn ihr Eintracht und Friede haben wollt *).

Im zweiten ſteinernen Waſſerkrug des Eheſtandes ſind dann die Trübſale, von denen der eine oder andere Ehetheil heimgeſucht wird. Oft geſchieht es, daß ein Weib ihren Mann zehn, zwanzig und noch mehrere Jahre krank und bettliegerig haben muß. Weinend ſtehen die Mutter und die hungrigen Kleinen am Bette des kranken, dahinſiechenden Vaters; die Hand, die ihnen Brod verſchaffen ſollte, iſt gelähmt und kraftlos geworden; jene Füße, die ſonſt ſo unermüdet waren im Dienſte der Familie, ſie tragen kaum den eigenen Körper mehr; jener Geiſt, der einſt ſo klug und vortheilhaft für den Wohlſtand der Familie ſorgte, er liegt ermüdet und abgeſpannt in einem kranken Hauſe; die Geſchäfte ſtocken, der alte Wohlſtand weicht und die Noth ſtreckt bereits ihre dürren Knochen zum Fenſter herein. — In einem andern Hauſe aber liegt die Mutter darnieder; der Mann ſteht allein und muß die Sorge für die Erziehung ſeiner Kinder zur Hälfte fremden Händen überlaſſen; das Hausweſen geräth in Verfall, denn Niemand kümmert ſich ſo wie eine Hausmutter.

Da iſt nun freilich noch ein bittereres Waſſer in dieſem zweiten Kruge, als in dem erſten. Da iſt denn freilich ſehr leicht erklärlich, daß laute Klagen ertönen, daß das Mißgeſchick bejammert wird, daß gerade ihre Ehe mit ſolch ſchrecklichem Kreuze belegt ſei; da wird nicht ſelten Gott der Ungerechtigkeit angeklagt, wie er es gar ſo verſchieden austheile, daß andere Ehen ſo glücklich, ſo geſegnet ſind, daß dieſe und jene Eheleute noch keine Stunde krank geweſen ſeien, während ſie ſo viel auszuſtehen haben. Alles wird verſucht und Nichts will helfen; der letzte Kreuzer iſt ſchon in die Apotheke gegeben worden, und Alles umſonſt. Das Alles kann ſein, meine

*) S. August. lib. 9. confess. c. 9.

Lieben, aber all dieses Murren hilft nichts. Gott hat dieß Kreuz euch einmal geschickt und er wird auch wissen, warum. Und wenn ihr alle Doktoren und Bader in der ganzen Welt abgehet, und wenn ihr alle Apotheken austrinket und alle Hausmittel versuchet — Nichts hilft es, wenn Gott nicht will. Wenn aber ihr Landleute meint, Gott lege gerade armen Eheleuten solches Kreuz auf, oder er wisse nur die Leute auf dem Lande zu finden, und die großen Herren wüßten Nichts von diesen Hauskreuzen, so seid ihr sehr in der Irre.

Gar mancher hohe Herr hat eine kranke Frau, die an schleichendem Fieber oder einer unheilbaren Krankheit langsam dahinsiecht, oft in den schönsten Jahren, ja kaum daß sie einige Zeit verheirathet sind. Man kann diesen Herren nicht in ihre Paläste hineinschauen, und es kommt oft auch wenig Kunde in's gemeine Volk, was solch ein vornehmer Herr täglich für einen Krug Bitterwasser wegen seiner kranken Frau hinabschlucken muß. Aber das Laufen der Bedienten zu den Doktoren und in die Apotheken, und die Equipagen der Ärzte, die vor dem Hause der kranken vornehmen Frau stehen, lassen vermuthen, wie trübe es im Innern des schönen Hauses aussieht. Da wird kein Gold gespart, die geschicktesten Ärzte werden berufen, alle möglichen Kuren angewendet, alle Badeorte werden aufgesucht, von denen sich Abhülfe versprechen läßt; es wird die kranke Frau in ein milderes Klima geschickt, das ihrem Zustande zuträglich sein möchte — allein alles dieß will oft nicht helfen, und der Krug Ehestand-Bitterwasser wird nicht leer. Ich erinnere euch, liebe Pfarrkinder, beispielsweise nur daran, was der verstorbene Kaiser Nikolaus von Rußland in den Dreißigerjahren mit seiner kranken Gemahlin ausstand, als diese durch ihr Brustleiden fast an den Rand des Grabes gebracht wurde. Alle möglichen Mittel wurden versucht; aber es schien dennoch nichts helfen zu wollen. Darüber war nun der Kaiser, der seine Gemahlin zärtlich liebte, oft sehr verstimmt. Wo er in fremden Landen nur

hinkam, wurden ihm alle möglichen Ehren erwieſen, allein ſein Eheſtandskreuz machte ihn bei allen Ehren immer wieder trübſinnig. Als er einmal in Wien war und ihn Jemand auf dieſe Traurigkeit aufmerkſam zu machen wagte, ſagte der Kaiſer unverholen: Ich dächte, wenn man eine Tochter im Grabe und eine kranke Frau in der Ferne hat, ſo hätte man doch einige Urſache, traurig zu ſein.

Seht ihr, meine Lieben, auch dem großen ruſſiſchen Kaiſer iſt in ſeinem Eheſtande der Wein ausgegangen und die ſteinernen Waſſerkrüge haben dafür Platz genommen. Mit all ſeiner ungeheuren Macht, mit all ſeinen Gold- und Silberbergwerken iſt dieſer mächtigſte Monarch des Erdbodens nicht im Stande geweſen, dieſes Bitterwaſſer in dieſem ſteinernen Kruge des Eheſtandes in Wein zu verwandeln. Nur Einer kann da helfen, nur Einer iſt der Wundermann, und das iſt allein Jeſus. Er allein kann dieſes Waſſer in Wein verwandeln. Er allein vermag die Ehegatten in ihren Leiden und Widerwärtigkeiten zu tröſten, er allein gibt ihnen die Gnade, daß ſie alles Kreuz, alles Leiden des Eheſtandes als von Gottes Hand kommend geduldig hinnehmen, und ſo lange es der Herr will, mit voller Ergebung in ſeinen Willen tragen. Die Gnade des heiligen Sakramentes, die ſie am Traualtare empfangen haben, wenn anders Jeſus zu ihrer Hochzeit geladen war, dieſe iſt es, die ſie namentlich in der Stunde der Trübſal wieder aufleben laſſen müſſen; denn dort am Altare haben ſie ſich verbinden laſſen, und zwar mit vollſter, freier Einwilligung zur unzertrennlichen Vereinigung, in Glück und Unglück, in ſchönen wie in trüben Tagen, zu Freud und Leid. Jetzt, in der Stunde der Prüfung, der Trübſal, gilt es nun, den feierlich geſchwornen Eid zu halten, einander liebreich beizuſtehen, den kranken Ehegatten nicht zu verlaſſen, nicht eine Trennung von ihm zu wünſchen, ihm unverbrüchlich die eheliche Treue zu halten und bis zum letzten Augenblicke in Liebe und Zärtlichkeit an ſeinem Krankenbette zu ſtehen. Das aber kann keine menſchliche Kraft, das geſchieht nur

durch ein Wunder der Gnade und dieſes Wunder wirkt nur allein Jeſus.

Ein anderes Bitterwaſſer des Eheſtandes, das ſich im dritten ſteinernen Waſſerkruge befindet, iſt die ſchmerzliche Trennung im Tode. Zwei wahrhaft ſich liebenden chriſtlichen Eheleuten iſt der Gedanke an eine einſtige Scheidung durch den Tod ein ſchrecklicher Gedanke. Hievon können ſich freilich ſolche Eheleute keine Vorſtellung machen, die ſich nie geliebt haben, von denen daher jedes mit ſchmerzlicher Sehnſucht auf den Augenblick wartet, wo der Tod kommt und die längſt gewünſchte Scheidung bewirkt. Solche Eheleute, ſage ich, haben ſich zuvor ſchon nie wahrhaft geliebt, ſie ſind zwar am Altare gefragt worden, ob ſie ſich nicht trennen wollen, bis ſie beide der Tod ſcheidet, ſie hatten auch beide mit dem Munde Ja geſagt; ob aber das Herz auch etwas von dem gewußt hat, was der Mund ſagte, iſt eine andere Frage. Daher iſt ihnen der Gedanke an die Trennung von ihrem Gatten durch einen baldigen Tod nicht nur nicht ſchrecklich, ſondern ſogar ein Lieblingsgedanke: Stirbt mir mein Mann, heißt es, oder mein Weib, dann heirathe ich auf's Neue. Ich weiß nun allerdings, daß es oft unumgänglich nothwendig iſt, daß ein Ehetheil nach dem Tode des andern zu einer zweiten und auch oft dritten Ehe ſchreite: allein wir reden da nicht von dieſer öftern Verehelichung, die durch die Nothwendigkeit, weil ſonſt das Anweſen und Geſchäft leiden und die Kindererziehung ſchlecht ſein würde, geboten wird, ſondern von einer Verehelichung, die durch Sehnſucht nach dem Tode des einen Theils bei deſſen Lebzeiten gewünſcht wird, um eine andere Heirath treffen zu können. Wer ſich bei Lebzeiten des einen Gatten oder auch nach deſſen Tode ohne Noth nach einer zweiten Ehe ſehnt und dieſelbe wirklich eingeht, ja oft kaum recht das Ende der Trauerzeit abwarten kann, um nur wieder heirathen zu können, der hat ſeinen erſten Gatten gar nie recht geliebt. Seht, daher kommt es, daß in den erſten Zeiten der Kirche die zweite Ehe gar

nicht gern gesehen und als ein Zeichen der Unenthaltsamkeit betrachtet wurde, und noch heut zu Tage bekommen Jene, die sich zum erstenmale verheirathen, bei der Trauung einen besondern Segen, den sie bei der zweiten Verehelichung nimmer bekommen. Schon von heidnischen Frauen lesen wir, daß sie ihre ersten Männer so sehr geliebt haben, daß sie sich nimmer verheiratheten. So heißt es von einer gewissen Wittwe Valeria, daß sie, als sie gefragt wurde, warum sie nimmer heirathe, zur Antwort gab: Deßwegen, weil mein Mann, obwohl er Andern gestorben ist, mir dennoch lebt und immer leben wird. So gab auch die edle Römerin Porcia auf die Frage, an welchem Tage sie denn aufhören werde, ihren Mann zu beweinen, zur Antwort: An dem letzten Tage meines Lebens *).

Seht, meine Lieben, bei einer solchen Liebe der Eheleute ist es erklärbar, daß ihnen der Gedanke an eine Trennung durch den Tod unerträglich sein muß. Und wenn nun der unerbittliche Tod dennoch kommt, und die sich innig liebenden Gatten auseinander reißt — wird da etwa eine zweite Heirath die Bitterkeit dieser Trennung versüßen? Wird da ein anderer Mann, ein anderes Weib das Bitterwasser des dritten steinernen Kruges in Wein verwandeln, wird eine zweite Liebe die erste ersetzen können? Nein, das kann nur Jesus allein durch den Gedanken: In einem bessern Leben werden wir uns wiedersehen, und bis dorthin wird keine zweite Liebe die Liebe zum ersten theuren Gemahle aus meinem Herzen verdrängen.

Nun haben wir den Inhalt der ersten Hälfte der steinernen Wasserkrüge des Ehestandes untersucht; es war lauter Bitterwasser. Diese Bitterkeiten bringt das Verhältniß der Ehegatten zu einander hervor, ohne daß von ihren Beziehungen nach außen noch eine Rede gewesen wäre. Nun kommen aber noch drei solche steinerne Krüge und diese enthalten die

*) Erasm. lib. 8. apoph.

Bitterkeiten, die den Eheleuten von außen her zuſtoßen; hievon aber im

zweiten Theil.

Es ward von jeher als ein beſonderes Mißgeſchick angeſehen, wenn eine Ehe nicht mit Kindern geſegnet war; und im alten Teſtamente betrachtete man es als eine Art von Ungnade und Fluch Gottes, wenn Eheleute keine Kinder hatten. Damals ſchon machten ſolche Eheleute ſich gegenſeitig Vorwürfe, führten ein unzufriedenes eheliches Leben und waren bei ihren Mitmenſchen nicht gar gut geachtet. Darum ging Anna, das Weib des Juden Helkana, in den Tempel hinauf und hörte nicht auf zu bitten, bis Gott ihr Gebet erhörte, ihre bisher kinderloſe Ehe ſegnete und ihr den Samuel ſchenkte.

So gibt es auch heut zu Tage noch viele Eheleute, deren Eheſtand nicht mit Kindern geſegnet iſt, oder denen Gott alle Kinder, die er ihnen geſchenkt hat, wieder hinwegnimmt. Haben ſie gar nie Kinder gehabt, ſo machen ſie ſich gegenſeitig Vorwürfe, die oft ganz ungegründet ſind, indem oft keiner der beiden Ehetheile eine Schuld hat; ſind ihnen aber ihre Kinder geſtorben, ſo murren ſie gegen Gott, der ſie ihnen genommen hat. Traurig iſt es allerdings, wenn die Eheleute ihr ganzes Leben lang ſo allein daſtehen müſſen, keine Stütze und keinen Troſt im Alter zu hoffen und kein liebes Kind haben, das ihnen einſt ihre alten Tage verſüßen und ihnen die Augen zudrücken könnte. Allerdings iſt dieß wieder einer jener ſteinernen Krüge, mit Bitterwaſſer gefüllt; allein wer wird wohl dieſes Waſſer des vierten Kruges in Wein verwandeln können? Wird es etwa beſſer werden, wenn ſich die Ehetheile gegenſeitig Vorwürfe machen? Allerdings iſt es möglich, daß ſie ſelbſt Schuld ſind an ihrer Kinderloſigkeit; vielleicht haben ſie ſich in früheren Jahren ganz untüchtig gemacht für den Eheſtand, vielleicht iſt dieſe Kinderloſigkeit eine herbe Strafe, eine bittere Züchtigung für

die Ausschweifungen der Jugend; da kann es denn allerdings sein, daß die gegenseitigen Vorwürfe begründet sind; allein da müssen sie sich nur selber anklagen, sich selbst die Schuld geben, es als Strafe ansehen, daß sie keine Kinder haben. Ist aber nur Ein Ehetheil schuld an dieser Kinderlosigkeit, dann wehe ihm, wenn er mit Wissen und Willen den andern unschuldigen Theil um die eigentliche Freude des ehelichen Lebens, um sein Glück und seine Zufriedenheit für das ganze Leben gebracht hat!

Viele Eheleute, und namentlich unter dem Landvolke, haben aber auch darum keine Kinder, weil sie dieselben aus keiner andern Ursache wollen, als um später ein paar Knechte oder ein paar Mägde zu ersparen. Sie wollen nur Kinder, damit sie ihnen einmal einen Nutzen geben, sonst wünschen sie sich keine. Eigentliche Liebe zu den Kindern, als einem Segen Gottes, als den theuren Unterpfändern der ehelichen Liebe und Treue, herzliches Verlangen, daß ihnen Gott ein Ebenbild schenken möchte, diese höhern Beweggründe sind es nicht, warum sie Kinder wollen, sondern weil aus dem Buben einst ein Knecht und aus dem Mädchen eine tüchtige Dirne werden könnte, das ist es, warum sie Kinder wollen. Also reine Knickerei und Filzigkeit ist es, warum sie Kinder wollen. Wüßten sie daher, daß sie ihre Kinder später nicht brauchen könnten zu ihrem Geschäfte, daß sie einen andern Stand ergreifen, oder daß sie krank und untauglich werden könnten, so wünschten sie sich ja keine Kinder. Daher das Geschrei dieser Leute, wenn ihnen Gott um ein Kind mehr schickt, als sie gerade zu ihrer Spekulation brauchen können, da wird dann gleich geschrieen über die vielen Kinder! ja sie begehen mit der größten Gewissenlosigkeit die gräulichsten Todsünden, um eine größere Anzahl Kinder, als sie wünschen, zu verhüten. Und siehe da — Gott läßt ihnen nun alle Kinder sterben, oder er schickt ihnen gar keines.

Wenn aber Eheleute ohne alle Schuld sind an ihrer Kinderlosigkeit, wenn sie nicht, von diesem Wuchergeiste ge-

trieben, ſich nach Kindern ſehnen, ſondern rein aus Liebe zu ihnen, um ihr eheliches Leben zu verſchönern, um das Band der ehelichen Liebe und Treue noch feſter und inniger zu knüpfen und dennoch keine Kinder bekommen: dann kann dieſe Bitterkeit ihres Herzens Niemand Anderer verſüßen, als Jeſus. Der Gedanke: Gott wird es wiſſen, warum wir kinderlos ſein müſſen; ſeine unerforſchlichen und allzeit weiſen Rathſchlüſſe ſind anbetungswürdig, wenn wir ſie auch nicht einſehen; wer weiß, was aus unſern Kindern würde? Dieſe und dergleichen Gedanken ſind es, die die Eltern zu beruhigen im Stande ſind.

Aber in andern Familien ſteht der fünfte ſteinerne Waſſerkrug; da klagen ſie gerade über das Gegentheil, nämlich über zu ſchweren Kinderſegen. Nicht als wenn dieſe Leute den filzigen Charakter an ſich hätten wie Jene, die bloß Kinder ſich wünſchen, um Dienſtboten zu erſparen, ſondern weil ſie fürchten, ihre zahlreiche Nachkommenſchaft nicht ernähren zu können. Da iſt denn manche arme Taglöhnerfamilie, die mit Noth und Hunger kämpft, da gibt es manchen Familienvater, der beim Anblicke ſeiner Kinder denkt: Wie werde ich euch ernähren können? Zumal in dieſen harten Zeiten, wo die Getreidepreiſe eine ſchreckliche Höhe haben, der Verdienſt doch nicht höher geſtellt iſt und die armen Kinder dennoch alle Tage nach Brod ſchreien und geſättigt ſein wollen, und die Eltern bei allem Fleiße, bei aller Anſtrengung, in der ihnen der heiße Schweiß über die Schläfe rollt, dennoch nicht ſo viel erſchwingen können, daß ſie den Hunger aller derjenigen, die um den Tiſch ſitzen oder in der Wiege liegen, befriedigen können. Da iſt dann eine häufige Klage in den Familien; warum, heißt es, müſſen gerade wir eine ſolche Laſt von Kindern tragen? andere reiche Leute, die Kinder ernähren könnten, haben keine und die könnten ſie doch anſtändig erziehen, ihnen ein bedeutendes Heirathgut geben; wir aber, die wir mit tauſend Sorgen, mit Noth und Armuth zu kämpfen haben, ſind überbürdet damit, und wiſſen

kaum das Nothdürftigste für sie zu erschwingen. Ist denn das auch recht ausgetheilt? fangen dann solche Leute zu murren an. Warum gerade uns diese Last und Plage? — Weil ihr sie tragen könnt, diese Last, ist die kurze Antwort auf eure Frage und Klage. Der Herr weiß, warum er euch diese Bürde auflegte. Schaut die Familien der Thiere an; betrachtet die Menge Jungen, die nur ein einziges Paar Sperlinge alle Jahre an's Licht fördern und ist etwa schon Einer von dieser Familie verhungert? Öffnet der Herr nicht seine Hand und gibt ihnen Speise zu rechter Zeit? Schauen nicht aller Augen auf ihn? Wie, und du, Vater und Mutter, ihr, die ihr nur ein wenig unter den Engeln stehet, ihr wollet verzagen, ihr kümmert euch, für euch und eure Kinder möchte etwa die Nahrung nicht mehr ausreichen! Gottes Willen! rufet ihr oft in der bangsten Besorgniß aus: Was wird aus unsern Kindern noch werden? Wie werden wir sie ernähren, wie werden wir sie kleiden? Und so fragt ihr, und glaubt dennoch an den, der die Lilie auf dem Felde kleidet und die Vögel in der Luft speiset, der alle Haare auf eurem Haupte gezählt hat?

O kümmert euch nicht, ihr Lieben, es ist Einer, der euch das Wasser dieses fünften steinernen Kruges in Wein zu verwandeln im Stande ist und dieser ist Jesus. Er ist es, der eure Hochzeit gesegnet hat, er ist es, der auch eure Ehe segnet, sonst hättet ihr keine Kinder; ein Geschenk seiner Gnade sind sie. Er, der aber diesen ehelichen Segen euch geschenkt hat, wird auch für ihn sorgen — durch eure Hände. Bei der Einsegnung ist über euch gebetet worden: Dein Weib sei wie ein fruchtbarer Weinstock an den Wänden deines Hauses, deine Kinder wie Ölbaumpflanzen an deinem Tische her, — und der Herr lasse dir sehen die Kinder deiner Kinder. Was willst du mehr? Wird derjenige, der euch Kinder schenkt, und seien sie noch so viele, sie nicht zu ernähren wissen? Kümmert euch nicht um das, meine Lieben, denket nicht, Gott ist nicht mehr im Stande, für die Eurigen zu sorgen!

Hat er nicht ſelbſt geſagt: Werfet alle eure Sorgen auf den Herrn, denn er ſorgt für euch? — Und um Eines bitte ich euch: Thuet nie, aus Furcht, mit zu viel Kindern überladen zu werden, etwas, was eine himmelſchreiende Sünde ſein könnte! — Jeſus iſt es, der da hilft, der das Waſſer in Wein verwandelt! Ihr dürft nur bedenken, daß dieß alles zu den Beſchwerden des Eheſtandes gehört, daß jede Perſon, die in den Eheſtand tritt, ſchon vorher auf alles dieß ſich gefaßt machen muß, daß jedes Ehepaar es geduldig hinnehmen muß, ob es mit Kindern geſegnet wird oder nicht.

Aber alles dieß, was bisher in den ſteinernen Waſſerkrügen des Eheſtandes zu finden war, hat dieſe Bitterkeit nicht, wie das, was nun der letzte in ſich befaßt, nämlich — ungerathene Kinder. Gar keine Kinder haben, iſt hart, viele Kinder haben, iſt noch härter, aber ungerathene Kinder haben, iſt das ſchlimmſte Leiden des Eheſtandes, in dieſem letzten Kruge iſt Galle mit Myrrhe vermiſcht.

Es darf nur ein einziger Sohn, eine einzige Tochter ſein: die Leiden, die Trübſale, die ein ſolch ungerathenes Kind den Eltern verurſacht, füllen allein die ſechs ſteinernen Waſſerkrüge des Eheſtandes, wenn auch ſonſt gar kein Hauskreuz, gar kein Übel in einer Familie zu finden iſt. Lieber hätten wir gar keine Kinder, ſagen dann die betrübten Eltern, als ſo ein ungerathenes; lieber wollten wir eine Menge Kinder erziehen, nur kein ungerathenes! — Und was iſt da zu thun, wer kann helfen? Wer kann dieſe Galle, dieſen Eſſig in Wein verwandeln? — Niemand Anders, als Jeſus. Entweder wird er das Gebet der Eltern erhören und das ungerathene Kind wird ſich bekehren, wie einſt Auguſtinus, oder aber er läßt ſolche Kinder ihren Gelüſten über und ſie gehen dann zu Grunde, wie Ophni und Phinees. Die Eltern aber, die das Ihrige gethan haben, fühlen dann keine Gewiſſensbiſſe und ſie freuen ſich entweder über die Beſſerung ihrer Kinder, oder müſſen ſich bei ihrem zeitlichen und ewigen Untergange damit tröſten, daß ſie ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan haben.

Und ſo denkt denn an dieſe ſechs ſteinernen Krüge ihr Alle, die ihr ſchon verehelicht ſeid, und ihr, die ihr noch in den Eheſtand treten werdet! Vergeßt nicht, daß der Wein einmal ausgeht und jene ſechs Krüge ſicherlich aufgetiſcht werden. Da iſt es nun an euch, den himmliſchen Speiſemeiſter zu bitten, daß er euch in eurem Eheſtande das Bitterwaſſer in Wein verwandle, und das wird er auch, ſobald ihr ihn nur auch ſchon bei der Hochzeit und vor derſelben zu Gaſt geladen haben werdet. Amen.

Predigt

auf

den dritten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Text: „Wenn ich zu Einem sage: Geh! so geht er, und zu dem Andern: Komm her! so kommt er, und zu meinem Knechte: Thu das! so thut er's." Matth. 8, 9.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Ihr wisset aus der Erfahrung, daß ein Bienenschwarm, wenn der Weisel oder die Königin zu Grunde gegangen ist, auch zu Grunde gehen muß. Man sollte meinen, diese fleißigen Thierchen könnten so auch arbeiten, und ob eins mehr oder weniger im Bienenkorbe wäre, auf das käme es nicht an; allein es kommt schon darauf an; wie die Königin weg ist, gehen sie alle zu Grunde. Es ist kein Zusammenhalten mehr, es ist keine Freude mehr mit der Arbeit; sie sammeln nimmer ein, sondern zerstreuen sich und müssen umkommen. Ist aber die Königin da, dann kommt nichts darauf an, ob von dem Bienenvolke etliche zu Grunde gehen oder nicht, ob einige so sterben, oder ob sie erschlagen werden — nein, die Arbeit geht dennoch fort und der Schwarm erhält sich. Seht, meine

Lieben, das macht die Obrigkeit und der Gehorsam gegen dieselbe. Wo keine Obrigkeit ist und kein Gehorsam gegen dieselbe, da muß sich Alles auflösen. Denkt euch eine Armee von 100,000 Mann, wenn sie keinen Feldherrn haben, und keinen Gehorsam gegen ihn, so werden sie es nicht weit treiben und die Feinde werden leichtes Spiel mit einer solchen kopflosen Menge haben. Was soll eine Heerde Schafe ohne Hirten sein? Was ein Schiff ohne Steuermann? Was müßte aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn sie keine Obrigkeit hätte? Sie würde sich in sich selbst auflösen und ganz und gar verwildern.

Nun, meine Lieben! an Obrigkeiten fehlt es uns nicht. Wir leben Gott Lob in einem wohlgeordneten und gut gegliederten Staate, wo Alles seine Obrigkeit hat, von der Dorfgemeinde angefangen bis zur großen Gemeinde hinauf, die man Staat nennt. Wir haben Obrigkeiten vom Vorstande eines Dorfes angefangen bis zum Oberhaupte des ganzen Landes, bis zum König hinauf. Aber auch in geistlicher Beziehung fehlt es nicht an Obrigkeiten. Die Dorfgemeinde sammelt sich um den Pfarrer als ihren Vorstand, mehrere Pfarreien um den Bischof, mehrere Bischöfe um den Erzbischof, und alle Bischöfe und Erzbischöfe zusammen um das allgemeine Oberhaupt der Kirche, um den Pabst in Rom.

Also an Obrigkeiten ist kein Mangel; Alles ist da in Ordnung, für alle unsere Bedürfnisse hat Gott da weislich durch Obrigkeiten gesorgt. Aber an etwas Anderm ist Mangel, nämlich am — Gehorsam gegen die Obrigkeit. Da geht es oft gerade umgekehrt, wie beim Hauptmann im heutigen Evangelium. Die Obrigkeit, namentlich in unsern Tagen, könnte gar oft sagen: Wenn ich zu Einem sage: Geh, so geht er nicht, und zum Andern: Komm, so kommt er nicht; und zu einem Dritten: Thu das, so thut er's — nicht. Das aber ist gefehlt, meine Lieben! Dieser Ungehorsam ist schuld an allen Übeln unserer Tage. Daher müssen wir gehorsam sein

der geiſtlichen Obrigkeit, I. Theil;
der weltlichen Obrigkeit, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Es gibt in unſern Tagen Leute, die herumziehen und den Ungehorſam gegen die geiſtliche Obrigkeit aller Orten predigen. Ihr Looſungswort iſt Freiheit, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit! Zerbrechet die Feſſeln eurer Knechtſchaft, rufen ſie den Leuten zu; ihr ſeid ja keine Kinder mehr, ihr braucht keine Schulmeiſter und Vormünder mehr, ihr braucht euch daher von keinem Menſchen mehr vorſchreiben zu laſſen, was und wie viel und wie ihr glauben ſollt, — ihr ſelbſt ſeid ja verſtändig, ihr habt ja die Vernunft, ihr wißt alſo ſelbſt, was ihr zu thun habt; laßt euch daher nimmer am Gängelbande und an der Wollenſchnur der Geiſtlichkeit führen, wie Schafe! Mit dieſen ſüßen Worten haben dieſe falſchen Propheten ſchon Viele verführt, die nun ohne geiſtliche Obrigkeit umher irren, auf dem Meere der menſchlichen Meinungen wie ein ſteuerloſes Schiff herumgetrieben werden und, da der Kompaß ihrer Vernunft nicht zuverläßig iſt, ſondern heute nach der religiöſen Richtung, morgen nach einer andern hinſchaut, ſich gar nicht mehr auskennen, wo ſie ſind. Wenn dieſe Schreier recht hätten, wenn es wahr wäre, was ſie mit vollen Backen in der Welt ausposaunen, daß man keine geiſtliche Obrigkeit brauche, daß man derſelben den Gehorſam aufſagen dürfe: ſo möchte ich doch wiſſen, was es noch für einen Sinn haben ſoll, wenn es in der heiligen Schrift heißt: „Wie mich mein Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch: Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich geſandt hat“? Dieſe Worte hat Chriſtus der Herr zu ſeinen Apoſteln geſprochen; aber die Apoſtel ſind bald geſtorben, folglich müſſen dieſe Worte auf ihren rechtmäßigen Nachfolgern,

den Biſchöfen, gelten; denn der Herr wollte ja, daß ſeine Kirche bis zum Ende der Welt ſtehen ſoll, ſomit muß man alſo der von ihm aufgeſtellten Obrigkeit zu aller Zeit folgen; zu aller Zeit gilt das Wort des Herrn: Wer euch höret, der höret mich. Ferner, wenn dieſe Schreier, die Empörung gegen die geiſtliche Obrigkeit predigen, Recht hätten, ſo möchte ich wiſſen, was es denn noch für einen Sinn haben ſoll, wenn es in der heiligen Schrift heißt: „Wer die Kirche nicht hört, der ſei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder“? Entweder hat Chriſtus gelogen, oder es lügen dieſe. Nun wiſſen wir aber, daß Chriſtus nicht lügen kann; folglich ſind dieſe herumziehenden Abfallsprediger die Lügner und falſchen Propheten. Recht hätten dieſe Menſchen, wenn die Kirche nicht die Kirche Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, wäre, wenn ſie jemals irren und in Irrthum führen könnte; ja, dann könnte man ihr allerdings den Gehorſam aufſagen; allein dann wäre ſie gar nicht die wahre Kirche, gar nicht die Kirche der Wahrheit, ſondern eine Kirche des Irrthums; aber weil die Kirche nie irren, nie einen Irrthum vorſchreiben kann, indem ihr der heilige Geiſt und der Herr ſelbſt immer unſichtbar zur Seite ſteht: ſo muß man immer der geiſtlichen Obrigkeit folgen. Dieſer Gehorſam gegen die Kirche iſt nichts Neues, ſondern ſeit ihrem Beſtehen ſchon von den heiligſten und gelehrteſten Männern gelehrt und geübt worden. Ungehorſam, Auflehnung, Empörung gegen die geiſtliche Obrigkeit hat von jeher als Revolution gegolten, als eines der größten Verbrechen, womit ſich ein Menſch beflecken kann. Denn durch dieſe Auflehnung gegen die geiſtliche Obrigkeit ſind noch alle Spaltungen und Ketzereien entſtanden, die je in der Welt geweſen ſind. Durch Ungehorſam gegen die geiſtliche Obrigkeit entſtehen auch in unſern Tagen die Spaltungen und Sekten. Dieſer Ungehorſam iſt es, der in unſern Tagen Tauſende dem wahren Glauben entfremdet und ſie dem Verderben in die Arme führt. Die heiligen Väter ſchildern die Auflehnung gegen die Kirche als ein fluchwürdiges Laſter.

„Gott wird diejenigen," ſagt der heilige Irenäus *), „welche Spaltungen herbeiführen, als grauſame Menſchen verurtheilen, die keine Liebe für ihn haben, nur ihren eigenen Vortheil, nicht die Einheit der Kirche beabſichtigen, den glorreichen Leib Jeſu Chriſti auflöſen, zerreißen und, ſo viel an ihnen liegt, vernichten, zwar immer vom Frieden ſprechen, aber Krieg und Entzweiung ſtiften." Der heilige Optatus, Biſchof von Mileve in Afrika, ſagt, „daß das Laſter der Auflehnung und Spaltung weit ſchlimmer ſei, als Brudermord und andere Todſünden." Er ſagt: „Kain ward nicht mit dem Tode beſtraft und die Niniviten erhielten von Gott noch Zeit zur Buße. Sobald aber Kore, Dathan und Abiron anfingen, **Spaltungen** unterm Volk anzuzetteln, öffnete die Erde ihren Rachen und verſchlang ſie nebſt ihren Mitſchuldigen" **). Vor Zeiten war ſelbſt von der weltlichen Obrigkeit auf den hartnäckigen Ungehorſam gegen die Kirche die Todesſtrafe geſetzt.

Und was haben denn dieſe Aufwiegler für eine Ausrede? Was geben ſie denn für Gründe an, um ihren Ungehorſam, ihre Spaltung zu rechtfertigen? Sie geben an, die Kirche ſei verdorben, die Vorſteher der Kirche ſeien ſündhafte Menſchen, die die reine Lehre Jeſu Chriſti entſtellt haben. — Ja, wenn die Lehre Jeſu Chriſti von dem Einfluſſe der Menſchen abhängig wäre, wenn die Menſchen nach ihrem Gutgedünken an der Lehre modeln und drehen und ſchnitzeln dürften, dann freilich ſtünde es ſchlecht um den Schatz der chriſtlichen Lehre; allein die Sündhaftigkeit oder Heiligkeit der Biſchöfe und des Pabſtes hat keinen Einfluß auf die chriſtliche Lehre; denn dieſe erhält der über der Kirche wachende heilige Geiſt in ihrer Reinheit, es mögen nun die Menſchen ſein, wie ſie

*) Advers. haeres. lib. 4. c. 33.

**) Lib. 1. c. 21. contr. Donat.

wollen. Darum hat unſer Herr und Heiland ausdrücklich geſagt: „Die Phariſäer und Schriftgelehrten ſitzen auf dem Stuhle Moſis. Haltet euch an ihre Worte, nicht aber an ihre Werke.“ Mit dieſen Worten ſprach Chriſtus die große Wahrheit aus, daß die wahre Lehre auch von perſönlich unwürdigen und höchſt ſündhaften Prieſtern und Biſchöfen verkündet wird, und daß man um ihrer Sündhaftigkeit willen ihnen nicht den Gehorſam aufkünden dürfe. Zudem, wo iſt denn derjenige, der es wagen darf, zu behaupten, dieſe und jene Prieſter und Biſchöfe ſind unwürdige Menſchen? Muß ſich denn die Gottloſigkeit immer gerade offen vor den Augen der Welt zeigen? Kann Einer nicht ein heimlicher Sünder und Böſewicht ſein? Und wer ſieht denn dem Menſchen in's Herz? Iſt es alſo nicht eine frevelhafte Rede, wodurch man ſich die Allwiſſenheit Gottes zutraut, wenn man ſagt: Dieſe und jene Perſonen ſind große Sünder, oder dieſe und jene ſind brave und würdige Menſchen? Woher weißt du denn das? Wie kannſt du ſagen: Dieſer iſt fromm und gottesfürchtig? Kennſt du ſein Herz? Siehſt du ſein geheimes Leben? Seht, meine Lieben, da könnte jeder Einfaltspinſel herlaufen und ſagen: Dieſer da taugt nichts, er iſt ein ſchlechter Menſch und jener dort ein frommer. Wo käme da die geiſtliche Obrigkeit hin, wenn es Jedem frei ſtünde, Jemanden für gut oder ſchlecht zu erklären und ihm den Gehorſam aufzukünden? Wie würde es da mit dem Gehorſam gegen die Eltern ausſchauen, und mit dem der Dienſtboten gegen ihre Herrſchaften, wenn Kinder und Dienſtboten ſagen dürften: Meine Eltern, meine Hausleute ſind ſelbſt nichts nutz, ſündhafte, böſe Menſchen, folglich darf ich ihnen nicht gehorchen? Aller Gehorſam würde da aufhören! Es iſt alſo eine nichtswürdige, ſchlechte Ausrede, wenn die Aufwiegler und Ungehorſamen die Sünden der Geiſtlichen als Vorwand hinſtellen wollen, um ihnen den Gehorſam aufkünden zu können.

Freiheit! Freiheit! ſchreien ſie aber; o Freiheit!

welch ein süßes Gut! Freiheit zu glauben, wie man will und was man will! kann es etwas Herrlicheres geben? —

Wenn ihr in das Holz hinausgeht, da findet ihr allerlei Wild, das rennt kreuz und quer durcheinander, — seht, das ist die Freiheit, die diese Schreier wollen. Eine Freiheit, wie sie die Wilden in den Wäldern haben, die wie das liebe Vieh herumlaufen. Aber recht beim Licht beschaut, ist es nicht einmal wahr, daß sie dem Volke Glaubensfreiheit verschaffen. O nein, sie entreißen es nur der wahren Freiheit, die darin besteht, daß man der in der Kirche Gottes niedergelegten Wahrheit unterthan ist, und schlagen es in die eisernen Ketten frecher Ungebundenheit. O wie glücklich sind wir, meine Lieben, daß wir diesem Treiben fern sind, daß wir von diesen Schreiern nichts hören dürfen! Wir haben bisher unserer geistlichen Obrigkeit willig Folge geleistet, wir haben uns gehorsam und demüthig den Aussprüchen der heiligen Kirche unterworfen; alle Sonntage bekennen wir mit Herz und Mund: „Ich glaube festiglich Alles, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, weil du es geoffenbart hast, der du bist die ewige Wahrheit und Weisheit, so weder betrügen, noch betrogen werden kann." In diesem Glauben, meine Lieben, waren wir bisher glückselig! Wir wollen es auch fürderhin bleiben!

O könnte ich es rufen mit lauter, von allen deutschen Bergen wiederschallender Stimme, was ein großer Gottesgelehrter geschrieben hat: „Man wirft dir, katholischer Christ, vor, daß du die heilige Schrift durch die Brillen der Kirche anschauest; allein laß dich nicht irre machen, Brillen mußt du immerhin haben; gib nur Acht, daß du dir nicht von dem nächst besten Glasschleifer eine auf die Nase setzen lassest" *).

Nachdem wir nun die Nothwendigkeit des Gehorsams gegen die geistliche Obrigkeit eingesehen und erkannt haben, daß es nie und nimmer erlaubt sei, sich gegen die Kirche auf-

*) Möhlers Symbolik. S. 368. 6. Auflage.

zulehnen, haben wir noch in Erwägung zu ziehen, daß man auch der weltlichen Obrigkeit gehorchen müsse, und hievon im

zweiten Theil.

Wie man es mit der geistlichen Obrigkeit macht, so macht man es zuletzt auch mit der weltlichen. Darf man jener den Gehorsam verweigern, warum nicht auch dieser? Steht etwa diese auf festerer Grundlage? Hat etwa der Staat bessere Stützen, als die Kirche? Es ist eine alte Erfahrung: zuerst stürzt man den Altar um und hernach den Thron, und die Revolution gegen die Kirche erzeugt Revolution gegen den Staat. Noch nie ist so laut gepredigt worden gegen die weltliche Obrigkeit als heut zu Tage, weil noch nie so laut gegen die Kirche gepredigt werden durfte. Noch nie hat man von so viel Verschwörungen und Revolutionen gelesen, als seitdem man es für keine Sünde mehr hält, die Kirche Christi mit Füßen zu treten. Freiheit und Gleichheit! diese revolutionären Loosungsworte hat man zu keiner Zeit öfter gehört, als in der unsrigen.

Wie nun, ist es je erlaubt, sich gegen seine Obrigkeit aufzulehnen? So lange das Christenthum noch Anerkennung hat, nimmermehr. Denn das Christenthum lehrt, daß alle Obrigkeit von Gott sei. „Jedermann," spricht der heilige Paulus, „unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt, außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer sich demnach der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes, und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammniß zu" (Röm. 13, 1. 2.). Schon im alten Bunde sagt Gott: „Durch mich regieren die Könige, und die Gesetzgeber verordnen, was recht ist. Durch mich herrschen die Fürsten und die Gewaltigen verordnen Gerechtigkeit" (Sprichw. 8, 15. 16.). „Gottes

Spruch iſt auf den Lippen des Königs; ſein Mund wird im Gerichte nicht irren" (Sprichw. 16, 10.).

„Von dem Herrn, ihr Könige, iſt euch die Herrſchaft gegeben, und die Macht von dem Allerhöchſten" (Weish. 6, 4.).

„In Gottes Hand ſteht die Herrſchaft über ein Land; er erwecket ihm zu rechter Zeit einen tauglichen Regenten" (Sirach 10, 4.). „So ſpricht der Herr der Heerſchaaren, der Gott Iſraels, ſo ſollt ihr zu euren Herrn ſagen: Ich habe die Erde, die Menſchen und die Thiere, welche auf dem Erdboden ſind, gemacht durch meine große Kraft und meinen ausgeſtreckten Arm: und ich gebe ſie, wem ich will. Darum gebe ich nun alle dieſe Länder in die Hand Nabuchodonoſors, des Königs von Babylon, meines Knechtes, auch die Thiere des Feldes gebe ich ihm, daß ſie ihm dienen" (Jerem. 27, 4—6.).

Dieſe Stellen ſprechen die wichtige Wahrheit aus, daß, wer regiert, durch Gott regiert, daß ſomit der Obrigkeit gehorcht werden muß, und zwar nicht als hätte man Menſchen vor ſich, denen zu gehorchen wäre, ſondern Gott ſelbſt; denn alſo ſteht es geſchrieben: „Knechte, gehorchet den leiblichen Herrn mit Furcht und Zittern, in der Einfalt eures Herzens, gleichwie Chriſto, nicht als Augendiener, um Menſchen zu gefallen, ſondern als Diener Chriſti, die den Willen Gottes thun von Herzen und mit gutem Willen dienen, gleichſam dem Herrn und nicht den Menſchen" (Epheſ. 6, 5—7.).

Aber, ſagen die Aufwiegler und Widerſpenſtigen, die Obrigkeit drückt das Volk, ſie läßt ihm nicht Recht widerfahren; wer wird einer ſolchen Obrigkeit gehorchen? Wir brauchen rechtliche Miniſter, gute Beamte, milde Herrſcher, keine Blutſauger und Tyrannen; darum nieder mit ihnen!

Elende Volksverführer ihr! Wo ſteht geſchrieben, daß man

ſich gegen eine Obrigkeit auflehnen dürfe, auch wenn ſie kein gutes Regiment führt, auch wenn ſie eine Landplage ſein ſollte, unter der die Guten ſeufzen und die Schlechten triumphiren? Und wohin würde dieſer Grundſatz führen, wenn er Geltung bekäme? Seid ihr berufen, die Maaßregeln der Regierung zu unterſuchen und zu richten? Und nach welchem Maaßſtabe fällt ihr wohl euer Urtheil? Könnte da nicht Jeder herlaufen und über Bedrückung ſchreien, über Druck durch die Regierung? Könnte nicht heute dieſer, morgen jener ſich auflehnen, ſich ausredend, die Obrigkeit verhelfe ihm nicht zu ſeinem Rechte, laſſe ihn nicht aufkommen? Geſetzt aber auch, die Beſchwerden des Volkes hätten Grund, das Land ſeufze wirklich unter einem gottloſen, tyranniſchen Regiment, alle Welt erkenne und wiſſe die Nichtswürdigkeit der Gewalthaber: wäre das ein Vorwand zur Empörung? Wäre es erlaubt, auf dieſen Grund hin zu revoltiren, die Obrigkeit zu verjagen, den Tyrannen umzubringen und ein neues Regiment einzuführen? — Nimmermehr; denn ewig bleibt der Satz ſtehen: „Jedermann unterwerfe ſich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt, außer von Gott, und die, welche beſteht, iſt von Gott angeordnet.“ Das ſind zentnerſchwere Worte! Die Obrigkeit, die beſteht, heißt es, iſt von Gott angeordnet. Wenn es alſo auch eine unrechtmäßige Obrigkeit iſt, ein Herrſcher, der ſich eingedrungen hat, ein Eroberer, es muß ihm gehorcht werden. Der Herr war es, der im alten Bunde die Iſraeliten in die Hände des Eroberers Nabuchodonoſor gegeben hatte, ihm alſo mußten ſie gehorchen; der Herr war es, der in unſern Tagen Frankreich in die Hände Ludwig Philipps gab, der Polen drei Monarchen zutheilte, der Napoleon zum Tyrannen der Völker machte und warum anders, als daß ſie ihm gehorchten? Es iſt keine Gewalt, außer von Gott, und die, welche beſteht, iſt von Gott angeordnet. Man muß alſo gehorchen und Aufwieglung und Empörung iſt nicht erlaubt. So verhält es ſich auch bei einem tyranniſchen, grauſamen Könige, bei einem gewaltthätigen

und ungerechten Regimente. Auch eine ſolche Obrigkeit iſt von Gott geſetzt; Gott läßt ſie nämlich zu zur Züchtigung der Sünden der Völker oder als Feuerprobe, um im Guten bewährt zu werden. So hat Gott die Sünden Davids zugelaſſen und dafür das Volk geſtraft, um zu zeigen, daß die Völker für die Sünden der Könige büßen müſſen und umgekehrt. So mußte der unſchuldige Ludwig XVI. in Frankreich das Blutgerüſte beſteigen, um für die Sünden ſeines Volkes zu büßen. Schon die Heiden haben das erkannt *).

Was hätte nicht ſchon Chriſtus der Herr für Veranlaſſung gehabt, gegen die beſtehende Obrigkeit ſich aufzulehnen? Pilatus hatte ihn gegen beſſeres Wiſſen und Gewiſſen zum Tode verurtheilt; der Herr aber ſagte dazu weiter nichts, als: Du hätteſt keine Macht über mich, wenn ſie dir nicht von oben herab gegeben wäre.

Was hätten da nicht die Apoſtel für Veranlaſſungen gehabt, Aufruhr gegen die jüdiſche und heidniſche Obrigkeit zu predigen, und ſie haben es nicht gethan. Und erſt ſpäter, als die große Schlächterei begann und heidniſche Kaiſer und Statthalter die Chriſten ſchaarenweiſe niedermetzelten, ſie auf die unmenſchlichſte Weiſe marterten und hinſchlachteten: wäre es unter dieſen Umſtänden nicht doch wenigſtens erklärbar geweſen, wenn die Chriſten in Maſſe ſich gegen dieſe Wütheriche erhoben und die Tyrannen todtgeſchlagen hätten? Und ſie haben es nicht gethan. Hinſchlachten ließen ſie ſich wie die Lämmer; aber gegen die heidniſche Obrigkeit deßwegen ſich zu empören und zu den Waffen zu greifen, fiel ihnen nicht ein. Nun frage ich aber alle Revolutionäre, die je auf der Welt geweſen und noch ſind: Iſt ſeit der Zeit je ein Volk ſo behandelt worden, wie damals das Chriſtenvolk? Gibt es jetzt eine Nation, unter der ſo viel zu dulden und zu bluten wäre, wie damals? Nun, und wenn das nicht behauptet

*) Bekannt iſt der Spruch Virgils: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

werden kann, mit welchem Rechte, unter welchem Titel empört ihr euch denn gegen die Obrigkeit? Was für einen schönen Mantel könnt ihr denn eurer Schandthat umhängen? Womit entschuldigt denn ihr eure Königsmorde, eure königsmörderischen und hochverrätherischen Absichten? Hättet ihr noch ein Fünkchen Christenthum in euch, ihr würdet dulden und leiden, wie Christus, die Apostel und die ersten Christen geduldet haben — aber so seid ihr kaum getaufte Heiden!

O wie viel Unheil, welch unsägliches Elend haben diese Volksaufwiegler schon über die Menschheit gebracht, unter dem schönen Vorwande, dasselbe beglücken zu wollen! Und welch blutige Tage würden sie nicht jetzt noch über Deutschland heraufführen, wenn ihnen nicht die Hände zur Stunde noch gebunden wären? Freiheit! Freiheit! rufen sie, von Tyrannei, von Bedrückung wollen sie das Volk befreien, so geben sie vor; Freiheit und Gleichheit wollen sie herstellen, schreien sie; aber die Völker sind gewitzigt worden, sie haben diese Freiheit genug gekostet, diese Gleichheit schrecklich empfunden. Die Menschenrechte, sagten die Revolutionäre in Frankreich um 1789, die Menschenrechte müßten sie herstellen; und im Namen dieser Menschenrechte, dieser Freiheit und Gleichheit mußte dem König und allen denen, die etwas hatten und denen man etwas nehmen konnte, der Kopf abgeschlagen werden; ein einziger dieser Freiheitsmänner allein hat einer Million Menschen die Köpfe abhauen lassen. Man hatte einen eigenen Ausschuß errichtet, den man Wohlfahrtsausschuß hieß; dieser nahm sich so kräftig um die Wohlfahrt des Volkes an, daß er es haufenweise auf das Blutgerüste führen ließ. Und wohl gemerkt, das geschah Alles im Namen der Freiheit und Gleichheit. Bei uns in Deutschland hatten sich zu Luthers Zeiten auch die Bauern einmal übertölpeln und zur Revolution verleiten lassen. Alle Zehnten, hieß es, alle Steuern und Abgaben würden ihnen erlassen, sie sollten nur recht über Schlösser und Klöster herfallen. Und sieh da, sie thaten's,

ſengend und brennend zogen ſie daher, wurden aber mit blutigen Köpfen heimgeſchickt und ihrer 500,000 erſchlagen.

Seht, meine Lieben, das iſt das Ende aller Revolution; ſo ging's euch heute auch, ihr Landleute, wenn Verführer zu euch kämen und ihr ihnen Gehör gäbet. Es gibt einige ſolche Teufel in Menſchengeſtalt, die heut zu Tage herumgehen und namentlich die Handwerker und Arbeitsleute gegen die Regierungen aufzuwiegeln ſuchen. Zuerſt bringen ſie die Arbeiter um allen Glauben, verderben ſie in Grund und Boden, und ſolche Leute ſind dann, eben weil ſie nichts mehr zu verlieren haben, zu Allem fähig. In der Schweiz ſitzt eine ganze ſolche Bande, welche durch Schriften die Leute zu ruiniren und gegen die beſtehende Ordnung aufzuwiegeln ſucht.

O freuet euch, ihr lieben Landleute! daß wir in unſerm ſchönen Bayerlande, unter dem Schutze der Kirche und der weltlichen Obrigkeit vor dieſen Handlungen des Teufels geſichert ſind. Wohl mag es ſein, daß manchmal und jetzt gar in dieſen harten Zeiten die Steuern und Abgaben recht hart zu bezahlen ſind; wohl mag es ſein, daß ihr hie und da nicht zu eurem Rechte kommt, daß ihr von rauhen Beamten bei dem beſten Willen oft rauh und grob angefahren und behandelt werdet; allein laßt euch das nicht anfechten! Denkt: Sterben und Abgaben geben muß man überall. Denkt: jede Obrigkeit iſt von Gott eingeſetzt. Empörung iſt nie erlaubt, auf dieſem Wege darf man ſich nie Recht verſchaffen. Geht es euch ſchlecht, habt ihr über die Obrigkeit wirklich eine gegründete Klage, wird euch keine Hülfe, ſo müßt ihr bedenken: Auf dieſer Erde kommen gar Viele nicht zu ihrem Rechte, gar mancher Spitzbube geht unbeſtraft einher und manche Unſchuld, manche Wittwe und Waiſe iſt im Namen der Gerechtigkeit unterdrückt. Da müßt ihr euch denn mit einer höhern Obrigkeit vertröſten, die über die irdiſchen Obrigkeiten Gericht halten wird. Tröſten müßt ihr euch mit jenem, der geſagt hat: „Höret, ihr Könige, und werdet verſtändig; lernet, ihr Richter der Erde. Neiget die Ohren, die ihr

der Völker Menge beherrſchet, und euch gefallet in den Schaaren der Nationen; denn von dem Herrn iſt euch die Herrſchaft gegeben und die Macht von dem Allerhöchſten, der eure Werke unterſuchet und eure Gedanken erforſchet. Denn wenn ihr als Diener ſeines Reiches nicht recht gerichtet, das Geſetz der Gerechtigkeit nicht beobachtet, und nach dem Willen Gottes nicht gehandelt habt, wird er plötzlich und ſchnell über euch kommen, weil das ſtrengſte Gericht über die, ſo Andern vorſtehen, ergeht; denn einem Geringen widerfährt Barmherzigkeit, aber die Mächtigen werden mächtig geſtraft werden; denn Gott wird Niemands Perſon ausnehmen, noch irgend eine Größe ſcheuen, weil er den Kleinen wie den Großen gemacht hat und auf gleiche Weiſe ſorget für Alle. Den Stärkern aber ſteht eine ſtärkere Strafe bevor" (Weish. 6, 2—9.). Tröſten müßt ihr euch mit dem, der geſagt hat: „Ihr Herrn wiſſet, daß der Knechte Herr auch der eurige iſt im Himmel, und daß bei ihm kein Anſehen der Perſon iſt" (Epheſ. 6, 9.).

Auf dieſe Weiſe lebt ihr einer beſſern Hoffnung, die gewiß einſt verwirklicht werden wird, und alle Verſuchungen, über die Obrigkeit zu ſchimpfen oder gegen ſie widerſpenſtig zu ſein, werden an euch vorübergehen. Ja, Geliebte, folget der Obrigkeit, ſie ſei geiſtlich oder weltlich. Bedenkt die großen Wohlthaten, die euch durch ſie zufließen, bedenkt, daß ſie von Gott eingeſetzt ſind, daß man ihnen gehorchen muß, wenn auch Manches auf den erſten Blick anſtößig erſcheint, und heißes Blut macht, wenn auch noch ſo viel Menſchliches mitunterlauft. Dieſer Gehorſam macht euch wahrhaft frei, nämlich auf eine vernünftige Weiſe, und hier und dort glücklich. Amen.

Predigt

auf

das Fest Maria Lichtmeß.

Text: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist.“ Matth. 5, 16.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wir gehen heute mit brennenden Lichtern processionsweise herum, nachdem diese zuvor feierlich geweiht worden sind. Woher stammt wohl dieser Gebrauch und was hat er zu bedeuten? — Dieser Gebrauch, meine Lieben, stammt daher, weil am heutigen Tage unser Herr und Heiland Jesus Christus, der das Licht der Welt ist, zum erstenmale im Tempel erschien. Dieser Gebrauch, am heutigen Tage brennende Lichter in den Händen zu halten und sie bei der feierlichen Procession herumzutragen, ist schon über 1100 Jahre alt; der heilige Eligius und der heilige Ildephons, die im 7ten Jahrhunderte lebten, kennen diesen Gebrauch schon. Das Lichtmeßfest ist also eine Gedächtnißfeier, daß Jesus das geistige Licht ist, durch welches die Menschen, die in den Finsternissen der Unwissenheit und des Lasters saßen, in's Lichtreich der

Wahrheit und Tugend überſetzt wurden. Daran erinnern zuerſt die im heutigen Evangelium vorkommenden Worte des greiſen Simeon: „Meine Augen haben geſehen das Licht zur Erleuchtung der Heiden;“ beſonders aber die Lichterproceſſion, durch welche die Gemeinde zugleich dankbar ihren Entſchluß an den Tag legt, im Lichte Jeſu Chriſti wandeln zu wollen, ſo wie um die Gnade bittet, dieſen Entſchluß ausführen zu können, um einſt in jenes Reich zu kommen, wo ewiger Mittag iſt.

Ja, meine Lieben, brennende Kerzen bekommt ihr heute in die Hände, auf daß ihr im Lichte und nicht in der Finſterniß wandelt, auf daß ihr nicht bloß im einſamen Kämmerlein, nicht bloß, wenn es eure linke Hand nicht weiß, Gutes thut, ſondern auch öffentlich, vor euren Mitmenſchen; denn, gleichwie die Lichter, die ihr heute in den Händen traget, nicht bloß euch ſelbſt leuchten, ſondern auch Andern, ſo ſollt auch ihr nicht bloß für euch im Stillen gottſelig leben, ſondern auch Andere durch ein gutes Beiſpiel erbauen. Darum heißt es zwar auf einer Seite: „Wenn du Almoſen gibſt, ſo laß deine linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut,“ aber auf der andern Seite wird uns auch geſagt: „Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen, auf daß ſie eure guten Werke ſehen.“

Pflicht iſt es alſo, meine Lieben, daß wir unſerm Nächſten mit dem Lichte eines guten Beiſpieles vorleuchten; daran erinnert uns der Lichtmeßtag, daran erinnert uns der chriſtliche Gebrauch, am heutigen Tage Lichter in den Händen zu tragen. Und ſo wollen wir denn heute in dieſer Erbauungsſtunde dieſe hochwichtige Pflicht etwas näher in's Auge faſſen, und zwar:

Die Nothwendigkeit des guten Beiſpiels, I. Theil;
die Nützlichkeit des guten Beiſpiels, II. Theil.

Jeſus, unſer Herr und Heiland, du wahres und einziges Licht, zünde du heute die Lichter des guten Beiſpiels an, daß ſie nimmer erlöſchen mögen!

Erster Theil.

Eine alte Fabel erzählt folgende Geschichte: Ein alter Krebs ermahnte einen jungen, er solle doch nicht immer rückwärts gehen, sondern auch einmal vorwärts. Da gab aber der junge Krebs folgende Antwort: Gerne werde ich das thun, wenn ich einmal sehe, daß du es auch thust. In dieser einfältigen Fabel, meine Lieben, liegt eine sehr wichtige Lehre, nämlich die: Nie wirst du einen Menschen durch Worte zu etwas Gutem bringen, wenn du nicht selbst zuvor ein gutes Beispiel gibst. Daher das alte Sprichwort: Worte bewegen, aber Beispiele ziehen. Deßwegen hat Christus nicht mit der Predigt angefangen, sondern mit Beispielen. Nachdem er 30 Jahre hindurch Demuth in Beispielen geprediget, nachdem er durch 40tägiges Fasten, durch Verschmähung aller Pracht, aller Üppigkeit, aller Reichthümer schon längst geprediget hatte, fing er auch mit Worten zu predigen an. Und als die Apostel auftraten, da waren es nicht die Worte, nicht die Predigt, durch die sie die Welt überwanden, sondern es waren eben ihre Beispiele, ihre Werke, und so haben sie die Welt überwunden. Darum sagt der heilige Chrysostomus: „Nichts ist kälter, als ein Lehrer, der nur mit Worten weise ist; denn dieß ist nicht Sache eines Lehrers, sondern eines Schauspielers. Darum lehrten die Apostel zuerst durch Beispiele und dann durch Worte; ja sie hatten die Worte gar nicht nöthig, da ihre Werke selbst so laut sprachen“ *). „Christus,“ sagt der heilige Basilius, „hat deßwegen die menschliche Natur angenommen, damit er an sich wie an einer Tafel uns die wahre Frömmigkeit abmalte, und sie uns so zur bestmöglichsten Nachahmung wie ein Musterbild vor Augen stellte; denn um keiner andern Ursache

*) Hom. 1. in act.

willen hat er unſern Leib angenommen, als daß wir ſo viel wie möglich ſein Leben nachahmen ſollen" *). Das haben auch die Heiligen Gottes recht gut verſtanden; ſie haben gar wohl gewußt, daß alle Worte nichts oder nur wenig helfen, wenn nicht die That, das Beiſpiel dem Worte Nachdruck gibt. „Wie kann denn Einer," ſagt der heilige Athanaſius **), „einen Andern mit Öl ſalben, wenn er ſelbſt keines hat?" Man erzählt vom heiligen Franziskus Seraphikus ***), daß er mit ſeinem Bruder einſt fortging, um zu predigen, wie er ſagte. Als ſie nun durch die ganze Stadt gegangen waren, gingen ſie wieder heim. Da ſagte der Bruder zu Franziskus: Hab' ich doch gemeint, wir predigen! Wir haben ſchon gepredigt, gab der Heilige zur Antwort, nämlich durch das Beiſpiel. So machte es auch der heilige Dominikus †), der ſo viele tauſend Irrgläubige wieder zur katholiſchen Kirche zurückgeführt hatte: er bezog mit ſeinem Gefährten bei adeligen und ſehr vornehmen Leuten eine Wohnung, um dort nicht durch Worte, ſondern durch die äußerſte Strengheit ſeines Lebens, alſo durch das Beiſpiel zu predigen. So erhielt der heilige Franz von Borgias ††) vom König einſtmals den Befehl, auf die Kanzel zu gehen, obwohl er nicht vorbereitet war; denn es ſei genug, meinte der König, daß er durch ſein Beiſpiel predige, er brauche gar kein Wort zu ſagen.

Seht, Geliebte, ſo ſehr iſt das gute Beiſpiel nothwendig und ohne dieſes haben die Worte keinen Werth. Das haben auch die Heiden ſchon gar gut erkannt; darum ſagte ein heidniſcher Philoſoph †††): „er wolle lieber einen einzigen Indianer

*) C. 2. in constit. monast.

**) Qu. 120.

***) In vita.

†) Surius in vita 4. Aug.

††) Rodrig. part. 3. tr. 1. vit. lib. 2. c. 15.

†††) Zeno; ſ. bei Clem. Alex. strom. lib. 2.

sehen, der freiwillig in's Feuer springt, als Andere, die vom Geduld und Ertragung reden." Darum nannte der heidnische Gesetzgeber Solon*) das Volk den Schatten der Fürsten; denn gleichwie der Schatten die Figur eines Körpers darstellt, so zeigen sich auch am Volke, wie an einem Schatten, die Eigenschaften der Fürsten. Ein Anderer nannte das Volk den Spiegel der Fürsten; denn wie der Spiegel den wieder anlacht, der hineinlacht, und zu dem herausweint, der hineinweint, und alle die Mienen und Geberden nachmacht, die ihm vorgemacht werden: so prägt auch das Volk die Sitten und Eigenschaften der Fürsten an sich aus. Kaiser Karl pflegte daher zu sagen: Wenn er in eine Stadt käme, so schaue er auf drei P, nämlich ob die Stadt einen guten Pastor oder Geistlichen, einen guten Vorstand oder Prätor und einen guten Schullehrer oder Präceptor habe; finde er diese drei P in gutem Zustande, dann zweifle er nicht, daß es auch um die Stadt gut stehen müsse **).

Seht da, meine Lieben, wie nothwendig das gute Beispiel ist, namentlich der Vorgesetzten. Aus ihrem Beispiele, aus ihrem Wandel läßt sich auch der Zustand ihrer Untergebenen entnehmen. Darum sagt ein altes Sprichwort: Wie der Hirt, so die Heerde. Das Volk richtet sich nach dem Willen des Herrn, wie das Fähnlein am Dach nach dem Wind.

Da redet sich nun Mancher aus, der sich die Sache leicht machen will, und sagt: Ich gebe kein schlechtes Beispiel. Ich thue nichts Unrechtes, wer kann mir was nachsagen? Halt, lieber Freund! mit dieser Ausrede kommst du nicht durch! Du sagst: du gibst kein schlechtes Beispiel, und dadurch möchtest du deine Faulheit entschuldigen, weil du kein gutes gibst. O, meine Lieben, da gibt es viele große Herrn in den Städten, die da sagen, sie geben kein schlechtes Beispiel!

*) Engelgr. emblem. 18. Luc. Evang.

**) Ibidem.

Man kann ihnen nichts Schlechtes nachsagen, aber auch — nichts Gutes. Wer aber kein gutes Beispiel gibt, der gibt schon ein schlechtes; denn einen Mittelweg gibt es da nicht; ist Einer nicht gut und nicht schlecht, so ist er eben lau; er ist weder warm, noch kalt, und solche Menschen gibt es namentlich unter den höhern Ständen in Masse. Entweder muß Einer sein Licht leuchten lassen oder nicht; einen Mittelweg gibt es da nicht. Aber das ist eben das Schlimme, daß sich Andere, daß sich das gemeine Volk auf solche Leute dann ausredet und sagt: Nun, ein solcher Herr will ja doch auch in den Himmel kommen; er muß es besser wissen, wie wir. Dieser Herr geht das ganze Jahr in keine Kirche, man sieht ihn nicht beichten, man weiß nicht, ob er ein Christ oder ein Heide ist; geht es diesem hin, warum nicht auch uns? Und so macht es dann die gemeine Welt, wie die vornehme Welt, und dabei will Alles grundehrlich und rechtschaffen sein.

Was sagt ihr dazu, meine Lieben? Wie schaut es mit unserm Beispiele aus? O da dürfen wir Alle miteinander reumüthig an die Brust schlagen, wir allzumal, die wir Vorgesetzte, überhaupt solche sind, welche Untergebene haben. Wie leicht kann da der Geistliche gutes Beispiel unterlassen, wo er es geben sollte, da Aller Augen auf ihn gerichtet sind, da die Heerde nach dem Hirten sich richtet! Und wie oft hättest du, Hausvater und Hausmutter, ein gutes Beispiel geben sollen und hast es nicht gethan! Hast gemeint, es sei gar nicht nöthig, es werde auf bloße Worte hin auch schon gehen! Hast den Dienstboten geschafft, sie sollen in die Kirche gehen und bist selbst zu Hause sitzen geblieben; hast ihnen aufgetragen, sie sollen nicht spielen, nicht sich volltrinken und nicht nächtlicher Weile herumschwärmen, und du hast es vielleicht selbst gethan! Sieh, darum ist all dein Reden vergebens gewesen; Worte allein helfen nicht; die Untergebenen reden sich dann aus, und du hast zuletzt nichts anders, als die traurige Ausrede: „Haltet euch an meine Worte, aber nicht an meine Werke!“ — So thut es nun nicht gut.

Ihr müßt euer Licht leuchten lassen vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen, und dann wird das gute Beispiel auch einen Nutzen haben; aber hievon im

zweiten Theil.

Die Natur der Sache bringt es schon mit sich, daß man durch das gute Beispiel zur Nachfolge angeeifert wird, indem man da seine eigene Mangelhaftigkeit erst recht einsieht. Schon bei der unvernünftigen Natur ist dieß der Fall. So z. B. können die Weinrebe und der Epheu von freien Stücken nicht emporwachsen; sie müssen an andere Bäume angebunden werden und an denen schlingen sie sich nach und nach immer höher empor *). So ist es auch bei einem Pferderennen. Das faulste Pferd **), das sonst kaum gehen mag, fängt, so gut es kann, zu laufen an, sobald es die andern laufen sieht. Und wenn wir zum Himmel emporschauen und es auch nicht blitzt und donnert und wettert, so ladet er stillschweigend durch seinen Anblick allein schon zum Lobe Gottes ein, zumal wenn Nachts die glänzenden Sterne erscheinen. Seht, Geliebte, so werden auf gleiche Weise die Menschen durch die guten Beispiele Anderer, auch wenn sie nicht reden, erbaut ***). „Die Vögel des Himmels," sagt der heilige Gregor der Große †), „schlagen einander mit ihren Flügeln, und so eifern sich auch die Heiligen in ihrem Streben nach oben durch gegenseitige gute Beispiele an; denn der hat mich mit seinem Flügel geschlagen, der durch sein Beispiel mich zu größerer Vollkommenheit entflammt, und ich schlage mit meinem Flügel ein benachbartes Geschöpf, wenn ich manchmal Einem ein gutes Werk zur Nachahmung hinstelle."

*) Staplet. tom. 8. in Dom. 20. post Pent.

**) S. Clim. lib. 6.

***) S. Chrysost. hom. 8. in Genes.

†) Lib. 24. mor.

Weil die Beispiele es sind, die am meisten zur Nachfolge bewegen, so hat auch der heilige Geist dafür gesorgt, daß uns in der heiligen Schrift die schönsten Beispiele zur Nachahmung hingestellt sind. Deßwegen sagt der heilige Thomas von Villanova*): „In Wahrheit macht das Beispiel mehr Eindruck auf die Menschen, als das Wort; deßwegen hat der heilige Geist, der Überlieferer und Erfinder dieser Kunst, wohl wissend, wie sehr die Nachahmung ein seliges Leben fördere, fast in der ganzen heiligen Schrift verschiedene Beispiele der Heiligen auseinandergestreut und den Gläubigen zur Nachahmung vorgestellt." Denn: „Es mag Einer noch so zierlich reden," sagt der heilige Ambrosius**), „das, was mir nützt, lerne ich doch besser durch die Beispiele der Heiligen, als durch eine wohlgefügte Rede; denn schneller überzeugen mich die Augen von dem, was sie sehen, als das Ohr mir das beibringen kann, was vorübergeht. Denn was man hört, vergißt man schnell, was aber vor Augen liegt, sieht man immer."

Das haben die Heiden schon gewußt, deßhalb haben sie durch ihr eigenes Beispiel Andere zur Nachahmung fortgezogen. Von König Alexander dem Großen erzählt die Geschichte, daß, als er in das Innere Asiens vordringen wollte, seine ermüdeten Soldaten, als sie die ungeheuren Gebirge vor sich liegen sahen, nicht mehr weiter gehen wollten, weil sie meinten, sie seien jetzt am Ende der Welt. Was that nun Alexander? Er sprang vom Pferde herab, stellte sich an die Spitze, drang muthig und unerschrocken vorwärts, und so hauchte er seinen Soldaten einen neuen Geist und neues Leben ein. Ein andersmal erzählt die Geschichte, zog er mit seinen Soldaten durch eine lange Wüste, wo es kein

*) Conc. 2. domin. 2. quadrag.

**) Serm. 23. de Sanct.

Wasser gab. Die Soldaten fingen an zu murren und wollten nicht mehr weiter gehen. Da ließ sich Alexander ein Glas Wasser reichen, das man mit genauer Noth noch für den König hatte auftreiben können, und als er es in der Hand hatte, schüttete er es im Angesichte seiner Soldaten in den Sand, so sehr ihn selbst der brennende Durst quälte. Ein solches Beispiel wirkte; die Soldaten faßten neuen Muth, schritten kühn vorwärts und langten glücklich am Ende der Wüste an. (Bei Curtius.) Seht, so hat gar oft schon das Beispiel des Feldherrn im entscheidenden Augenblicke, wo Alles schon verloren schien, den Ausschlag gegeben.

Haben nun, meine Lieben, Weltleute es nicht verschmäht, ein gutes Beispiel zu geben, um ihre irdischen, oft ehrgeizigen Pläne durchzusetzen, wie werden sich nicht erst die Heiligen Gottes bemüht haben, durch gute Beispiele zur Nachfolge anzuspornen! Und sie haben es auch gethan und haben durch ihr heiliges Leben Wunder der Bekehrung gewirkt. In Augsburg war im Jahre 304 eine verrufene Weibsperson, Namens Afra. Ihre Mutter war eine Heidin und hatte ihre Tochter in aller Liederlichkeit abgerichtet, so daß ihr Haus in der ganzen Stadt bekannt war. Da kam einstmals der christliche Bischof Narcissus auf der Flucht nach Augsburg und nahm in diesem Hause Einkehr, ohne zu wissen, welch ein verrufenes Haus es sei. Afra bewirthete ihren Gast, den sie nicht kannte, mit seinem Bedienten auf's Prächtigste, weil sie nicht anders meinte, als daß die Fremdlinge in unreiner Absicht in ihr Haus gekommen wären. Wie erstaunte sie aber, als sie sah, wie beide Fremde, bevor sie einen Bissen aßen, mit größter Andacht beteten! Ihr Staunen ging aber erst in völligen Schrecken über, als sie hörte, daß ein christlicher Bischof in ihrem Hause sei; denn sie hatte wohl schon von den Christen und ihrem Abscheu vor aller Unzucht gehört. Noch entdeckte sie sich nicht. Als sie aber den Bischof mit seinem Gefährten die ganze Nacht wachen und beten hörte: da traf sie der Strahl der göttlichen

Gnade, sie konnte sich nicht mehr halten, stürzte dem Bischof zu Füßen, bekannte ihm, daß sie die größte Sünderin in der ganzen Stadt sei, und bat ihn um Aufnahme in die christliche Kirche. Und sieh da, nachdem er sie in den nöthigen Wahrheiten des Glaubens unterrichtet hatte, gab er ihr die heilige Taufe und sie starb als Martyrerin, deren Fest die Kirche am 5. August feiert *). — Seht, so hat das Beispiel dieses Mannes diese verschreite Person zu einer Heiligen gemacht. So wurden Tausende und abermal Tausende durch die Sittenreinheit und Eingezogenheit der Christen, so wie durch ihre heldenmüthige Geduld in Übertragung der größten Martern und des qualvollsten Todes zum Christenthume bekehrt; überhaupt waren es nicht so fast Worte, sondern Thaten und Beispiele, wodurch die Christen predigten und Alles an sich zogen.

Ich will euch auch aus der neuern Zeit ein paar auffallende Beispiele erzählen, welche Wunder von Bekehrung die Heiligen gewirkt haben. Es lebte zu Zeiten Luthers, also vor 300 Jahren, ein spanischer Offizier, Namens Ignatius von Loyola. Er war ein tapferer Kriegsmann und als solcher allgemein geachtet. Allein, wie es im Militärstande gewöhnlich geht, sein Sinn wurde ganz verweltlicht, und die Pflichten eines Christen unterblieben. Da geschah es, daß zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich ein Krieg ausbrach; Ignatius war mit seinen Soldaten in der Festung Pampelona und vertheidigte sie. Da geschah es, daß ihm bei einem Ausfalle von einer feindlichen Kugel ein Bein zerschmettert wurde. Ignatius, dadurch untauglich zum Kriegsdienste, wurde auf's Krankenlager hingestreckt und mußte sich einer schmerzhaften Operation unterziehen, die er aber mit Heldenmuth übertrug. Da bekam er denn Langweile und verlangte zum Zeitvertreibe einige Romane und Liebesgeschichten zum Lesen. Sonderbarer Weise aber fand sich gerade kein

*) Apud Surium.

solches Buch vor, sondern das Leben Christi und der Heiligen. Was wollte er machen? Die Zeit mußte er sich doch vertreiben; so griff er denn zu und las. Und je mehr er las, desto lichter wurde es in seiner Seele, desto mehr fing er an, die Eitelkeit seines bisherigen Lebens einzusehen; er fand immer mehr Geschmack an diesen Büchern und fühlte sich in seinem Innern angetrieben, die hohen Tugendbeispiele der Heiligen nachzuahmen. Er sagte zu sich selbst: Diese Männer, die gegen ihr Fleisch so feindlich gesinnt und für die Eitelkeiten dieser Erde so todt sind, waren von keiner andern Natur, als ich bin; warum sollte ich nicht Alles thun, was sie gethan haben? Und da faßte er denn Muth und die heiligsten Vorsätze. Lange machte ihm der Teufel bange; lange wollte er seine Eitelkeit nicht lassen, unterzog sich sogar einer zweiten schmerzhaften Operation, um eines seine körperliche Schönheit entstellenden Überbeines los zu werden und die Verkürzung des andern Fußes zu verhüten. Endlich aber entschloß er sich, sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen, und nachdem er gesund geworden war, verließ er das väterliche Haus, verkaufte seine kostbaren Kleider, zog ein Bußkleid an, geißelte sich alle Tage und bettelte sein Brod vor den Thüren. Als er schon dreiunddreißig Jahre alt war, setzte er, der ehemalige stolze Ritter, sich unter die Schulknaben hinein, um die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen, und dieser Ignatius, meine Lieben, ist es nun, welcher der Stifter der so berühmten Gesellschaft der Jesuiten geworden ist, welche die Kirche Christi in den damaligen so gefährlichen Zeiten so kräftig unterstützt hat. Und wodurch ist nun dieser Mann aus einem leichtsinnigen Krieger ein so großer Heiliger geworden? Wodurch anders, als durch die Beispiele Jesu Christi und der Heiligen *). Dieser nämliche heilige Ignatius ist es auch, der nach seiner Bekehrung sein ganzes Benehmen dermaßen nach den Regeln der Vollkommenheit

*) Siehe dessen Lebensgeschichte.

einrichtete, daß Ludwig Conſalvus geſtand, zu keiner Zeit der Leſung und des Gebetes ſei er ſo ſehr zur Liebe Gottes entflammt worden, als wenn er den heiligen Ignatius angeſchaut hatte *). So wird auch von dem ſeligen P. Rodriguez **) aus der Geſellſchaft Jeſu erzählt, daß durch den bloßen Anblick Alle, die ihn ſahen, erbaut wurden und ſich zur Andacht entflammt fühlten, indem das inwendig glühende Feuer der Andacht gleichſam eine Art Ausdünſtung nach außen hatte, wie das Feuer im Rauche ſich nach außen bemerkbar macht. So wird auch in ſeinem Leben erzählt, daß er bei der Meſſe mit ſolcher Auferbauung miniſtrirte, daß alle Anweſenden davon ergriffen wurden und die Prieſter, wenn ſie nur wußten, daß er am Altare diene, von einer beſondern Andacht ſich entflammt fühlten. Deßwegen trachteten viele Weltleute beiderlei Geſchlechts, der Meſſe beiwohnen zu können, wobei er miniſtrirte, weil ſie die Erfahrung hatten, daß durch ſeinen Anblick ſchon ein eigenes Feuer im Herzen ſich entzünde. — So wird auch vom heiligen Philippus Nerius ***) erzählt, daß er einſt, als er noch nicht Prieſter war, vor dem heiligſten Altarsſakramente ſeinen Mitgenoſſen eine Predigt hielt, durch die er 30 ausgelaſſene Jünglinge bekehrte, und die Geſchichte bemerkt, daß dieſe Bekehrungen nicht auf Rechnung der Zierlichkeit ſeiner Rede und ihrer Ausarbeitung kamen, ſondern vielmehr eine Wirkung der großen Hochſchätzung waren, die ihm wegen ſeines heiligen Lebenswandels zu Theil ward; Viele, die in der Abſicht zu ihm gekommen waren, um ihn zu verſpotten und auszulachen, wurden, als ſie einen Weltmann von geiſtlichen Dingen reden hörten, ſo ergriffen, daß ſie ſich bekehrten. — Die Geſchichte erzählt auch von einem Jeſuiten-Miſſionär Johannes Fernando †), daß, als er im Jahre 1551 in einer Stadt

*) Platus lib. 1. c. 26.

**) Vit. lib. 1. c. 11.

***) Vit. lib. 1. c. 8. n. 3.

†) Maffei lib. 14. hist. Indian.

in Indien predigte, ein Japaneser im Vorübergehen ihm in's Gesicht spie. Er aber, ohne nur das Gesicht zu verziehen oder ein Wort zu sagen, zog sein Sacktuch heraus, trocknete sich das Gesicht und fuhr fort, zu predigen. Als der Heide dieß sah, griff es ihn so stark an, daß er nach der Predigt sogleich zum Missionär ging, sich im christlichen Glauben unterweisen ließ und der Erste war, der in jener Stadt getauft wurde. —

Nun, meine Lieben, glaube ich euch aus den Beispielen der Heiligen genug dargethan zu haben, wie nothwendig und nützlich das gute Beispiel ist. Lichter waren die Heiligen Gottes, Lichter können und sollen auch wir sein. Nicht bloß heute bei der Prozession um die Kirche sollt ihr Lichter in den Händen tragen; nein, ihr sollt euer Licht immerdar leuchten lassen vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist. Nicht Alle traget ihr zwar Lichter in den Händen, wie ihr hier heute zugegen seid; aber Alle sollt ihr allezeit mit dem Lichte des guten Beispieles leuchten. Nicht bloß der heutige Tag soll ein Tag des Lichtes sein, sondern alle Tage. Oder was soll es euch denn helfen, wenn ihr jetzt reines Wachslicht in den Händen traget, zu Hause aber schüret ihr das grimmige Feuer des Zwiespalts, der Rache, des Zornes und der Feindschaft an? Was soll es helfen, wenn ihr jetzt Wachslichter in Händen habt, und im Jahre hindurch begeht ihr Werke der Finsterniß, welche das Licht scheuen? Was hilft es euch, ihr ledigen Leute, wenn ihr heute Lichtmeß feiert, auf den Tanzböden und in unrechten Kameradschaften aber zündet ihr die stinkende Flamme unzüchtiger Begierden, Reden und Handlungen an? Schaut sie nur recht an heute die geweihten Kerzen, die ihr in Händen habt! Seht, diese Kerze bedeutet Jesum, der das Licht der Welt ist; dieß Licht dringt überall hin und es gibt keine Finsterniß, durch die dieß Licht nicht zu dringen im Stande wäre: „Die Augen Gottes sind heller, als die Sonne, und schauen auch in die

verborgenſten Winkel.“ Dieſes Licht wird euch überall unſichtbar umgeben, wo ihr ſeid, und wenn ihr meint, ihr ſeid ſicher, ewige Finſterniß ziehe ihren Schleier über eure finſtern Werke — nicht wahr iſt es, es iſt ein Licht, das ihr nicht ſehet, das aber euch ſieht und das einſt am jüngſten Tage all euer Thun und Laſſen zu eurer Schande beleuchten wird. Wohlan denn, ſo laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen! Ziehet an die Waffen des Lichtes! Wandelt wie am hellen Tage, daß jeder Tag für euch ein Lichtmeßtag ſei! Jeden Tag ſollt ihr die brennende Kerze des guten Beiſpieles in Händen tragen! Ihr Hausväter und Hausmütter ſollt voranleuchten euren Untergebenen! Ihr Jünglinge und Jungfrauen euren kleinen Geſchwiſterten! Wir Alle ſollen einander gegenſeitig erbauen, und wenn unſer Mund nicht ſpricht, ſo ſollen doch unſere Werke ſprechen. — So laſſet denn vom heutigen Tage an ein anderes Licht leuchten, als bisher in manchen Häuſern geleuchtet hat. Einen Lichtſtock zündet ihr heute Abends an und betet dabei — gut — laſſet den Lichtſtock brennen das ganze Jahr in euren Häuſern! Es iſt der Lichtſtock des guten Beiſpieles! Aber löſchet die andern Lichter, die rauchenden, die ſtinkenden, die ungeſunden dabei aus! Ja, löſchet aus die Pechfackel der Zwietracht und Uneinigkeit, die bisher einen ſo üblen Geruch in manche Häuſer gebracht hat, und zündet an das reine Wachslicht ehelicher Liebe und Einigkeit. Löſchet aus die verzehrende Brandfackel des Zornes, und zündet dafür die ſtille, ſanfte Wachsflamme der Geduld und Sanftmuth an! Nicht mehr ſoll man blitzen ſehen in euren Häuſern das gräßliche Wetterleuchten des Fluchens und Scheltens und der Gotteslästerung, ſondern die friedliche Flamme der Gottergebenheit und Erbauung flimmere in euren Häuſern! Ja, löſchet aus die ſtinkende Schmutzflamme garſtiger und eckelhafter Reden, Scherze, Geſänge und Unterhaltungen und es brenne in euren Zuſammenkünften und Geſellſchaften nur mehr die reine Wachsflamme chriſtlicher Heiterkeit und Freude! Ja, ertödtet das Feuer der unreinen

Luſt, unreiner Begierden und Empfindungen in euren Herzen und zündet dafür an die reine Opferflamme eines gottgeweihten Herzens! Dann iſt es licht, dann iſt immer Lichtmeß, nicht bloß heute iſt dann die Meſſe licht; nein, alle Tage, weil ihr alle Tage dann mit dem Lichte des guten Beiſpieles zum ewigen Lichte, das täglich auf unſern Altären geopfert wird, wie es heute zum erſtenmal im Tempel zu Jeruſalem geopfert worden iſt, kommet, und dann können wir uns getroſt der Hoffnung hingeben, daß wir, wie wir hier im Lichte des Glaubens gewandelt haben, einſt nach den finſtern Gefahren dieſes Lebens in's ewige Lichtreich des Himmels gelangen werden. Amen.

Predigt

auf

den vierten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Text: „Und sieh, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde.“ Matth. 8, 24.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Es kann nichts Grauenhafteres geben, als während eines fürchterlichen Sturmes mitten auf dem Meere zu sein. Unten öffnet sich ein meilentiefer, fürchterlicher, schwarzer Abgrund, der Alles zu verschlingen droht, oben zerreißt der Blitz in die Länge und Quere alle Augenblicke das Gewölbe des Himmels; wie bei einer Sündfluth stürzen die Wasserströme hernieder, die Stürme toben, die Donner brüllen, die Blitze zucken, die Wellen thürmen sich berghoch auf — der Himmel scheint das Meer begraben und das Meer den Himmel verschlingen zu wollen. Und in diesem wüthenden Kampfe der tobenden Elemente denkt euch nun ein schwaches, gebrechliches Fahrzeug, ein Schifflein mitten auf dem Meere! Was muß das für eine Angst, für ein Jammergeschrei auf einem solchen

Schiffe ſein? Oben ſcheint die Unglücklichen der Himmel mit ſeinen Blitzen, unten aber das Meer mit ſeinen Wogen vernichten zu wollen; in dieſem Augenblicke fährt das Schiff pfeilſchnell in den Abgrund hinab, in dem andern wird es wieder thurmhoch emporgeſchleudert, und keinen Augenblick ſind ſie ſicher vor einem gewiſſen, augenblicklichen Untergange.

Seht, Geliebte, in einer ſolch ſchlimmen und gefährlichen Lage befanden ſich nach dem heutigen Evangelium einſtmals die Jünger, als ſie in einem kleinen Schifflein auf dem Meere fuhren. Es erhob ſich ein großer Sturm, heißt es, auf dem Meere, ſo daß das Schiffchen mit Wellen bedeckt wurde. Die Jünger wußten vor Angſt nicht mehr, was ſie anfangen ſollten; zum Glück hatten ſie Jeſum bei ſich, der gerade ſchlief; ſie weckten ihn daher auf und ſagten: Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde. Und er ſtand auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille.

Meine Lieben, wie wäre wohl uns zu Muthe, wenn wir uns mitten auf dem Meere während eines ſolchen Sturmes befänden? — Wie aber, wenn ich euch ſage, wir befinden uns wirklich auf einem Schifflein, mitten im Sturme, mitten auf dem Meere? Werdet ihr mir das wohl glauben? Wir verſpüren ja nichts davon, ſagt ihr. Das thut nichts, meine Lieben! dennoch iſt es ſo. Seht, dieſes Schifflein, das auf dem Meere ſchwimmt, iſt die katholiſche Kirche; die Jünger, die ſich auf dieſem Schifflein befinden, ſind wir; die Stürme, die dieſes Schifflein zu verſchlingen drohen, ſind die Irrlehren, die Spaltungen und Ketzereien. Ein Glück iſt es, daß wir Jeſum bei uns haben, ſonſt wäre es ſchon längſt zu Grunde gegangen. Es fahren zwar noch viele andere Schifflein auf dem Meere herum, die alle die Kirche Chriſti vorſtellen, alle Jeſum bei ſich haben wollen; allein

nur Ein Schifflein hat Jeſum bei ſich, I. Theil;
alle andern aber nicht, II. Theil.

Erſter Theil.

So lang man in der Welt Schiffe baut, hat es noch keines gegeben, auf dem Jemand geweſen wäre, der den Winden und Wellen hätte gebieten können, daß dieſe ihm gehorcht hätten. Nur Eines gibt es, meine Lieben! das ſchon faſt zweitauſend Jahre auf dem Meere herumſegelt und dennoch nicht zu Grunde geht, dennoch immer allen Stürmen Trotz bietet. Zwar haben die Wellen ſchon oft dieſes Schifflein bedeckt und es im Abgrunde des Meeres zu begraben gedroht; allein es war immer Jeſus darauf, der den Wellen gebot, daß ſie ſich wieder ſpiegelglatt niederlegten. Es hat Zeiten gegeben, wo dieſes Schifflein fortwährend im Blut gehen mußte; im Blute wollte man es öfters verſenken. Eine ſolche Zeit, meine Lieben, waren jene drei erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche, wo ſo viele Millionen Martyrer, die alle im Blute getauft waren, ſich auf dem Schifflein befunden hatten. Da hat nämlich der böſe Feind gemeint, er könne das Schifflein der Kirche im eigenen Blute ertränken. Allein als dieß in die Länge gedauert hatte und die Jünger in ſchrecklichem Angſtrufe den Herrn, der zu ſchlafen ſchien, aufweckten: da gebot der Herr dem Blutmeere und es wurde ſtille. Aber es gab nicht lange Zeit ein gutes Fahrwaſſer; es kamen neue Stürme. Wie der Teufel ſah, daß er das Schifflein nicht im Blute ertränken könnte, da fing er es ſchlauer an. Er machte es nämlich wie ein Feldherr, der den Feind dadurch aufzureiben ſucht, daß er Zwieſpalt und Uneinigkeit unter ihn bringt. Er hauchte daher von Zeit zu Zeit Einigen von der Schiffsmannſchaft den Geiſt der Empörung ein; und ſobald die Rebellen aus dem Schiffe hinausgeſtoßen wurden, nahmen ſie ſich von der alten Schiffseinrichtung gerade mit, was ihnen gefiel, zimmerten ſich neue Schiffe und fuhren nun auch hinaus, um mit dem alten Schifflein, das ſie ausgeſtoßen hatte, Krieg anzufangen. Dieſes aber läßt ſich nicht irre machen; wenn auch die

draußen von ihren neuen Schiffen her noch ſo heftig anrücken; es iſt ein Steuermann auf dem Schifflein, der nur zwei Wörtchen zu ſagen braucht: Still und ruhig, und alles Toben der Feinde hat ein Ende. Das Schiff ſelbſt aber, obwohl nur „Schifflein“ genannt, iſt das beſte Admiral- und Linienſchiff, das je gebaut worden iſt. Sein Kiel iſt Fels, ſeine Seitenwände ſind wie Feſtungswälle, ſein Geſchütz iſt das Schwert des Geiſtes, ſein Maſtbaum iſt das Kreuz, ſein Kompaß das Evangelium und ſein Admiral — Jeſus Chriſtus. Gegen dieſes Schiff ſegelte einſt die ganze heidniſche Flotte und ſie konnte es nicht in den Grund bohren; gegen dieſes Schiff zog ſchon die ganze türkiſche Seemacht aus und konnte ſeiner nicht Meiſter werden; gegen dieſes Schiff zog von jeher die ganze Seemacht der Ketzer und Spaltungsſtifter; gegen dieſes Schiff zieht in unſern Tagen nochmals die ganze feindliche Flotte der Sektirer, die durch neue Boote verſtärkt worden iſt, nochmals zieht ein neues Heidenthum zu einem furchtbaren Seetreffen gegen dieſes Schifflein aus; allein es iſt früheren Erfahrungen gemäß zum voraus gewiß, wer den Sieg davontragen wird. Und ſo ſegelt dieſes Schiff ſchon ſeit dem erſten Pfingſttage, an dem es in Jeruſalem vom Stapel gelaufen, langſam um die Welt herum; ſeine Flagge weht majeſtätiſch über dem unermeßlichen Weltmeere hin, ſichtbar allen Nationen und Ländern und darauf ſteht geſchrieben: Jeſus Chriſtus. Und allerwärts landet es, dieſes Schiff, und ladet die Völker weit und breit ein, an ſeinen Bord zu ſteigen, um ſich vor dem Schiffbruche des Lebens zu retten. Und dieſes Schiff iſt wohl verproviantirt und es ſteht nie zu befürchten, daß eine Hungersnoth auf demſelben entſtehe. Reichlich iſt die Tafel fortwährend mit ſieben Gedecken gedeckt, je nach dem Nutzen und Bedarf der Schiffsmannſchaft. Die von dem Schiffsadmiral aufgeſtellten Speiſemeiſter harren nur des Winks und alle Bedürfniſſe, die das geiſtliche Leben erheiſcht, werden befriedigt. Zwar ſetzt ſich auch auf dieſem Schiffe öfters ein Bodenſatz

an, unter dem zahlreichen Schiffsvolke selbst reißt oft ansteckende Krankheit ein; allein es ist auf diesem Schiffe auch eine gute Apotheke und eine Anzahl Ärzte; diejenigen nun, die geheilt werden wollen, erlangen ihre Gesundheit wieder; Andere aber, die keine Arznei nehmen wollen und die Hülfe der Ärzte verachten, werden aus dem Schiffe geschafft und dem verdienten Verderben preisgegeben. Die Schiffmannschaft stirbt da nie aus, an guten Matrosen fehlt es auch nie, wenn auch an mancher Stelle nicht lauter gute sind, der Steuermann ist immer auf der Hut, und der oberste Schiffsherr kennt, wenn er auch zu schlafen scheint, dennoch des Schiffleins Gefahr und gebietet den Winden und Wellen. Und wo läuft das Schifflein am Ende hin? Wird es Ruhe finden und wo? Ja, Geliebte, dieses Schifflein läuft sicher in einen sichern Hafen. Und mag es noch unmittelbar vor dem Hafen heraußen wüthen, stürmen und toben, mag die ganze hölliſche Flotte dort stehen und ihm den Einlauf wehren wollen — nichts hilft's; das Schifflein bringt seine Mannschaft sicher in den Hafen des Heils. Dort droht kein Sturm mehr, dort kein Feind; nein, die Mühsale der Reise sind zu Ende; das schöne Ziel ist erreicht. Nicht so freut sich der Kaufmann, wenn er nach langwieriger und gefährlicher Fahrt vom fernen Indien mit unermeßlichen Reichthümern nun glücklich in den Hafen eingelaufen ist und von den Seinigen in der Heimath jubelnd empfangen wird, wie sich da diejenigen freuen werden, die am Borde des glückseligen Schiffleins in den Hafen der ewigen Seligkeit einlaufen, wo keine Gefahr des Schiffbruches mehr droht.

Und nun, Geliebte, frage ich euch: Kennt ihr dieß Schifflein und wisset ihr seinen Namen? Seht, es ist ja das Schifflein, auf dem ihr selbst euch befindet durch Gottes unaussprechliche Gnade, es ist — das Schifflein Petri, unsere heilige römisch-katholische Kirche. Diese ist das Schifflein, dessen Admiral Christus, der Herr, dessen Steuermann Petrus, dessen Matrosen die Bischöfe, dessen

Speisemeister die Priester sind, dessen Tafel sieben Gedecke, nämlich die sieben heiligen Sakramente hat. Gibt es Kranke auf diesem Schiffe, so sind die Priester die Ärzte, die mit den Heilmitteln des Glaubens bereit stehen; die Reuigen und Bußfertigen werden gesund, die Verstockten aber abgesondert vom Leibe der Kirche, sie sind der Bodensatz, der Unrath, die faulen Glieder, die Pest derselben. Dieses Schifflein Petri, die römisch-katholische Kirche ist es, die von Juden, Heiden und Ketzern unablässig verfolgt wird; aber sie segelt dennoch aus in alle Welt und führt zuletzt ihre Anhänger in den Hafen der ewigen Seligkeit. — Das Schifflein Petri ist aber nur deßwegen so stark, weil Jesus auf demselben sich befindet, weil Jesus das unsichtbare Oberhaupt, Petrus aber das sichtbare Oberhaupt desselben ist, daher es auch Schifflein Petri heißt.

Jedes andere Fahrzeug, das einen andern Namen hat, das nicht Schifflein Petri heißt, geht auf dem Meere zu Grunde, weil nicht Jesus auf demselben ist, somit Winde und Wellen ihm Meister werden müssen; hievon aber im

zweiten Theil.

Seit Jahrhunderten treiben sich auf dem Meere der christlichen Welt allerhand Schifflein herum, die alle später als das Schifflein Petri gebaut worden sind. Eine Menge davon ist bereits wieder verschwunden; allein man läßt sich hiedurch nicht abschrecken, sondern baut immer wieder neue Fahrzeuge und wagt sich damit hinaus in die hohe See. Erst in unsern Tagen ist wieder ein solcher Schiffmeister aufgetreten; er war selbst zuvor Speisemeister auf dem Schifflein Petri; allein auf einmal gefiel es ihm nimmer und da ging er hin und baute sich selbst ein Schifflein und fährt nun darauf herum, wie wenn er schon seit dem ersten Pfingsttage auf dem Meere wäre. In unsern Tagen ist es gar arg; zu Hunderten fahren Schifflein herum, das Meer wimmelt fast davon und Jeder will das vom Herrn gebaute Schifflein

haben und alle haben oben auf der Flagge, die von ihren Schiffen weht, den Namen Jesus Christus geschrieben; lauter christliche Schiffe sind es, die auf dem Meere mit ihren Fähnlein einhersegeln. Aber man schaue nur auch auf die Hinterseite der Flagge, da steht noch etwas anders geschrieben als christlich, damit man sie genauer von einander kennt; da steht auf jedem Fähnlein noch ein besonderer Parteiname, gewöhnlich der Name desjenigen, der das Schiff gebaut hat, also Luther, oder Calvin, oder Rouge. An diesem Namen nun kennt man diese Schifflein auseinander; sie selber nun mögen einander nicht viel; sie machen sich zwar gegenseitig Komplimente, wenn eins am andern vorbeifährt, und grüßen sich mit süßen Worten und freundlichen Manieren als Brüder, als Gleichgesinnte; allein es sind eben nur Worte, in der That aber mögen sie selbst einander nicht leiden, sondern führen fortwährend Krieg miteinander. Es gibt aber Zeiten, wo sie den Kampf miteinander aussetzen und dann zusammenhalten, das ist dann, wenn sie es mit dem Schifflein Petri zu thun haben; das mögen sie alle miteinander nicht, haben sie auch die verschiedensten Namen, da halten sie zusammen, wie sonst nie, und bieten alle Kräfte auf, um dieses verhaßte Schifflein in Grund zu bohren.

Allein, wie ich euch schon gesagt habe, es hilft sie alle ihre Anstrengung nichts. Eine Zeit lang treiben sie es wohl; allein endlich gehen alle diese Schifflein in Trümmer. Und warum denn? Seht, es ist schon vor Allem schlechtes Holz bei allen diesen Schiffen, aus lauter Bäumen gehauen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat; es ist der Holzwurm von Anfang an schon in allen diesen Schiffen; dieser Wurm frißt immer mehr fort, und da die Wellen immerwährend eindringen, so können die, welche auf dem Schiffe sind, nicht genug ausschöpfen und verstopfen. Endlich wird das ganze Schiff morsch und faul und geht auseinander. Aber abgesehen davon, fehlt's auf den Schiffen selbst schon. Sie haben keine erfahrnen Matrosen, die ein Schiff zu leiten

verſtänden, der Steuermann fehlt ganz und gar, der Kompaß, den ſie haben, iſt zerbrochen und zeigt nicht recht, und der eigentliche Schiffsherr, den ſie bei ſich haben ſollten, iſt gar nicht bei ihnen. Dann fehlt es dieſen Schifflein auch an Proviant; es ſind zwei einzige Speiſen, mit denen die Speiſemeiſter die Schiffsmannſchaft bewirthen, und die können ſie nicht recht bereiten. Auf dieſem Schiff machen ſie es ſo, auf einem andern wieder anders, ſo daß die Speiſemeiſter und die Geſpeiſten zuletzt ſelbſt nicht wiſſen, was es eigentlich geweſen iſt, das ſie bereitet und bekommen haben. Da werden dann die Leute zuletzt überdrüſſig ob ſolcher faden Koſt, eſſen gar nicht mehr und müſſen ſo elendiglich verhungern. Dann, was noch das Schlimmſte iſt, haben ſie vieles Geſinde, vielen Bodenſatz auf ihren Schiffen, den ſie nicht hinausbringen können, wenn er nicht freiwillig geht. Da muß denn das Schiff zuletzt verfaulen und in Trümmer gehen. —

Verſtehet ihr aber auch, meine Lieben, was ich jetzt bildlich zu euch geſprochen habe? Ich will es euch nun erklären. Seht, alle dieſe Schifflein, die außer dem Schifflein Petri noch draußen auf dem chriſtlichen Meere herumfahren, ſind die verſchiedenen chriſtlichen Sekten, die ſich im Laufe der Zeit von der katholiſchen Kirche getrennt haben. Sie haben ſeit dem erſten Augenblicke ihres Entſtehens den Wurm in ſich, der immer weiter frißt, bis zuletzt Alles in Fäulniß übergeht. Dieſe Sekten zerfallen alle in ſich ſelbſt; ſie haben nämlich nicht Jeſus Chriſtus zum Stifter, ſondern verſchiedene Menſchen, von denen ſie den Namen haben. Dann haben ſie keine Biſchöfe, die die Leitung der Schiffe zu führen hätten, ſondern ganz unberufene, weltliche Leute, die gar kein Geſchick und keinen Beruf zu dieſem Geſchäfte beſitzen, oft ſogar Weibsperſonen ſtehen am Ruder dieſer Schiffe; kein Steuermann iſt da, der es leitet, der es verſtünde und dazu aufgeſtellt iſt. Das Oberhaupt der Kirche in Rom wird verſchmäht und mit Koth beworfen; lieber läßt man das Schiff ſteuerlos und von den Winden und Wellen herumtreiben.

Auf allen dieſen Schiffen rühmen ſie ſich zwar, das Evangelium als untrüglichen Kompaß zu haben; allein dieſer Kompaß iſt zerbrochen und zeigt nicht mehr recht, ſeitdem er aus dem Schifflein Petri geſtohlen worden iſt. Das merken die am beſten, die auf den verſchiedenen Schiffen ſind. Auf einem Schiffe zeigt er nach Oſt, auf dem andern nach Weſt, auf einem dritten nach Süd, auf einem vierten nach Nord, und es iſt bald keine einzige Gegend mehr in der ganzen Schiffroſe, nach der dieſer Kompaß nicht hinwieſe. Der Kompaß, den ſie haben, hat ſie Alle zum Beſten. So ſegeln ſie herum und wiſſen ſelbſt nicht, wo ſie ſind. Dann fehlt es auf dieſen Schiffen an Proviant. Nur zwei Speiſen haben ſie, nämlich: in den von der katholiſchen Kirche getrennten Parteien gibt es nur zwei heilige Sakramente, die Taufe und das Abendmahl, und da wiſſen ſie nicht, was ſie haben. Auf einem Schiffe ſagen ſie: Es iſt Chriſtus der Herr, der als Speiſe dargeboten wird, auf dem andern ſagen ſie: Nein, es iſt nur Brod und Wein; auf den andern Schiffen ſagen ſie wieder etwas Anderes. Die Speiſemeiſter, d. h. die verſchiedenen Geiſtlichen, die auf den Schiffen angeſtellt ſind, wiſſen ſelbſt nicht, wie ſie daran ſind, und die, welche ſie ſpeiſen, wiſſen es natürlich auch nicht; und ſo werden die Leute gleichgültig und gehen nicht mehr zum Abendmahle hin; denn Brod und Wein können ſie zu Hauſe auch haben, wenn ſie wollen. Auf dieſe Weiſe aber müſſen die Leute geiſtig verhungern; denn ihre Seele hat keine Nahrung mehr durch den, der geſagt hat: „Mein Fleiſch iſt wahrhaft eine Speiſe und mein Blut iſt wahrhaft ein Trank.“ All dieſes Unheil aber, dieſer Zerfall aller dieſer Schiffe, dieſer neuerbauten Kirchen kommt daher, weil in ihnen Jeſus Chriſtus nicht zugegen iſt; er ſchläft nicht einmal, nein, er iſt gar nicht bei ihnen. — Nur zu Einer Kirche hat er geſagt: Ich bin bei euch bis an's Ende der Welt; und dieß iſt ſeine Kirche, jenes Schifflein, auf dem Petrus der Steuermann iſt, — das Schifflein Petri. Dieſes einzige Schifflein verfault nicht;

denn von ihm hat Chriſtus geſagt: Die Pforten der Hölle werden meine Kirche nicht überwältigen. Manchmal ſcheint Jeſus freilich zu ſchlafen auf dieſem Schiffe, die Wellen ſchlagen oft ſtark in dasſelbe hinein; allein die Jünger, der Pabſt und die Biſchöfe, die Jünger wecken ihn dann und rufen: Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde! Und der Herr verweist ihnen dann ihren Kleinmuth und ihre Verzagtheit, ſteht dann auf und gebietet den Winden und dem Meere, und es wird ruhig.

Darum ſoll es uns freuen, Geliebte! daß wir auf dem Schifflein Petri uns befinden. Aber ſorgen wir nur auch dafür, daß wir nicht den Bodenſatz dieſes Schiffes bilden, ſondern friſche, lebendige Bewohner desſelben, und beten wir auch für die irrenden Mitbrüder, die auf ihren gefährlichen Fahrzeugen ſteuerlos ein Spiel der Winde und Wellen ſind, auf daß ſie ſich flüchten mögen von ihren gebrechlichen Nachen in das allein feſte und dauerhafte Schifflein Petri, damit wir ſo miteinander endlich nach überſtandenen Stürmen dieſes Lebens glücklich in den Hafen der ewigen Ruhe einlaufen mögen. Amen.

Predigt

auf

den fünften Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Text: „Da kam der Feind und säte Unkraut mitten unter den Waizen.“ Matth. 13, 25.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Es gehört nicht viel Verstand dazu, um den Sinn des so eben euch vorgelesenen Gleichnisses zu fassen; ich glaube, daß ihr Alle denselben einsehen werdet. Das Himmelreich auf Erden ist der Zustand der Unschuld und Heiligkeit, in dem Gott die Menschen erschaffen hat. Gott hat Alles gut erschaffen; er sah Alles an, was er gemacht hatte, heißt es, und sieh, es war Alles sehr gut. Aber da kam der feindselige Mensch, der Teufel nämlich, und säte Unkraut mitten unter den Waizen, und seitdem sind die Guten und Bösen gemischt auf der Welt. Überall, wo er nur Waizen antraf, kam er hin und säte Unkraut darunter. Die Engel waren rein und unschuldig aus der Hand Gottes hervorgegangen, der Teufel selbst war einst der schönste Engel; allein hoffärtige Gedanken stiegen in ihm

auf, er wollte Gott gleich ſein; er war aber nicht zufrieden, für ſeine Perſon Gott vom Throne ſeiner Majeſtät ſtoßen zu wollen, ſondern ſäte das Unkraut, das in ihm zuerſt aufgegangen war, auch noch mitten unter den Waizen, d. h. er verführte auch noch viele andere Engel, und zog ſie mit ſich in den ewigen Abgrund hinab. Wie er es unter den Engeln gemacht hatte, ſo machte er es auch unter den Menſchen und ſo macht er es noch.

Beſonders, meine Lieben, iſt das Reich Gottes auf Erden, unſere heilige katholiſche Kirche, jener Acker, auf den der Teufel unabläßig Unkraut zu ſäen bemüht iſt. Und das thut er, wenn die Leute ſchlafen, d. h. wenn die Biſchöfe, die Prieſter, überhaupt die Vorſteher der Kirche nicht wachſam genug ſind. Da kommt er und ſäet Unkraut mitten unter den Waizen. Dieſer Acker iſt ihm nämlich verhaßt; auf dieſem Acker wächst ja der ſchöne Waizen, den der himmliſche Säemann Jeſus Chriſtus geſät hat. Alle Frommen und Heiligen, die je gelebt haben, ſind einſt als koſtbarer Waizen auf dieſem Acker gewachſen und bereits in die himmliſchen Scheuern gebracht worden, und alle frommen und heiligen Menſchen, die noch in den Himmel kommen, ſtehen bewußt oder unbewußt auf dem Ackerfelde der Kirche; darum lauert der Teufel Tag und Nacht und wartet, bis die Leute ſchlafen, um dann nächtlicher Weile Unkraut unter den Waizen ſäen zu können. Und wo er gute Menſchen weiß, da ſchwillt er auf von Neid und ſogleich iſt er mit dem Unkraut bei der Stelle, um den Waizen zu verderben.

Und nur auf das Waizenfeld geht er und mitten unter den Waizen ſät er das Unkraut. Man lieſt nichts, daß er auch unter Gerſte und Haber Unkraut geſät habe. Warum hat er es denn nun gerade auf den Waizen ſo abgeſehen? Seht,

das bringt die Natur des Teufels mit ſich, I. Theil; und dann auch die Natur des Waizens ſelbſt, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Der Teufel hat noch einen Schimmer von ſeiner frühern Größe und Herrlichkeit behalten, darum iſt er ein ſtolzer Geiſt. Als ſtolzer Geiſt nun findet er es gleichſam unter ſeiner Würde, wenn ich ſo ſagen darf, ſich mit ſchlechten, nichtswürdigen Menſchen, die ihm ohnehin ſchon gehören, abzugeben; denn dieſe ſind ihm wie Spreu und Auskehricht; ſein Abſehen iſt auf beſſere Koſt, auf Waizen gerichtet. Es iſt zwar zu ihm im Paradieſe geſagt worden: „Du ſollſt Staub freſſen dein Leben lang“ (Gen. 3, 14.); allein mit dieſer elenden Speiſe will er ſich nicht begnügen, er trachtet fortwährend nach delikateren Biſſen, und darum ſagt auch der Prophet Habakuk (Hab. 1, 16.): „Seine Speiſe iſt eine ausgeſuchte.“ Der Teufel hat es nicht vergeſſen können, daß er einſt ein Fürſt des Himmels war und die Wohnungen der Seligkeit inne hatte. Deßhalb iſt ſein ganzes Sinnen und Trachten dahin gerichtet, die Frommen und Heiligen, die beſtimmt ſind, die Wohnungen, die er verlaſſen mußte, einzunehmen, an Erlangung der ewigen Seligkeit zu verhindern. Die Söhne Jakobs haßten ihren Bruder Joſeph deßwegen ſo ſehr, weil ihn der Vater lieber hatte, als ſie, und ihm deßwegen auch einen eigenen bunten Rock hatte machen laſſen. Auf gleiche Weiſe möchte der Teufel von Neid zerberſten, weil Gott uns lieber als ihn, und unſere Kleider im Blute ſeines eingebornen Sohnes rein gewaſchen hat, welche Gnade den Teufeln nicht zu Theil wurde. Deßwegen ſtrengt er alle Kräfte an, um uns, die auf ſolche Weiſe mit dem Joſephsrocke, mit dem heiligmachenden Kleide der Unſchuld in der heiligen Taufe geſchmückt worden ſind, dieſes Kleides zu berauben und zu erwürgen. Alſo weil der Teufel ein ſtolzer Geiſt iſt und immerwährend die Frommen und Heiligen, die in den Himmel kommen ſollen, aus dem er verſtoßen worden iſt, beneidet, ſind es dieſe, denen er nachſtellt; denn ſie ſind ihm koſtbare Leckerbiſſen, herrlicher Waizen; die Weltmenſchen

aber, die schon ganz in Sünde und Laster versunken sind, läßt er in Ruhe; sie sind ihm ohnehin schon gewiß, sie sind ihm zu schlecht, nur Spreu und Koth in seinen Augen.

Es gehört ferner zur Natur des Teufels, daß er ein Räuber ist. Die Räuber brechen nicht ein, wo Heu und Stroh und Stoppeln und Spreu, sondern wo Gold und Silber zu finden ist. Darum sagt der heilige Chrysostomus *): „Wundern wir uns nicht, daß wir, die wir nach geistigen Gütern streben, so viel Ungemach zu erdulden haben; denn gleichwie die Räuber nicht da graben und wachen, wo Heu und Spreu, sondern wo Gold und Silber zu finden ist: so ist auch der Teufel immerdar denen auf der Ferse, die nach geistlichen Gütern streben.“ So sagt auch ein anderer Gelehrtesmann **): „Niemals steigt ein Dieb, der stehlen will, in Plätze hinein, wo Spreu und Mist ist, denn da würde er nichts davontragen, als Staub in den Schuhen; sondern in die Häuser der Kaufleute steigt er ein, den heiligen Gefäßen stellt er nach, und die Staatskassen sucht er auf.“ Der heilige Chrysostomus vergleicht den Teufel mit einem Seeräuber, der die leeren Schiffe gehen läßt, und nur die mit Gütern beladenen angreift. „Es ist da,“ sagt er, „wie mit den Schiffen; die ein leeres Schiff haben, haben die Angriffe der Seeräuber nicht zu fürchten; denn diese kommen nicht, um ein Schiff, das nichts bei sich führt, zu Grunde zu richten“ ***). Und an einer andern Stelle sagt er: „Gleichwie die Seeräuber, die durch ihre Schiffe das Meer unsicher machen, nicht zu der Zeit, wo sie die Schiffe aus dem Hafen auslaufen sehen, angreifen — denn was hätten sie da

*) Hom. 1. ad populum.

**) Didacus Stella in c. 4. Luc.

***) Homil. 4. de verb. Isai.

für einen Profit, wenn sie ein leeres Boot versenken würden? — sondern erst alsdann, wenn sie dasselbe reich beladen in den Hafen zurückkehren sehen: so überfällt jener verruchte Geist den Menschen erst alsdann, wenn er sieht, daß er sich viele Schätze gesammelt hat, nämlich: Gebet, Fasten, Almosen, Keuschheit und viele andere Tugenden, wenn er sieht, daß unser Schifflein mit vielen kostbaren Edelsteinen der Frömmigkeit angefüllt ist; von allen Seiten greift er da diesen Schatz an und sucht das Schifflein gerade noch vor dem Eingange in den Hafen in den Abgrund zu stürzen" *).

Die Guten, die Vollkommenen also sind es, nach denen der höllische Räuber vorzüglich gelüstet. Einst sprach der Teufel in seinem Stolze: „Zum Himmel will ich aufsteigen, über die Sterne Gottes setzen meinen Thron, auf dem Berge des Bundes wohnen auf der Seite gegen **Mitternacht**" (Is. 14, 13.). Warum kommt nun gerade von Mitternacht her das Böse? Denn von Mitternacht her, sagt Jeremias (Jer. 1, 14.), wird sich das Unglück über alle Bewohner des Landes ausbreiten. Eine Stelle im Buche Job (Job 37, 22.) giebt uns hierüber Aufschluß. Dort heißt es nämlich: „Von **Mitternacht** kommt Gold und Lobgesang zu Gott in Furcht." Unter dem Golde versteht aber der heilige Hieronymus die Heiligen, die von Mitternacht, d. h. vom Teufel beraubt werden; denn dort, wo die Frommen weilen, da weilt auch der Teufel am liebsten und greift sie, wie der heilige Anselm **) sagt, unaufhörlich an, was für sie um so gefährlicher ist, je versteckter seine Angriffe sind. Darum loben diese Frommen Gott beständig unter Furcht und Zagen, weil sie es, wie der heilige Hieronymus sagt, für

*) Hom. 3. de verb. Isaiae.

**) In 2. ad Timoth. u. Luk. 18, 12.

unglaublich halten, daß ſie dieſem ſchrecklichen Feinde entrinnen können.

Der Teufel wird endlich noch in der heiligen Schrift mit einem Löwen verglichen; denn alſo ſagt der heilige Petrus: „Brüder, ſeid nüchtern und wachſam; denn der Teufel, euer Widerſacher, geht herum, wie ein brüllender Löwe und ſucht, wen er verſchlingen könne.“ Vom Löwen aber ſagen die Naturforſcher, daß er nichts Todtes anrühre, ſondern nur auf lebende Geſchöpfe ausgehe. So rührt auch der Teufel, dieſer hölliſche Löwe, nichts Todtes an, d. h. jene Seelen, die ſchon in der Sünde erſtorben und faſt ſchon ſein ſind, greift er gar nimmer an, ſondern nur jene, die in der Gnade Gottes leben; darum ſagt ſchon der uralte Tertullian*): „Der Teufel glaubt ſeine Herrſchaft zu dem Zwecke zu beſitzen, daß er fromme Menſchen von der Gottesfurcht abwendig macht;“ daher iſt er nicht zufrieden, daß er beſtändig eine ungeheure Schaar von Sündern hinter ſich herſchleppt; das Alles ſchlägt er gering an; denn nur auf die Frommen, auf die Heiligen hat er es am meiſten abgeſehen.

Seht, meine Lieben, ſo bringt es ſchon die Natur des Teufels mit ſich, daß er unter den Waizen unaufhörlich Unkraut ſät, und zwar gerade unter den Waizen; dieſes Unkraut ſät er nicht, um mehr Unkraut zu bekommen vom Unkraut ſelbſt, ſondern um den Waizen anzuſtecken und zu verderben. Mitten in den Waizenfeldern iſt er immer; wo er fromme, gottesfürchtige Menſchen beiſammen ſieht, da iſt er nicht ferne, und er lauert nur auf Gelegenheit, wo er Unkraut ſäen kann.

Dieſer Umſtand, Geliebte, daß der Teufel, dieſer ſtolze, hoffärtige Geiſt, dieſer Räuber und Löwe, nur den Guten, den Frommen nachſtellt, iſt für uns ein bedeutungsvoller Fingerzeig und ein Kennzeichen, aus dem wir auf den

*) Lib. advers. Judaeos.

Zuſtand unſerer Seelen ſchließen können. Seht, es gibt Menſchen, die wie das liebe Vieh in den Tag hineinleben, deren Gott der Bauch iſt. Wenn man dieſe fragt, ob ſie nicht zeitenweiſe vom Teufel heftig verſucht werden, dann lachen ſie aus vollem Halſe und ſpötteln auch noch, wie man denn an ſo albernes Zeug glauben könne. Sie für ihre Perſon hätten wenigſtens vom Teufel noch keine Anfechtungen gehabt, ſie ließe der Teufel in Ruhe. Das kann leicht ſein, daß ſie der Teufel in Ruhe läßt; ſie gehören ihm vielleicht ſchon, er betrachtet ſie ſchon als die Seinigen, daher hält er es gar nimmer der Mühe werth, ihnen zuzuſetzen, ſie zu verſuchen, ſie anzureizen, ſie ſind ja ohnehin in Allem ſeine gehorſamen Diener, ſie werden ſeinen Verſuchungen zum Böſen vielleicht gar nie Widerſtand geleiſtet, dieſelben nicht einmal für Verſuchungen gehalten haben. Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, meine Lieben, wenn Jemand ſagt, er werde gar nicht vom Teufel verſucht und der Teufel laſſe ihm Ruhe; da wäre ja der Teufel gar nicht der brüllende Löwe, der unaufhörlich herumgeht und ſucht, wen er verſchlingen könne. Wer alſo vom Teufel gar nimmer zum Böſen angefochten wird, der darf ſicher denken, daß er ſchon ſein gehört. Gute, fromme Menſchen läßt der Teufel nie aus. Unaufhörlich ſetzt er ihnen zu. Daher haben die heiligſten Menſchen von jeher die heftigſten Kämpfe mit dem Teufel zu beſtehen gehabt, und noch heut zu Tage klagen gerade die beſſern über unaufhörliche Verſuchungen von Seite des Teufels. Immer iſt es der Waizen, unter den er Unkraut ſät. Man ſollte meinen, beim Beten hätte man am erſten Ruhe vor dem hölliſchen Verſucher; aber nein, gerade da kommt er am liebſten, und beſonders während der heiligſten Handlungen des Gottesdienſtes haben oft gerade die beſten und frömmſten Menſchen die abſcheulichſten Gedanken und Verſuchungen. Solche Gedanken kommen auf einmal daher, man weiß nicht wie; man hat zuvor keine Veranlaſſung gegeben und doch ſind ſie da. Die ſchändlichſten Bilder beflecken die Einbildung; ein Heer von Verſuchungen

beunruhigt den Menschen; woher nun diese Gedanken, diese Vorstellungen? Woher anders, als vom bösen Feinde, der mitten unter den Waizen Unkraut sät. Wundert euch nicht darüber, meine Lieben, wenn ihr zeitenweise von solchen Gedanken beunruhigt werdet, ohne daß ihr euch Rechenschaft geben könntet, woher sie kämen. Vom Teufel kommen sie, das ist die einfachste und sicherste Erklärung; denn es ist die Natur des Teufels, daß er allüberall Unkraut unter den Waizen zu säen bemüht ist. Dem Haber, dem schlechten Zeug, läßt er Ruhe, um die Schlechten kümmert er sich nicht mehr.

Es ist aber nicht bloß die Natur des Teufels daran schuld, daß er mitten unter den Waizen Unkraut sät, sondern auch die Natur des Waizens; aber hievon im

zweiten Theil.

Kein Wunder ist es, meine Lieben, wenn der Teufel gerade mitten unter den Waizen Unkraut sät; ist es ja der Waizen, der unter allen Früchten ihm am meisten verhaßt sein muß. Die frommen, die gottseligen, die heilig lebenden Christen sind es ja, welche ihm in seinem Reiche den meisten Schaden zufügen, von denen er am meisten zu fürchten hat. Darum sind es gerade die Heiligen gewesen, denen er am meisten zugesetzt hat; darum sind es immer zur Stunde noch fromme und gottesfürchtige Menschen, die am meisten von ihm gequält werden; denn er weiß, daß diese ihm den meisten Schaden machen, daß sie unzählige Sünder ihm wieder entreißen, daß dagegen, wenn es ihm gelingt, einen Frommen, einen Heiligen zu verführen, viele Andere, durch deren Beispiel verführt, ihm in's Netz gerathen. Der heilige Chrysologus sagt hierüber Folgendes: „Unter die Unschuldigen pflegt er Schlechtigkeit zu säen, nicht um Unkraut zu bekommen, sondern um den Waizen zu verderben. Der Feind geht mehr auf den General los, als auf den gemeinen Soldaten, auch

läuft er nicht Sturm auf die Todten, sondern auf die Lebendigen: auf gleiche Weise sucht der Teufel nicht die Sünder zu fangen, die er schon für gefangen hält, sondern die Guten; darauf geht sein Streben" (Serm. 96.).

Daher machen wir beim Lesen der heiligen Schrift die Bemerkung, daß der Teufel mit seinen Versuchungen alsdann am liebsten bei der Stelle ist, wenn er bemerkt, daß Jemand durch Frömmigkeit und Heiligkeit sich besonders hervorthut. Solche verführen zu können, bietet er Alles auf, alle Schätze der ganzen Welt, weil er nur zu gut weiß, daß der Fall der Frommen immer den Fall vieler Andern nach sich ziehe. Habt ihr schon Acht gegeben, was sich der Teufel für eine Zeit ausgesucht hat, unsern Herrn zu versuchen? Dreißig Jahre hindurch ließ er ihn mit Ruhe; erst als der Herr sich im Jordan von Johannes taufen ließ, als sich der Himmel über ihm öffnete und eine Stimme aus der Wolke rief: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein innigstes Wohlgefallen habe, erst als der heilige Geist, um der Welt die Gottheit Jesu Christi zu bezeugen, über ihn herabgestiegen war, erst als Jesus in die Wüste hinausging, um sich durch vierzigtägige Strengheiten auf seinen Beruf vorzubereiten, erst alsdann, sagt die heilige Schrift, trat der Versucher zu ihm. Dieß, sagt der heilige Ambrosius*), sei aus besonderer göttlicher Fügung deßhalb geschehen, um uns zu zeigen, daß der Teufel gerade die nach größerer Vollkommenheit Strebenden beneide, und uns einen Fingerzeig zu geben, daß die Schwäche des Geistes dem Geheimnisse der Gnade keinen Eintrag thun möge.

Es ist auffallend, daß der heilige Lukas (Luk. 11, 24.) vom Teufel sagt, er gehe in dürren, wasserlosen Gegenden herum. Was hat wohl das zu bedeuten, daß vom Teufel eigens gesagt wird, er hätte seine Freude in solchen dürren

*) Lib. 4. in Luc. c. 4.

Gegenden herumzugehen? Wie kann das für ihn ein Vergnügen ſein, da er ein purer Geiſt iſt? Die Antwort hierauf iſt dieſe: Dieſe dürren, waſſerloſen Gegenden bedeuten die Einöden und Wüſteneien, in denen ſich die Heiligen verkrochen hatten und eine überaus ſtrenge Lebensweiſe führten, und daher gerade in dieſen Wüſteneien am heftigſten vom Teufel verſucht wurden. So hat auch der Teufel Chriſtum den Herrn nicht in Nazareth, nicht in Kapharnaum, nicht in Jeruſalem verſucht, ſondern zugewartet, bis er ſich in die Wüſte begeben hatte. Der heilige Gregor der Große *) bezieht überdieß den Ausdruck „dürre, waſſerloſe Gegend" auf die Herzen der Gerechten, die durch ſtrenge Zucht von aller Feuchtigkeit fleiſchlicher Begierde trocken gelegt ſind.

So ſind es alſo die Frommen, die der Teufel am liebſten angreift und die Wohnungen der Frommen, die er beſtändig beunruhigt. Wie unſer Herr und Heiland erſt zu der Zeit vom Teufel verſucht wurde, als ſein Auftreten in der Welt Aufſehen erregte: gerade ſo beunruhigte der Teufel die Heiligen, z. B. den heiligen Paulus. Erſt nachdem er aus einem Saulus ein Paulus und der göttlichen Gnade in immer reichlicherem Maaße theilhaftig geworden war, nachdem ihn der Herr mit den wichtigſten Offenbarungen und außerordentlichen Erſcheinungen erfreut hatte, hatte er auch die meiſten Anfechtungen vom Teufel zu beſtehen. Deßwegen ſagt er ſelbſt: „Damit mich die Größe der Offenbarungen nicht übermüthig mache, wurde mir der Stachel des Fleiſches, der Satansengel, der mich ſchlagen ſollte, an die Seite gegeben" (II. Kor. 12, 7.).

Und warum hat denn wohl der Teufel gerade den Aaron angetrieben, den Juden ein goldenes Kalb zu gießen und ſie zum Götzendienſte zu verführen? War etwa Mangel an

*) Lib. 33. mor. c. 3.

ihrer Handlungsweise aus der Apostel eigenem Munde wieder vom Guten abwendig zu machen.

Wo der Teufel einen Waizen sieht, da ist er sicher bei der Stelle und säet Unkraut. Man kann nicht läugnen, daß jener Pharisäer, der mit dem Zöllner in den Tempel hinaufging, bevor er in den Tempel kam, reich an Schätzen guter Werke war; denn nach dem, was das Evangelium von ihm sagt, war er ein Mann, der fleißig in die Kirche ging, viel betete, fastete und Almosen gab; kaum sah der Teufel dieses herrliche Waizenfeld, gleich war er da und säte Unkraut hinein. Er machte nämlich den Pharisäer stolz auf seine guten Werke und das ganze Waizenfeld war, wie wenn der Schauer darüber gekommen wäre. Alles war in Grund und Boden hineingeschlagen. Der heilige Ambrosius sagt hierüber: „Der Teufel sucht denen, die auf gute Werke sinnen, die Füße unterzuschlagen. Was hat sich nicht jener Pharisäer für Mühe gegeben, daß er kein Räuber, kein Ungerechter, kein Ehebrecher wurde? Was hat er sich nicht für Mühe gegeben, auf daß er nicht sündigte, wie der Zöllner sündigte? Was gab er sich nicht für Mühe, daß er zweimal am Sabbathe fastete und den Zehnten von Allem gab, was er hatte? Das merkte der Teufel und setzte ihm ein großes Geschwür an, daß er, vom fleischlichen Sinn aufgeblasen, den Kopf stolz emporhob und gerade in dem, worin er lobenswürdig erscheinen sollte, für tadelnswerth zu halten war" *).

Man wird nie finden, daß der Teufel um liederliche Menschen sonderlich bekümmert war; dagegen kümmert er sich unaufhörlich um solche, die Gottes Wort fleißig anhören, gern und andächtig beten und öfter die heiligen Sakramente empfangen. Deßwegen sagt der heilige Prosper **): „Der Versucher

*) In Ps. 118. octon. 3.

**) S. Prosper. epist. 84.

steht immer wachsam auf der Lauer, damit, wo Andacht ist, sogleich der Stolz dazu kommen und der Mensch bei seinen guten Werken mehr sich selbst, als Gott die Ehre geben möge." Deßwegen nimmt sich der Teufel wohl in Acht, uns zu bereden, daß wir das Gute ganz und gar unterlassen sollen, weil er weiß, daß wir ihn dann als offenbaren Feind zurückjagen würden; sein Streben geht nur dahin, uns um das Verdienst aller guten Werke zu bringen, indem er uns ein eitles Wohlgefallen an uns selbst, eine eitle Ruhmsucht beizubringen sucht.

Seht, Geliebte, so ist der Teufel beständig auf dem Waizenfelde. Seine eigene Natur zieht ihn hin; denn immer das Bessere, das Edlere will der stolze Geist, der höllische Räuber und Löwe vernichten; aber auf der andern Seite ist es die Natur des Waizens selbst, die den Teufel beständig neidisch und eifersüchtig macht. Der Waizen thut nämlich ihm den größten Schaden; deßhalb sucht er ihn zu verderben.

Darum, meine Lieben, hüten wir uns vor diesem Menschenmörder von Anbeginn. Seien wir beständig vor ihm auf der Hut! Glaubet ja nicht, daß, wenn ihr ein christlich rechtschaffenes Leben führet, er euch in Ruhe lassen werde. Nein, den Waizen kann er nicht leiden, sicher kommt er, um ihn zu verderben. Hütet euch daher insbesondere, daß ihr bei eurem christlichen Lebenswandel keine eitlen, hochmüthigen Gedanken in euch aufsteigen lasset. Und wenn solche Gedanken aufsteigen und ihr meint, euch etwas einbilden zu dürfen, so denkt sicher, daß der Teufel mit dem Unkraute neben euch steht. Viele haben ein frommes, strenges, ja heiliges Leben geführt; auf einmal kam der Teufel, säte Unkraut unter den Waizen, das Unkraut des Stolzes, der eitlen Einbildung — und das ganze schöne Waizenfeld war in ein Brachland verwandelt. Bei allen euren guten Werken rufet daher immerdar aus dem innersten Herzensgrunde: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre!" (Ps. 113.)

Du aber, der du bisher ein leichtsinniges, gottloses Leben

geführt haſt und dabei ſagſt, daß du vom Teufel noch nie verſucht worden biſt, du haſt Urſache zu zittern! Sieh, dich glaubt er ſchon zu haben, darum verſucht er dich gar nicht mehr. Darum eile, auf daß du ihm noch entrinnen mögeſt. Thue Buße, wie Paulus und Magdalena, und dann wirſt du ſehen, ſobald du auf dem Wege des Guten Fortſchritte gemacht haſt, gleich wird er da ſein, um das Waizenfeld, das du neu angelegt haſt, mit ſeinem Unkraute zu verwüſten. Aber laß dich das nicht anfechten, ſondern widerſteh' ihm nur ſtarkmüthig im Glauben und er wird vor dir fliehen. Amen.

Predigt

auf

den Sonntag Septuageſima.

Text: „Was ſteht ihr hier den ganzen Tag müßig?“ Matth. 20, 6.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Die Worte, die der Herr heute zu denen ſprach, die müßig auf dem Marktplatze ſtanden, gehen euch Landleute nicht an. Man kann zu euch nicht ſagen: Was ſteht ihr hier den ganzen Tag müßig? Mit Recht würdet und könntet ihr auf eine ſolche Frage zur Antwort geben: Wer kann uns vorwerfen, daß wir müßig ſtehen und gehen? Wir ſind keine Müßiggänger, ſondern arbeitſame Leute; wir arbeiten früh und ſpät; man ſchaue nur unſere Hände an, Müßiggänger haben keine ſo rauhen Hände; man gehe nur in unſere Häuſer, auf unſere Felder, in den Wald oder auf die Wieſen, man wird uns nicht müßig ſtehen, ſondern arbeiten ſehen. Wir haben auch nicht Zeit zum Müßiggehen, es thut ſchon Noth, daß wir arbeiten, in unſern Zeiten allzumal. Wir ſind Hausväter und Hausmütter, ſagen die Einen aus euch, wir haben Arbeit genug, wenn wir für uns und unſere Kinder rechtſchaffen ſorgen

wollen; wir ſind Dienſtboten, ſagen wieder Andere, und müſſen uns unſere paar Gulden durch Fleiß und Arbeitſamkeit erwerben; einen Faullenzer ſtellt kein Menſch ein, kein Menſch gibt ihm Koſt und Lohn. Den Müßiggang kennen wir nicht.

Ihr habt Recht, meine Lieben! Müßiggänger ſeid ihr nicht, bei weitem die allermeiſten in der Pfarrei ſind thätige, arbeitſame Leute bis auf ganz Wenige, die arbeiten könnten und ſollten, aber den Müßiggang vorziehen. Man kann alſo nicht ſagen: Was ſteht ihr hier den ganzen Tag müßig?

Aber, meine Lieben, ihr müßt bedenken, daß es noch einen andern Müßiggang gibt, als einen körperlichen. Wenn ihr einmal ſterbet, ſo wird euch Gott nicht allein darum fragen, ob ihr fleißige Handwerker, betriebſame Ökonomen und gute Wirthſchafter geweſen ſeid; Gott wird nicht bloß fragen: Was haſt du für deinen Körper, ſondern auch: Was haſt du für deine Seele gethan? Er wird nicht bloß fragen: Haſt du deine Felder gut hergerichtet? ſondern auch: Haſt du das Feld deiner Seele gut angebaut? Er wird nicht bloß fragen: Haſt du brav Dünger und Koth gefahren, um deine Felder und Wieſen in beſſern Stand zu ſetzen? ſondern auch: Haſt du auch etwas gethan, um deiner Seele Fruchtbarkeit zu erhöhen? Er wird nicht bloß fragen: Haſt du brav Heu und Getreide in deine Scheunen gefahren? ſondern auch: Haſt du brav gute Werke dir geſammelt? Er wird nicht bloß fragen: Haſt du brav Stöcke ausgereutet im Holz draußen und Unkraut ausgeſätet auf deinen Feldern? ſondern auch: Haſt du dir Mühe und Schweiß nicht gereuen laſſen in Ausrottung alter, eingewurzelter Gewohnheiten, in Ausrottung des Unkrautes der Sünde? Wie, warſt du da kein Müßiggänger? — Seht, Geliebte, das iſt eine andere Frage und da könnte es ſchon ſein, daß es bei dem Einen oder Andern aus uns ein wenig fehlte, daß Einer oder der Andere dieſe Krankheit ein wenig in ſich hätte. Und wiſſet ihr, wie dieſe Krankheit heißt? Dieſe Krankheit nennt man das geiſtige Faulfieber, oder die Trägheit im Guten. Ich will euch nun näher erklären:

Was iſt die Trägheit im Guten? I. Theil.
Wie wird dieſe Krankheit geheilt? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Jede Krankheit hat ihre beſondern Erſcheinungen, an denen man ſie erkennt, und ſo hat auch die geiſtige Trägheit ihre beſondern Kennzeichen — das beſondere Kennzeichen der geiſtigen Trägheit aber iſt eine immerwährende Schlafſucht. Der Träge iſt wie Einer, der noch nicht recht ausgeſchlafen hat, oder wie ein Kranker, der ſchon dem Ende zugeht und immer ſchläft. Man mag ihn beim Namen nennen, man mag ihm Speiſe oder Trank zeigen, man mag beten oder ſingen vor ihm, er rührt ſich nicht. Laß mich nur ſchlafen, ſagt er, alles Andere eckelt mich an. Und ſo ſchläft er dann zuletzt für immer ein.

Gerade ſo iſt der Träge: in Allem, was auf ſeine Seele Bezug hat, iſt er ſo matt, ſo ſchläfrig, ſo kalt, ſo todt, als wäre er ſchon wirklich geſtorben. So iſt es namentlich beim Beten. Wenn er betet, ſo betet wohl der Mund, wenn er anders auch mit dem Munde noch betet, aber das Herz nicht. Bei Vielen hat freilich die Trägheit ſchon ſo überhand genommen, daß ſie gar nimmer beten mögen, daß ſie ein Eckel anwandelt, daß ſie auf die Seite gehen, wenn ſie beten ſehen oder hören. Dahin gehören Viele in großen Städten, die man unter die „Gebildeten“, unter die „Denkenden“ rechnet, die für ihre Perſon mit dem Beten fertig ſind und dieſes Geplapper, wie ſie es nennen, dem dummen Volke überlaſſen. Bei uns auf dem Lande iſt dieß Gott Lob noch nicht der Fall; aber Trägheit, Lauheit im Gebete hat ſich mitunter ſchon eingeſchlichen. Man betet ohne Andacht, ohne Auferbauung; Manchen geht ſogar das Gebet aus während des Gottesdienſtes, auf einmal wiſſen ſie nimmer, ſcheint es, was ſie mit Gott reden ſollen, und nun nehmen ſie eine Stellung an, die von nichts weniger als vom Gebete und von Andacht

zeugt. So iſt es auch beim Gebete zu Hauſe. Man langweilt ſich, gähnt, wiſcht die Augen, nickt mit dem Kopfe und ſchläft ein. Auch in der Kirche ſchlafen Manche gern. Von alten, gebrechlichen Leuten will ich da nicht reden, auch verübelt man es ſo leicht nicht, wenn man im Sommer bei großer Hitze, wenn man den Tag zuvor den glühenden Sonnenſtrahlen ausgeſetzt war, und ſchwer arbeiten mußte, in der Kirche, wo es ſchön kühl iſt, vom Schlafe überwältigt wird; aber wenn jüngere Leute, kaum die Predigt oder die Lehre anfängt, auch ſchon zu ſchlafen anfangen, und auch den übrigen Theil des Gottesdienſtes verſchlafen: da möchte man ſchon fragen: Was ſitzt ihr hier die ganze Zeit müßig? Geht ihr etwa in die Kirche, zu ſchlafen? Iſt es euch alſo zu langweilig hier? Denn nur wo man ſich langweilt, da ſchläft man auch leicht ein. — Oder thue ich euch Unrecht? Soll ich dieſen Schlaf in der Kirche wirklich auf Rechnung eurer körperlichen Mattigkeit ſchreiben? Seid ihr etwa im Wirthshauſe bei Würfel und Karten und auf dem Tanzboden auch ſo ſchläfrig? Ich glaube nicht; denn ich habe ſchon manche junge Leute unter dem Gottesdienſte ſchlafen ſehen, die ſonſt bei Spiel und Tanz ziemlich munter ſind und denen meines Wiſſens bei ſolchen Gelegenheiten noch kein Schlaf in die Augen kam. Wie nennt man aber das, ihr lieben jungen Leute, wenn man bei weltlichen Luſtbarkeiten ſo friſch und aufgeräumt ſein kann, in der Kirche aber ſchläfrig wird? Geſteht es, iſt das nicht geiſtige Faulheit? Iſt das nicht Müßiggang? Heißt das nicht ſeiner Seele die koſtbarſten Stunden der Andacht, des Gottesdienſtes abſtehlen? Kennt ihr jetzt dieſes Faulfieber? Seht, das iſt ſo eine Krankheit, die man leicht hat und man weiß es nicht einmal. Aber da habt ihr ein ſicheres Merkmal dieſer Krankheit! Sobald ihr keine Freude mit dem Gebete habt, ſobald euch der Gottesdienſt aneckelt und langweilt, ſobald ihr vor Langweile einſchlaft, während euch bei weltlichen Vergnügungen kein Schlaf kommt: ſo denkt nur

ſicher, ihr habt dieſes geiſtige Faulfieber und ſteckt in keiner guten Haut.

Ein anderes ſicheres Kennzeichen dieſer Krankheit iſt, wenn man einen Eckel vor dem Beichtſtuhle hat, vor den heiligen Sakramenten des Altars, vor einem guten Buche und vor einem gottſeligen Geſpräche. Wem es einmal den Magen umkehrt, wie man ſagt, ſo oft er vom Beichten hört, wer einen Eckel hat vor der heiligen Kommunion, wer es nicht leiden mag, wenn in einem guten Buche geleſen wird, der ſei verſichert, daß bei ihm das geiſtige Faulfieber entweder im Anzuge iſt, oder daß er es ſchon in einem hohen Grade hat. Solche Faullenzer haben tauſend Ausreden, wie der heilige Auguſtin*) ſagt: „Lieſeſt du öfter in einem guten Buche, ſo ſagen ſie: Du ſchwächſt dir die Augen; weinſt du aber gar öfter über deine Sünden, ſo ſagen ſie: Du verlierſt das Augenlicht ganz. Hältſt du mit dem Gebet und der Andacht eifrig an, ſo ſagen ſie: Du wirſt noch närriſch.“ Sind ſolche Menſchen ſchon ganz verſchrumpft und zuſammengefroren wie der Erdboden im Winter, ſo beichten und kommuniziren ſie gar nicht mehr, was namentlich in den Städten häufig geſchieht; iſt es aber noch nicht ſo weit gekommen, ſo machen ſie wohl noch mit, aber nicht aus eigenem Antrieb, ſondern es trifft da ein, was der heilige Bernard**) ſagt: „Es gibt Einige, die gute Werke thun, aber ſie thun ſie aus Zwang, oder Nothwendigkeit, oder aus Gewohnheit, aber keineswegs aus eigenem Antrieb, aus eigener Friſche des Geiſtes, und das iſt es, was man eigentlich Trägheit nennt.“ Habt ihr das verſtanden? Höret ihr nichts klopfen da drinnen, ihr, die ihr gerade jenes Holz nicht leiden könnt, aus dem der Beichtſtuhl gemacht iſt? Wiſſet ihr,

*) S. Aug. de conflict. vit. et virt. 9.

**) S. Bernard. tr. de Pass. Domini, c. 19.

was ihr seid? Nicht ich, sondern die Heiligen Gottes, ein heiliger Augustin, ein heiliger Bernard sagt es euch: Geistige Müßiggänger seid ihr, am Faulfieber leidet ihr; eure unsterblichen Seelen laßt ihr verhungern und verschmachten!

Endlich aber, und das ist das dritte sichere Kennzeichen der geistigen Trägheit, können sich die Trägen nie entschließen, ihre gemachten guten Vorsätze auszuführen. „Der Faule will und will nicht," sagt der ehrwürdige Beda *), „er möchte gern mit Gott regieren, aber er will Nichts leiden für Gott. Die Belohnungen, die versprochen werden, freuen ihn wohl; aber sobald es gilt, Gewalt zu brauchen und mit Gewalt das Himmelreich an sich zu reißen, da schreckt es ihn ab;" und „doch kommt das Reich Gottes nicht zu den Schlafenden," sagt der heilige Leo **), „und die ewige Seligkeit ist denen, die von Müßiggang und Trägheit ganz starr sind, nicht versprochen," sondern von den Tagen Johannes des Täufers an, sagt der Mund der ewigen Wahrheit selbst, leidet das Himmelreich Gewalt und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich. Aber Gewalt will der Träge eben nicht brauchen; vor jedem Hindernisse erschrickt er; er will und will und wünscht, aber beim Wünschen bleibt es. Darum sagt der Geist Gottes in der heiligen Schrift: „Die Wünsche tödten den Faulen; denn seine Hände wollen Nichts thun. Den ganzen Tag verlangt er und wünscht er" (Sprichw. 21, 25. 26.). Soll er aber hinausgehen und arbeiten und sich rühren und mit seinen Feinden kämpfen und dem Teufel seine Seele abjagen, dann, sagt die heilige Schrift, schreit der Faule: „Ein Löwe ist draußen, ich könnte mitten auf der Gasse erwürgt werden. Ein Löwe ist auf dem Wege, eine Löwin auf den Gassen" (ebend. 22, 13; 26, 13 — 16.), und bei diesem Geschrei bleibt es auch: „Wie die Thüre sich dreht in ihren

*) Beda sub prov. lib. 2. c. 13.

**) Sermo de appar.

Angeln, so der Faule in seinem Bette. Der Faule verbirgt die Hand unter seiner Achsel und bringt sie nur mit Mühe an den Mund" (Sprichw. 26, 14. 15.).

Das ist eine wahre und leibhaftige Schilderung der Trägheit, wie sie nur der Geist Gottes in der heiligen Schrift selber entwerfen kann. Der Faule ist wie jener berühmte spanische Ritter, der Windmühlen für seine Feinde ansah und noch lange Zeit mit seinem Säbel nach ihnen hieb. Überall erblickt er Bestien, die ihn fressen wollen. Wenn ihm gute Menschen, wenn ihm das Wort Gottes in der Predigt, in der heiligen Schrift Muth einflößen, ihn aufschütteln wollen, er solle den Spielteufel, den Saufteufel, den Unzuchtsteufel, den Hoffartsteufel und andere derlei Teufeleien herzhaft angreifen, er werde schon Meister, solle nur muthig sein; nein, ruft er und kehrt sich auf dem Faulheitspolster wieder um: Ist ein Löwe draußen, könnte mitten auf der Gasse erwürgt werden! Der Kampf ist ihm zu schwer, das Opfer ist ihm zu groß, er hat den Muth nicht, herzhaft wie David, da er noch Hirtenknabe war, den Löwen zu packen und ihm den Rachen auseinander zu reißen, und so muß er zuletzt das Lamm, seine einzige unsterbliche Seele, dem höllischen Löwen als Beute überlassen.

Nach und nach, durch immerwährende Trägheit im Guten, wird dann ein solcher Mensch wie ein Wasser, das lange steht. Es fängt an zu faulen und Kröten, Schlangen und allerlei garstiges Ungeziefer entsteht in solch stinkenden Gewässern. Wie in einem Gewande, das beständig träg und unbenützt im Kasten hängt, zuletzt die Schaben einnisten und es zerfressen, so erzeugt die Trägheit im Herzen des Menschen solch schädliches Ungeziefer, nämlich Sünde auf Sünde. Bei einem solchen trägen Menschen, der nie einen Widerstand leistet, hat der Teufel leichtes Spiel und freien Zutritt. Es ist da wie mit den Flügeln von einem Mühlrade oder mit jenen Vorrichtungen, die immer vom Winde bewegt werden, um die Vögel von Gärten und Bäumen zurückzuschrecken; so

lange ſie der Wind treibt, ſetzt ſich kein Vogel darauf, noch weniger niſtet Einer in dieſe Windflügel hinein, nur wenn ſie nicht vom Winde getrieben werden, ſetzen ſie ſich darauf. So hat auch der hölliſche Vogel, der Teufel, bei Chriſten, die beſtändig eifrig und thätig ſind für ihr Seelenheil, keinen Zutritt, bei den Faulen und Trägen aber niſtet er ſich mit allen Schlechtigkeiten ein. Ja, ſo ſchlecht ſteht es mit den Trägen und Faulen, daß alle ihre religiöſen Verrichtungen, die ſie Zwanges oder Gewohnheits halber mitmachen, weiter nichts ſind, als Kinderpoſſen, wenn ſie auch noch ſo Großes geleiſtet zu haben wähnen. Wenn ſich Kinder aus Lehm allerhand Häuſer und Figuren machen und auf dem Steckenpferde herumreiten, meinen ſie, welch hochwichtige Beſchäftigungen und Arbeiten ſie da haben, während geſcheidte Leute darüber lachen und ſolche Dinge eben für Kinderpoſſen halten, womit ſich dieſe im Müßiggange die Zeit vertreiben. Gerade ſo iſt es beim Faulen und geiſtig Trägen. Alle ſeine guten Werke, wenn er ſie auch noch ſo hoch anſchlägt, ſind vor Gott nur Kinderpoſſen, weil ſie nicht vom Herzen kommen, ſondern nur äußerliches, todtes, kaltes Zeug ſind, wovon das Herz nichts weiß. Seht, Geliebte, das iſt die geiſtige Trägheit, ich habe euch dieſe Krankheit jetzt geſchildert. Eckel am Gebete, an den heiligen Sakramenten, an guten Büchern und frommen Geſprächen, ſo wie Halbheit und Feigheit in Ausführung ſeiner Vorſätze, das ſind die Kennzeichen, an denen man dieſe Krankheit kennt.

Fragt euch, ob ihr ſie nicht habt dieſe Krankheit, ob nicht geiſtige Faulheit, Eckel am Guten im Herzen ſitzt. Verheimlicht euch ſelbſt nichts; iſt auch keine Trägheit, keine gänzliche Erſtorbenheit noch eingetreten, ſo kann doch Lauheit ſchon vorhanden ſein. Lau iſt aber der, welcher nicht kalt und nicht warm iſt. Wer lau iſt, iſt ſchon träge. Fraget euch nur, wie ihr bisher eure Vorſätze gehalten, wie ihr euren Leidenſchaften Widerſtand geleiſtet habt, ob ihr muthige Soldaten oder feige Deſerteurs waret. Und fühlt ihr euch nun ſchuldig, fühlt ihr

euch krank, angeſteckt von dieſer Lauheit, dann — iſt noch zu helfen. Jetzt iſt's noch Zeit, jetzt könnt ihr euch noch aufraffen; jetzt iſt's noch Tag, jetzt könnt ihr noch wirken; jetzt iſt die Medizin noch nicht umſonſt; darum will ich euch das Rezept gegen dieſe Krankheit ſchreiben im

zweiten Theil.

Was iſt wohl im Stande, meine Lieben, einen Menſchen aus ſeiner geiſtigen Trägheit heraus zu reißen, Einen, der lau oder gar ſchon kalt iſt, wieder zum Leben zu bringen? Das muß ſchon etwas ſtark Aufregendes ſein, wenn ein ſolcher vom Bette der Faulheit aufſpringen ſoll. Ihr wiſſet es ſelbſt, meine Lieben, wie der Schrecken auf einmal in die Glieder fährt, und wie ſtark man im Schrecken, in der Angſt iſt. Wenn z. B. auf einmal in einem Krankenhauſe Feuerlärm entſteht, da macht der Schrecken und die Angſt, lebendig verbrennen zu müſſen, ſtark, und Kranke, die ſonſt keinen Fuß regen können, raffen ſich auf und ſchleppen ſich fort, ſo gut es geht, nur um dem ſchrecklichen Feuertode zu entgehen. Wenn Einem einmal der Strohſack hinter dem Rücken brennt, dann ſpringt man ſchon heraus. Dieſer Feuerruf iſt es nun, der dich Lauen, dich Trägen, dich Nachläßigen aufſchrecken muß aus dem Bette deiner Faulheit. Schrecklicher als jeder Feuerlärm wird es einſt zu deinen Ohren dringen: Stehet auf, ihr Todten, und kommt zum Gericht! Dieſes Schmettern der Poſaunen des jüngſten Gerichtes iſt es, das dich aufrütteln muß, wenn du nicht mit Leib und Seele ewig in den Flammen der Hölle brennen willſt. Dieſer Poſaunenſchall klang dem heiligen Hieronymus immerwährend in den Ohren; deßhalb verkroch er ſich in eine Höhle bei Bethlehem, ſchlug dort mit einem Steine an ſeine Bruſt, und führte ein ungemein ſtrenges Leben. Höre es, das war ein Heiliger, ein ausgezeichnet gelehrter und frommer Mann, der nie auf dem Polſter der Faulheit lag, ſondern Tag und Nacht unabläßig an dem Heile ſeiner Seele arbeitete. Was wirſt denn nun

du, lauer und fauler Knecht, thun? Kennſt du das Evangelium vom faulen Knechte, der ſein Talent vergraben hat? Weißt du, was ihm geſchehen iſt? Er wurde hinausgeworfen, heißt es, in die äußerſte Finſterniß, wo Heulen und Zähneklappern iſt. Schreckt dich das nicht, oder meinſt du, man will dir nur einen unnützen Schrecken einjagen, es wird ſo gar arg nicht werden? Meinſt du? Weißt du, was der geſagt hat, der dieſe Worte ſprach? Feierlich hat er geſchworen und betheuert: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Doch, nein — nicht der Schrecken allein ſoll es ſein, der dich von deinem Lager aufjagen ſoll, mein lieber Chriſt, ſondern vor Allem Liebe zu deinem Gott und Heilande, die dich mit ſanfter Gewalt aus deiner Schläfrigkeit emporziehen ſoll. Die Liebe deines Herrn und Heilandes ſoll dich mit ihrem Feuer ſo ſtark brennen, daß du es nimmer aushalten kannſt, daß du aufſpringſt und zu laufen anfängſt, damit du noch recht zum Ziele kommen möchteſt. Mach' nur die Augen auf und ſchau deinen Erlöſer an, wie er ſeinem Kreuze zuläuft. Heut wird es ſchon gezimmert, heut ſieht er es ſchon liegen. „Wie ein Rieſe," ſagt die heilige Schrift (Pſ. 18.), „lief er frohlockend ſeinen Weg." Er ſah dich liegen in deiner Armſeligkeit, erſtorben und kalt, da machte er ſich auf, ſtieg vom Himmel herab, und wurde ein Knecht, um dich zu einem Herrn zu machen. Er hatte keine Raſt und Ruhe, es zwang ihn die Liebe zu dir, ſich ſeine heiligen Füße müde zu laufen; dreißig Jahre lief er für dich herum und dann drei Jahre noch eigens recht ſtark; zuletzt legten ſie ihm ein ſchweres Kreuz auf, du biſt auch dabei geweſen, du Fauler! da haſt du dich ſchon gerührt, wie deinem Herrn der Sündenblock auf die Schultern gelegt wurde, und haſt auch noch einige Zentner an ſein Kreuz gehängt. Da hat es ihn dreimal zu Boden gedrückt; allein er blieb nicht liegen; er dachte an dich, an deine unſterbliche Seele, und da raffte er ſich neuerdings auf und lief, und du — bleibſt liegen — du ſiehſt ihn vorbeigehen mit ſeinem Kreuze,

mit mitleidigen Augen ſieht er dich an, wie die Frauen, die über ihn weinten; aber dein Herz iſt vertrocknet, du haſt keine Thränen; ſo geht er, obwohl todtmatt, doch wie ein Rieſe dem Kalvarienberge zu; endlich dort angelangt, bekommt er ein Bett, aber — was für ein Bett! Ach! auf den harten Kreuzblock werden ſeine Hände und Füße hingeſtreckt, — und du liegſt auf dem Polſter deiner Faulheit und dehnſt gemächlich deine trägen Glieder. Da ſetzt man große Nägel an ſeine Hände und Füße und die Soldaten ſchlagen mit gewaltigen Schlägen die Nägel durch und heften ſie an's Holz, und zuletzt kommt noch einer daher und nimmt einen Spieß und ſtößt ihn dem Herrn durch die Seite — und du bleibſt liegen und ſchauſt zu, dir geht es nicht durch's Herz; denn du biſt wie ein fühlloſer Holzblock geworden. Höchſtens, daß du um Oſtern aufſtehſt und deinen faulen Wanſt zum Beichtſtuhle hinſchleppſt, dann fällſt du wieder hin auf die nämliche Streu; denn du biſt die Bärenhaut ſchon gewohnt und bleibſt wieder ein Jahr lang liegen.

So treibſt du es fort Jahr aus Jahr ein; die heiligen Zeiten gehen an dir vorüber wie das Waſſer im Bache und — du bleibſt liegen. Die Gnadenſonne ſcheint dich das ganze Jahr an — du aber ſchauſt nicht auf; denn du biſt kälter als ein Brocken Eis und härter als gefrorner Koth — du bleibſt liegen, wie du biſt. Alles läuft, Alles geht ſeinem Ziele zu, du nicht — du bleibſt liegen. So haſt du es bisher gemacht — ſag mir, wie lang willſt du es noch ſo treiben? Wird dich die unendliche Liebe deines Herrn und Heilandes auch in Zukunft nicht rühren? Wirſt du bis zu deinem Lebensende lau und träg ſein? — Meinſt du, dem Herrn geht die Geduld nicht endlich doch aus? Und wenn er dich dann hinwegnimmt mitten in deiner Trägheit, wenn du ſchnell fort mußt, und wenn es nun geſchwind gehen ſoll und der Prieſter zu laufen hat und trifft dich da in deiner Faulheit, meinſt du, daß du im letzten Augenblicke noch plötzlich friſch und eifrig werden wirſt, wenn du dein ganzes Leben lang ein eiskalter Chriſt geweſen

bist? Und meinst du, eine solche Beichte hilft dir zuletzt noch was? — Ich habe einen großen Herrn gekannt, der sein Leben lang ein eiskalter Christ war; er wurde recht alt und immer war ich begierig, wie denn dieser Mann sterben würde. In seinen alten Tagen dachte er noch nicht an's Beichten, desto mehr aber, obwohl er schon weiße Haare hatte, obwohl seine eigene Frau noch lebte, an die Weibsbilder. Nun wurde er krank und es ging zum Sterben. Seine Dienstmagd redete ihm zu, er solle beichten, er aber verwünschte alle Pfaffen zum Teufel, wie er es in seinem ganzen Leben im Brauch hatte. Da verrieth ihm seine Köchin einen Geistlichen, der ja recht brav sei und ihn nicht viel ausfragen werde; endlich ließ er sich ein, ließ diesen Geistlichen kommen, empfing die heiligen Sakramente und starb. Wir wünschen diesem Herrn Alle die ewige Ruhe; aber die Sache hat ihr Bedenkliches, meine Lieben! Lassen wir es nicht so weit kommen! Dienen wir Gott jetzt in gesunden Tagen! Wirken wir jetzt, weil es Zeit ist! Die meisten von euch, so hoffe ich zu Gott, sind bisher eifrig gewesen im Guten; laßt nicht aus und laßt nicht nach! Bleibt nicht stehen! Denkt ja nicht: Jetzt ist's genug; jetzt habe ich mir vorgearbeitet; jetzt darf ich schon ein wenig still stehen; ich muß Andere auch ein wenig nachkommen lassen; denn Andere sind weit hinter mir. Sobald ihr so denken würdet, wäre es schon gefehlt; da wäre die Trägheit schon im Anzuge. Es würde euch da gehen wie jenem Hasen, der mit der Schnecke eine Wette eingegangen hat, daß er eher an's Ziel kommen werde. Der Hase machte gewaltige Sätze und dachte: Jetzt bin ich weit genug voraus, darf mich schon eine gute Zeit niederlegen und schlafen, bis die Schnecke nachkommt. Was geschieht? Auf einmal wird er wach, da schaut er nach der Schnecke um, und sieht diese ganz nahe am Ziele; da springt er auf und springt und springt, kam aber zu spät, das Springen half nichts mehr und die Schnecke hatte gewonnen. Seht, so geht es denen, die sich einbilden, sie seien Andern weit voraus und dürften nur spielen mit

ihnen. Darum ſagt der Herr ausdrücklich (Luk. 9., 62.): „Wer ſeine Hand bereits an den Pflug gelegt hat, und nochmal umſchaut, iſt nicht tauglich für's Reich Gottes.“ Der Patriarch Jakob ſah auf der Himmelsleiter die Engel auf- und abſteigen; keiner ſtand ſtill; dieß hat die Bedeutung, ſagt der heilige Bernard (Ep. 253.), daß es in dieſem Leben nur einen Fortſchritt oder einen Rückſchritt gibt, einen Stillſtand aber nimmermehr.

Du aber, der du bisher im Dienſte Gottes nicht beſonders eifrig, ſondern im Gebete, im Beichten, im Leſen, im Gottesdienſte, im Chriſtenthum überhaupt ein lauer oder gar kalter Chriſt geweſen biſt — ſteh' einmal auf vom Polſter der Faulheit; ſieh, der Herr kommt heute wieder zu dir, heute, wo die alten Chriſten zu faſten angefangen haben, und fragt dich: „Was ſtehſt du denn den ganzen Tag müßig?“ Zwanzig, dreißig, vierzig Jahre vielleicht ſtehſt du ſchon da, kannſt dich auch nicht ausreden, daß dich Niemand gedungen hat; nein, du haſt dich nicht dingen laſſen in den Weinberg des Herrn, weil du arbeitsſcheu geweſen biſt. Du haſt das Feld, den Weinberg deiner Seele verwildern laſſen. In dem Acker deines Herzens ſchaut's aus, wie es in der heiligen Schrift heißt (Sprichw. 24, 30.): „Durch den Acker eines faulen Menſchen bin ich gegangen und durch den Weinberg eines thörichten Mannes, und ſiehe, ganz war er von Neſſeln voll und Dornen bedeckten ſeine Oberfläche und die Mauer von Steinen war eingeriſſen.“ Sieh, ſo ſieht's vielleicht in deiner Seele aus, Alles voll Unkraut und Dornen. Willſt du es noch länger ſo laſſen? Nein, höre einmal auf, ein Müßiggänger zu ſein, der ſeiner Seele die koſtbare Zeit abſtiehlt; fang einmal an zu arbeiten; ſieh, der Herr gibt dir Arbeit, er fragt dich noch, ſeine Gnade ruht nicht, unermüdet iſt er, dich für ſeinen Dienſt zu gewinnen; früh Morgens geht er aus, um die dritte Stunde, um die neunte Stunde und auch noch um die eilfte Stunde. Als du noch ein Kind warſt,

biſt? Und meinſt du, eine ſolche Beichte hilft dir zuletzt noch was? — Ich habe einen großen Herrn gekannt, der ſein Leben lang ein eiskalter Chriſt war; er wurde recht alt und immer war ich begierig, wie denn dieſer Mann ſterben würde. In ſeinen alten Tagen dachte er noch nicht an's Beichten, deſto mehr aber, obwohl er ſchon weiße Haare hatte, obwohl ſeine eigene Frau noch lebte, an die Weibsbilder. Nun wurde er krank und es ging zum Sterben. Seine Dienſtmagd redete ihm zu, er ſolle beichten, er aber verwünſchte alle Pfaffen zum Teufel, wie er es in ſeinem ganzen Leben im Brauch hatte. Da verrieth ihm ſeine Köchin einen Geiſtlichen, der ja recht brav ſei und ihn nicht viel ausfragen werde; endlich ließ er ſich ein, ließ dieſen Geiſtlichen kommen, empfing die heiligen Sakramente und ſtarb. Wir wünſchen dieſem Herrn Alle die ewige Ruhe; aber die Sache hat ihr Bedenkliches, meine Lieben! Laſſen wir es nicht ſo weit kommen! Dienen wir Gott jetzt in geſunden Tagen! Wirken wir jetzt, weil es Zeit iſt! Die meiſten von euch, ſo hoffe ich zu Gott, ſind bisher eifrig geweſen im Guten; laßt nicht aus und laßt nicht nach! Bleibt nicht ſtehen! Denkt ja nicht: Jetzt iſt's genug; jetzt habe ich mir vorgearbeitet; jetzt darf ich ſchon ein wenig ſtill ſtehen; ich muß Andere auch ein wenig nachkommen laſſen; denn Andere ſind weit hinter mir. Sobald ihr ſo denken würdet, wäre es ſchon gefehlt; da wäre die Trägheit ſchon im Anzuge. Es würde euch da gehen wie jenem Haſen, der mit der Schnecke eine Wette eingegangen hat, daß er eher an's Ziel kommen werde. Der Haſe machte gewaltige Sätze und dachte: Jetzt bin ich weit genug voraus, darf mich ſchon eine gute Zeit niederlegen und ſchlafen, bis die Schnecke nachkommt. Was geſchieht? Auf einmal wird er wach, da ſchaut er nach der Schnecke um, und ſieht dieſe ganz nahe am Ziele; da ſpringt er auf und ſpringt und ſpringt, kam aber zu ſpät, das Springen half nichts mehr und die Schnecke hatte gewonnen. Seht, ſo geht es denen, die ſich einbilden, ſie ſeien Andern weit voraus und dürften nur ſpielen mit

ihnen. Darum ſagt der Herr ausdrücklich (Luk. 9., 62.): „Wer ſeine Hand bereits an den Pflug gelegt hat, und nochmal umſchaut, iſt nicht tauglich für's Reich Gottes.“ Der Patriarch Jakob ſah auf der Himmelsleiter die Engel auf- und abſteigen; keiner ſtand ſtill; dieß hat die Bedeutung, ſagt der heilige Bernard (Ep. 253.), daß es in dieſem Leben nur einen Fortſchritt oder einen Rückſchritt gibt, einen Stillſtand aber nimmermehr.

Du aber, der du bisher im Dienſte Gottes nicht beſonders eifrig, ſondern im Gebete, im Beichten, im Leſen, im Gottesdienſte, im Chriſtenthum überhaupt ein lauer oder gar kalter Chriſt geweſen biſt — ſteh' einmal auf vom Polſter der Faulheit; ſieh, der Herr kommt heute wieder zu dir, heute, wo die alten Chriſten zu faſten angefangen haben, und fragt dich: „Was ſtehſt du denn den ganzen Tag müßig?“ Zwanzig, dreißig, vierzig Jahre vielleicht ſtehſt du ſchon da, kannſt dich auch nicht ausreden, daß dich Niemand gedungen hat; nein, du haſt dich nicht dingen laſſen in den Weinberg des Herrn, weil du arbeitsſcheu geweſen biſt. Du haſt das Feld, den Weinberg deiner Seele verwildern laſſen. In dem Acker deines Herzens ſchaut's aus, wie es in der heiligen Schrift heißt (Sprichw. 24, 30.): „Durch den Acker eines faulen Menſchen bin ich gegangen und durch den Weinberg eines thörichten Mannes, und ſiehe, ganz war er von Neſſeln voll und Dornen bedeckten ſeine Oberfläche und die Mauer von Steinen war eingeriſſen.“ Sieh, ſo ſieht's vielleicht in deiner Seele aus, Alles voll Unkraut und Dornen. Willſt du es noch länger ſo laſſen? Nein, höre einmal auf, ein Müßiggänger zu ſein, der ſeiner Seele die koſtbare Zeit abſtiehlt; fang einmal an zu arbeiten; ſieh, der Herr gibt dir Arbeit, er fragt dich noch, ſeine Gnade ruht nicht, unermüdet iſt er, dich für ſeinen Dienſt zu gewinnen; früh Morgens geht er aus, um die dritte Stunde, um die neunte Stunde und auch noch um die eilfte Stunde. Als du noch ein Kind warſt,

Speise für den Leib aus, ich für die Seele; ihr säet bloß im Frühjahre und Herbste, ich alle Sonn- und Feiertage; ihr säet das Getreidkörnlein in die Erde und ich das Körnlein des göttlichen Wortes in eure Herzen.

Seht, Geliebte, das ist der Geistliche, der Seelsorger. Er steht da mitten unter euch auf der Kanzel, um den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen, ihr aber seid das Erdreich, in welchem dieser Same Wurzel schlagen und Frucht bringen soll.

Große Verantwortung und eine schwere Verpflichtung hat der geistliche Säemann, meine Lieben, daß er gutes Getreide ausbaue, daß er nach Kräften euch das Brod des Lebens breche, daß er nicht geringen, schlecht ergiebigen Waizen säe, nicht leichtsinnig auf der Kanzel Worte mache ohne Saft und Kraft, und so kümmerliches, triebarmes, taubes Saatkorn in das Erdreich streue.

Aber auch ihr, meine Lieben, habt eine große Verantwortung; denn ihr müßt gutes Erdreich mitbringen, damit der Same nicht auf unfruchtbares falle. Ihr selbst wisset am besten, daß der Same umsonst ausgestreut wird auf Sand und Stein und unter die Dornen, und die ganze Welt würde euch auslachen, ja ihr selbst müßtet euch auslachen, wenn ihr auf der Straße, oder auf Felsen, oder in Dornhecken säen wolltet.

Aber seht, meine Lieben, so ginge es mir; umsonst würde ich alle Sonntage auf die Kanzel steigen, wenn ihr schlechtes Erdreich mitbrächtet. Der Same des göttlichen Wortes darf nicht auf schlechten Boden fallen, nicht auf den Weg, nicht auf Felsengrund und nicht in Dornhecken. Wann aber geschieht das? Das ist es eben, was ich heute erklären will. Ich erkläre also:

Was bedeutet den Weg, I. Theil;
was den Felsengrund, II. Theil;
was die Dornen, III. Theil.

Himmliſcher Säemann! richte du das Erdreich dieſer Pfarrgemeinde zurecht, damit der Same des göttlichen Wortes Frucht bringe.

Erſter Theil.

Nun, das wiſſet ihr Alle; ſobald ihr neben der Straſſe in einem Felde ausſäet und fällt zufälliger Weiſe ein Samenkorn auf den Weg hin, ſo bleibt es entweder liegen, weil auf der harten Straſſe nichts wachſen kann, oder es wird zertreten, oder es kommen die Vögel des Himmels und freſſen es auf. Auf den Wegen iſt nämlich keine Ruhe, immer gehen Leute hin und her, und da iſt es denn kein Wunder, wenn derlei verſtreutes Samenkorn, das durch nichts gedeckt und geſchützt iſt, zertreten wird; kein Wunder iſt es, wenn da die Vögel kommen und es wegfreſſen. Würde ja auf dem Felde das Nämliche geſchehen, wenn ihr den Samen liegen ließet, wo ihr ihn hingeſtreut habt. Die Vögel hätten da gute Ärnte, ihr aber würdet vergeblich nachſchauen, ob der Same nicht bald aufgehe. Darum ſeid ihr ſo klug und kommt mit der Egge daher und decket mit ihr das Samenkorn zu, daß es vor allen feindlichen Unfällen geſchützt bleibt.

So, Geliebte, ſo iſt es auch mit dem Samen des göttlichen Wortes, wenn er auf den Weg fällt, d. h. in ein Herz, das trocken und hart iſt, wie eine vielbetretene Landſtraſſe. Auf der Landſtraſſe kann nie etwas wachſen. So kann auch das Wort Gottes in Herzen keine Wurzel ſchlagen, die gleich einem ausgetretenen Wege ſtarr und fühllos und für alles Höhere und Göttliche bereits erſtorben ſind. Solche Menſchen gibt es aber, die ſchon ganz verhärtet und verknöchert ſind. Sie hören zwar Gottes Wort bisweilen noch, aber es iſt Samenkorn auf trockene Straſſe hingeworfen. Die Predigt macht auf ſie keinen Eindruck mehr; es greift ſie nichts mehr an; wie Holzſtöcke hören ſie das Wort Gottes an, ohne nur im Mindeſten ſich gerührt zu fühlen. Höchſtens daß ſie ſagen: Die Predigt war ſchön, gut vorgetragen, gut

ausgearbeitet; aber — dabei bleibt es auch. Bis zur Herzkammer dringt es nicht. Solchen Menſchen zu predigen, iſt gerade eine ſolche Arbeit, wie wenn Einer die Straſſe auf- und abgehen und ſein Getreide auf derſelben ausſäen würde.

Dem vielgegangenen und ausgetretenen Wege ſind ferner diejenigen ähnlich, die ihr Herz all den tauſend Dingen aufthun, die alle Augenblicke an ihnen vorübergehen. Dieſe Leute ſind ſämmtlich in dem aufgegangen, was um ſie vorgeht, und all den tauſendfachen Eindrücken hingegeben, die der Markt des Lebens auf ſie macht. Jede Perſon, die auf der Gaſſe geht, wird geſehen und mit einer Bemerkung begleitet; die hat jenes Gewand, und der einen ſolchen Rock an, in dieſem Hauſe geht dieß vor, in jenem etwas anders, kurz, den ganzen Tag ſind ſolche Leute wie Zigeuner auf der Straſſe und ſehen, hören, riechen und wiſſen Alles, was da vorgeht. Da iſt es denn zuletzt kein Wunder, wenn das Herz auch zu einer Landſtraſſe wird, auf welcher das nichtige Geſindel eitler und ſündhafter Gedanken unaufhörlich auf- und niederzieht. Die ganze Woche kommt in einem ſolchen Herzen kein anderer Gedanke auf, außer der vom Fleiſch und Blut eingegeben iſt. Wie könnte nun da ein Sinn für Gott und Gottes Wort vorhanden ſein? Zwar gehen ſolche Leute oft noch in die Kirche und wohnen der Predigt des göttlichen Wortes bei; aber in Wahrheit hören und verſtehen ſie nichts mehr davon; der Kopf iſt ſo voll anderer Gedanken, das Herz ſo voll von andern Gefühlen und Empfindungen, ja die ganze Welt mit all ihrer Thorheit, all ihren Sorgen und Kümmerniſſen hat ſich dermaßen eingeniſtet, daß ein anderer Gedanke gar nicht aufkommen kann. Alle dieſe hohlen, ausgetretenen Menſchen hören, als hätten ſie keine Ohren, und ſehen, als hätten ſie keine Augen.

Bei Andern jedoch fällt das Wort auch wie an den Weg; aber vielleicht möchte es Wurzel faſſen, man ſieht ja, daß am Rande der Wege oft allerhand Gräſer wachſen. Aber da, ſagt der Herr, kommen die Vögel der Luft und

holen es davon, das heißt, es kommt der Teufel und seine Gesellen und nehmen es weg. Warum aber nimmt er es weg? Weil er's wegnehmen kann, indem er ganz ungeschützt daliegt. Gleichwie die Vögel die Samenkörner wegfressen, wenn man nicht mit der Egge Erde darüber breitet, eben so muß der Same des göttlichen Wortes dem Teufel und seinen Gesellen zur Beute werden, wenn du dieses Wort nicht erwägst, nicht in deinem Herzen versteckst, sondern es bloß anhörst, und dann damit weiter gehst. Geh du nur zuerst in die Predigt und dann wieder zu den alten Gelegenheiten; dann wirst du gleich sehen, ob nicht der Teufel und seine Gesellen augenblicklich bei der Stelle sind und dir das Samenkorn wegstehlen. Könnte es aber auch anders sein? Wer ist denn so einfältig und läßt sein Geld leichtsinnig auf der Straße liegen? Noch mehr, wer ist denn so verblendet, daß er mit einem Gürtel voll Geld in eine Diebshöhle oder in eine Räuberhöhle hineinginge? Wäre es da zu verwundern, wenn ein Solcher ausgeplündert würde? Nun sieh, das thust du, wenn du am Sonntag Morgens in die Messe und Predigt und Nachmittag und zur Nachtszeit damit in schlechte oder gefährliche Gesellschaft gehst. Geh nur hin, der Teufel und seine Höllenvögel warten schon auf dich, um dich zu plündern, um das kostbare Körnlein, das von der Kanzel herab in dein Herz gefallen ist, hinwegzustehlen. Jetzt in der Fastnacht ist gerade die rechte Zeit, da warten die höllischen Lockvögel schon lange auf dich. Vormittags gehst du zur Kirche und Nachmittags und am Abend zur Hölle, zur breiten Straße; da mußt du das Körnlein des göttlichen Wortes hintragen; wäre dir gar leid, wenn es nicht zertreten würde, wenn der Teufel und seine Gesellen es nicht stehlen könnten!

Doch lassen wir das liegen! Sei du kein Faschingnarr, sondern laß den Teufel sammt seinen Gesellen warten! Vergrab du dein Körnlein im Herzen, schütte die Erde der Behutsamkeit und Wachsamkeit darüber; bleib schön zu Hause, oder gehe bei Zeiten nach Hause mit Eltern oder Geschwistern

und dann ist das Samenkorn sicher und der Teufel kann dir nichts wegnehmen. Verstehst du mich? Merk dir das in dieser Faschingszeit und denk nur oft an den breiten Weg, an dem die Höllenvögel sitzen. Geh nicht hin zu ihnen! Trag das Samenkorn des göttlichen Wortes ihnen nicht selbst hin auf den Weg, sondern bewahre es sorgfältig in deinem Herzen.

Jetzt wollen wir aber zu einem zweiten Grund und Boden gehen, auf den das Wort Gottes oft fällt, nämlich zum Felsengrund; hievon aber im

zweiten Theil.

So viel ich weiß, habt ihr selber nicht lauter gute Felder; Einige gar haben oben auf den Anhöhen Sandboden; wenn man nach München hinauffährt, so sind die Felder, wenn's auf einige Meilen der Hauptstadt näher geht, lauter Sand und Kies und Steine. Einen Schuh tief Erde und dann ist Stein und Sand da. Auf solchen Gründen nun wächst nicht viel, wie ihr wißt, außer man kann tüchtig Koth zufahren, daß das Erdreich tiefer wird. Das wisset ihr recht gut; darum fahret ihr, wenn es sonst keine Arbeit gibt, fleißig Koth, um eure Felder zu verbessern und auf diese Weise baut jetzt Mancher auf seinem Felde Waizen, wo früher kaum der Haber gewachsen wäre. Wer aber dieß nicht thut, wird von einem solchen Felsenboden keine Frucht ärnten; denn säet er das Körnlein auch hin, so geht's zwar auf, wie es aber tiefer hinunterwurzeln soll, hat's keinen Saft mehr und stirbt ab.

Nun, meine Lieben, gerade so ist es mit dem Erdreich, auf das der Same des göttlichen Wortes fällt. Es fällt auf steinigen Grund, sagt der Herr, bei Jenen, welche das Wort, wenn sie es hören, mit Freude aufnehmen. Aber auf einmal fehlt's an der Wurzel. Nur eine Zeit lang glauben sie, aber zur Zeit der Prüfung fallen sie ab.

Bei welchen Menschen nun ist das der Fall? Bei welchen fällt der Same des göttlichen Wortes auf Felsengrund? —

Seht, das sind solche Menschen, die von Natur aus gutmüthig und willig sind, welche jeden guten Eindruck schnell aufnehmen, aber eben so schnell auch für das Böse wieder gewonnen sind. Es ist da an der Oberfläche wohl etwas guter Boden; d. h. das Herz läßt sich leicht bewegen; aber tiefer sind Felsen. Die Wurzeln können sich nicht hinabsenken, weil sie keine Nahrung finden, und so müssen sie absterben. Seht, das sind solche Leute, die gerne in die Predigt gehen und das Wort Gottes freudig anhören, und auf einmal die besten Vorsätze fassen; wie es aber darauf ankommt, die Vorsätze auszuführen und manche süße Gewohnheit, manche Lieblingsneigung zum Opfer zu bringen, da geht's nimmer, denn unten sind Felsen. Manche können Thränen der Rührung weinen, wenn sie etwas Schönes lesen oder hören; aber Alles ist bald wieder vergessen; denn unten sind Felsen. O wie viele solche Vorsätze werden da gemacht, welch goldene Berge versprochen, — und wie Weniges geleistet!

Wie Mancher hat in der Beicht Vormittags Nüchternheit versprochen und am Abende taumelt er betrunken nach Hause; wie Viele haben schon im Beichtstuhl gesagt: Ich will meinen Feinden verzeihen, und bei der nächsten Gelegenheit sah man sie schimpfen und raufen mit ihrem Feinde. Wie oft sind in der Beicht die heiligsten Vorsätze gemacht worden, die Bande einer alten Bekanntschaft aufzugeben und hernach ist das Band noch stärker geworden. Wie oft hat schon Einer bei sich gedacht: Heut beichte ich, morgen bessere ich mich, und das ganze Jahr verging und er kam nicht dazu.

Wo fehlt's nun da? — Da fehlt's an Erdreich, da muß aufgeschüttet werden. Der Wille muß entschiedener werden, thatkräftiger, entschlossener. Nicht zaudern, nicht zittern und beben, nein, heldenmüthig muß der Feind angegriffen, müssen die Ketten der Knechtschaft zerrissen werden. Wenn man nur will, ernstlich will, kräftig will, man kann schon. Die Sünde lauert zwar wie ein blutdürstiger Löwe schon vor deiner Thüre, sagt Gott zu Kain; allein wenn du

nur willst, so kannst du die Lust dazu bezwingen und über sie herrschen. Wenn du also dir etwas vorgenommen hast und es kommt der Augenblick, wo du dich entscheiden mußt, dann besinne dich nicht lange, sonst bist du schon halb verloren; denk, es muß sein, reiß dich los und es muß nach deinem Willen gehen. Die göttliche Gnade steht dir zur Seite; Gott der Herr selbst hilft dir das Erdreich ausschütten, auf daß deine guten Vorsätze Wurzel schlagen und nicht ersticken mögen. Ein selbstständiger, entschiedener, unveränderlicher Wille allein dringt durch. Du darfst nur fest sagen: Jetzt will ich einmal, jetzt ist meine Zeit, darum gehe ich jetzt; ich will jetzt einmal ein anderes Leben führen, darum gehe ich nicht mehr zu euch und darum plaget mich nicht mehr; kurz, ich will, und weil ich will, ist nichts auf der ganzen Welt im Stande, mich irre zu machen. Meinen freien Willen kann mir Niemand nehmen. So wird Erdreich aufgeschüttet; die Felsen kommen so tief hinein, daß sie nicht mehr schaden und die Wurzel tief genug um sich greifen kann.

Endlich haben wir noch das dritte Erdreich anzuschauen, auf welches der Same des göttlichen Wortes fällt, und das sind die Dornen.

Dritter Theil.

Wenn ihr Jemanden sähet, wie er Samenkorn in Dornhecken streut, so würdet ihr den Menschen für wahnsinnig halten. Aber, meine Lieben, da heroben auf der Kanzel geschieht dieß leider oft. Oft genug streut der Priester den Samen des göttlichen Wortes aus und leider fällt er oft genug unter die Dornen. Natürlich kann er da nicht emporkommen, sondern wie er aufkommen will, ersticken ihn die Dornen. Was sind nun diese Dornen, die das Körnlein ersticken? Der Herr sagt es uns selbst: es sind die Reichthümer und Wollüste des Lebens. Die ersticken Alles, was in der Predigt gesagt wird; da kommt kein Körnlein des göttlichen Wortes davon.

Der Reiche sagt: Ich habe Geld und brauche Niemanden. Im Gegentheile, mir müssen Andere kommen, wenn sie was haben wollen. Der Reiche weiß zwar, daß er sterben muß; aber der Gedanke an seinen Reichthum ist eine Dornhecke, die den Gedanken an den Tod gar nicht aufkommen läßt. Und wiederum weiß der Reiche, daß Einer gesagt hat: Machet euch Freunde vom ungerechten Mammon, daß sie euch aufnehmen in die ewigen Wohnungen; allein der Anblick des blinkenden Goldes und Silbers ist so süß, das Hinschauen auf die aufgespeicherten Vorräthe so vergnüglich, der Besitz seltener und hoher Kostbarkeiten so reizend, der Hinblick auf die weitausgedehnten Güter und alle Pracht derselben so schmeichelnd, daß sich das Auge nicht satt sehen, daß sich das Herz von nichts trennen und die arme, dahingerissene Seele sich von der Begierde nach immer vermehrtem Besitze nicht loswinden kann. Den Himmel könnte sich gar leicht ein Reicher kaufen mit seinem Gelde; aber nein, das Geld reut ihn, er könnte zuletzt gar verhungern müssen; denn er ist reich und habsüchtig. — Und wiederum hat der Herr gesagt: Liebe Gott, deinen Herrn, von ganzer Seele; denn er ist der Schöpfer, der Herr, der Heilige, der Vater. Allein, da ist Einer reich, reich durch seine Thätigkeit oder Gewandtheit. Was braucht er noch mehr? Müssen nicht Viele von ihm leben? Gibt er nicht diesem und jenem Arbeit und Brod? Bezahlt er nicht Alles, was er von irgend Jemand nimmt? Und ist er nicht durch sein Vermögen für alle Fälle geborgen? Also, was braucht er? Wem ist er etwas schuldig? — Sieh da, der Reiche braucht Niemanden; auch Gott braucht er nicht, Gott verdankt er nichts — wie soll er ihn lieben? — Alle diese Dinge sind längst in ihm erstickt; denn er ist reich und in seinem Übermuthe sich selbst genug. — Aber solche Bauern gibt es ja doch nicht? Hat sie schon gegeben, meine Lieben! in jenen Zeiten der Theuerung, wo das Schäffel Waizen neunzig Gulden kostete, da hat es Viele gegeben, die ihrem dürftigen Mitmenschen keinen Metzen

gegeben haben; wir haben selbst nichts, sagten sie, und hatten das Getreide auf ihren Böden aufgespeichert; arme Leute aßen Leder und Gras, und sie, die Bauern, wußten nicht, wie sie ihr Geld in den Wirthshäusern verschlagen mußten. Seht, das war der Reichthum, der erstickte alles menschliche Gefühl und nur das Geld hatte die Oberhand. Darum, meine Lieben! wünscht euch nicht zu vielen Reichthum, er macht übermüthig und erstickt den Samen des göttlichen Wortes.

Aber auch die Wollüste, heißt es, ersticken die Saat des göttlichen Wortes in ihrem Dorngehege. Ich will euch ein Beispiel sagen. Eine Jungfrau hatte als Kind und Mädchen recht viele Freude an der Demuth und Reinigkeit des Herzens gehabt; aber es wuchsen auch die Dornen damit auf. Auch die Eitelkeit fing an, Wurzel zu schlagen im Herzen. Man läßt sich sehen, läßt sich schmeicheln, man besucht allerhand Gesellschaften; allerhand schöne Sachen werden Einem in's Gesicht gesagt; die Sache geht immer weiter; nebenbei aber will man denn doch auch mit den Andern den Gottesdienst besuchen, geht in die Predigt, hört da reden von Zucht und Schamhaftigkeit, von jungfräulicher Ehre und Sittsamkeit; — ja, einst haben diese Dinge einen Werth gehabt; allein jetzt, weil die Unschuld verloren ist, nimmt man es so genau nicht mehr, man setzt den alten Lebenswandel fort — die Dornen der Wollust ersticken den Samen des göttlichen Wortes. Da hast du es jetzt; sieh, so geht's. Anfangs achtet man diese Dinge nicht; zuletzt werden sie lautere Dornhecken, die alle guten Regungen vernichten. So geht es auch mit dem ewigen, übermäßigen Kümmern und Sorgen für's Zeitliche in allen Ständen; es wuchern diese Dornen und ersticken jedes gute Körnlein. —

Nun, meine lieben Landleute, haben wir diese drei Gründe etwas genauer angeschaut, auf die der Same des göttlichen Wortes bei den meisten Menschen fällt. Es sind wahrlich drei schlechte Grundstücke; der feste, ausgetretene Weg, dann felsiger Boden mit etwas gutem Grund oben

darauf, und zuletzt gar Dornhecken. Was würdet ihr sagen, wenn ihr auf solches Erdreich bauen müßtet? Ihr würdet sagen: Da wären wir Narren, daß wir unser Samengetreide so unnütz hinauswerfen sollten. Nun seht, was ihr nicht thun wollt, das muß der Priester auf der Kanzel gar oft thun. Gar oft findet sein Wort keinen andern Boden, als den hartgetretenen Weg, oder Felsengrund, oder Dornhecken. Nun fragt euch einmal, meine Lieben, — es ist wahrlich der Mühe werth, was habt ihr denn bisher für ein Erdreich in die Kirche hereingebracht? Nicht wahr, ihr könnt Grund und Boden recht gut beurtheilen und alle eure Grundstücke sind bonitirt. Aber eins habt ihr, das ist vielleicht noch gar nicht bonitirt, habt es vielleicht selbst noch nicht recht geschätzt dieses Grundstück — vielleicht ist es gar das schlechteste von allen Grundstücken, was ihr habt. Wie, in welcher Bonitätsklasse steht denn das Grundstück, das ihr alle Sonn- und Feiertage mit in die Kirche bringt? Ein Grund, wie die Landstrasse, wo man mit einem Pflug gar nicht durchkommen kann, oder Felsengrund, auf dem das Körnlein ersticken, oder Dornhecken, in denen es verkümmern muß, was für eine Bonitätsklasse verdient ein solches Grundstück?

Meine Lieben! das muß euch zum Nachdenken bringen. Seht, auf alle eure Felder schaut ihr auf, auf das Feld eures Herzens habt ihr wahrscheinlich bis jetzt noch die wenigste Rücksicht genommen; so denket einmal weiter und wisset: dieses Tagwerk da drinnen ist es, das euch mehr Früchte abwerfen muß, als alle eure Wiesen und Felder; steht da drinnen schöner Waizen, dann darf alles Andere der Schauer treffen; denn dieser Schauer ist nur ein zeitliches Unglück, jener aber ein ewiges. So bringet denn von nun an ein empfängliches Erdreich mit für die Aufnahme des göttlichen Wortes, auf daß es hundertfältige Früchte bringen möge. Amen.

Predigt

auf

den Faſtnachtsſonntag.

Text: „Mit einer Tänzerin pflege keinen Umgang, und gib kein Gehör, auf daß dich ihre Künſte nicht zu Grunde richten.“ Sir. 9, 4.

Geliebte Pfarrgemeinde!

In dieſen drei Tagen vor dem Aſchermittwoch hat der Teufel ſeine ergiebigſte Ärnte im ganzen Jahre. Alle Thorheit, aller Unſinn, alle Schamloſigkeit, alle Schlechtigkeit, die ſonſt das ganze Jahr hindurch in Schlupfwinkeln ſich verſtecken muß, tritt in dieſen drei Tagen offen hervor; alle Laſter glauben in dieſen Tagen gewiſſermaßen ein Privilegium zu haben und am hellen Tage wandeln zu dürfen. Wer zählt ſie denn die Millionen Todſünden, die in dieſen Tagen begangen, wer kennt ſie alle die Schandthaten, Gräuel und Ausſchweifungen, die in dieſen Tagen mit und ohne Larve verübt werden? Und wo ſoll ich da anfangen zu predigen? Welchen Unfug ſoll ich zuerſt rügen? Welchen Unſinn zuerſt in ſeiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit hinſtellen? Soll ich von dem unſinnigen Saufen reden, dem Manche in dieſen Tagen ſich hingeben? Von jenen

braven Ehemännern, die Tag und Nacht nimmer heimgehen und gar nie aus dem Rauſche kommen, in dieſen drei Tagen gar nicht nüchtern werden? Soll ich von der Verſchwendung und Üppigkeit reden, die in dieſen Tagen herrſcht? von der auffallenden Erſcheinung, daß in dieſen Tagen Alles Geld hat und flott lebt, während ſonſt das ganze Jahr hindurch über Noth und Elend Klage geführt wird? Oder ſoll ich von den Larven und Masken reden, die in dieſen Tagen als privilegirte Narrheit paradiren dürfen? Oder ſoll ich von der Entſtehung dieſer Faſtnachtsluſtbarkeiten überhaupt reden, von ihrem Unſinne, wie ſie ein Spott, eine Verhöhnung aller Tugend und chriſtlichen Sitten ſind, wie ſie in den Vorbereitungstagen auf die heilige Faſtenzeit gar keinen Sinn haben und die ganze heilige Faſtenzeit ſelbſt als eine Zeit hinſtellen, die man nicht gern hat, der man gern wieder los ſein möchte? Wo ſoll ich da anfangen, wo ſoll ich aufhören? Wie viele Stunden müßte ich da predigen, wollte ich all die Thorheiten und Laſter berühren, die jetzt an der Tagesordnung ſind! — Nein, meine Lieben, ich will von allem dem bisher Geſagten ſchweigen und nur Eine von den Faſtnachtsluſtbarkeiten hervorheben, und zwar eine, die ganz unſchuldig herſchaut, die ſo arglos, ſo unbefangen ſich hinſtellt, wie ein unſchuldiges Kind. Und wißt ihr, was ich da meine unter dieſem anſcheinend ſo ehrbaren, ſo unſchuldigen Vergnügen? Nichts anders, meine Lieben, meine ich da, als den Tanz.

Ihr meint öfter, die Geiſtlichen ſeien zu ſtrenge, und meinet, wenn ſie euch den Tanz unterſagen oder mißrathen, ſo mißrathen ſie euch ein unſchuldiges Vergnügen. Ihr, die ihr dieß meinet, ſeid eben der Blinde im heutigen Evangelium, und darum möchte ich euch mit Hülfe unſers Herrn und Heilandes die Augen öffnen. Ich behaupte euch nämlich das Gegentheil von dem, was ihr meinet. Ihr meinet, der Tanz ſei ein unſchuldiges Vergnügen; ich aber ſage euch, der Tanz iſt ein ſehr gefährliches Vergnügen:

gefährlich für den Leib, I. Theil;
noch gefährlicher für die Seele, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Wenn man in einer großen Stadt, wie z. B. in München, in dieſen Tagen von einer Straſſe zur andern geht, ſo ſieht man kaum ein Straſſeneck vor lauter Zettel, die alle zum Tanzen und zur Freinacht während der Faſchingtage einladen. Man möchte faſt nicht glauben, daß es Leute genug gebe, die allen dieſen Einladungen folgen und auf den dreißig oder vierzig Tanzböden ſich einfinden könnten. Und doch finden ſie ſich ein; Alles wimmelt überall von Leuten, es iſt gerade, als kämen ſie über Nacht wie Pilze aus der Erde hervor. Alles drängt ſich herzu, Alles macht mit, und Viele glauben, ſie hätten gar nicht gelebt, wenn ſie im Faſching nicht getanzt hätten. So iſt es auch auf dem Lande; mancher Burſche, manche Dirne meint, ſie hätten gar nicht Faſching gehalten, wenn ſie nicht auf den Tanzboden kämen. Noch mehr, da heraußen bei uns auf dem Lande gibt es Leute, die, wenn ſie nur eine Geige in einem Wirthshauſe hören, keine Ruhe und keine Raſt mehr haben, bis ſie dem Lockvogel nachgehen können. Und da wird dann getanzt den ganzen lieben Tag und die ganze lange Nacht, und das iſt eine Freude und ein Jubel wie im Paradieſe. — Nun muß das Tanzen ohne Zweifel ſehr geſund ſein, ſehr erquickend für den Körper, ſonſt würde man ſich dieſen Strapatzen nicht unterziehen. Manche tanzen ganz raſend, ſetzen gar nie aus, laſſen gar keine einzige Tour, wie man ſagt, aus, ſondern ſetzen eine Größe darein, in Einem Athem fort tanzen zu können. Ohne Zweifel muß das ſehr geſund ſein, nicht wahr? Viele triefen von Schweiß, wenn der Tanz zu Ende iſt; allein das macht ſie nicht irre; deßungeachtet ſtellen ſie ſich mitten im Winter in bloßen Hemdärmeln auf die Straſſe oder gehen Spaß halber von einem Wirthshaus zum andern, um überall die Wohlthat des Tanzens

genießen zu können. Ohne Zweifel iſt das ſehr geſund, nicht wahr?

Andere machen es wieder anders. In der größten Erhitzung, wo die Lungen im aufgeregteſten Zuſtande ſind, gehen ſie auf den Bierkrug los und ſchütten kaltes Bier auf die dampfenden Lungenflügel hinunter. Das iſt dann ſchön kühl und hübſch geſund, nicht wahr? Andere ſchütteln den Kopf zu etwas Solchem und ſagen: Trink doch nicht jetzt in die Hitze hinein, das muß dir ja ſchädlich ſein! Pah, ſagt der muthige Jüngling, ſtrotzend von Geſundheit, wenn man gleich wieder darauf tanzt, macht's nichts. So wird getanzt, in die Hitze hineingetrunken und wieder getanzt, und ſo treibt man's eine Weile fort. Auf einmal heißt es: Gottes willen, wie ſchaut denn der ſo ſchlecht aus? Iſt das nicht der und der? Mein Gott! was war das für ein kräftiger Burſche, wie voll und roth waren ſeine Wangen, wie ſtämmig und unterſetzt ſein ganzer Körperbau! Wie ging er ſo gerade und friſch einher, und wie ſchaut der Menſch jetzt aus! Die Augen ſind eingebrochen, die rothen Wangen verſchwunden, matt und gelb und bläulich iſt die Farbe ſeines Angeſichtes, das Gewand ſchlottert ihm am Leibe, als gehörte es gar nicht ſein; er geht ſo gebeugt und krumm einher und von Zeit zu Zeit hüſtelt er ein wenig und der Athem will nicht mehr auslangen und er glaubt nimmer genug Luft ſchöpfen zu können. Bei Nacht hat er unruhigen Schlaf und ſtarken Schweiß, und wenn er aufſteht, iſt er ganz matt und Huſten iſt das erſte Geſchäft, das er zu verrichten hat. Hat ſchon den Doktor kommen laſſen, der hat ihn genau ausgefragt und heimlich die Achſeln gezuckt; es fehle wahrſcheinlich in der Lunge, meint der Doktor, die ſei faul. Natürlich, dem armen kranken Jüngling wird dieß nicht geſagt; aber der Arzt erkundigt ſich, wie der Kranke zu dieſem Elende gekommen ſein möge; da hört er, das ſei ein ſcharfer Tänzer geweſen und der hätte ausgehalten und nichts geachtet, und getrunken und getanzt und getanzt und getrunken und ſo weiter. Mein Gott! vielleicht hat er ſich mit einem kalten

Trunk verdorben, heißt es; ja wohl mit einem kalten Trunk verdorben, aber bei welcher Gelegenheit denn? Hat er ſich etwa hitzig gelaufen in die Kirche und da verdorben? Hat er es etwa in der Arbeit übertrieben und ſich dabei ruinirt? Gott bewahre! Beim Tanzen, da hat er ſich erhitzt, erhitzt durch unſinniges Tanzen und dann in die Hitze hineingetrunken, und nun hat er ſeinen Theil und flecht er langſam dem ſichern Grabe in der Blüthe ſeiner Jahre entgegen. Seht da, meine Lieben, wie gefährlich der Tanz für die Geſundheit des Leibes iſt. Hunderte und Tauſende, Jünglinge und Mädchen, haben ſich auf dem Tanzboden die Lungenſucht und Abzehrung oder eine Entzündung und ein Fieber geholt, und ihre Eltern mußten händeringend am Grabe ſtehen und den jugendlichen Opfern der Tanzwuth in's frühe Grab nachſchauen. Geſünder, blühender, ſtärker iſt noch Niemand vom Tanzboden heimgegangen, aber Viele mit dem Keime des frühzeitigen Todes in der Bruſt. Oder habt ihr ſchon von jemand Vernünftigen den Tanz als der Geſundheit förderlich anpreiſen hören? Hat je ein Arzt ſchon geſagt: Du mußt tanzen, daß du geſund bleibſt; oder: Du mußt tanzen, daß du geſund wirſt? Habt ihr das je in aller Welt ſchon gehört?

Aber, ſagſt du, ſo unſinnig tanze ich nicht, daß ich meine Geſundheit ruiniren werde. — Gut, wenn du nicht ſo toll biſt, ſo iſt es noch keine Folge, daß Andere auch ſo enthaltſam ſein werden; auf dem Lande heraußen wenigſtens iſt es der Brauch, daß man faſt wüthet beim Tanzen, daß man ſich nicht ſatt tanzen kann. Gefährlich bleibt alſo der Tanz immerhin, geſünder werden durch das Tanzen noch Wenige geworden ſein.

Ich habe übrigens bisher bloß von der Gefahr des Tanzens ſelbſt geredet, aber noch gar nichts geſagt von den körperlichen Gefahren, die gerade bei Gelegenheit des Tanzens ſo häufig ſind. Alle Augenblicke hört man: Da iſt Einer erſchlagen, dort ein Anderer erſtochen worden, anderwärts hat es blutige Raufereien abgeſetzt. Fragt man nun: Bei welcher Gelegenheit iſt denn dieſer erſchlagen worden? ſo heißt es:

Nun, magſt du fragen? in dem und dem Wirthshauſe iſt Muſik geweſen, da haben ſich die Burſche wegen einem Weibsbild zertragen, da hat Einer dem Andern das Meſſer in den Leib geſtoßen. Wo iſt dieſer ſo zugerichtet worden? O, heißt es, da iſt Muſik geweſen, hat Einer den Andern beim Tanzen auf den Fuß getreten oder geſtoßen! — Und wo iſt denn dieſe Rauferei geweſen? Nun bei der Tanzmuſik dort; dieſe Burſche haben ſchon lang einen Haß aufeinander gehabt, haben immer ſchon einander gedroht. Wart nur, wenn wieder Muſik iſt, da muß Einer am Platze bleiben; „der wird kalt gemacht," hat es geheißen. Kurz, es geſchieht faſt keine Schlägerei unter den Bauernburſchen außer bei der Tanzmuſik. Dort iſt der Platz, wo man dem lange verhaltenen Groll Luft machen will, auf dem Tanzboden oder bei Gelegenheit des Tanzes werden die meiſten Mordthaten und Schlägereien auf dem Lande verübt. Ich berufe mich nur auf unſere Umgebung. In unſerer Pfarrei, Gott Lob! ſind ſolche Dinge nie vorgekommen, weil die Gaſtwirthe das ganze Jahr keine Freimuſik halten, was ihnen zur Ehre nachgeſagt werden muß; aber ihr braucht nicht weit noch gekommen zu ſein, meine Lieben, ihr dürft nur den Fuß vor unſere Pfarrei hinausſetzen. Bei welcher Gelegenheit iſt denn Jener in unſerer Nachbarſchaft erſtochen worden? Bei welcher Gelegenheit hat es denn ſonſt in unſerer Nachbarſchaft ſo viel blutige Köpfe geſetzt? Nicht wahr, bei der Tanzmuſik war es? — Will nun noch Jemand behaupten, daß der Tanz ein ſo unſchuldiges Vergnügen ſei? — O wahrlich ein ſauberes, fürwahr ein unſchuldiges Vergnügen, wo ſich Jünglinge und Mädchen in den ſchönſten Jahren Lungenſucht und Abzehrung holen; ja ein unſchuldiges Vergnügen, das zu ſo vielen gräulichen Mordthaten und Raufereien ſo willkommene Gelegenheit gibt!

Ja, ſagſt du, ich hole mir beim Tanzen die Lungenſucht nicht und fange keine Raufhändel an. — Das iſt eine einfältige Ausrede; denn Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Wenn dir der Tanz nicht ſchädlich iſt, ſo iſt nicht die Folge,

daß er nicht Andern ſchädlich iſt; nützlich iſt der Tanz nie, auch dir nicht; aber ſchädlich Tauſenden, gefährlich Tauſenden, und Tauſende haben durch ihn ſchon ihren Theil bekommen.

Doch, meine Lieben, ich habe jetzt erſt noch die unſchuldigſte Seite des Tanzes berührt; nur von körperlichen Gefahren war bisher die Rede, obwohl auch dieſe, wie wir ſahen, nicht gar unſchuldig ausſchauen; aber jetzt wollen wir den Tanz von ſeiner gefährlichſten Seite kennen lernen, wie er nämlich gefährlich iſt für die Seele; hievon aber im

zweiten Theil.

Die heilige Schrift ſagt, was ich auch in meinem Vorſpruche angeführt habe: „Mit einer Tänzerin pflege keinen Umgang und gib ihr kein Gehör, auf daß dich ihre Künſte nicht zu Grunde richten.“ Das iſt ja doch, ſcheint es, etwas zu ſtark, wie können denn die Künſte einer Tänzerin Jemanden zu Grunde richten? Das könnt ihr freilich nicht leicht begreifen, ihr, die ihr da auf dem Lande herauſſen lebt. Es gibt nämlich, meine lieben Landleute, noch ganz andere Tänze, als ihr könnt, und ganz andere Stellungen, Manieren und Geberden beim Tanzen, als bei euch Brauch iſt; es gibt Tänzerinnen, die in der ganzen Welt herumreiſen und ſich durch ihr Tanzen in Einer Stunde 20—30,000 fl. verdienen; verſteht ihr mich? ich ſage es nochmal, zwanzig- bis dreißigtauſend Gulden; aus dem könnt ihr ſchon abnehmen, daß die Künſte einer Tänzerin den Leuten wenigſtens den Verſtand verrücken können, ſie um ihr Geld bringen; allein das wäre noch das Wenigſte, wenn die Künſte einer Tänzerin keinen größern Schaden machen würden. Aber ſo haben die Tänzerinnen ſchon anderes Unheil geſtiftet. Von einer Tänzerin wiſſen wir, daß ſie dem heiligſten Manne, der vor Chriſtus gelebt hat, das Leben koſtete. Es iſt euch Allen dieſe Geſchichte bekannt. Herodes war es nämlich, der, durch die Künſte der Tänzerin Herodias bezaubert, dem heiligen Johannes dem Täufer im Kerker das Haupt abſchlagen ließ. Längere

Zeit hindurch hatte der König Herodes ſchon im Ehebruche mit dem Weibe ſeines Bruders gelebt; Johannes hatte ihm dieſen verbrecheriſchen Umgang unerſchrocken verwieſen und dem Könige geſagt: „Es iſt dir nicht erlaubt.“ Das gottloſe Weib wußte, daß Johannes ihr im Wege ſtehe; allein ſie hatte den Herodes nie dahin bringen können, den Johannes aus dem Wege zu räumen, ſo oft ſie den Herodes ſchon deßwegen angegangen hatte; denn Herodes fürchtete den Johannes, ſagt die Schrift, und hörte ihn gerne. Was that nun die gottloſe Herodias? Da Alles nichts helfen wollte, ſchickte ſie eine Tänzerin über den König, und ſieh, durch ihre Künſte verführt, vergaß Herodes Alles und ließ den Johannes enthaupten. So haben die Künſte einer Tänzerin den Herodes verleitet, daß er *während des Gaſtmahles* den Blutbefehl ertheilte, dem Johannes das Haupt abzuſchlagen, was ſelbſt die abſcheulichſten Tyrannen nicht gethan haben.

O, meine Lieben, wäre es doch das letztemal geweſen, daß wegen einer Tänzerin eine Mordthat begangen worden wäre! Aber ach, wie viele Mordthaten ſind nicht ſeitdem wegen Tänzerinnen verübt worden! Große Herren und ſogenannte gebildete Leute haben wegen einer Tänzerin oft ſchon im Zweikampfe einander erſchoſſen und erſtochen; die Bauernburſche aber machen es kürzer und nicht ſo viele Umſtände, ſie ſtoßen einander das Meſſer in den Leib und zwar wegen einer Tänzerin, wegen einer Weibsperſon. Wenn nun auf dieſe Weiſe ein Menſch aus der Welt geſchafft wird, auf dem Tanzboden, oder meinetwegen im Heimgehen vom Tanz, meint ihr, daß da keine Gefahr für die *Seele* vorhanden ſei, meint ihr, daß ein Solcher allemal gut aus der Welt kommt, in einen guten Ort kommt, ein Solcher, der mit einem Andern gerade vorher wegen einer Tänzerin, wegen einer ſündhaften Bekanntſchaft Streit gehabt hat und in Folge deſſen ermordet worden iſt? Möchtet ihr, meine Lieben, mit einem Solchen aus der Welt gehen? Vom Tanzboden weg, ohne Beichte, ohne Kommunion, ohne heilige Ölung, in die Ewigkeit! Und auf dieſe Weiſe ſind ſchon

genug in die andere Welt hinübergeſchafft worden, verloren für Zeit und Ewigkeit, zu Grunde gegangen mit Leib und Seele.

Das iſt Eines; gehen wir jetzt nur einen Schritt weiter! Fragen wir: Wie geht's auf dem Tanzboden ſelbſt zu? Was hört man da? Was erlauben ſich da ungezogene Burſche für Reden, was ſingen ſie für Lieder, welche Freiheiten erlauben ſie ſich nicht gegen die Weibsperſonen? Wo das junge Volk in einer Pfarrei etwas liederlich iſt, ſieht man es ſchon auf dem Tanzboden. Mit Einem Worte, auf dem Tanzboden wird hergerichtet zu dem, was im Nachhauſegehen geſchehen ſoll, oder wie ein frommer Mann ſagt: Beim üppigen Tanze erbleicht die Unſchuld, im Nachhauſegehen wird ſie zu Grabe getragen. Nun kommt die Zeit zum Nachhauſegehen; die Beſſern gehen freilich doch noch bei Tag nach Haus; allein es iſt nicht viel Unterſchied, wenn Paar und Paar miteinander gehen, ob ſie bei Tag oder bei Nacht gehen. Man kann auch bei Tag Angeſichts der Sonne Schlechtigkeiten treiben. Sehr Viele aber gehen nicht fort vom Tanzboden bis ſpät in die Nacht. Man hat getrunken mehr als gewöhnlich, man hat allerhand Zoten und Poſſen geriſſen, man hat das Blut erhitzt; jetzt geht man allein nach Hauſe. Weiter will ich den ehrbaren Tänzer und die ſittſame Jungfrau Tänzerin nimmer begleiten auf dem Wege; wir kommen ohnehin wieder zuſammen; wo denn? Nun, im — Beichtſtuhl. Aus dem Beichtſtuhle aber, meine Lieben, wiſſen wir Geiſtliche, daß von hundert Weibsperſonen neun und neunzig im Nachhauſegehen vom Tanzen zum Falle kommen. Das wiſſen wir Geiſtliche, und nun bitte ich euch, ſaget ſelbſt: Iſt es nicht unſere heilige Pflicht, daß wir gegen den Beſuch des Tanzbodens, der die Hauptgelegenheit zum Laſter der Unzucht iſt, auf's Nachdrücklichſte eifern? Iſt es nicht unſere heiligſte Pflicht, daß wir die Gaſtwirthe bitten und beſchwören, ſie mögen ſo ſelten als möglich, am liebſten gar nie eine Freimuſik halten? Iſt es nicht unſere heiligſte, unerläßliche Pflicht, daß wir es den Eltern und Hausleuten einbinden, ihre Kinder und Dienſtboten ſtreng zu

halten und wo möglich ſie ganz vom Beſuche des Tanzbodens zurückzuhalten?

Ich weiß es, man ſagt, der Tanz ſei ja keine Sünde; das iſt ja wahr, ich ſage es auch: das Tanzen *für ſich* iſt eine gleichgültige Sache; aber der Tanz iſt *Gelegenheit*, eine ſehr nahe Gelegenheit zu Sünde und Laſter, und deßwegen iſt er gefährlich. Ohne leichtfertige Gedanken geht er ſelten aus.

Aber da kommt Jemand daher und ſagt: Ich gehe ſchon vier Jahre zum Tanz und ich bin auch immer mit meiner Tänzerin nach Hauſe gegangen; allein es iſt nicht das mindeſte Unanſtändige dabei vorgefallen; alſo kann ich in dem Tanze das Gefährliche nicht finden, das ihm die Geiſtlichen beimeſſen wollen. Muß man gerade liederlich ſein, wenn man vom Tanze nach Hauſe geht? — Auf dieſe Einwendung iſt das Nämliche zu antworten, was ſchon im erſten Theile geſagt wurde: Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Schlimm genug, wenn gar keine Ausnahme ſtatt hätte; aber was ſoll das ſein, wenn ein paar Perſonen bei Gelegenheit des Tanzes nicht ſündigen, hundert andere aber kommen zum Fall? Iſt deßwegen der Tanz minder gefährlich für Tugend und Unſchuld, weil *du* noch nicht gefallen biſt? Und auch du, merk es dir, der du dich bis jetzt noch nicht verſündigt haſt, auch du begehſt eine ſchwere Sünde, weil du dich ſo leichtſinnig der Gefahr zu ſündigen ausſetzeſt, indem du nächtlicher Weile jedesmal mit deiner Bekanntſchaft nach Hauſe gehſt. Verſtehſt du, eine ſchwere Sünde begehſt du! Denn wenn du auch mehrere Jahre noch nichts gegen die Ehrbarkeit begangen haben ſollteſt, haſt du Siegel und Brief, daß du auch für die Zukunft rein bleiben werdeſt? Du, der du Gott beſtändig verſucheſt, du, der du dich ſo ſtark glaubſt, dir auf deine eigenen Kräfte ſo viel einbildeſt, du wirſt rein bleiben? Laß dich nicht vom Teufel blenden, mein Lieber! Der Mann nach dem Herzen Gottes, König David, *ſah* nur ein Weib und wurde ein Ehebrecher, und du, der du vielleicht Arm in Arm nächtlicher Weile nach Hauſe gehſt, du willſt ſtärker ſein, als

David? Vier Jahre gehſt du mit dem offenen Spanlichte im Stall und Stadel herum und haſt nicht angezündet, biſt du ſicher, daß nicht endlich doch einmal dein Leichtſinn und deine Unachtſamkeit das Haus in Brand ſtecken werden? Vier Jahre wohnſt du in einem äußerſt baufälligen Hauſe und es iſt noch nicht eingefallen, biſt du ſicher, daß es auch in Zukunft nicht einfallen werde? Mehrere Mal ſchon klopfteſt du deine Tabakpfeife in den Spucknapf hinein und es hat noch nicht gezündet, biſt du ſicher, daß es auch in Zukunft ſo gut abgehe? Lieber Freund, Gott läßt ſich nicht verſuchen, und die ſich am meiſten auf ihre Stärke einbilden, kommen am erſten zum Fall. Aber geſetzt auch, du allein kämeſt nicht zum Fall, deßungeachtet iſt der Tanz äußerſt gefährlich, weil hundert Andere dabei ihre Unſchuld verlieren.

Ja, beim Tanze, laut muß ich es ſagen, werden die Gelegenheiten zur Sünde bereitet, die Bande zu einem ſündhaften Leben auf Jahre lang geknüpft. Ich bin da um eine höchſt traurige und ſittenverderbende Erfahrung reicher geworden. Ich habe nämlich bisher geglaubt, man habe nur ſolche Bekanntſchaften, bei denen doch eine Ausſicht auf eine künftige Verehelichung vorhanden iſt. Nun habe ich aber die traurige Überzeugung gewonnen, daß man beim Tanzen Bekanntſchaften anknüpft, wo man gar nicht an's Heirathen denkt, die alſo bloß zur Liederlichkeit führen müſſen. Bloß zum Tanzen und zum Nachhauſegehen haben Viele eine Bekanntſchaft. — Von einem ſolchen grenzenloſen Leichtſinne kann ich mir wahrlich keinen Begriff machen. Nur die ſchreckliche Verblendung der Weibsperſonen iſt da am meiſten zu bedauern und zu beklagen; denn ſie ſind der angeführte Theil; gewöhnlich ſind die Mannsperſonen die Verführer. Wo eine Weibsperſon, die nur ein Quintchen Verſtand hat, da hindenkt, wie ſie ihre Ehre mit ſo unbegreiflichem Leichtſinne preisgeben und in die Schanze ſchlagen kann, wie ſie mit einem Menſchen, den ſie nicht heirathen kann, herumziehen mag, wie ſie einem ſolchen Verführer, der natürlich goldene Berge verſpricht, aber nichts

hält, Glauben ſchenken mag — das kann begreifen, wer will, ich begreife es nicht. Wenn man nur vor der Welt keine Schande, wenn nur die Liederlichkeit keine Folgen hat, wenn nur nichts aufkommt, denken ſich die Meiſten — dann macht's nichts. Sieh, da kommt der Fronleichnamstag, jetzt möchte man prangen, prangen als — Jungfrau! Da wird ein Kränzlein auf den Kopf geſetzt; nur Schade, daß es der Jungfernkranz nicht iſt; es iſt nichts, als ein goldener Ring am Rüſſel eines Schweines; der Jungfernkranz — nun, wo wird denn der liegen? Geh nur hin, holdſelige Jungfrau! und ſuch nach auf dem Weg, wo du vom Tanze nach Hauſe gegangen biſt; da wirſt du ihn ſchon finden; dort haſt du ihn ja vom Kopfe geriſſen und ihn mit lachendem Munde in den Koth getreten und zwar nicht einmal, ſondern oft genug. Und du willſt am Fronleichnamstag prangen, prangen als Jungfrau, dich und die Leute betrügen? O, pfui der Schande! Noch mehr, es kommt der Hochzeittag; nun will die Hochzeiterin, die vielleicht gar nimmer zählen kann, wie oft ſie ihre Ehre preisgegeben hat, obwohl vor der Welt nichts bekannt geworden iſt, mit dem Jungfernkranz auf dem Kopfe vorm Altar erſcheinen, ſie erſcheint wirklich, natürlich, um vor der Welt nicht in Schande da zu ſtehen! — Aber wie muß eine ſolche Perſon vor ihren eigenen Augen daſtehen! Und woher dieß Alles, was iſt ſchuld an all dem Unheil? Nichts anders, als die Gelegenheit zur Sünde der Unzucht, der Tanzboden. Ja, laut und feierlich rufe ich es von dieſer heiligen Stätte: die Freimuſiken, durch welche die ledigen Leute auf den Tanzboden gelockt werden, ſie ſind eine wahre Peſt, ſie ſind die Haupturſache, die Hauptgelegenheit aller Ausſchweifungen, beſonders auf dem Lande! Gefährlich für Leib und Seele bieten ſie beſonders auf dem Lände die Hauptgelegenheit zu Raufereien und Todtſchlag und zu dem ſchrecklichſten aller Morde, zum Morde der Unſchuld. Wehe der Obrigkeit, die alle acht Tage Bewilligung zu Freimuſiken ertheilt! Wehe den Gaſtwirthen, die um des elenden Geldgewinnes wegen gerade an

Markttagen, wo ſich das Landvolk am zahlreichſten einfindet, Tanzmuſik halten! Wehe der Pfarrei, wo die Tanzmuſiken häufig ſind, ihr moraliſcher Zuſtand muß ein ſchlechter ſein! In den Taufbüchern und im Beichtſtuhle wird man die Folgen davon ſehen und hören können! Wehe, dreimal wehe allen denen, die bei ſolchen Gelegenheiten ſich einfinden! Lachend und hüpfend gehen ſie dem Teufel in's Netz, das er dort auf dem Tanzboden auswirft, und wo er gewöhnlich den reichlichſten Fang macht.

Aber, ſagen Manche, um's Himmels willen, das iſt ja doch zu ſtreng! Iſt ja vor Zeiten auch Tanzmuſik geweſen und die Leute haben Bekanntſchaften gehabt; aber damals hat man von den Geiſtlichen nicht gehört, daß ſie gegen den Tanzboden und die Bekanntſchaften ſo zu Felde gezogen wären. — Darauf gebe ich ganz einfach dieſe Antwort: Entweder ſind vor Zeiten die Leute braver geweſen, daß ſie die Gelegenheit zum Sündigen nicht ſo gebraucht haben, oder aber — und das befürchte ich, iſt der Hauptgrund — die Geiſtlichen haben ihre Schuldigkeit nicht gethan. Gelegenheit zur Sünde war der Tanz ehemals ſo gut wie jetzt, das kann Niemand läugnen. Ich berufe mich da auf eure eigene Erfahrung. Ledig und Verheirathet fordere ich auf, hierüber die Wahrheit zu ſagen und man wird geſtehen müſſen: Ja, es iſt leider nur allzu wahr, was der Prieſter ſagt. —

Da werden nun erſtens die Gaſtwirthe ſagen: Wie nun, ſollen wir gar keine Muſik mehr halten laſſen? — Dieſen gebe ich zur Antwort: Eine ſogenannte Freimuſik unterm Jahre, etwa zur Marktzeit, gar nicht, denn dieſe gibt den ledigen Leuten die meiſte Gelegenheit zur Liederlichkeit; überhaupt ſollen ſie nie Tanzmuſik halten zu Zeiten, wo man keinen vernünftigen Grund dafür erblicken kann, ſondern nur reine Gewinnſucht herausſchaut. Am beſten würden ſie auch thun, wenn ſie jetzt in der Faſchingzeit keine Tanzmuſik geben würden; denn man weiß nicht, warum jetzt eine Tanzmuſik, da wir nahe am Aſchermittwoch ſtehen; gerade jetzt ſind die

Luſtbarkeiten der größte Unſinn. Für den Abgang des Gewinnes, den ſie deßwegen haben, iſt der liebe Herrgott im Stande, ſie ſicherlich auf andere Weiſe reichlich zu entſchädigen, und gewiß thut er es auch. Ich weiß auch, die Gaſtwirthe in unſerer Pfarrei ſind ohnehin keine beſondern Freunde von Tanzmuſiken; um ſo leichter können ſie ſich entſchließen, dieſes Opfer zu bringen, und ich hege das Vertrauen zu ihnen, daß ſie es auch thun. Wenn wir einmal vor dem Richterſtuhle Gottes miteinander ſtehen, werden ſie mir dankbar ſein. Mögen dann Andere außerhalb der Pfarrei thun, was ſie wollen, uns geht das nichts mehr an. Es wäre alſo in unſerer Pfarrei nur mehr in der Kirchweih und bei Hochzeiten Tanzmuſik. Es fragt ſich, ob man auch an dieſen Tagen eine Tanzmuſik nöthig hätte, und ich ſage: Nein, nöthig hätte man ſie nicht. Es iſt auch in Kana eine Hochzeit geweſen, bei der Jeſus ſelbſt zugegen war; aber daß auf dieſer Hochzeit Tanzmuſik geweſen wäre, davon leſen wir nichts. Auch Kirchweih hat man gehalten, und zwar ganze acht Tage, aber getanzt wurde nicht. Zur Beluſtigung, zur größeren Feier eines Feſtes gehört alſo der Tanz gar nicht nothwendig. So könnte man Hochzeit und Kirchweih feiern ohne Tanz und Tanzmuſik. Aber es iſt nun ſchon einmal das Tanzen eine hergebrachte Sitte, die man nicht leicht mehr ausrotten kann. Der heilige Karl von Borromä ſuchte freilich die Tänze in ſeiner ganzen Diözeſe auszurotten; allein es wird dieß wohl niemals ganz gelingen. Ein frommer Biſchof unſerer Tage hat geſagt: Es müſſen ſolche öffentliche Luſtbarkeiten ſein; denn würden dieſe verboten, dann entſtünden geheime, die weit verderblicher wären. Man muß alſo das kleinere Übel dem größern vorziehen; aber vom Übel ſind dieſe Tanzgeſellſchaften auf dem Lande wenigſtens immer.

Aber nun ſehe ich die ledigen Leute in Schaaren herbeiziehen und ſchreien: „Alſo gar kein Vergnügen ſollen wir mehr haben, nicht einmal auf den Tanzboden dürften wir mehr gehen!“ Gemach, gemach, ihr lieben jungen Leute, kein

Menſch verlangt von euch, daß ihr den Kopf hängen laſſen, daß ihr trübſelig einhergehen und ein freudeloſes Leben führen ſollet. O nein, freuen dürft ihr euch eures Lebens, Freude dürft ihr haben; aber eine Freude, die — merkt wohl auf — nicht gefährlich iſt. Daß aber der Tanz gefährlich iſt, gefährlich für Leib und Seele, das, meine ich, habe ich euch heute genug bewieſen. Ihr kommt vielleicht das ganze Jahr nicht dreimal zur Muſik, ſagt mir nun ſelbſt: Habt ihr etwa die andere Zeit hindurch keine Freude? Seid ihr etwa das ganze übrige Jahr hindurch traurig? O gewiß nicht! Ihr lachet und ſcherzet und ſeid freudig und fröhlich in Ehren, ein Beweis, daß ihr den Tanz gar nicht braucht. Es gibt ja viele ledige Manns- und Weibsperſonen, die gar nie zum Tanze gehen: ſind ſie etwa deßwegen traurig, haben ſie etwa deßwegen keine Freude? O laßt euch nicht täuſchen, meine Lieben! um fröhlich und vergnügt zu ſein, braucht man den Tanz nicht. Nach einigen Jahren lacht ihr ſelbſt über die ganze Narrheit; vielleicht ſchämt ihr euch dann, daß ihr ſo närriſch ſein und ſo herumſpringen konntet. Bleibt alſo weg, ganz weg, das iſt das Beſte, dann ſetzt ihr euch keiner Gefahr aus.

Denjenigen aber, die ſich nichts ſagen laſſen, ſondern dennoch hingehen, und meinen, ſie müſſen dabei ſein, ſage ich, was der heilige Franz von Sales den Hof- und Weltleuten ſagte, die oft Anſtandes halber auf Bällen und bei dergleichen Tanzgelegenheiten ſich einfinden müſſen. Mit dem Tanz iſt es gerade wie mit den Schwämmen; die beſten ſind nichts nutz, und wenn man ſie recht gut gekocht hat, ſoll man ſie erſt noch nehmen und wegſchütten. Wenn man aber dennoch davon eſſen muß, ſo eſſe man wenig und ſelten; denn häufig gegeſſen werden ſie zu Gift. Auch haben die Schwämme das Eigene, daß ſie, weil ſie ſchwammig ſind und Löcher haben, alle Dünſte und Flüſſigkeiten, die in der Nähe ſind, auffangen, ſo z. B. das Gift von Schlangen, die in der Nähe ſich aufhalten. Es iſt daher um die Schwämme immer

ein ſehr gefährliches Eſſen. Gerade ſo iſt es auch mit den Tänzen und Tanzgelegenheiten. Die meiſten ſind nichts nutz; darum finde man ſich, wenn man anders nicht ganz wegbleiben kann, nur äußerſt ſelten und kurze Zeit dabei ein; denn dieſe Tanzgelegenheiten ziehen all das Giftartige, was dabei vorgeht, z. B. die unreinen Blicke, unanſtändige Worte und dergleichen an, und vergiften auf dieſe Weiſe den, der oft daran Theil nimmt. Auf dieſe Weiſe werden die Tänze die Vorſpiele und Vorbereitungen zu allen Schandthaten und Unflätigkeiten, die ſo häufig bei dieſer Gelegenheit begangen werden.

Wohlan denn nun, meine Lieben, wählet! Wer vernünftig iſt, geht gar nicht hin und er wird rein bleiben; wer aber meint, er muß hingehen, der denke, daß es Schwämme ſind, die er genießen will, die daher mit größter Behutſamkeit und recht ſelten genoſſen ſein wollen, wenn ſie nicht ſchaden ſollen. Trau nicht! und ſo wirſt du von den Schwämmen keinen Schaden haben. Amen.

Predigt

auf

das Fest des heiligen Joseph.

Text: „Joseph aber, ihr Mann, war gerecht.“ Matth. 1, 19.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wir feiern heute das Fest eines großen Heiligen, des heiligen Joseph. Nun, was hat denn dieser Mann Alles gethan, daß er so heilig geworden ist, und daß er jetzt im Himmel in so unaussprechlicher Herrlichkeit glänzt? Ohne Zweifel hat er staunenswerthe Wunder verrichtet, Blinde sehend, Lahme gehend, Stumme redend, Taube hörend gemacht, ohne Zweifel hat er Todte auferweckt, ist trocknen Fußes über's Wasser gegangen und hat Berge versetzt. Sicherlich ist er im Kloster gewesen oder hat sich als Einsiedler in die Wüste verkrochen und hat dort nichts gethan, als gebetet, gefastet und seinen Leib gegeißelt; oder vielleicht ist er gar schrecklich gemartert worden am ganzen Leibe und zuletzt enthauptet oder in einem Flusse ersäuft oder im Bauche eines glühenden Ochsen gebraten worden. Dergleichen Thaten und Martern lesen wir nämlich von gar vielen Heiligen

Gottes, die wir deßhalb auch mit Recht auf's Innigste und Zarteste verehren.

Ist nun der heilige Joseph auch Einer von diesen Heiligen, die durch solche Thaten in den Himmel gekommen sind? Nein, Geliebte! vom heiligen Joseph lesen wir nicht das mindeste dergleichen. Wir lesen zwar, daß er ein gerechter Mann, d. h. ein heiligmäßiger Mann war; denn wenn die heilige Schrift einmal Jemanden einen gerechten Mann nennt, dann will das schon viel sagen. Ja, ein recht heiliger Mann muß Joseph gewesen sein, sonst hätte ihn der Sohn Gottes nicht zu seinem Nährvater genommen, sonst hätte sich ihm die Heiligste unter den Menschenkindern nicht anvertraut. Aber da stehen wir immer wieder bei der alten Frage: Was hat denn der heilige Joseph eigentlich gethan, daß er so heilig wurde? Wisset ihr, was er gethan hat? Nun, was meint ihr denn? Gewiß muß das etwas recht Schweres gewesen sein? Nein, meine Lieben! der heilige Joseph hat Nichts gethan, als — gearbeitet. Nun werdet ihr sagen: Wenn's sonst nichts braucht, in den Himmel zu kommen, dann kommen wir auch hinein. Allerdings, Geliebte, ihr könnt eben so gut wie der heilige Joseph durch eure Arbeit in den Himmel kommen, wenn ihr nur recht arbeitet. Um aber recht zu arbeiten, hat man etwas zu beobachten

vor der Arbeit, I. Theil,
unter der Arbeit, II. Theil, und
nach der Arbeit, III. Theil;

und das ist nun, was ich heute auseinandersetzen möchte. — Bitt' für uns, heiliger Joseph, auf daß wir würdig werden der Verheißungen Christi!

Erster Theil.

Das Vieh arbeitet auch; es zieht den ganzen Tag am Karren. Es geht an die Arbeit, weil es eben sein muß, weil man es vor den Karren hinspannt. Das Vieh senkt den Kopf zur Erde und denkt nicht an etwas Höheres, weil

es eben gar nicht denken kann. Aber der Mensch ist kein Thier, seine Stellung ist aufwärts, sein Blick soll also auch himmelwärts gerichtet sein. Besonders soll dieß sein vor der Arbeit. Jede Arbeit soll angefangen werden im Namen Gottes. So hat unser Herr und Heiland Jesus Christus gearbeitet; immer hatte er das Wohlgefallen seines himmlischen Vaters vor Augen und darum konnte er auch sagen: „Meine Speise ist, daß ich den Willen meines Vaters thue und sein Werk erfülle.“ Darum rief er auch den Leuten zu: „Sammelt euch Schätze, die weder Rost noch Motten verzehren, weder Diebe ausgraben und stehlen können.“ Von diesem Geiste war auch sein auserwähltes Werkzeug, der Apostel Paulus, beseelt; darum schrieb er an die Korinther: „Ihr möget essen oder trinken oder was anders thun, so thut Alles zur Ehre Gottes.“ Also die Ehre Gottes, der Wille Gottes, meine Lieben, muß uns zur Arbeit treiben, muß uns lebhaft vorschweben, so oft wir an die Arbeit gehen.

Sollte man meinen, das sei etwas Schweres? Ist es so hart, zu sagen: Herr! dir zu lieb, zu deiner Ehre will ich an mein Tagewerk gehen? Und doch, wie viele tausend Christen, sage Christen, gibt es nicht, die, bevor sie an ihre Arbeit gehen, an Alles denken, nur an Gott nicht! Viele gehen hin und denken nur an sich selber, an ihre eigene Ehre und ihren Nutzen, den sie von der zu beginnenden Arbeit haben werden. So mancher Beamte geht in seine Kanzlei im Namen des Königs, in dessen Dienst er steht, so mancher Geistliche geht auf die Kanzel, um sich selber zu predigen, so mancher Arzt macht seine Krankenbesuche, um dem Glanze seines Ruhmes einen neuen Strahl anzufügen, so mancher Handwerker geht in seine Werkstätte und denkt nur an das Geld, das er für die Arbeit, die er eben anfängt, bekommen wird, und so mancher Bauersmann fährt auf das Feld oder in die Wiese, oder geht in die Scheune und denkt an Nichts, als wie viel Geld er wieder für seine Früchte lösen werde.

An Gott wird gar häufig nicht gedacht, wenn man an die Arbeit geht, oder er ist der Letzte, an den man denkt und darf zuletzt noch recht froh sein, wenn man ihm ein Plätzchen neben den Götzen einräumt, denen zuerst die Arbeit aufgeopfert wird. Ihr müßt mich da nicht unrecht verstehen, meine Lieben. Ich behaupte nicht, daß, wenn man an seine Arbeit geht, man nicht an das Geld, das man dafür bekommt, denken dürfte; ich behaupte nicht, daß man nicht auch die Meinung haben dürfte, dem Herrn, in dessen Dienst man steht, zu lieb arbeiten zu wollen, daß man nicht auch bedacht sein dürfte, durch seine Arbeit seinen Fleiß, seine Geschicklichkeit an den Tag zu legen, nein, das Alles darf sein, soll sein; diese Meinungen darf man gar wohl haben bei der Arbeit, aber es sind nur untergeordnete Meinungen, Meinungen zweiten Ranges; die erste und Hauptmeinung ist die Ehre Gottes, sein Wille. Alles Andere ist Nebensache, ist untergeordnet. Hast du diese Meinung nicht und hast sonst alle möglichen Meinungen — Nichts hilft dir deine Arbeit. Sehr schön ist, was der heilige Augustin in dieser Hinsicht sagt: „Die Gesinnung macht das Werk gut; der Glaube leitet die Gesinnung. Merke nicht so sehr darauf, was ein Mensch thue, sondern was er bei seiner Handlung im Auge hat, wohin er die Arme der besten Leitung streckt. Was nützt es, wenn Jemand das Schiff noch so gut lenkt, wenn er nicht in den Hafen, sondern auf Klippen eilt?“ *) Und an einem andern Orte sagt er: „Sie laufen gut, aber sie laufen nicht auf dem rechten Wege. Je mehr sie laufen, desto mehr verirren sie sich, weil sie von dem Wege sich entfernen. Es ist besser, auf dem rechten Wege zu hinken, als neben dem unrechten Wege kräftig einherzugehen“ **).

*) Enarrat. 2. in Ps. 31.

**) Sermo 141. de verbis Domini.

Nur dann, wenn die Ehre Gottes das Hauptziel unserer Arbeit ist und wenn wir überdieß noch mit dieser Hauptabsicht Reinheit des Herzens und demüthiges Gebet um Kraft und Segen für die zu unternehmende Arbeit verbinden, ist ein Nutzen zu hoffen für die Ewigkeit. So, denke ich, ging der heilige Joseph an sein Tagewerk. Er nahm sein Zimmerbeil zur Hand, zuerst Gott zu Lieb und dann, um sich sein Brod damit zu verdienen. So, lieber Landmann, nimm auch du Pflug oder Sense, oder was du sonst nehmen mußt, zur Hand, und deine Arbeit ist recht angefangen. — Was wirst du aber während der Arbeit zu thun haben, wenn du wie der heilige Joseph für den Himmel arbeiten willst? Vernimm dieß im

zweiten Theil.

Wenn man vielen Leuten zuschaut, wie sie arbeiten, wie schläfrig, wie träge, so sieht man deutlich, daß sie keine Freude an der Arbeit haben, daß es nur erzwungener Dienst, Knechtsdienst ist. In der heiligen Schrift heißt es einmal: Einen frohen Geber liebt Gott, und ebenso kann man sagen: Einen frohen Arbeiter liebt er. Aber was soll das für eine Freudigkeit sein, wenn man deutlich sieht, daß nur mit Verdruß und Widerwillen gearbeitet wird? So lange der Herr zugegen ist, für den die Arbeit verrichtet wird, gibt man sich den Anschein, als arbeitete man gerne; kaum aber kehrt der Herr den Arbeitern den Rücken, so wird geplaudert und gelacht und wenig gearbeitet. Nicht vom vielen Arbeiten leben wir, sagen daher manche Handwerksleute, sondern von vielem Taglohn. Es wird also nicht gerne gearbeitet, und nicht so kräftig und hurtig, als man kann; also unwillig und langsam. Und das soll eine Arbeit sein, verdienstlich für den Himmel? Diese Arbeit soll zur Heiligung führen? Das Zimmerbeil hat dem heiligen Joseph den Weg zur Heiligkeit gebahnt; er muß es also ganz anders gehandhabt haben, als viele seiner Standesgenossen, er muß ganz anders gearbeitet

haben, wie viele Handwerksleute und Arbeiter unserer Tage. Ich denke mir, er hat gerne, nach Kräften, ausdauernd und gut gearbeitet. Schaue ich unsern Handwerksleuten und Arbeitern bei der Arbeit zu, so höre ich nicht selten, daß sie sich mit unzüchtigen oder ehrabschneiderischen Reden unterhalten; geht man unbemerkt an Feldern vorüber, wo die Knechte gerade ackern, gehe ich unbemerkt an Viehheerden vorüber und ihren Hütern, so höre ich nicht selten die gräulichsten Flüche, die abscheulichsten Schimpfnamen. So geht's da unter der Arbeit her. Hat etwa der heilige Joseph auch unter der Arbeit geflucht und gescholten? Ich glaube nicht; denn heilig sein, so heilig sein, wie Joseph, und fluchen und schelten unter der Arbeit, das reimt sich schlecht zusammen. Ja, da wundert es mich freilich nicht, wenn der erzürnte Gott manchmal auf den Feldern nichts wachsen läßt; denn würde man die Flüche zusammenzählen, die auf einem Acker während der Brachzeit durch die Hirtenbuben und großen Hirtenleute, während des drei- oder viermaligen Umackerns, während des Düngens, Bebauens und Eggens ausgestoßen werden: so könnte man wohl oft so viele Flüche und Scheltworte zusammenbringen, als Samenkörnlein hingestreut werden. Und eine solche Arbeit, die nur deßwegen den Fluch nicht vom Himmel auf die Felder herniederzieht, weil die göttliche Erbarmung der Strafkeule der göttlichen Gerechtigkeit Einhalt thut, sollte segensreich und ersprießlich für die Ewigkeit sein? Geht hin zum heiligen Joseph und fraget ihn, ob er so gearbeitet hat, fraget ihn, ob Fluchen und Schelten sein Gebet unter der Arbeit war, und ihr werdet die Wahrheit hören. Der christliche Arbeiter, dem seine Arbeit zur Heiligkeit und Seligkeit und nicht zur Sünde und Verdammniß werden soll, arbeitet gerne, nach Kräften; er ist kein Betrüger, der die Arbeit, die er in zwei Tagen verrichten könnte, auf acht Tage hinausdehnt und so die Leute um das Taglohn betrügt, wie so Viele es thun, ohne daran zu denken, daß es gestohlenes Gut ist. Geht auch die Arbeit nicht allemal gleich

gut oder glücklich von Statten, ergreift ihn auch die Ungeduld — er blickt zu Gott auf, statt zu schelten, und mit neuem Muthe geht er an die Arbeit. Nur so geht es besser, nur so ist Segen bei der Arbeit, Segen für Zeit und Ewigkeit. Sagt nur selber, ihr, die ihr so leichtsinnig scheltet und fluchet unter der Arbeit und Gott lästert: wird's denn besser, wenn ihr geflucht habt? Geht da die Arbeit besser von der Hand, wird das Verdorbene dadurch gut gemacht, wird der Ochse und das Pferd beim Pflügen, oder die Heerde beim Hüten verständiger, wenn geflucht worden ist? O Thorheit über alle Thorheit, sich's Fluchen anzugewöhnen und gestehen zu müssen, daß es nicht hilft, sondern nur Gott dadurch beleidigt und das Sündenmaaß immer größer wird! Nehmt euch in eurer Arbeit, ihr Arbeitsleute, den heiligen Joseph zum Muster! Er muß ein Muster aller Arbeiter gewesen sein, sonst wäre er durch seine Arbeit nicht heilig geworden. — Endlich aber ist noch zu erwägen, was nach der Arbeit zu thun ist, und hievon im

dritten Theil.

Was würdet ihr von einem Bauersmann sagen, der zur Zeit der Ernte sich selbstgefällig die Hände reiben und im Bewußtsein und Hochgefühle seiner eigenen Fürtrefflichkeit sagen möchte: Das Alles, was ich auf den Feldern stehen sehe und nunmehr in die Scheune fahre, ist mein Werk, das Werk meiner Hände, die Frucht meiner Arbeit? Nicht wahr, einen solchen würdet ihr für einen einfältigen, hochmüthigen Menschen halten; denn ihr wisset recht gut, daß des Menschen Arbeit Nichts ist, wenn Gott sie nicht segnet, daß weder der etwas ist, der da pflanzt oder gießt, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. Und doch gibt es nicht wenig solche Menschen in allen Ständen, die vergessen, daß sie bei dem Gelingen eines Werkes, einer Arbeit den günstigen Erfolg nicht sich, sondern Gott zuzuschreiben haben, die vergessen, oder nicht wissen, oder thun, als wüßten sie es nicht, was schon David

gerufen hat: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre!“ und was Paulus dem Menschen in's Gedächtniß ruft, wenn er fragt: „Was hast du, o Mensch, das du nicht empfangen hast? Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Ja, leider ist es nur zu häufig, daß der Erfolg einer Arbeit der eigenen Geschicklichkeit, ganz allein dem lieben Ich beigemessen wird. Der Advokat, der einen schwierigen Prozeß zu Gunsten seiner Partei durchgefochten, wem schreibt er das Gelingen der Sache, den guten Ausgang zu? Fragt nicht lange — seiner eigenen Pfiffigkeit und Gewandtheit. Der Arzt, der eine glückliche Kur gemacht hat, wem schreibt er das Gelingen derselben zu? Zweifelt nicht lange — seiner eigenen Geschicklichkeit. Der geistliche Herr, wenn es ihm gelungen ist, auf der Kanzel das Volk zu rühren und zu erbauen, wem schreibt er das Verdienst zu? O nur gar zu gerne seiner eigenen Beredsamkeit! Bei ihm, der es nur zu gut selber wissen muß, daß jeder gute Gedanke von oben kommt, ist ein solch undankbares Gebaren nicht bloß sehr sündhaft, sondern noch obendrein höchst abgeschmackt und eckelhaft. Und so geht es in allen Ständen, vom Minister herab bis zum Bauern. Die Selbstsucht, die Aufgeblasenheit, die Selbstüberschätzung, sie spielt allüberall eine bedeutende Rolle und sie ist es, die nach dem Gelingen einer Arbeit überall sich blähend spricht: Ich bin es gewesen, das habe ich bewirkt. Wie sehr ist demnach zu beherzigen, was der heilige Hieronymus sagt: „Jeder untersuche sein Herz und er wird im ganzen Leben finden, wie selten es sei, daß eine Seele treu gefunden werde, die nichts aus Ehrbegierde, nichts, um bei den Menschen in gutem Rufe zu stehen, thut. Denn wer fastet, fastet nicht sogleich dem Herrn; wer die Hand gegen den Armen ausstreckt, wuchert noch nicht für Gott. Die Laster grenzen

nahe an die Tugenden; es ist schwer, vor Gott dem Richter erprobt zu erscheinen" *).

Ja, nur Gott sollen wir fortwährend die Ehre geben; denn von ihm haben wir unsere Talente, unsere Geschicklichkeit und Alles, was wir haben. Daß wir etwas thun, daß wir arbeiten können und wollen, und mit unserer Arbeit etwas Gutes bezwecken wollen, das ist lauter Gnade Gottes; denn von ihm kommt das Wollen und das Vollbringen. Deßwegen ist es wahr und ewig wahr: wenn wir auch Alles gethan haben, so sind wir dennoch unnütze Knechte.

O wie tief muß der heilige Joseph von der Nichtigkeit seiner selbst durchdrungen, welche Demuth muß in ihm gewesen sein! Nur deßhalb konnte aber auch die Arbeit, die er mit seiner Zimmeraxt verrichtete, vor Gott von solchem Werthe, so ungemein verdienstvoll gewesen sein! Ich wüßte sonst nicht, was den schlichten, einfachen, anspruchslosen Zimmermann sonst auf eine solche Stufe der Heiligkeit gestellt haben könnte. So, meine Lieben, will Gott aber auch unsere Arbeit lohnen, ja die geringfügigste Taglöhnerarbeit, wenn wir sie nur in seinem Namen, zu seiner Ehre, mit frommem Aufblick zu ihm und im Bewußtsein und in der vollen Anerkennung unseres eigenen Nichts verrichten. So thun wir es denn in Zukunft und lassen wir Ruhmgier, Ehrsucht, Eitelkeit und Selbstlob in uns nicht aufkommen. Kümmern wir uns nicht um den Beifall der Welt. „Eine Bühne voll Zuschauer erwartet dich im Himmel," sagt der heilige Chrysostomus **), „und du sammelst dir Zuschauer auf Erden." „O welcher Lohn wartete ihrer bei Gott," ruft der heilige Hieronymus ***), „wenn sie nicht in der Gegenwart schon auf Lohn hofften!" Haben wir daher das Hauptziel aller unserer Arbeiten, die

*) Dialog. contra Luciferianos, c. 6.

**) Hom. 17. in ep. ad Rom.

***) Epist. 52. ad Nepotianum.

Ehre Gottes, unverrückt im Auge! Ich sage unverrückt, d. h. lassen wir uns von den sanftziehenden Strudeln der Menschen- und Selbstlober nicht in den ewigen Abgrund allmählig hinunterziehen! Schauen wir nicht um und nicht seitwärts, sondern gerade aus, und dann wohl uns, es wird uns der Lohn unserer Arbeit nicht vorenthalten bleiben, so wenig er dem heiligen Joseph vorenthalten blieb. Der Name „gerecht" wird uns werden, wie er ihm geworden ist, und an uns wird in Erfüllung gehen, was die Schrift sagt: „Deiner Hände Arbeit wirst du genießen, du wirst glücklich sein und es wird dir gut gehen" (Ps. 127, 2.). Amen.

Predigt

auf

den ersten Fastensonntag.

Text: „Fastet nicht so, wie bisher, damit euer Rufen erhört werde in der Höhe." Isaias 58, 4.

Geliebte-Pfarrgemeinde!

Eine heilige Zeit haben wir durch Gottes Gnade wieder erlebt, die uns recht ersprießlich werden könnte und sollte für Leib und Seele — die heilige Fastenzeit. Zu allen Zeiten hat man den größten Nutzen im Fasten gesucht und gefunden und deßwegen aus den verschiedensten Ursachen gefastet. So z. B. fasteten die Einwohner von Ninive, um den Zorn Gottes von sich abzuwenden, und siehe da, sie wurden erhört (Jonas 3, 5.). So fastete Moses vierzig Tage und vierzig Nächte und aß kein Brod und trank keinen Wein, um für die Sünden des Volkes zu büßen, das ein goldenes Kalb angebetet hatte (V. Mos. 9, 18.). Und als Holofernes gegen die Stadt Bethulien heranzog, da heißt es: „Alles Volk schrie inständigst zum Herrn und sie demüthigten durch Fasten und Beten sich und ihre Weiber" (Jud. 4, 8.). — Man fastete aber auch, um sich auf wichtige Geschäfte

vorzubereiten. So faſtete Chriſtus der Herr vierzig Tage, um ſich zum Antritte ſeines Lehramtes vorzubereiten; ſo faſtete Moſes, bevor er die Geſetztafeln von Gott erhielt; ſo faſtete die Königin Eſther, bevor ſie ſich anſchickte, bei dem Könige Aſſuerus für die Juden zu bitten. Heut zu Tage noch faſten die Biſchöfe, bevor ſie Prieſter weihen, und die angehenden Prieſter müſſen ſich gleichfalls durch Faſten auf den Empfang der heiligen Weihen vorbereiten. —

Dieß Faſten geſchah und geſchieht nun ſicherlich darum, meine Lieben, weil man einen Nutzen davon zu hoffen hat, weil man den Zorn Gottes, wie ſchon geſagt wurde, abwenden zu können hofft, oder weil man ſich beſſeres und glücklicheres Gelingen eines Geſchäftes durch vorausgehendes Faſten verſpricht. Und dieſe Hoffnung iſt auch nicht vergeblich. Nicht umſonſt hat man ſeit Jahrtauſenden in wichtigen Angelegenheiten zum Faſten ſeine Zuflucht genommen; es hieße: die ganze bisherige Menſchheit der Dummheit beſchuldigen wollen, wenn man annehmen wollte, die Menſchen hätten gefaſtet, ohne zu wiſſen, warum und ohne durch ihr Faſten etwas auszurichten. Nein, man hat ſchon etwas ausgerichtet durch das Faſten, wenn man nur recht gefaſtet hat, und, meine Lieben, merkt das wohl, man richtet auch jetzt noch etwas aus, viel, ſehr viel, wenn man nur recht faſtet. Wenn bisher ſo Viele von der heiligen Faſtenzeit und vom Faſten überhaupt keinen Nutzen gehabt haben, ſo kommt das eben daher, weil ſie nicht recht faſteten. Schon den Juden mußte Gott durch ſeinen Propheten ſagen laſſen: „Faſtet nicht ſo, wie bisher!“ und Vielen aus uns gelten dieſe Worte auch jetzt noch.

Aber, werdet ihr fragen, wie müſſen wir es denn anſtellen, damit wir recht faſten? Wir möchten ja doch auch einen Nutzen vom Faſten haben. — Das iſt es eben, meine Lieben, was ich euch heute näher erklären will. Ich will euch heute auseinanderſetzen, wie man recht faſtet. — Will man recht faſten, ſo muß man:

Leiblich faſten, I. Theil;
geiſtig faſten, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Das Kirchengebot in Bezug auf das Faſten ſagt: Du ſollſt die vierzigtägige Faſten, die vier Quatember und andere gebotene Faſttage halten, ſo wie auch am Freitag und Samstag vom Fleiſcheſſen dich enthalten, und das Faſtenpatent gibt hiezu die Erklärung. Man darf ſich nämlich nur einmal des Tages ſatt eſſen und nicht Fleiſch und Fiſche bei Einer Mahlzeit genießen. Während der Faſtenzeit hindurch aber iſt das Fleiſcheſſen erlaubt bis auf die letzten Tage in der Charwoche, bis auf die Freitage, den Aſchermittwoch und den Quatembermittwoch und Freitag. An manchen Tagen darf man kein Fleiſch eſſen, aber ſich zweimal ſättigen, z. B. an allen Freitagen; an manchen Tagen aber darf man Fleiſch eſſen und ſich nur einmal ſättigen, z. B. jetzt in der Faſtenzeit; an manchen Tagen aber darf man kein Fleiſch eſſen und ſich auch nicht zweimal ſättigen, z. B. am Aſchermittwoch, an den Quatembermittwochen und Freitagen und an den Vorabenden großer Feſttage; daher wird die Faſten eingetheilt in das eigentliche Faſten, das nur einmalige Sättigung erlaubt, und in ſogenannte Abſtinenztage, wo man kein Fleiſch, aber doch zweimal ſich ſatt eſſen darf. Das iſt nun die leibliche Faſten, die ſich auf Enthaltung von Fleiſch und einmalige Sättigung bezieht. Habt ihr, meine Lieben, nun bisher die leibliche Faſten recht gehalten? Oder glaubt ihr, daß man ſich in dieſem Stücke gar nicht verfehlen könne? Von Solchen, die ſich ganz über das Faſtengebot hinausſetzen, die an Freitagen und an andern Tagen Fleiſch eſſen, wie es ihnen beliebt, die überhaupt gar keinen Faſttag kennen, als höchſtens den Charfreitag, von Solchen, ſage ich, will ich gar nicht reden; ihnen gilt, was der Herr geſagt hat: „Wer die Kirche nicht hört, der ſei dir, wie ein

Heide und öffentlicher Sünder;“ solche freche Übertreter des kirchlichen Fastengebotes finden sich auch auf dem Lande nicht; nein, Gott Lob! nur die Stadtleute nehmen sich das traurige Privilegium, das kirchliche Fastengebot mit Füßen zu treten.

Bei uns auf dem Lande werden die Fasttage gehalten, aber nicht immer *auf rechte Weise*. Wisset ihr, was ich darunter verstehe, wenn ich sage, sie werden nicht recht gehalten? Darunter verstehe ich, daß manche Bauern, manche ledige Burschе nur *mit Widerwillen* fasten. Das ganze Jahr hindurch ist ihnen schon bange auf die Fasttage, und wenn sie sich nicht schämen und fürchten würden vor ihren Hausleuten oder Eltern, oder wenn sie Fleisch bekommen könnten, so würden sie es ohne weiteres essen; daher kommt es, daß manche Bauern, wenn sie nach Landshut oder München in die Schranne fahren, da die großen Herrn spielen und an Freitagen sich gesottenes und gebratenes Fleisch recht wohl schmecken lassen. Da ist der Vogel frei, da darf er sich nicht geniren; da sieht ihn nicht der geistliche Herr, nicht die Eltern und Hausleute, da schadet es nicht, wenn man Ärgerniß gibt. Und, wohl gemerkt! der Bauer ist nicht verlegen und weiß sogar sein Fleischessen an den Fasttagen zu entschuldigen. Unter den Geboten Gottes, sagt er, steht das Fastengebot nicht, also — darf man es nicht halten. Wie schlau! Seht nur, wie der Bauer den Mantel nach dem Winde kehren kann! Da hat er einmal von einem Stadtherrn so ein aufgeklärtes Wort gehört; nach diesem Bissen schnappt nun mein Bäuerlein ganz gierig und glaubt wunder, welch kostbaren Fang er damit gemacht habe. Schon lange hat ihm das Maul gewässert, wenn er in die Stadt kam und die Stadtherrn am Freitage so ungenirt Fleisch essen sah; da dachte er: Essen's diese, warum nicht auch ich? Nun, sagt mir, meine Lieben, was wird ein solcher Mensch für einen Nutzen haben, wenn er zu Hause auf seinem Hofe die Fasttage hält? Es ihm ja gar nicht Ernst mit seinem Fasten, er fastet ja nur aus Zwang, er fastet nur, um seine

Leute nicht vor den Kopf zu stoßen, er fastet nur, weil er denn doch nicht als ein schlechter Christ in üblen Ruf kommen mag, und weil es einmal auf dem Lande so eingeführt ist. Aber wäre nur mein Bauer in der Stadt, o wie bald würde er die lästige Larve wegwerfen, und an Freitagen Fleisch essen trotz dem ersten aufgeklärtesten Stadtherrn! Seht, ein solcher Mensch, der da bei uns herausen die Fasttage hält, aber nicht aus Überzeugung, nicht weil er das Fasten etwa für nothwendig oder heilsam hält, sondern bloß aus Zwang, oder weil halt auf dem Lande diese dumme Gewohnheit noch herrscht, und der in der Stadt ungescheut die Fasttage brechen würde, ein solcher Mensch, sage ich, ist ein niederträchtiger Heuchler, sein Fasten hat auch nicht den geringsten Nutzen. Da trifft ein, was Gott durch den Propheten gesagt hat: „Fastet nicht mehr so, wie bisher!" sonst ist euer Fasten Gott nicht angenehm; denn es ist ein lauterer Knechtsdienst, ja vielleicht lautere Heuchelei gewesen. Wollt ihr also fasten, meine Lieben, so müßt ihr recht fasten, leiblich schon recht fasten, d. h. gerne und nicht gezwungen. Es ist sonst kein Verdienst beim Fasten, und wenn ihr die ganze Fastenzeit hindurch bei Wasser und Brod fasten würdet, und thätet es nicht gerne, so wäre euer Fasten Gott nicht angenehm, ihr hättet keinen Nutzen davon für die Ewigkeit. Es ist mit dem Fasten gerade wie mit dem Almosengeben. Da heißt es: Einen fröhlichen Geber liebt Gott, und so heißt es auch beim Fasten: Einen, der gerne fastet, liebt Gott.

Wenn ihr ferner leiblicher Weise schon recht fasten wollt, so müßt ihr nicht denken, daß es genug sei, wenn ihr kein Fleisch esset, von Mehlspeisen aber den Bauch voll anstopfet. Da gibt es Manchen, der da sagt: O das Fleisch kann ich leicht entbehren, mir sind die Fastenspeisen viel lieber. Wenn nun ein Solcher von dieser seiner Lieblingsspeise am Fasttage sich voll ißt, so hat er nicht gefastet. Da spotten eben dann die Feinde der Kirche und sagen: Da ist freilich leicht fasten,

da kann man freilich das Fleisch entbehren, wenn man die andern Speisen lieber ißt. — Die heilige Kirche beabsichtigt ja durch das Fastengebot immer eine Abtödtung, eine Selbstverläugnung; wer aber Fastenspeisen lieber ißt als Fleisch, tödtet sich nicht ab, wenn er nicht eine kleinere Portion zu sich nimmt, als ihm schmecken würde. Wenn ihr dieß thun würdet, liebe Landleute, so würdet ihr bei eurem Fasten in jenen Fehler verfallen, in den viele vornehme Leute in den Städten und auf dem Lande verfallen, die zwar kein Fleisch essen, aber desto prächtigere und wohlschmeckendere Fastenspeisen. Das heißt nicht fasten, sondern das Fastengebot auf eine betrügerische Weise umgehen. Kommen dann diese kostbaren Fastenspeisen auf den Tisch, dann fallen sie mit der größten Gefräßigkeit darüber her und stopfen sich den Bauch bis zum Zerspringen damit an. Der heilige Augustin sagt von dieser Art und Weise zu fasten, die schon zu seiner Zeit hie und da bekannt gewesen sein muß: „Diejenigen, welche sich von den Fleischspeisen so enthalten, daß sie nach andern Speisen suchen, welche schwerer zu bereiten und dabei theurer sind, irren sehr; denn dieß heißt nicht Abstinenz anfangen, sondern die Schwelgerei verändern. Sie fasten nicht, um die gewöhnliche Gefräßigkeit zu mäßigen und zu vermindern, sondern um durch den Aufschub die unmäßige Gier zu vermehren; denn sobald die Zeit des Essens gekommen, stürzen sie über die wohlbesetzten Tische, wie das Vieh über seine Krippe, füllen den Bauch bis zum Zerplatzen und reizen den Gaumen, damit er nicht beschwichtigt werde, mit fremden und künstlich bereiteten Gerichten. Kurz, sie verschlingen beim Essen so viel, als sie beim Fasten nicht verdauen können“ *).

*) S. Augustin. Serm. 209 et 210. de diversis.

Nun, von euch Landleuten darf man annehmen, daß ihr Alle das Fleisch lieber esset, als eure Mehlspeisen, die eben nicht immer unter die Leckerbissen zu zählen sind. Es ist nicht immer die beste Kost, die auf euren Tischen steht, und da ihr überdieß hart arbeiten müßt, so dürft ihr nicht ängstlich sein. Esset, was euch nothwendig ist, damit ihr eurer täglichen harten Arbeit nachkommen könnt, — aber auch nicht mehr, damit ihr beständig merket, es sei die heilige Fastenzeit. — Jetzt aber muß ich noch eins bemerken, was zur leiblichen Faste gehört und wogegen manchmal gefehlt wird. Es gibt nämlich Menschen, die lieber trinken, als essen. Das Essen wollen sie gern entbehren, aber desto mehr trinken. Es fehlt nicht an Solchen, die an Fasttagen wenig oder gar nichts essen, dafür aber in's Bierhaus sitzen und sich mit dem Bierkruge entschädigen. Wenn nun ein Solcher salbungsvolle Worte reden und sein Fasten anrühmen, über Andere aber losziehen und über die gottlose Welt Klage führen wollte, wie sie über das Kirchengebot so leichtfertig sich hinwegsetze, wie jetzt kein Christenthum mehr unter den Leuten sei, und Alles sogar an den gottgeheiligten Fasttagen Fleisch esse: so käme das gerade heraus, wie wenn ein loser Spottvogel sich über die spotthafte Welt beklagen oder der alte Krebs dem jungen wegen seines Rückwärtsgehens eine salbungsvolle Anrede halten wollte. Arzt, heile dich selbst! heißt's da. Mit lallender Zunge und bei vollem Glase läßt sich Andern keine Lektion über ihre Übertretungen des Fastengebotes geben. Das hieße das Kirchengebot zum Gespötte machen! Die Kirche sagt nicht: Du darfst kein Fleisch essen, oder dich nur einmal satt essen, dafür aber berauschen; nein, das wäre ein Betrug, eine boshafte und leichtfertige Verdrehung des Fastengebotes.

Seht da, Geliebte, wie man leiblich recht fasten muß, wenn man einen Nutzen haben will. Man muß gerne fasten und nicht betrügerisch fasten, d. h. man darf für sein Fasten auf der andern Seite sich nicht doppelt im Essen oder Trinken entschädigen. Nur so hat man einen Nutzen,

nur so fastet man recht. Nun fragt euch, wie es bisher bei euch mit der leiblichen Faste ausgesehen hat. Ich hoffe, gut; denn das Landvolk, — das muß man ihm nachrühmen, hält die Fasttage noch am besten; es ißt selten Fleisch, noch weniger aber bessere Speisen oder kostspieligere, und bei uns sind auch die ganz wenig, die sich für den Abgang der Speise durch Trinken entschädigen. Meint ihr aber nun, jetzt habt ihr dem Fastengebot genügt, meine Lieben? Ja, den Buchstaben des Gebotes habt ihr erfüllt, das ist wahr; aber der Buchstabe tödtet, der Geist ist es, der lebendig macht; und muß auch das Fasten nicht bloß ein körperliches, ein leibliches Fasten sein, sondern auch ein geistiges. Wie aber wird dieß geschehen? Wie kann man denn noch anders fasten, als körperlich? Wie kann man denn geistig fasten? — Das erklärt euch mein

zweiter Theil.

Viele meinen, sie hätten dem kirchlichen Fastengebote Genüge gethan, wenn sie die leibliche Faste recht halten, wenn sie meinetwegen die ganze Fastenzeit gar kein Fleisch und sich sogar nie satt essen. Das ist wohl allerdings schön und lobenswerth und wird bei Gott seinen Lohn nicht verfehlen; — aber es muß die geistige Faste damit verbunden sein; denn sonst ist das körperliche Fasten ein Leib ohne Seele. Ich will mich euch verständlicher machen, daß ihr euch auskennet; merket also auf!

Jemand hält getreulich die Fasten, er ißt kein Fleisch, und ißt sich kaum einmal satt; wenn er aber sein Weib oder seine Kinder essen sieht, so neidet er ihnen jeden Bissen ein, nicht weil er befürchtet, sie möchten die Fasten brechen, nein, weil er ein Filz ist, der nur sich etwas vergönnt und andern Leuten nichts. Sagt mir, hat der gefastet?

Ein Anderer, der ein Dieb ist, hält auch die Fasten, aber seine Hände und Finger fasten nicht, sondern fassen, was sie erwischen können; heute schleicht er in's Holz hinaus

und haut Bäume um und führt sie nach Hause, morgen stiehlt er Getreide und Heu vom Felde weg, ein drittesmal betrügt er auf der Schranne und im Handel und Wandel, wie er kann, — sagt mir, hat der gefastet?

Wieder Einer ißt in der Fasten kein Fleisch; aber er gelüstet nach einem andern Fleische; seine fleischlichen Begierden läßt er nicht fasten, seine Augen läßt er nicht fasten, sondern frech auf allen lockenden und verführerischen Gegenständen herumschweifen; selbst in der Kirche kann er dieß nicht lassen, er geht in die Kirche, um zu sehen und gesehen zu werden — hat dieser gefastet?

Wieder Einer geht in der Fasten gar nicht zum Bier und nicht zum Spiel, dafür aber in den sogenannten Heimgarten; dort ist eine Person, die ihn zieht; in der Fastenzeit ist der Tanzboden geschlossen, dafür geht man aber jetzt in's Haus auf Besuch, vielleicht selbst nächtlicher Weile zum Fenster, führt da abscheuliche Reden, gefällt sich mit Zoten und Possen — hat der gefastet?

Ein Anderer fastet, daß er ganz mager wird, so streng hält er die Fasten; ist eine gar heilige Zeit, sagt er; dafür aber preßt er seinen Mitbruder, wie er kann, läßt ihn auspfänden, wenn er nicht auf der Stelle zahlen kann, gibt seinem Feinde kein gutes Wort, dafür aber steht er zu einem Kruzifixbild hin und busselt den lieben Herrgott hundertmal ab; kaum begegnet ihm aber sein Widersacher, oder kommt ihm sonst etwas über die Quere, dann schaue man den andächtigen Fastet an: die Hand, die gerade den Rosenkranz getragen, oder das Gebethuch gehalten, oder andächtig den Kuß auf die Wundmale des Erlösers hingeführt hat, schlägt jetzt zu und nimmt Rache; der Mund, der gerade noch betete: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, stößt Fluch- und Schelt-Worte und Verwünschungen aus; der Blick, der in der Kirche so andächtig himmelwärts und auf das Kruzifix hingerichtet war, funkelt jetzt vor Zorn, die Lippen, die noch eben so warm gegen den

Heiland sich erwiesen, erkalten so schnell in der Liebe des Nächsten, werden bleich und zittern fieberhaft — sagt mir, hat der gefastet?

Wieder Eine bringt die Faste gleichfalls recht gut zu, sie ißt nichts den ganzen Tag, als etwas Gemüse und Brod, sie stiehlt nicht und betet viel, betet alle Tage den Kreuzweg und einen Rosenkranz ab; aber das Maul ist beständig wie eine Mühle mit fünf Gängen im Gange; in dieser Mühle wird der Waizen der Ehre, des guten Namens des Nächsten dergestalt gemahlen, daß davon nur mehr die Kleien zum Vorschein kommen, — sagt mir, hat eine solche Person gefastet?

Nun, und was lernt ihr aus den bisherigen Beispielen, die ich euch angeführt habe? Nicht wahr, das lernt ihr, daß es nicht genug ist, leiblicher Weise zu fasten, daß man auch geistiger Weise fasten muß, wenn man einen Nutzen haben will vom Fasten. „Was nützt es denn," sagt der heilige Hieronymus, „wenn der Körper vom Fasten abzehrt, die Seele aber von Stolz aufschwillt? Welches Lob werden wir verdienen durch die Blässe, die wir durch Fasten uns zugezogen, wenn wir von Neid gelb sind?" *) „Wenn wir auf gute Weise uns der Speisen enthalten wollen," sagt der heilige Augustin, „so enthalten wir uns vor Allem der Sünden; denn was nützt es, wenn wir dem Körper die Speisen entziehen, die Seele aber mit Sünden anfüllen? Was nützt es, blaß zu sein vom Fasten, wenn wir von Haß und Neid gelb angelaufen sind? Was nützt es, keinen Wein zu trinken, und dabei vom Gifte der Rachsucht trunken sein? Was nützt es, des Fleisches sich zu enthalten, das zum Essen da ist, und mit boshaften Verleumdungen den Mitbruder zu zerfleischen? Was nützt es, wenn wir uns von dem enthalten, was zuweilen

*) Epist. ad Celantiam.

erlaubt ist, und das zu thun, was niemals gestattet ist?" *)

Seht, Geliebte, das heißt fasten! Man muß die leibliche und die geistige Fasten mit einander verbinden, dann fastet man recht. Aber da fehlt es eben! Da haben schon die Juden stark bei ihrem Fasten gefehlt! Sie fasteten wohl, aber sie konnten keinen Nutzen von ihrem Fasten verspüren. Gott selbst sagt von ihnen bei seinem Propheten: „Sie suchen mich von Tag zu Tag und wollen meine Wege wissen, gleichwie ein Volk, das Gerechtigkeit gethan und seines Gottes Recht nicht verlassen; sie verlangen von mir Gerichte der Gerechtigkeit und wollen Gott nahe sein." Aber trotz ihres Fastens fanden sie dennoch kein Gehör bei Gott; das war ihnen denn nun selbst auffallend, und deßwegen sprachen sie zu Gott: „Warum fasten wir und du siehst's nicht an; warum demüthigen wir uns und du achtest nicht darauf?" — Da löste ihnen Gott der Herr das Räthsel auf und sagte es ihnen, warum ihm ihr Fasten nicht wohlgefällig sein könnte: „Siehe, am Tage eures Fastens zeigt sich euer Wille und all eure Schuldner treibet ihr. Siehe, zu Streit und Hader fastet ihr und schlaget gottlos zu mit der Faust! Fastet nicht so, wie bisher, damit euer Rufen erhört werde in der Höh'! Ist denn das ein Fasten, wie ich's wünsche, wenn der Mensch den Tag hindurch sich kasteit, wie einen Reif sein Haupt beugt, und in Sack und Asche liegt? Willst du das ein Fasten nennen und einen Tag, wohlgefällig dem Herrn? Ist nicht vielmehr das ein Fasten, wie ich's wünsche: Lösen die Bande der Bosheit, losnehmen die Fesseln der Gedrückten, freigeben die Bedrückung, losreißen jegliche Last?" (Isaias 58, 2—6.)

*) S. August. Serm. 64. de tempore.

Habt ihr das gehört, meine Lieben? Wisset ihr jetzt, worin das Fasten eigentlich besteht? Seht, die Juden haben stark gefastet und doch war ihr Fasten Gott nicht angenehm. Warum denn nicht? Nun darum, weil sie bloß den Bauch fasten ließen, den Leib; aber nicht auch ihre Sünden und bösen Gewohnheiten ablegten. Und wie habt denn ihr bisher gefastet? Habt ihr es bisher bei eurem Fasten nicht auch häufig so gemacht, wie die Juden? Muß Gott nicht auch zu euch sagen: „Fastet nicht so, wie bisher"? O diese Worte, liebe Landleute, dürft besonders ihr euch recht zu Herzen nehmen! Leiblich fastet ihr, das ist wahr; ihr esset kein Fleisch oder nur selten und esset euch nicht genug, und damit, meint ihr nun, habt ihr gefastet; — aber das ist bei weitem noch nicht Alles! Ihr müßt nicht bloß den Magen, sondern auch eure Augen, Ohren, Hände und Füße fasten lassen, ihr müßt mit Einem Worte geistiger Weise fasten.

Schau, das geht dich an, der du zwar fastest, aber deinem eigenen Weibe, deinen eigenen Kindern kaum die nöthige Speise vergönnst, weil du ein Filz und ein neidiger Hals bist. Da faste, laß fasten deinen Neid, deinen wucherischen, habgierigen Sinn! da faste, das heißt fasten! —

Laß fasten deine Augen! Schau, das geht dich an, du vorwitziger, lüsterner Jüngling, du leichtfertiges Mädchen! Du issest kein Fleisch, oder nicht viel, weil du vielleicht keins oder nur wenig bekommst. Du mußt aus der Noth eine Tugend machen. Aber da hast du deinen freien Willen mit deinen Augen! Die laß fasten, das heißt fasten! Laß sie fleißig in das Evangelium oder in ein gutes Buch hineinschauen, meinetwegen in den „Kalender für Zeit und Ewigkeit". Da schau dir genug! Da darfst du deine Augen nicht fasten lassen. —

Laß fasten deine Ohren! — Das geht dich an, der du bisher deine Freude hattest an unrechten Reden und Liedern, der du bisher nichts lieber hörtest, als die Geige und die Trompete der Spielleute im Wirthshause. Laß fasten deine

Ohren! Verschließ sie unrechten Reden, öffne sie etwas Besserem, als den Tönen der Lustbarkeit, die dir vielleicht schon oft zum Falle gewesen ist. Höre nur recht gerne die Reden, die du von der Kanzel und im Beichtstuhle vernimmst, da darfst du deine Ohren nicht fasten lassen, nein, da sollen sie sich genug hören. Hast du gehört? Sieh, das heißt fasten!

Laß fasten deine Zunge! — Schau, das geht dich an, geschwätziges Weib, das du immer von der Nächsten Fehlern zu reden weißt; das geht dich an, unbändiger Mann, der du bei jedem dritten Worte schelten und in Wirthshäusern und in Gesellschaften grobe Reden führen mußt. Laß fasten deine schmutzige Zunge! Schweig! Halt sie im Zaume! Sieh, das heißt fasten! — Willst du aber einmal von Fehlern reden, so geh in den Beichtstuhl; da rede dir genug, rede nur brav von deinen Fehlern, von denen du sonst so wenig zu reden weißt; ja rede nur brav in der Kirche mit deinem Herrn und Gott, bete nur fleißig und lies gern in einem guten Buche! Sieh, das heißt fasten!

Laß fasten deine Hände! — Das geht dich an, der du bisher deine Hände nach fremdem Gute ausstrecktest, Holz und Streu ohne Noth stahlest, auch was du sonst erwischen kannst, mitnimmst; das geht auch dich an, der du deine Hände zu unehrbaren Dingen, zu Sünden der Unzucht mißbrauchest und sie nach verbotener Frucht ausstreckest. Laß fasten diese deine Hände! Gib vielmehr fremdes Gut zurück, gib Almosen, erhebe deine Hände zum Gebet, arbeite gerne! Sieh, das heißt fasten!

Laß fasten deine Füße! — Das geht dich an, der du so sehr verbotene Wege gehst, nächtlicher Weile Besuche machst und sobald du eine Geige hörst, auf den Tanzboden gehen mußt. Das geht dich an, der du dich von deinen Füßen weit lieber in's Wirthshaus und auf die Jagd und zur Lustbarkeit, als in die Kirche und nach Hause tragen lassest. Laß fasten deine Füße! Geh nicht mehr hin in jenes für dich so gefährliche Haus, zu jener dir so gefährlichen Person, zu jener

heute sollte ein anderes Schauspiel vor den Augen der genannten drei Apostel sich begeben; heute sollte es ihnen kund werden, daß Jener, der so unscheinbar bisher, wie ein anderes Menschenkind, in Niedrigkeit und Armuth vor ihnen wandelte, etwas Höheres in sich trage, daß sein Leib nur der Schleier der Gottheit sei, die sich in ihm verborgen habe, mit Einem Worte: sie sollten Zeugen seiner Verklärung sein.

Deßwegen führt sie der Herr mit sich auf den Berg Thabor und wie er dort im Gebete begriffen ist, da verändert sich auf einmal seine ganze Gestalt, sein Angesicht leuchtet wie die Sonne, seine Kleider werden weiß wie Schnee, Moses und Elias erscheinen und reden mit ihm, eine Stimme wird aus den Wolken gehört: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein innigstes Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören! Die Apostel können den Glanz nicht mehr ertragen, die Stimme setzt sie in Schrecken, sie fallen auf ihr Angesicht nieder und fürchten sich sehr. Aber Petrus, im Hochgefühle der Seligkeit, entzückt von diesem Vorgeschmacke des Himmels, den er gehabt, ruft wonnetrunken aus: Herr, hier ist gut sein, hier wollen wir uns Hütten bauen! — Aber der Herr bedeutet sie eines Andern, sie sollten schweigen und von allem dem, was sie gesehen, nichts sagen, bis der Menschensohn vom Tode auferstanden wäre.

Davon verstanden sie aber, sagt das Evangelium, kein Wort, sie wußten nicht, was sie von dem ganzen Vorfalle und von diesem Verbote Jesu zu halten hätten.

Es entsteht nun die Frage, meine Lieben: Was hat denn dieses ganze Geheimniß der Verklärung Jesu auf dem Berge Thabor für eine Bedeutung? Was sollte sie den Aposteln sagen? Was soll sie uns sagen? — Diese beiden Fragen sind es, die ich in der heutigen Predigt beantworten werde.

Was sagte die Verklärung Christi den Aposteln? I. Theil.

Was sagt die Verklärung Christi uns? II. Theil.

Predigt

auf

den zweiten Fastensonntag.

Text: „Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne.“ Matth. 17, 2.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Ein eigenes Schauspiel ist es, dessen Zeugen die Apostel Petrus, Jakobus und Johannes auf dem Berge Thabor waren. Bisher hatten sie nur Wunder gesehen, die Jesus an Andern verrichtete; aber seine eigene Person war immer dieselbe geblieben, an ihr konnte Niemand eine Veränderung bemerken. Ob er Wasser in Wein verwandelte, ob er Kranke gesund machte, ob er den Winden und den Wellen gebot: seine Person erlitt dabei keine Veränderung, die nämliche Knechtsgestalt, die bisher an ihm sichtbar war, die man in der Krippe und im Tempel an ihm gesehen hatte, war noch immer an ihm, kein Durchbruch der Gottheit, die in ihm leibhaftig wohnte, hatte bisher noch stattgehabt; nur der Mensch Jesus war bisher zu bemerken, wenn auch die Wunder und Zeichen auf etwas Höheres in ihm schließen ließen. Aber

heute sollte ein anderes Schauspiel vor den Augen der genannten drei Apostel sich begeben; heute sollte es ihnen kund werden, daß Jener, der so unscheinbar bisher, wie ein anderes Menschenkind, in Niedrigkeit und Armuth vor ihnen wandelte, etwas Höheres in sich trage, daß sein Leib nur der Schleier der Gottheit sei, die sich in ihm verborgen habe, mit Einem Worte: sie sollten Zeugen seiner Verklärung sein.

Deßwegen führt sie der Herr mit sich auf den Berg Thabor und wie er dort im Gebete begriffen ist, da verändert sich auf einmal seine ganze Gestalt, sein Angesicht leuchtet wie die Sonne, seine Kleider werden weiß wie Schnee, Moses und Elias erscheinen und reden mit ihm, eine Stimme wird aus den Wolken gehört: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein innigstes Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören! Die Apostel können den Glanz nicht mehr ertragen, die Stimme setzt sie in Schrecken, sie fallen auf ihr Angesicht nieder und fürchten sich sehr. Aber Petrus, im Hochgefühle der Seligkeit, entzückt von diesem Vorgeschmacke des Himmels, den er gehabt, ruft wonnetrunken aus: Herr, hier ist gut sein, hier wollen wir uns Hütten bauen! — Aber der Herr bedeutet sie eines Andern, sie sollten schweigen und von allem dem, was sie gesehen, nichts sagen, bis der Menschensohn vom Tode auferstanden wäre.

Davon verstanden sie aber, sagt das Evangelium, kein Wort, sie wußten nicht, was sie von dem ganzen Vorfalle und von diesem Verbote Jesu zu halten hätten.

Es entsteht nun die Frage, meine Lieben: Was hat denn dieses ganze Geheimniß der Verklärung Jesu auf dem Berge Thabor für eine Bedeutung? Was sollte sie den Aposteln sagen? Was soll sie uns sagen? — Diese beiden Fragen sind es, die ich in der heutigen Predigt beantworten werde.

Was sagte die Verklärung Christi den Aposteln? I. Theil.

Was sagt die Verklärung Christi uns? II. Theil.

Predigt

auf

den zweiten Faſtenſonntag.

Text: „Sein Angeſicht leuchtete wie die Sonne.“ Matth. 17, 2.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Ein eigenes Schauſpiel iſt es, deſſen Zeugen die Apoſtel Petrus, Jakobus und Johannes auf dem Berge Thabor waren. Bisher hatten ſie nur Wunder geſehen, die Jeſus an Andern verrichtete; aber ſeine eigene Perſon war immer dieſelbe geblieben, an ihr konnte Niemand eine Veränderung bemerken. Ob er Waſſer in Wein verwandelte, ob er Kranke geſund machte, ob er den Winden und den Wellen gebot: ſeine Perſon erlitt dabei keine Veränderung, die nämliche Knechtsgeſtalt, die bisher an ihm ſichtbar war, die man in der Krippe und im Tempel an ihm geſehen hatte, war noch immer an ihm, kein Durchbruch der Gottheit, die in ihm leibhaftig wohnte, hatte bisher noch ſtattgehabt; nur der Menſch Jeſus war bisher zu bemerken, wenn auch die Wunder und Zeichen auf etwas Höheres in ihm ſchließen ließen. Aber

heute sollte ein anderes Schauspiel vor den Augen der genannten drei Apostel sich begeben; heute sollte es ihnen kund werden, daß Jener, der so unscheinbar bisher, wie ein anderes Menschenkind, in Niedrigkeit und Armuth vor ihnen wandelte, etwas Höheres in sich trage, daß sein Leib nur der Schleier der Gottheit sei, die sich in ihm verborgen habe, mit Einem Worte: sie sollten Zeugen seiner Verklärung sein.

Deßwegen führt sie der Herr mit sich auf den Berg Thabor und wie er dort im Gebete begriffen ist, da verändert sich auf einmal seine ganze Gestalt, sein Angesicht leuchtet wie die Sonne, seine Kleider werden weiß wie Schnee, Moses und Elias erscheinen und reden mit ihm, eine Stimme wird aus den Wolken gehört: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein innigstes Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören! Die Apostel können den Glanz nicht mehr ertragen, die Stimme setzt sie in Schrecken, sie fallen auf ihr Angesicht nieder und fürchten sich sehr. Aber Petrus, im Hochgefühle der Seligkeit, entzückt von diesem Vorgeschmacke des Himmels, den er gehabt, ruft wonnetrunken aus: Herr, hier ist gut sein, hier wollen wir uns Hütten bauen! — Aber der Herr bedeutet sie eines Andern, sie sollten schweigen und von allem dem, was sie gesehen, nichts sagen, bis der Menschensohn vom Tode auferstanden wäre.

Davon verstanden sie aber, sagt das Evangelium, kein Wort, sie wußten nicht, was sie von dem ganzen Vorfalle und von diesem Verbote Jesu zu halten hätten.

Es entsteht nun die Frage, meine Lieben: Was hat denn dieses ganze Geheimniß der Verklärung Jesu auf dem Berge Thabor für eine Bedeutung? Was sollte sie den Aposteln sagen? Was soll sie uns sagen? — Diese beiden Fragen sind es, die ich in der heutigen Predigt beantworten werde.

Was sagte die Verklärung Christi den Aposteln? I. Theil.

Was sagt die Verklärung Christi uns? II. Theil.

ihnen nämlich Jeſus ſagen: Wir werden jetzt bald andere Berge beſteigen, keine Berge der Verklärung, ſondern Berge der Angſt und Verlaſſenheit, Berge des Leidens und des bittern Todes. Bald werdet ihr euch im größten Elende, in der größten Verlaſſenheit ſehen und im bittern Tode; laßt euch aber durch das, was ihr auf dem Ölberge, was ihr auf dem Kalvarienberge ſehen werdet, nicht irre machen an mir; denkt in jener Stunde der Trübſal: Das iſt derjenige, den wir auf dem Berge Thabor als den eingebornen Sohn Gottes beglaubigt ſahen, dem Moſes und Elias Zeugniß gaben, den der himmliſche Vater aus den Wolken verherrlichte; dieſer kann uns nicht betrogen haben! Alles wird ſich gewiß zu gutem Ende neigen und deßhalb wollen wir im Glauben und Vertrauen auf ihn nicht wanken!

Leider aber erinnerten ſie ſich nicht dieſer Verklärung ihres Meiſters, ſie Alle wankten, Alle wurden irre, Alle ärgerten ſich an ihm; denn ſie begriffen nichts von dieſer Verklärung, nichts von den Worten Chriſti bis nach ſeiner Auferſtehung. Darum ſagt auch das heutige Evangelium, daß ſie, als ihnen der Herr im Herabgehen vom Berge bedeutete: Saget Niemanden etwas von dieſem Geſichte, bis der Sohn des Menſchen vom Tode auferſtanden iſt, kein Wort von dieſer Rede begriffen. Erſt nach der Auferſtehung, nach der eigentlichen Verklärung begriffen ſie es. Da fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen.

Und als die ſchlimmen Zeiten für ſie herangekommen waren, als ſie von einem Richterſtuhle zum andern geſchleppt und dem ſchmählichſten Elende und dem qualvollſten Tode preisgegeben wurden, da dachten ſie nur an dieſe Verklärung, an den Vorgeſchmack des Himmels, den ſie dort hatten, an die eigene Verklärung, der ſie entgegen ſehnten, und alle Leiden dieſer Erde waren ihnen wie Nichts; ſie brachten ſie in gar keinen Vergleich mit der Herrlichkeit, die ihrer wartete: da war es der Gedanke an die Verklärung ihres Heilandes, der Gedanke an die Verklärung, die er auch ihnen hiedurch

angedeutet hatte, der sie aufrecht erhielt, auf die sie auch ihre Jünger und Nachfolger hinwiesen und zu gleicher Verachtung der Welt, zu gleichem Streben nach dem Himmlischen sie zu begeistern suchten. Und wenn sie von einer Stadt zur andern gejagt und verfolgt wurden und keine bleibende Stätte hatten, so dachten sie: Hier ist ja der Himmel nicht, hier ist nicht der Ort der Verklärung, sondern des Leidens, hier ist nicht Thabor, sondern der Ölberg und Kalvaria; jenseits ist das himmlische Thabor, dort sind uns Hütten gebaut, dort ist gut sein. Und wenn dann der Eine später umgekehrt an's Kreuz geschlagen, der Andere enthauptet, ein Dritter in's siedende Öl gesteckt, ein Vierter von der Zinne des Tempels herabgestürzt und mit einer Walkerstange erschlagen, einem Andern die Haut abgezogen, ein Anderer mit einer Säge mitten von einander geschnitten wurde; wenn sie sich so am ganzen Leibe zerschunden und mit Blut überronnen sahen: dann dachten sie an das himmlische Thabor, an den Berg und an die Verklärung und sprachen bei sich: Nur eine kleine Weile noch und die verklärte Seele wird ihrem verklärten Heilande entgegeneilen, und dann noch eine kleine Weile und auch der Leib wird wieder auferstehen und an der nämlichen Verklärung Antheil nehmen. Dort haben wir's ja gesehen auf dem Berge Thabor, was uns einst zu Theil werden wird. Seht, Geliebte! darum beriefen sich die Apostel so gerne auf die Herrlichkeit und Verklärung Christi auf dem Berge Thabor. „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater," sagt der heilige Johannes, der die Verklärung mit ansah; und der heilige Petrus schreibt in einem seiner Briefe: „Wir waren Augenzeugen seiner Herrlichkeit. Als er von Gott dem Vater Ehre und Preis empfing, als bei seiner höchst herrlichen Verklärung über ihm die Stimme erscholl: Dieß ist mein geliebter Sohn, an welchem ich mein Wohlgefallen habe, diesen höret; da hörten auch wir diese

geſtalt oder Häßlichkeit eines Menſchen deſſen innere Verworfenheit zu folgern! Wahr iſt es allerdings, was man ſagt: Im Angeſichte ſpiegelt ſich die Seele. So blickt z. B. eine unausſprechliche Güte, eine tiefe Redlichkeit und Treue, eine innige Demuth und Frömmigkeit aus dem Auge; ſo ſchwebt eine hohe Milde, eine bewunderungswürdige Sanftmuth, ein frommes Dulden, ein heiliger Ernſt um den Mund; ſo leuchtet eine rührende Anmuth, eine ehrfurchtgebietende Würde, eine tiefe Reinigkeit, eine hehre Weihe über manchem Antlitz. Im Gegentheile aber ſchießt aus manchem Blicke ein rohes, unreines Verlangen, es bewegt ſich in ihm ein unſteter, ſcheuer, argwöhniſcher Geiſt, in manchem Auge herrſcht ein hochmüthiges, anmaßendes Weſen, ein gebieteriſcher Sinn; Selbſtgefälligkeit, Biſſigkeit, Ingrimm, Schadenfreude, Neid und Habſucht kann man bei Manchem auf dem Geſichte leſen, und wilde Rohheit, plumper Übermuth, Gemeinheit und Niederträchtigkeit, Fraß, Völlerei und Geilheit prägen ſich in dem ganzen verzerrten, aufgeriſſenen, entnervten, thieriſchen und aufgelöſten Angeſichte aus. — In Wahrheit alſo kann man öfter ſagen: Das Äußere iſt der Spiegel der Seele; aber, meine Lieben, man kann es bei weitem nicht allemal ſagen. Gar oft ſteckt der Teufel in einem Engel des Lichts, gar oft in einem ſchönen Leibe eine ſchwarze Seele, gar oft in einem wohlgeſtalteten Körper eine verkrüppelte, mißgeſtaltete Seele. Darum, Geliebte, dürfen wir keinen Menſchen wegen ſeiner Schönheit, ſeines empfehlenden Äußern glücklich preiſen und keinen Menſchen wegen ſeiner Häßlichkeit verachten. Nur eine trügeriſche, täuſchende Larve iſt der Körper, in dem jetzt unſere Seele wohnt; gar manche edle, heilige Seele wohnt in einem Beinhaus, in einer armſeligen, herabgekommenen, baufälligen Hütte, manche verworfene Seele aber in einem Pallaſte von einem Körper. So wenig nun Orden und Sterne auf der Bruſt ein ſicheres Kennzeichen der innern Treue und Rechtſchaffenheit ſind, ſo wenig ein zerriſſener Kittel ein Beweis eines niedrigen und gemeinen Herzens iſt, das unter

diesem Kittel schlägt: ebenso wenig ist das Äußere immer ein zuverlässiges Kennzeichen der inwohnenden Seele. Und warum denn nicht? — Weil der Tag der Verklärung noch nicht gekommen ist, weil wir in diesem Leben uns noch befinden, das am meisten einem Maskenballe gleicht, wo Jeder seine eigene Maske trägt, aber oft ganz etwas anderes ist, als diese Maske aussagt. Gar mancher vornehme Mann macht sich da den Spaß, in der Maske eines Bettlers einherzugehen, und Mancher kommt als Bandit, während unter der Larve der rechtschaffenste Mann steckt. Aber Mancher kommt als vornehmer, adeliger Mann, als Prinz und Fürst, der ein gemeiner Schlingel ist, Mancher geht als Mönch und Nonne einher, der keine Ader klösterlichen Sinnes in sich trägt, sondern vielleicht der verworfensten Menschenklasse angehört, und Manche als Jungfrau, die vielleicht die liederlichste Person der Welt ist. So ist es auch im Leben; das Laster versteckt sich nur zu häufig unter einem schönen, empfehlenden Äußern, um leichter Eingang zu finden, und die Tugend trägt oft ein rauhes Gewand. Sieh da den schönen Wiedehopf, diesen prächtigen Vogel, der von einem Orte des Unrathes zum andern fliegt und dort seine liebste Nahrung sucht, während die Nachtigall im grauen Diebsgewande des Sperlings ihre herrlichen Lieder singen muß! Darum haben Einige sogar keinen Anstand genommen, unserm Herrn und Heilande einen ungestalteten Körper beizulegen, weil die reinste und heiligste Seele in einem häßlichen Körper wohnen kann, und von berühmten, geistvollen, großen und tugendhaften Männern ist es gewiß, daß sie ein abstoßendes, häßliches Äußere gehabt haben. Wie kann denn das sein? Nun sieh, weil der Tag der Verklärung noch nicht gekommen ist. Erst am allgemeinen Gerichtstage, wo auch unsere Leiber auferstehen werden, da erst wird der Leib eine Gestalt bekommen, welche seinem ehemaligen Inwohner, der Seele, durchweg entspricht. Da wird keine trügende Larve mehr die fromme Seele umgeben; kein häßlicher, zerschundener, kranker, wunder, krüppel-

hafter Körper wird ihr künftiges Wohnhaus sein; nein, ihre Herrlichkeit wird durchdringen wie die Gottheit des Erlösers auf dem Berge Thabor die leibliche Hülle durchbrochen hat und zwar nicht etwa nur auf einen Augenblick, sondern für alle Ewigkeit. Ja, der Glanz, die Schönheit des Leibes wird der Schönheit seiner Seele entsprechen; die Leiber der Gerechten werden glänzen, wie die Sonnen. Aber der Gottlose wird den Fluch umthun wie ein Gewand; in einen scheußlichen, garstigen, häßlichen, stinkenden Körper wird die verworfene Seele, die vielleicht im irdischen Leben in einem geputzten, schönen, sorgfältig gepflegten, mit Gold und Silber behangenen, mit den köstlichsten Speisen gemästeten, von den wohlriechendsten Wässern duftenden Körper gelebt hat, als in ein ewiges qualvolles Wohnhaus einziehen müssen.

Aber wie, kann man nicht hier schon den Himmel haben, hier gut leben und jenseits auch? nicht schon hier verklärt werden und jenseits wiederum? Nein, o Mensch, sagt der heilige Chrysostomus *), denn dieses gehört unter die unmöglichen Dinge. Keiner, ja Keiner von denen, die hier alle ihre Tage in Sorglosigkeit, in Sicherheit, in lauter Wollüsten zubringen, und ein leichtsinniges und wildes Leben führen, kann zu der Ehre gelangen, welche den Frommen in jener Welt erwiesen wird. —

Wisset ihr also jetzt, Geliebte, welche Bedeutung die Verklärung Christi für uns hat? Diese hat sie, daß wir diese Verklärung nicht hier zu suchen haben, sondern jenseits, daß nicht hier der Berg Thabor ist, auf dem sich ewige Hütten der Seligkeit aufschlagen lassen, sondern jenseits, daß wir daher nicht unsern Leib hier pflegen und verklären sollen, wie es die verzärtelten Weltmenschen und Weichlinge thun, und Keinen wegen seiner Schönheit glücklich preisen, Keinen wegen seiner Krüppelhaftigkeit verachten sollen. — Arbeiten wir hier nur recht tüchtig an der Verklärung unserer Seelen; dann

*) Conc. 3. de Lazaro.

werden unsere Leiber sich einst schon nach dieser Verklärung richten. Darum darf dir nicht leid sein, lieber Landmann, wegen deines sonnenverbrannten Gesichtes, wegen deiner braunen, schwielenbedeckten Hände, wegen der geringen Wart und Pflege, die du deinem Körper angedeihen lassen kannst; nicht leid darf dir sein, armer, preßhafter, krüppelhafter Mann, armes, von Siechthum und Krankheit zusammengeschobenes und verkrüppeltes Weib, das du nicht weißt, wie du deinen armseligen Körper fortschleppen sollst; o nein, laßt euch nicht leid sein, ihr Kranke und mit körperlichen Übeln Behaftete, kümmert euch gar nicht wegen dieser Gebrechen; diese Larve fällt einst zusammen und verfault. Sorget nur dafür, daß eure Seelen nicht durch Sünden und Laster verkrüppelt sind; sorget nur, daß diese verklärt werden, dann, wenn einst jener große Verklärungstag herankommt, an dem auch die Leiber auferstehen werden, dann wird nicht mehr ein armseliger, häßlicher, mißgestalteter, schadhafter Leib aus dem Grabe hervorgehen, sondern ein schöner, wohlgestalteter, welcher der reinen, im Blute des göttlichen Lammes verklärten Seele zum ewigen herrlichen Wohnhause dienen wird. Dieser Verklärung streben wir freudig entgegen. Amen.

Predigt

auf

den dritten Fastensonntag.

Text: „Und er trieb einen Teufel aus, der stumm war.“ Luk. 11, 14.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Man erzählt, daß einst ein Teufel, der ausgetrieben wurde, das Geständniß abgelegt habe, es gäbe dreierlei Teufel: den Herzverschließer, der macht, daß die Menschen, wenn sie im Begriffe stehen, zu sündigen, auf Gott vergessen und auch die Mittel, die von der Sünde abschrecken, nicht gebrauchen, — sodann den Mundverschließer, der die Menschen anreizt, die begangenen Sünden nicht zu beichten, und endlich den Beutelverschließer, der sie versucht, das gestohlene oder sonstwie ungerechte Gut nicht zurückzugeben. — Das sind nun drei Gattungen stummer Teufel, von denen eine gefährlicher und bösartiger ist, als die andere. Wir wollen heute nur mit Einem von diesen drei stummen Teufeln es zu thun haben, Geliebte, mit dem Mundver-

schließer nämlich. Es kommt nämlich Ostern daher, und da heißt es beichten. Da hat nun der Mundverschließer vollauf zu thun und er ist auch eifrigst bemüht, sein höllisches Geschäft möglichst zum Vortheile der Hölle zu betreiben. Die Einen beredet er so weit, daß sie gar nicht beichten, Andere aber, daß sie nicht Alles beichten. Er gibt ihnen die Schamhaftigkeit, die er ihnen beim Sündigen genommen hat, beim Beichten wieder zurück und flüstert ihnen in die Ohren: Schäme dich doch! Wie wirst du denn dem Priester diese abscheulichen Sünden sagen können! Wieder Andere endlich treibt er an, beim Beichten ihre Sache ganz kurz zu machen. Diese gehen hin und beichten zu Ostern, erforschen aber ihr Gewissen nicht sonderlich, thun überhaupt die Sache ganz kurz ab und sind froh, wenn sie aus dem Beichtstuhle sind. Von nun an bleiben sie wieder ein ganzes Jahr stumm, bis wieder Ostern kommt.

Mit diesen, Geliebte, möchte ich mich heute insbesonders beschäftigen. Solche, die gar nicht beichten, gibt es ja auf dem Lande nicht, und auch solche, die schwere Sünden absichtlich verschweigen, wird es Wenige geben; denn Jeder muß selbst einsehen, daß die ganze Beicht null und nichtig ist, wenn man eine schwere Sünde absichtlich verschweigt, lieber gar nicht beichten! Aber Solche, die nur einmal im Jahre beichten, gibt es, wenn auch in unserer Pfarrei nur ein paar, doch anderwärts sehr Viele, und diese glauben noch dazu durch ganz stichhaltige Gründe sich wegen einmaliger Beicht rechtfertigen zu können. Das oftmalige Beichten halten sie für unnütz, ja schädlich, und glauben, das öftere Beichten gehöre in das Gebiet der Betschwesterei. Hohe und Niedrige beichten daher nur einmal im Jahre und reden nicht selten mit Hohn und Verachtung von Solchen, die öfter beichten. Darum habe ich mir heute vorgenommen, euch auseinanderzusetzen:

Den Nutzen des öfteren Beichtens, I. Theil;
den Schaden des seltenen Beichtens, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Was ſoll dieß oftmalige Beichten für einen Nutzen haben? Was ſoll man dem Prieſter immer zu ſagen, wovon ſoll man ſich denn immer zu reinigen haben? ſo fragen Leute, die ihre Wohnungen und Kleider nicht nett und reinlich genug haben können. Ja, geht hinein in die Häuſer der Vornehmen und Reichen, da findet ihr keine Spinnengewebe, keinen Schmutz, ſondern Alles iſt auf das Reinlichſte bei einander. Und warum denn? Laſſen dieſe Leute vielleicht alle Jahre einmal die Mauern abkehren, den Boden aufwaſchen, die Kleider reinigen? Nein, alle Tage muß die Dienerſchaft auf das Sorgfältigſte den Zuſtand der Reinlichkeit im Hauſe zu erhalten oder denſelben wieder herzuſtellen ſuchen. Die Kleider, wenn ſie auch nicht beſchmutzt ſind, ſie werden dennoch alle Tage ausgeſtaubt und gebürſtet, und die Magd muß ſicherlich alle Samstage auf den Knieen die Stiegen ſegen und mit dem Kehrwiſch die Wände reinigen. Schuhe und Stiefel müſſen alle Tage glänzend gewichst werden und alle acht Tage oder noch öfter wird die Wäſche gewechſelt. Wenn ich nun dieſen Leuten ſagen wollte: Narren ihr! Wofür denn dieſes immerwährende Fegen und Putzen und Waſchen? Alle Jahre einmal iſt genug, alle Jahre ein friſches Hemd angezogen, alle Jahre einmal die Haare ausgekämmt und das Geſicht abgewaſchen, alle Jahre einmal die Stiefel gewichst, alle Jahre einmal ein neugewaſchenes Sacktuch, alle Jahre einmal die Zimmer putzen, die Wände und Treppen reinigen und dann iſt's genug — was würden wohl dieſe Leute zur Antwort geben? Sie würden entweder lachen und meinen, ich mache Spaß, oder mich einen ſchmutzigen und unreinlichen Menſchen nennen. Und doch mögen dieſe Leute nun, die ſonſt ſo viel auf Reinlichkeit halten und Alles ſo nett und zierlich und blank geſcheuert haben wollen, ſagen: Wozu das öftere Beichten? Wovon ſoll man ſich denn immer reinigen?

— Der Mund der ewigen Wahrheit hat gesagt: Selbst der Gerechte fällt des Tages siebenmal, und doch soll man nichts zu beichten haben? Wenn es nun auch keine Todsünden sind, die man beichten sollte, wischt man sich denn nicht auch den Staub von seinen Kleidern? Unzweifelhaft also ist es, daß durch öfteres Beichten die Seele in einem Zustande der Reinlichkeit erhalten wird, der ohne öftern Empfang des heiligen Bußsakramentes gar nicht möglich ist. Das sagt schon die gesunde Vernunft und die tägliche Erfahrung. Leute, die öfter beichten, haben ein zarteres Gewissen und nehmen sich vor der Sünde mehr in Acht; denn wofür sollen sie wohl öfter beichten, als weil sie es genauer nehmen, weil sie ein geregeltes, frommes Leben führen, und sich fortwährend im Stande der Gnade erhalten wollen?

Aber da höre ich die Einrede: Es gibt genug, die recht oft beichten und doch sieht man nicht, daß sie besser werden, im Gegentheile, sie sind plauderhaft und lieblos, schätzen Alle gering, die nicht ihrer Meinung sind, und treiben heimlich noch ärgere Dinge. Man kennt ja die Betschwestern! — Auf eine solche Rede ist weiter nichts anders zu sagen, als dieß: Wahr ist, die Beicht ist mißbraucht worden und wird mißbraucht und es gibt schlechte Betschwestern. Aber es gibt auch gute, denen es Ernst ist, die keine Heuchelei treiben, die redlich und ernstlich sich bemühen, durch die öftere Beicht eine immer größere Reinigkeit ihrer Seele zu erzielen, und diese guten, so hoffen wir zu Gott, sind in größerer Anzahl vorhanden, als die schlechten. Alle guten Christen haben auch von jeher im öftern Empfange des heiligen Bußsakraments ein Mittel gefunden, auf dem Wege der Vollkommenheit vorwärts zu kommen, und so haben sie für ihre Seele jene Reinigkeit erlangt, die durch öfteres und wiederholtes Reinigen für den Leib und Haus und Hof angestrebt wird. Wenn man will, so waren alle frommen und heiligen Personen Betbrüder und Betschwestern; denn sie alle haben ganz gewiß wenigstens alle acht Tage gebeichtet. Vom heiligen Franziskus

Laverius leſen wir ſogar, daß er, wenn er einen Prieſter haben konnte, alle Tage mit der größten Reue, Zerknirſchung und Demuth beichtete. Das war ein heiliger Mann und doch wußte er alle Tage etwas zu beichten; wir aber, die wir nichts weniger als heilig leben, ſchreien Zeter, wenn wir öfter als einmal beichten ſollen und rufen: Was ſollen wir denn immer beichten? — Das iſt Eines. Jetzt weiter! Nicht wahr, Jeder, der ein bedeutendes Geſchäft hat, hält ſich ein Tagebuch, oder ein Notizenbuch, und verzeichnet in dasſelbe jeden Kreuzer, den er ausgibt und einnimmt? Das hat ſein Gutes; denn ſo fällt ihm die Hauptrechnung am Ende des Jahres nicht ſchwer. Gerade ſo iſt's bei Einem, der öfter beichtet. Es entwiſcht ihm nicht leicht eine bedeutendere Sünde, er iſt ja immer aufmerkſam auf ſich ſelbſt und muß immer denken: Der Monat oder die Woche geht zu Ende; ich muß beichten, ich muß alſo Rechnung führen, wenn ich nicht zuletzt bankerott werden will mit meiner Seele. Immer muß ihm der Gedanke vorſchweben: Was nützt mein vieles Beichten, wenn ich nicht beſſer werde, wenn ich lau bin? Würde zuletzt dieß mein Beichten nicht etwas ganz Mechaniſches, Angelerntes, Handwerksmäßiges werden? Darum muß ich wohl auf der Hut ſein, daß mein Leben nicht im verkehrten Verhältniſſe zu meinem oftmaligen Beichten ſtehe und dieß mir nicht zum Fluche, ſtatt zum Segen werde!

Seht, Geliebte, ſo denkt der fromme Chriſt, dem es Ernſt iſt mit ſeiner Seele. Ja, die öftere Beicht dient ihm, immer mehr im Guten fortzuſchreiten, immer genauer ſich ſelber zu überwachen. Aus dem würdigen öftern Empfange des heiligen Bußſakramentes ſtrömt der Gnadenſtrom immer reichlicher; ausgerüſtet mit immer feſtern Vorſätzen, und mit der Gnade, ſie auch in's Leben zu ſetzen, entflammt mit immer größerer Liebe zur Tugend, erfüllt mit immer größerem Abſcheu gegen das Laſter kehrt er jedesmal aus dem Beichtſtuhl zurück und mit immer tieferer Demuth naht er ſich demſelben jedesmal wieder, erkennend die Schwäche des Fleiſches bei

aller Bereitwilligkeit des Geistes und erfüllt von dem gerechtesten Mißtrauen gegen sich selbst; und so schreitet er nach und nach durch Fallen und Wiederaufstehen fort auf dem dornenvollen Kreuzwege zum himmlischen Vaterland, bis er gereinigt und geläutert in demselben anlangt.

So müssen auch wir es machen, Geliebte! Ja, scheuen wir den Beichtstuhl nicht! Er ist uns gewiß von größtem Nutzen, wenn wir nur öfter in denselben hineingehen. Dazu ermahne nicht ich euch, Geliebte! nein, sonst könnte es gleich heißen, als wollte ich das Betschwesternwesen unterstützen, dazu ermahnt uns unsere heilige Kirche. Mit schwerem Herzen hat sie das Gebot gegeben, daß man wenigstens einmal im Jahre beichten solle. Sie hat nicht gesagt: Du sollst nur einmal beichten, nein, du sollst wenigstens einmal beichten, hat sie gesagt, und das hat sie für Jene gesagt, die sonst gar nicht beichten würden; von guten Christen aber setzt sie voraus, daß dieß Gebot für sie gar nicht existire, sondern daß sie öfter dem Drange ihres Herzens nachgeben und die heiligen Sakramente empfangen werden. Unsere Diözesankonstitutionen beauftragen die Pfarrgeistlichkeit, Sorge zu tragen, daß die Pfarrkinder öfter im Jahre die heiligen Sakramente empfangen. Diese Bestimmung wäre nicht gegeben, wenn sich von diesem öftern Empfange kein Nutzen versprechen ließe.

Doch, wir wollen auch die andere Partei hören! Hat vielleicht das seltene Beichten einen größern Nutzen als das oftmalige Beichten? Ist es vielleicht besser, bloß einmal im Jahre zu beichten, als alle Monate oder gar alle Wochen? Das wollen wir untersuchen im

zweiten Theil.

Nicht wahr, ihr lasset alle Jahre eure Stuben einmal ausweißen? Nun wisset ihr schon, wie diese Stuben aussehen, bis das Jahr wieder um ist und wieder die Zeit zum Weißen kommt. Da ist Alles ganz schwarz geworden und unfreundlich

und ihr selber seid froh, wenn die schwarze Stube wieder einmal weiß wird. Aber warum bleibt sie denn nicht weiß, warum wird sie denn so schwarz? Nun, sagt ihr, das ist recht leicht erklärbar; das ganze Jahr hindurch kocht man in einer solchen Stube und Späne und Kienfackeln werden den ganzen Winter über gebrannt, da ist es denn kein Wunder, wenn sie zuletzt pechschwarz wird. Nun seht, meine Lieben, gerade so sieht es im Herzen solcher Leute aus, die das ganze Jahr nicht beichten, außer zu Ostern. Es ist erlogen, wenn sie sagen, sie brauchen nur einmal im Jahre auszuweißen und dann bleibe es schon weiß. O nein, es ist gerade wie in euren Stuben, ja noch ärger. Alle Leidenschaften, die das verderbte menschliche Herz mit sich bringt, kochen unabläßig und nicht bloß den Winter hindurch, nein, den ganzen Sommer hindurch, ja das ganze Jahr über brennen unabläßig die stinkenden und rauchenden Kienfackeln der Hoffart, des Geizes, der Unkeuschheit, der Völlerei und anderer Laster in der Stube des Herzens. Es ist bekannt, solche Leute, die nur einmal beichten, nehmen es so genau nicht. Sie beichten zu Ostern und dann fangen sie wieder von vorn an; sie bessern sich also nicht, und statt daß sie in der Osterbeicht ausgeweißt hätten, häufen sie nur neuen Ruß und neuen Schmutz auf den alten. Daß sie sich so sehr darauf steifen und nur zu Ostern beichten wollen, das allein zeigt schon, daß ihnen gar nicht sonderlich um's Beichten zu thun ist, daß sie reine Buchstabenmenschen sind, die den Wortlaut des Gebotes erfüllen, weiter aber nichts. Zwischen der trockenen, kalten, herzlosen Gesetzeserfüllung und zwischen der treuen Anhänglichkeit an die Kirche, der begeisterten Liebe für sie und ihre Einrichtungen, der innigen Hingebung an sie und ihre Verordnungen ist eine gewaltige Kluft. Es ist gerade wie mit jenen Herrn, die an politischen Festtagen vorschriftsmäßig in der Kirche in großer Galla erscheinen, sonst aber sich selten oder nie mehr sehen lassen. Von diesen kann man recht gut sagen: Bestände die Vorschrift nicht, sie ließen sich auch an

solchen Tagen nicht in der Kirche sehen. Das Nämliche gilt von Jenen, die jährlich nur zu Ostern beichten. Von den bei weitem Allermeisten kann man sagen, sie würden auch zu Ostern nicht beichten, wenn nicht der Buchstabe des Gebotes bestünde, den zu respektiren sie sich doch wenigstens den Schein geben. Ich weiß wohl, sie sagen: Es ist doch wohl besser, wenn ich einmal recht beichte, als wenn ich oft schlecht beichte. Da haben sie allerdings Recht: Besser einmal recht, als oft und schlecht; aber es fragt sich erst, ob sie dieses eine Mal recht beichten. Einzelne mögen allerdings recht beichten; aber die Allermeisten, die einmal beichten, beichten sicherlich auch schlecht. Warum? Die Antwort liegt nahe. Den Meisten ist es eben, wie ich schon bemerkte, mit dieser einmaligen Beicht nicht Ernst. Des Anstandes, der Gewohnheit halber und um nicht für einen schlechten Christen gehalten zu werden, beichten sie. Bei uns auf dem Lande wenn Einer nicht beichten würde, hieße es: Der ist ohnehin ein ganzer Lutheraner. Unter diesen Umständen ist es sehr wahrscheinlich, daß sie selbst dieß einzige Mal nicht recht beichten. Dazu kommt noch, daß der Teufel über solche Leute, die nur einmal im Jahre beichten, weit mehr Gewalt hat, als über Andere, die öfter im Jahre recht beichten. Auch das muß wieder einleuchten. Schaut einen Menschen an, der sehr unreinlich ist, immer das nämliche Hemd, die nämliche Kleidung am Leibe hat, der sich seine Haare selten oder gar nie auskämmt. Ein solcher Mensch strotzt gewöhnlich von Ungeziefer, verbreitet in Folge seiner Unreinlichkeit einen eckelhaften Geruch um sich, und eckelhafte Krankheiten, Ausschlag und dergleichen befallen den unreinlichen Leib. Manche Herrn und Damen, die einem solchen Menschen begegneten, würden ihm von Weitem schon ausweichen oder sich ein Riechfläschchen unter die Nase halten; vielleicht aber stecken sie eben so voll von Ungeziefer, als dieser Elende, zwar nicht am Leibe, den sie unabläßig herausputzen, mit wohlriechenden Wassern waschen, mit den reinlichsten Kleidungsstücken behängen und überhaupt täglich auf's Sorg-

fältigſte warten und pflegen, wohl aber an der Seele, der ſie das ganze Jahr kaum eine Stunde zur Reinigung ſchenken. Da wimmelt denn die Seele von allem Ungeziefer der Sünde, die hölliſche Kreuzſpinne ſpinnt alle Tage in einer ſolchen Seele breite Netze, um jeden guten Gedanken, der aufkeimen, jeden guten Vorſatz, der ſich ausbilden will, allen Sinn für ein zukünftiges, beſſeres Leben zu fangen und zu erſticken, und das Ungeziefer der Sünden und Laſter ſetzt ſich nun frei und ungehindert an, und vermehrt ſich in ſeiner gewöhnlichen Weiſe mit außerordentlicher Schnelligkeit.

Und nun ſieh da, all dieſer Unrath und Wuſt, der ſich das ganze Jahr angeſetzt, all dieß Ungeziefer, das ſich das ganze Jahr über eingeniſtet hat, ſoll auf einmal durch die einzige Oſterbeicht beſeitigt werden? Wer ſollte dergleichen glauben können? — Leute, die das ganze Jahr nie ein Gewiſſen erforſchen, die gar nicht an's Beichten denken, ſollen urplötzlich durch eine Gewiſſenserforſchung, die etwa eine Viertelſtunde dauert, ihr ganzes Herz, all ſeine Mängel und Gebrechen kennen; ſie, denen ſelbſt grauen muß, einen Blick in dieſen aufgehäuften Wuſt zu thun, ſie ſollen nun denſelben plötzlich bei Seite ſchaffen? Siebenmal mußte ſich Naaman der Syrer auf des Propheten Befehl baden, um vom Ausſatze rein zu werden, und ſolche Jährlinge hoffen durch eine oberflächliche Gewiſſenserforſchung und eine leichtſinnige Beicht den Wuſt ihrer Sünden bei Seite zu ſchaffen? Täuſchet euch nicht, Geliebte, ſo leicht geht das nicht! Die Beicht iſt nicht ſo ein bequemer Schwemmteich, in welchem man ſo leichten Kaufes den Ausſatz ſeiner Sünden verliert, nein, man darf ſich ſchon ſiebenmal und öfter baden, bis der Ausſatz verſchwindet. Wer zahlt wohl leichter ſeine Schulden, der ſie ein ganzes Jahr lang zuſammenkommen läßt, oder Einer, der alle Monate zahlt? Wer beichtet leichter, wer erforſcht ſein Gewiſſen leichter, wer beſſert ſich leichter: Einer, der alle Jahre einmal, oder Einer, der ſich öfter dieſem Geſchäfte unterzieht? Und welch ein Leichtſinn gehört dazu,

ein ganzes Jahr die Last seiner Sünden, die man deßwegen zu deutsch „Laster" nennt, weil sie eben eine Last sind, mit sich herumzuschleppen, da doch kein Mensch vor dem Tode sicher ist, da der gerechte Richter jeden Augenblick uns zur Rechenschaft ziehen kann! Aber, werden vielleicht einige Jährlinge sagen, so schwer sündigen wir nicht! Ich aber erwidere ihnen: Wenn sie auch sonst gar keine Sünde begehen, ist die Lauheit, die sie hindert, öfter zu beichten, öfter ihr Gewissen zu reinigen, nicht selbst schon eine Sünde? Hat nicht der Herr gesagt: O wärest du doch kalt oder warm! weil du aber lau bist, so speie ich dich aus aus meinem Munde? O es ist sehr schlimm, zu behaupten: Ich weiß keine Sünde! Wozu soll ich beichten? Das ist die Sprache der selbstgerechten Pharisäer, das ist die Sprache des Hochmuthes! Diese Sprache muß man freilich gar oft hören, wenn so ein Jährling beichtet. Ich habe mein Morgengebet nicht fleißig verrichtet, ein paarmal gescholten, einige unrechte Worte ausgegeben, ich habe mich versündigt mit Gedanken, Worten und Werken, — jetzt weiß ich nichts mehr. Wann hast du gebeichtet? Voriges Jahr zu Ostern! — Solche Beichten sind nicht selten! Man glaubt, eine fromme Person vor sich zu haben, wenn man ein solches Bekenntniß hört, und doch ist es das Bekenntniß eines Menschen, der Sünden auf Sünden häufte, aber sein Gewissen gar nicht erforschte und nur schnell etwas hersagte, um wieder weiter zu kommen! — Und sieh da, solche Leute wissen fast keine Sünde zu beichten! Sie haben die Mundsperre, der stumme Teufel sitzt in ihnen! — Auf dem Todbette dann verzweifeln sie! Die Sache kommt ihnen ganz anders vor, sie erkennen es, daß sie nie recht gebeichtet haben. Nun verzweifeln sie an Gottes Barmherzigkeit und sterben unbußfertig dahin. Anfangs hätte sich das Schwert noch aus der Scheide ziehen lassen, zuletzt ist es so eingerostet, daß keine Anstrengung mehr hilft.

Seht da, Geliebte, den Nutzen der öftern Beicht, den Schaden der seltenen! Lasset darum eure Sünden nicht das

ganze Jahr anwachsen! Absalon ließ sein Haar das ganze Jahr nur einmal scheeren, und dieß langgewordene Haar war schuld an seinem Tode. Er wollte unter einem Baume auf seinem Maulthiere wegreiten; allein er blieb mit seinem langen Haare am Baume hängen. So bleiben manche Jährlinge mit ihren aufgehäuften Sünden am Baume der Verzweiflung hängen. Darum bitte ich euch dringend, Geliebte, versäumet es nicht, öfter im Jahre zur heiligen Beicht zu gehen. Wie ihr euch und eure Häuser öfter im Jahre waschet, reiniget, so müßt ihr auch öfter eure Seelen im heiligen Bußsakramente reinigen. Und das sage ich nicht etwa bloß zu einigen ledigen Weibspersonen oder zu den alten Weibern! Nein, diese beichten ohnehin öfter und gerne! Auch euch, ihr Ehemänner, euch insbesondere, ihr Jünglinge und Mädchen, will ich ermahnt haben, öfter zu beichten. Es ist mir nichts geholfen, wenn bloß einige Weiblein öfter beichten, wenn sich etwa ein Häuflein Betschwestern bildet! Das hat wenig Schwierigkeiten; so weit kann es ein Geistlicher leicht bringen, daß das fromme Frauengeschlecht sich an ihn anschließt. Aber ich möchte es mit Gottes Gnade so weit bringen, daß auch die Mannspersonen, verheirathete wie ledige, öfter beichten und recht beichten. Und wisset ihr, warum ich das will? Deßwegen, weil von dem öfteren oder selteneren Empfang der heiligen Sakramente im Jahre hindurch sich schließen läßt, daß eine Pfarrei gut oder schlecht sei. In einer Pfarrei, wo die Pfarrgemeinde größtentheils nur einmal im Jahre beichtet, steht es zuverläßig nicht gut aus; es muß Alles bald verwildern und Disteln, Dornen und wildes Gestrüpp wachsen. Seht, deßhalb müssen die Pfarrer alljährlich an das Konsistorium berichten, wie es da in ihren Pfarreien stehe, ob die Leute auch öfter im Jahre beichten. — Und eine gute Pfarrgemeinde wollt ihr denn doch sein, nicht wahr? Ihr wollt doch nicht, daß der hochwürdigste Herr Bischof, unser Oberhirt, die üble Meinung von euch bekomme, als sähe es bei euch nicht sonderlich gut aus? Doch nein, nicht deßwegen

müßt ihr öfter beichten, das wäre Menschendienst und Wohldienerei! Eurer eigenen Seele und Seligkeit wegen müßt ihr gerne beichten! Ich habe euch ja heute den Nutzen der oftmaligen und den Schaden der seltenen Beicht auseinandergesetzt. Es gehört, wie ihr gesehen habt, kein besonderer Verstand dazu, das einzusehen. Wohlan denn, ihr Ehemänner, besonders ihr, die ihr bisher den Beichtstuhl nicht sonderlich gern betreten habt, laßt ab von eurer Lauheit und beichtet öfter und recht! Ich gestehe euch aufrichtig, daß ich die Erfahrung gemacht habe, daß jene Ehemänner, die nur einmal beichten, selten viel werth sind. Eben deßwegen, weil sie nicht viel nutz sind, beichten sie nicht gern. — Wohlan denn, ihr Söhne und Töchter, ihr Dienstboten und ledigen Leute überhaupt! beichtet auch ihr öfter! Denn ich gestehe euch, daß ich nicht sonderlich viel auf solche ledige Leute halte, die etwa zu Ostern und zu Portiunkel sich im Beichtstuhle sehen lassen. Sie haben sündhafte Bekanntschaften, sind Spieler und Säufer, untreu und unredlich. Wären sie das nicht, so würden sie den Beichtstuhl nicht so fürchten, wie der Teufel das Kreuz. Ja, das möchte ich, daß in der ganzen Pfarrei keine einzige erwachsene Person wäre, die nicht öfter im Jahre beichtete. Gewiß, wir würden bald den Nutzen davon sehen! Wir haben heilige Zeiten im Jahre genug, an denen ihr beichten könnet, und an uns Geistlichen soll es gewiß nicht fehlen. — Aber so ist es ja darauf angelegt, kann vielleicht der Eine oder Andere denken, daß wir lauter Betbrüder und Betschwestern werden! Errathen, darauf ist es angelegt! Ja, zu Betbrüdern und Betschwestern möchte ich euch Alle machen, und Gott gebe seinen Segen, daß es mir gelinge! Aber nicht zu Betschwestern und Betbrüdern im schlimmen Sinne des Wortes! Nicht Heuchler, nicht Frömmler, nicht düstere Kopfhänger und menschenscheue, finstere Leute ohne Leben, ohne Freude sollt ihr werden, nicht solche, die auf besondere Andächteleien Alles halten, ihre vermeinte Frömmigkeit überall zur Schau tragen, Andere aber lieblos richten und

verdammen: nein, gottinnige, sittenreine, eingezogene, wahrhaft fromme und christliche Pfarrkinder sollt ihr werden, die den Frieden und die Freude des heiligen Geistes in sich tragen, arbeitsam und freundlich, liebreich gegen Jedermann sind. Das sind rechte und ächte Betbrüder und Betschwestern! Ein solcher Betbruder war unser Heiland selber und nach ihm alle Heiligen und alle frommen Menschen. Eine solche Betschwester war die seligste Jungfrau und nach ihr alle wahrhaft christlichen Frauen und Jungfrauen. Solche sollt auch ihr werden und wenn euch die ganze Welt darüber auslachen sollte. Höret mich, ihr Ehemänner und jungen Leute! besser ist's, ihr seid gute Betbrüder, als Saufbrüder und Spielbrüder! Höret mich, ihr Eheweiber und Mädchen! besser ist's, ihr seid Betschwestern, als Tanzschwestern, oder noch ärgere, die ich gar nicht nennen mag.

Und nun, o Herr, der du heute den stummen Teufel ausgetrieben hast, gib dieser Predigt deinen Segen! Treibe aus den stummen Teufel, wo er sich etwa in der Pfarrei findet. Entferne du den höllischen Mundverschließer, damit die ganze Pfarrgemeinde nicht nur zur heiligen Osterzeit gerne und würdig beichte, sondern öfter im Jahre sich von ihren Sünden reinige. Amen.

Predigt

auf

den vierten Fastensonntag.

Text: „Da nahm Jesus die Brode und nachdem er Dank gesagt hatte, theilte er sie unter Jene aus, die sich niedergelassen hatten.“ Joh. 6, 11.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wie werden die fünftausend Menschen einander angeschaut und gestaunt haben, als sie in der Wüste von unserm Heiland gespeist wurden! Sie sahen die Verlegenheit, in der sich die Jünger befanden, da Niemand Brod hatte; Jesus selbst fragte: Woher kaufen wir Brod, auf daß diese zu essen haben? Endlich fand man doch einen Knaben, der fünf Gerstenbrode hatte; aber die Jünger erkannten selbst, daß das gar Nichts für so Viele sei. Auf einmal aber gehen die Jünger herum und theilen aus, und das Brod wird nicht weniger, sondern vermehrt sich unter ihren Händen, und die Stücklein nehmen nicht ab, sondern Jeder bekommt davon, und so dauert es fort, bis die ganze Volksmenge abgespeist ist und zuletzt bleibt noch mehr übrig, als anfangs da war. Die Gespeisten waren

nicht lange zweifelhaft, daß sie wunderbares Brod gegessen hatten, und sagten daher: Das ist wirklich der große Prophet, der in die Welt kommen soll, und sie schickten sich daher auch an, den großen Wundermann mit Gewalt zu ihrem Könige zu machen.

Wenn nun wir, Geliebte, auch damals dabei gewesen wären, wenn wir auch dieses Wunder gesehen, ja wenn wir auch von jenen Wunderbroden gegessen hätten und vielleicht gar noch ein Stücklein davon hätten: o wie würden wir von jener wunderbaren Speisung erzählen, wie würden wir zeitlebens an jenen wunderbaren Tag denken, mit welcher Sorgfalt würden wir ein solches Stücklein aufbewahren, mit welcher Ehrerbietung würden wir es Andern zeigen! Ja, wenn erst gar unter uns heute Einer aufstünde und er nähme ein paar Stücklein Brod und würde damit einige Tausend Menschen wunderbarer Weise sättigen: o wie würden wir diesen Wundermann anstaunen, wie würde ihm Alles nachfolgen, wie würde er als Wohlthäter der Menschheit gerühmt werden, wie würde man ihm danken, wie sorgsam ein solches Stücklein Brod in Ehren halten! Die ganze Welt würde von diesem wunderbaren Brodvermehrer sprechen, bald würde es Ordens- und Ehrenkreuze auf ihn herniederregnen, von einer Adelsstufe zur andern würde er erhoben und seines Ruhmes würde kein Ende sein.

Nun, meine Lieben, wollt ihr was Neues wissen? Ich will es euch sagen: Dieser Wundermann, dieser wunderbare Brodvermehrer ist wirklich unter uns; das Wunder geht vor unsern eigenen Augen vor, auch die Gespeisten sind da und auch Jene, die die wunderbare Speise austheilen, ja es sind sogar noch die Stücklein vorhanden, die von der Mahlzeit übrig blieben.

Was ist nun dieß für ein Wunder? I. Theil.
Und was lehrt uns dieß Wunder? II. Theil.

Ich beginne 2c.

Erſter Theil.

Wie weit meint ihr denn, meine Lieben, daß ihr gehen müßt, um den Wundermann zu ſehen, der noch heut zu Tage mit wenigen Broden mehrere Tauſend Menſchen ſättigt? Wo werde ich euch da hinſchicken? Etwa nach Jeruſalem, in die wunderbare, heilige Stadt, oder nach Rom, oder ſonſt weit fort? O nein, meine Lieben, ſo weit braucht ihr nicht zu gehen. Geht nur einmal auf eure Felder hinaus, und ſchaut die herrlichen Samen an, die dort ſtehen! Was habt ihr denn dort hingeſtreut, daß Alles ſo dicht überdeckt iſt, daß man kaum den Erdboden ſehen kann? Nicht wahr, da ſeid ihr im Herbſte draußen geweſen und habt einige Schäffel Waizen oder Korn hinausgetragen und da habt ihr dieſe paar Schäffel auf einem recht großen Platze auseinander geſtreut? Und jetzt iſt Alles ganz grün, und wenn die Erntezeit kommt und ſonſt das Jahr geſegnet iſt, da iſt Alles ganz goldgelb; und wenn ihr nun den Segen allen heimfahrt und fangt dann an, zu dreſchen und auszumeſſen, wie viel ihr bekommen habt, dann weist es ſich aus, daß ihr zehnmal mehr und noch mehr eingeärntet, als ihr ausgebaut habt. Nun muß ich euch denn fragen: Wenn ihr das Alles ſo in ſo vielen Jahren ſchon geſehen habt, wenn ihr im Herbſte ausbauet, und die Samen kommen dann hervor wie Hechelſpitzen, und wenn dann das Frühjahr kommt und das Getreide ſproßt und halmt ſich und es bilden ſich ſchwere Ähren, daß der Halm abbrechen möchte, und wenn dann Alles zeitig iſt und ihr es nach Hauſe fahret und nun zehnmal mehr vor euch liegen ſeht, als ihr zuvor hattet: iſt euch da gar nichts eingefallen? Hat es euch da noch nicht angewandelt, als wenn dieß Alles nicht ganz natürlich herginge? Iſt euch da noch gar nichts aufgefallen? Ein paar Säcke voll habt ihr hinausgefahren und ganze Fuhren voll fahrt ihr heim! Weit auseinander im Felde habt ihr die Samenkörner geworfen und jetzt ſteht Halm an Halm und Ähre an Ähre, und ſtatt Einem Körnlein ſind jetzt zehn und

zwanzig zu finden. Mit dem, was ihr ausbautet, hättet kaum ihr ſelbſt einige Wochen ausgereicht, jetzt reicht es nicht bloß für euch, ſondern auch für viele Andere. Sagt mir, habt ihr bei allem dieſem noch nicht daran gedacht, daß da eine höhere Hand im Spiele ſein müſſe? Iſt euch da noch gar nicht jener Wundermann eingefallen, der einſtmals fünftauſend Mann mit wenigen Broden geſpeist hat? Ja, meine Lieben, der iſt es, der auch heute noch die wenigen Brode vermehrt, wie damals in der Wüſte. Die ganze Erde iſt ja dieſe Wüſte, die Samenkörner, die ausgeſtreut werden, ſind die wenigen Brode, unter ſeiner ſegnenden Hand vermehren ſich dieſe wenigen Brode und werden zur Speiſe für Millionen; dieſe Millionen ſind wir; wir ſind die in's Unzählige vermehrten fünftauſend Mann in der Wüſte. Aber nicht bloß ſo theilt er, daß es genau ausreicht, nein, er theilt im Überfluſſe mit, es bleibt immer noch mehr übrig, als ausgeſät würde, und das verſinnbilden die zwölf Körbe, die mit den übrig gebliebenen Stücklein angefüllt wurden. Seht, meine Lieben, dieß Alles iſt ein wahres Wunder, bewirkt durch den Wundermann, der heute die fünftauſend Mann in der Wüſte geſpeist hat. Dieſes Wunder, das alle Jahre auf unſern Feldern vor ſich geht, iſt nur dadurch von jenem in der Wüſte verſchieden, daß dort auf einmal geſchah, was ſonſt ein ganzes Jahr Zeit erfordert. Gleichwie der Wein ein Jahr lang braucht, bis er ſich aus Waſſer und Feuchtigkeit der Erde im Weinſtocke bereitet, ſo braucht auch der Waizen ein ganzes Jahr, bis er zeitigt. Aber gleichwie der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde auf der Hochzeit zu Kana in einem Augenblicke aus Waſſer Wein bereitete, ſo bewirkte er heute in einem Augenblicke die Vermehrung des Brodes, und dadurch wollte er uns zeigen, daß er der Herr der ganzen Natur, und daß es ihm eben ſo leicht ſei, das Wunder der Brodvermehrung, das ſonſt nur in Jahresfriſt geſchieht, in einem Augenblicke zu bewirken. Aber merkt euch das, meine Lieben, ein Wunder iſt und bleibt die Brodvermehrung auf unſern Feldern immerhin; denn nur die

allmächtige Hand des Herrn iſt es, die ſegnend das Körnlein mehret und jene Fruchtbarkeit erzeugt, die uns in glücklichen Jahren ſo höchlich überraſcht. Unübertrefflich ſchildert uns dieſen Wunderſegen der königliche Prophet David, wenn er in heiliger Begeiſterung und im Gefühle innigſter Dankbarkeit Gott alſo zuruft: „Du ſieheſt nach der Erde und berauſcheſt ſie, macheſt ſie überaus reich; Gottes Strom iſt voll des Waſſers, du richteſt ihnen Speiſe; denn alſo iſt die Einrichtung der Erde. Du tränkeſt ihre Furchen, vermehrſt ihr Gewächs, an ihren Regentropfen ergötzt ſie ſich und ſproßt. Du ſegneſt den Umlauf des Jahres mit deiner Güte, und deine Felder werden voll Fettes. Es werden feiſte die Triften der Wüſte und mit Jubel gürten ſich die Hügel. Es kleiden ſich die Widder und Schafe und die Thäler haben Überfluß an Korn; Alles rufet und lobſinget“ (Pſ. 64, 7—14.). Und Alles ſitzt da, ſitzt da gleich den fünftauſend Mann, und wartet auf die Wunderbrode, wie das gleichfalls der königliche Sänger ausdrückt, wenn er ſagt: „Aller Augen warten auf dich, o Herr, und du gibſt ihnen Speiſe zu rechter Zeit; du thuſt auf deine Hand und ſättigeſt alle Lebendigen mit Segen.“

Seht da, Geliebte, den Wundermann! ſeht da die Millionen wunderbar alle Tage zu Speiſender! Und dieſe Millionen ſie ſitzen da und ſchmachten, wenn der Herr die Brode nicht ſegnet und ſie vermehrt, wenn er der Erde ihre Fruchtbarkeit nimmt oder ſie hemmt; die Erde fault oder verdorrt und das Samenkorn in ihr, wenn Gott nicht Wind und Regen und Sonnenſchein zu rechter Zeit gibt. Nur der Ungläubige behauptet, die Erde ſelbſt ſei fruchtbar in ſich; nur der Ungläubige kann reden von der guten Mutter Natur und von der Mutter Erde; die Erde und die Natur ſind unfruchtbar und arm und erſtorben, wenn Gott ſie nicht befruchtet. In Gottes Hand ruht die Fruchtbarkeit der Erde. „Er läßt

erſchallen ſeine Stimme und es ſammeln ſich die Waſſer unter dem Himmel, er ziehet die Dünſte auf von den Enden der Erde, macht Blitze zu Regen, und führt den Wind hervor aus ſeinen Schätzen" (Jerem. 51, 16.). Zwar läßt Gott regnen über Gerechte und Ungerechte; aber dennoch iſt es er, der den Regen zurückhält und gibt, wann und wem er will. Darum ſagt er bei dem Propheten Amos (4, 7.): „Ich hielt euch den Regen zurück drei Monate vor der Ärnte; über eine Stadt regnete ich und über die andere regnete ich nicht; ein Stück ward beregnet, und ein anderes, worauf ich nicht regnete, verdorrte."

So iſt alſo die Brodvermehrung, die wir alljährlich vor unſern Augen ſehen, die Speiſung der unzähligen Menſchenmenge mit den wenigen Broden ein lauteres Wunder der Gnade und Erbarmung. Ein Wunder iſt die Vermehrung des Samenkörnleins in der Erde, ein Wunder die Speiſung der Millionen, ein Wunder das Überbleiben ſo vieler Stücke. Und ach, dieſes Wunder haben wir ſchon ſo oft geſehen, ſo oft ſchon an uns erfahren, und dennoch haben wir ſo wenig und ſo ſelten daran gedacht, daß dieß das nämliche Wunder iſt, das uns heute ſo in Staunen ſetzt, daß es der nämliche Herr Jeſus heute noch iſt, der die Brode in der Erde vermehrt, und daß wir die wunderbar Geſpeisten ſind. Und warum denken wir ſo ſelten an dieſes Wunder? Sollte man ja meinen, ſo oft wir den Tiſchladen aufmachen und den Laib Brod herausnehmen, ſo oft ihr auf das Feld hinausgeht, ſo oft ihr auf die Schranne fahret, ſo oft ihr Brod backet, ja faſt bei jedem Handgriff ſollte man meinen, müßtet ja beſonders ihr Landleute, die ihr faſt immer mitten in dieſem Wunder lebet und euch beweget, an dieſes Wunder erinnert werden! Und doch geſchieht es ſo häufig nicht. Und warum denn nicht? Der heilige Auguſtin ſagt uns ſchon, woher dieſe Nichtachtung komme; daher nämlich, weil dieſe Dinge in der Natur, die eben ſo große Wunder ſind, als die heutige Brodvermehrung

in der Wüſte, uns alltäglich und ſomit ganz gewöhnlich geworden ſind. Wir ſtaunen nur das Seltene an, aber das Erhabenſte genügt uns nicht mehr, reizt uns nicht mehr, hält uns nimmer in Spannung und Aufmerkſamkeit, wenn es uns gewöhnlich geworden iſt. Daher kommt es, daß der Bauersmann gar oft auf dem Felde ſein mag, daß er gar oft die Erntezeit vorübergehen laſſen mag und er denkt nicht daran, daß es lauter Wunder Gottes ſind, unter denen er herumgeht.

Evangelien nun wie das heutige, meine Lieben, fordern uns auf, dieſes Wunder der Brodvermehrung öfter zu beherzigen, als dieß bisher geſchehen iſt; denn unſer Herr Jeſus Chriſtus hat in ſeiner Barmherzigkeit dieſes Wunder, das ſich alljährlich ereignet, deßwegen am heutigen Tage gethan, ſagt der heilige Auguſtin*), damit uns einmal über die Wunder Gottes in jedem Körnlein die Augen aufgehen ſollten. So wollen wir denn beherzigen, was uns dieſes Wunder der jährlichen Brodvermehrung an's Herz legt; hievon aber im

zweiten Theil.

Das Volk, welches heute in der Wüſte auf ſo wunderbare Weiſe vom Herrn geſpeist wurde, ergoß ſich in Dank und Lobpreiſung Gottes, und wollte den wunderbaren Brodſpender zum Könige machen. Das Gefühl der Dankbarkeit regte ſich in ihm und dieſem Gefühl ſuchte es nach ſeiner Weiſe Luft zu machen. Nur war es ein unrichtiges Gefühl; denn ſie wollten Jeſum zu einem irdiſchen König machen und deßhalb wich er ihnen aus; daß ſein Reich nicht von dieſer Welt war, erkannten dieſe ſonſt gutmüthigen Menſchen ſo wenig, wie die Apoſtel und Jünger.

Aber wir, meine Lieben, kennen Jeſum Chriſtum, wir beten ihn als den menſchgewordenen Gott, als den Schöpfer Himmels und der Erde an; auf ihn beziehen wir die Worte des Pſalmenſängers: „Durch das Wort des Herrn ſind

*) Tractat. 24. in Joann.

die Himmel befestigt worden," und deßhalb ist er uns auch der König Himmels und Erde, wie Gott der Vater und der heilige Geist. Als diesen König und Herrn müssen wir ihn denn auch bei dem Wunder der jährlichen Brodvermehrung anerkennen und ihn für seine wunderbaren Wohlthaten loben und preisen. Gar viele Landleute vergessen auf dieses; sie sind oft geneigt, ihren Bemühungen allein Alles zuzuschreiben und vergessen dabei, daß aller Schweiß, alle Mühe, alle Arbeit nichts nützt, wenn Gott nicht seinen Segen gibt. Kann denn nicht drei Minuten vor der Ärnte noch ein Gewitter kommen und dir das herrlichste Getreide in Grund und Boden verschlagen? Darum erkennet den König über euch; er allein ist der Brodherr und gibt zu leben. Deßhalb ist es auch Pflicht, bei jeder ordentlichen Mahlzeit, das ist, beim Mittag- und Abendessen, Gott für die Speise zu danken. Es ist dieß eine alte christliche Sitte, die von unserm Herrn Jesus selber herrührt. So oft er aß oder Speise austheilte, segnete er sie zuvor und dankte; so hat er es auch heute gemacht bei der Speisung der Volksmenge; darum dürfen wir uns des Tischgebetes nicht schämen, ihr Landleute, wie es viele hoffärtige Stadtleute machen, die zum Essen hingehen und davon weg, wie das unvernünftige Vieh im Stall. Nein, haltet fleißig an diesem altchristlichen Brauch und betet Alle zusammen euer Tischgebet, aber fein auch mit Andacht. Viele Weiber haben es im Brauch, daß sie das Tischgebet nur so als Nebengeschäft beim Abspülen des Geschirres oder beim Auskehren u. dergl. verrichten. Das ist kein Gebet mehr, das vom Herzen kommt, sondern ein bloßes Lippengebet, eine Zungendrescherei; zwei Herrn kann man auch beim Beten nicht dienen. Und wenn ihr Bauern in die Schranne fahrt und kehrt im Wirthshaus ein und ihr esset etwa mit andern Leuten, die nicht beten, so laßt euch dadurch nicht irre machen, sondern betet euer Tischgebet und schämt euch nicht desselben, und wenn Jemand darüber spötteln möchte, so sagt ihm nur keck: Ihr haltet euch für Christen und deßhalb betet ihr; übrigens

gebe es auch bei euch auf dem Lande draußen Solche, die bei der Mahlzeit nicht beten, die ſeien aber im — Stall draußen.

Ferner, meine Lieben, müßt ihr eure Dankbarkeit gegen Gott dadurch an den Tag legen, daß ihr die theure Gottesgabe ſchätzet und auch die Broſamen und kleinen Stücklein Brod in Ehren haltet. Oft kann man es ſehen, wie das Brod auf dem Boden herumliegt oder herumgeworfen wird, wie die Kinder damit ſpielen oder es herumſtreuen — und wäre gar oft ein Armer und Hungriger froh, wenn er dieſe Stücklein hätte und ſich damit ſeinen Hunger ſtillen könnte! Denkt doch an die heutige Speiſung in der Wüſte! Es blieben zwölf Körbe voll über, heißt es. Und was thaten ſie mit dieſen Stücklein, die übrig blieben? Ließen ſie etwa dieſelben liegen? Nein, ſie ſammelten ſie und bewahrten ſie auf. Hätten ſie auch in der Wüſte auf dem Boden liegen laſſen können, die Raben und andere Thiere der Wüſte wären ſchon herbeigekommen und hätten ſie aufgezehrt; aber nein — ſie wurden in Körbe geſammelt und aufbewahrt. Seht, da hat euch der Herr ein deutliches Beiſpiel gegeben, wie ihr mit der koſtbaren Gottesgabe, mit dem Brode umgehen ſollt. Und ſagt nur ſelbſt, wenn ihr damals dabei geweſen wäret und hättet noch eines von jenen Wunderbroden, ließet ihr es auf dem Boden herumfahren, würdet ihr es nicht vielmehr auf das Sorgfältigſte bewahren? Nun, was ſind die Stücklein Brod, die ihr habt, was ſind denn alle die Millionen Körnlein, die auf euren Speichern aufgeſchüttet ſind, anders, als lauter Wunderbrode, wie ich euch das im erſten Theile auseinandergeſetzt habe? Iſt es da nicht Pflicht, ſie gerade ſo zu achten, wie jene übriggebliebenen Stücke in der Wüſte? Eines muß ich euch aber noch ganz beſonders an's Herz legen, was ihr bisher aus Unverſtand euch habt zu Schulden kommen laſſen. In manchen Jahren nämlich hat die liebe ſegnende Hand Gottes das Körnlein auf euren Korn- und Waizenfeldern dergeſtalt vermehrt, daß ihr ſogar das Vieh mit dieſem koſtbaren, nur für Menſchen beſtimmten Getreide füttertet. Ihr habt

euch entschuldigen wollen und gesagt: Damals hat es keinen Haber gegeben, er war noch schwerer zu bekommen, als das Korn. Allein ist das klug? Warum habt ihr nicht Korn für Haber ausgetauscht? Auf diesen Tausch wäre man sicher eingegangen; die Reichern aber hätten das gar nicht nöthig gehabt, sie hätten das kostbare Getreide aufbewahren können für bessere Zeiten. Hättet ihr vor drei Jahren, als so viel Korn wuchs, und ihr eure Pferde damit füttertet, euren Überfluß an Korn aufbewahrt, so hättet ihr heuer gut davon hernehmen und könntet euren und anderer Leute Hunger mit Roggenbrod stillen. Gerade deßwegen, weil es nicht recht ist, wenn man das kostbare Brod den Pferden vorschüttet, gerade deßwegen, weil ihr in guten Jahren die Gabe des Brodes so wenig zu schätzen wisset, läßt Gott öfter Zeiten eintreten, in denen kein oder wenig Brod wächst, damit ihr wisset, wie ihr daran seid, damit ihr erkennet, daß es Sünde ist, die Brosamen oder Stücklein Brod mit Füßen zu treten, sie herumliegen zu lassen oder gar dem Vieh vorzuwerfen. Womit Einer sündigt, damit wird er auch gestraft, sagt die Schrift; so ist's auch da. In theuren Zeiten muß gar Mancher Haberbrod, die Speise der Pferde, genießen, weil er in den Jahren des Überflusses den Pferden die Speise der Menschen, Korn und Waizen, muthwillig und leichtsinnig gegeben hat.

Wollt ihr ferner für das jährliche Wunderbrod dankbar sein, so müßt ihr auch einen Theil davon den Armen zukommen lassen. Deßhalb läßt Gott Alles in Überfluß wachsen. Er hätte es euch auch genau zumessen können, daß ihr nicht mehr bekämet, als ihr für euch und die Eurigen nöthig hättet; aber nein, so knapp, so karg ist der liebe Vater im Himmel nicht; nein, ein volles, gerütteltes, überfließendes Maaß gibt er euch, und wisset ihr warum? Etwa zur Verschwendung, oder zur Kleiderpracht, oder daß ihr an eure Rosse silberne Geschirre hängen oder in prachtvollen, herrschaftlichen Chaisen einherfahren könnet, oder daß ihr euch goldene und silberne Halsketten kaufet und eure Gewänder von Gold und Silber

und Geschmeide und Schnürketten tropfen? O nein, meine Lieben, den Überfluß gibt euch Gott für die — Armen. Allerdings könnt ihr, wenn ihr recht vermöglich seid, auch euer Leben verschönern und zur Bequemlichkeit desselben etwas von eurem Überflusse verwenden; aber für's erste darf dieß nie über euren Stand gehen und euch nie zum Stolze und Übermuth verleiten, wie dieß bei den Bauernburschen namentlich so gerne geschieht, wenn sie wissen, daß ihre Eltern brav Geld haben, und dann zweitens dürft ihr die Armen dabei nie vergessen. Mit den übriggebliebenen Broden müßt ihr die Armen ausspeisen; das ist eure Schuldigkeit. Der Arme hat kein Feld, er kann daher keines anbauen und kann keine Speise heimfahren. Aber er ist einmal da auf der Welt und Gott gibt ihm das Leben; er ist vielleicht von Geburt aus arm und muß sein Brod betteln. Sein Brod wächst aber doch, auch das Brod des Armen steht auf dem Felde draußen, auch für ihn hat ja Gott gesorgt, sein Brod steht auf dem Felde des Reichen. Schau, reicher Mann, du hast so viel Feld, daß du oft nicht den zehnten Theil für dich und dein Haus brauchst. Meinst du denn nun, du hast Alles, um es zu verkaufen, um dich zu bereichern? Nein, halt ein! Da draußen, sieh, da stehen deine Brüder und Schwestern, die Armen, die wollen auch von dir haben, und mit Recht, du bist es ihnen auch schuldig, du mußt ihnen geben; denn also spricht der Mund Gottes in der heiligen Schrift: „Gib Almosen von deinem Vermögen und wende von keinem Armen dein Angesicht ab; denn also wird geschehen, daß des Herrn Angesicht auch von dir nicht abgewandt werde. Wie du es kannst, also sei barmherzig. Hast du viel, so gib viel; hast du wenig, so gib auch von dem Wenigen gern“ (Tob. 4, 7—9.). „Wer sein Ohr verstopft vor dem Schreien der Armen, der wird auch rufen, aber nicht erhört werden“ (Sprichw. 21, 13.). „Wenn ein Bruder oder eine Schwester von Kleidung entblößt wäre,“ sagt der heilige Jakobus, „oder

Mangel litte am täglichen Unterhalte, Jemand aber aus euch zu ihnen spräche: Gehet hin in Frieden! wärmet euch und sättiget euch; ihr gäbet ihnen aber nicht, was zur Leibes Nothdurft gehört, was würde das helfen?" (Jak. 2, 15. 16.) — Ja, sagt ihr, wenn wir den Bettelleuten allen geben müßten, die daher kämen, so müßten wir auch zuletzt betteln. Das ist nicht wahr; denn einmal ist man nicht schuldig, daß man Allen, die betteln, gibt; starke junge Leute, Mannspersonen und Weibspersonen, die arbeiten können, aber nicht mögen, sind keine Armen, sondern faule Leute, die man zur Arbeit verweisen muß; auch Kinder, die oft ohne Noth herumgeschickt werden, sind keine würdigen Bettler, und nur würdigen Armen, die nimmer arbeiten können, oder ohne ihr Verschulden arm sind, muß man geben; sodann ist es nicht wahr, daß Jemand durch Almosengeben, durch Wohlthätigkeit gegen die Armen selbst arm geworden ist, außer er hat, wie die Heiligen, freiwillig Alles weggeschenkt und ist freiwillig arm geworden. Aber sonst wird Keiner durch Wohlthätigkeit arm; es müßte sonst die heilige Schrift erlogen sein; denn diese sagt ausdrücklich: „Wer dem Armen gibt, dem wird nichts mangeln; wer aber von einem Bittenden wegsieht, wird Mangel leiden" (Sprichw. 28, 27.). Da steht es ausdrücklich, daß der Wohlthätige keinen Mangel leiden wird, wohl aber der Geizhals und Hartherzige. Überhaupt darf es Keinen reuen, wenn er den Armen gibt, denn es wird ihm hier schon und dort vergolten werden. Gottes Wort sagt uns dieß oft genug! „Wer geneigt ist zur Barmherzigkeit," heißt es im Buche der Sprichwörter (Kap. 22. V. 9.), „wird gesegnet; denn er gibt von seinem Brode den Armen." „Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn auf Zinsen; er wird ihm's hinwiederum vergelten" (ebend. 19, 17.). — Die armen Leute haben es dann oft im Brauch, wenn man sie hartherzig von der Thüre weist, daß sie Einem allerhand

wünschen und solche Verwünschungen läßt Gott oft zu. Ausdrücklich sagt dieß wieder die heilige Schrift in folgender Stelle: „Mein Sohn, entziehe dem Armen sein Almosen nicht, und wende dein Auge von dem Dürftigen nicht ab. Verachte den Hungrigen nicht und erbittere den Armen in seiner Armuth nicht. Die Bitte des Bedrängten schlage nicht ab und wende dein Angesicht von dem Armen nicht weg. Wende um des Zornes willen deine Augen von dem Dürftigen nicht weg, und gib den Bittenden keinen Anlaß, dir Böses nachzuwünschen; denn wenn Einer mit erbittertem Herzen dich verwünschet, so wird sein Flehen erhört, weil ihn erhört, der ihn erschaffen hat" (Sir. 4, 1—8.).

Aus allem dem geht augenscheinlich hervor, Geliebte, daß Gott die Armen geehrt wissen will und daß er in der Wohlthätigkeit gegen die Armen einen Theil des Dankes erblickt, den wir ihm für die jährlichen Wunderbrode schuldig sind. Darum, Geliebte, geben wir gerne den Armen, achten wir das Brod auch sonst, lassen wir die Stücklein nicht auf dem Boden herumfahren, werfen wir das kostbare Getreide nicht dem Vieh vor und danken wir täglich dem göttlichen Brodvermehrer für das jährliche Wunder der Brodvermehrung mit dem schönen christlichen Gebete: Himmlischer Vater! wir danken dir, daß du uns Unwürdige gespeiset hast und deiner väterlichen Gnade theilhaftig machest, auch nimmer aufhöreſt, uns deine Wohlthaten gütig mitzutheilen. Lob und Ehre sei dir, o Gott, im Himmel, Friede den Menschen auf Erden, Gnade unsern Wohlthätern, die ewige Ruhe allen abgestorbenen Christen und nach diesem vergänglichen Leben zukomme uns die ewige Freude und Seligkeit. Amen.

Predigt

auf

den Paſſionsſonntag.

Text: „Entweihet meinen heiligen Namen nicht, daß ich geheiligt werde in Mitte der Söhne Iſraels.“ III. Moſ. 22, 32.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Die Juden kannten unſern Herrn Jeſum nicht; ſie wußten nicht, daß er Gottes Sohn ſei, ſie waren vom Vorurtheil gegen ihn eingenommen und deßhalb betrachteten ſie ihn, ſo oft er ihnen ſeine göttliche Abſtammung beibringen wollte, als einen Gotteslästerer und wollten ihn auch als ſolchen behandeln. Auch heute kamen ſie mit ihm über dieſen Punkt in Streit. Die Juden thaten ſich viel zu gut auf ihre Abſtammung von Abraham. Der Herr aber ſagte ihnen: Wäret ihr Abrahams rechte Nachkommen, ſo würdet ihr auch mich ehren; denn euer Stammvater Abraham kennt mich, hat ſich gefreut auf den Tag, da er mich ſehen ſollte und wie er mich wirklich ſah, freute er ſich und frohlockte. Da war's nun bei

den Juden ſchon wieder aus. Sie ſahen in Jeſu nur den Zimmermannsſohn, der jetzt als ein Mann im beſten Mannesalter vor ihnen ſtand. Abraham aber war ſchon 3000 Jahre geſtorben. Darum ſagten ſie: Was ſagſt du da? Du willſt Abraham geſehen haben und biſt noch kaum fünfzig Jahre alt; da käme es ja gerade heraus, als hätteſt du ſchon zu Abrahams Zeiten gelebt! Das iſt auch in der That ſo, entgegnete Jeſus; ich war nicht bloß damals ſchon, da Abraham lebte, ſondern es iſt gar keine Zeit, in der ich nicht geweſen wäre, ja ich bin außer aller Zeit von Ewigkeit her — ich bin. Da nun nur Gott allein ſagen kann: Ich bin, der ich bin, weil er allein ewig iſt und keine Zeit kennt: ſo hatte Jeſus deutlich genug zu erkennen gegeben, wer er ſei. Sie verſtanden ihn auch und merkten gar wohl, daß er ſich für Gott ausgebe, deßhalb griffen ſie auch nach den Steinen, um ihn als Gotteslästerer damit todt zu werfen.

Wir ärgern uns, Geliebte, deßhalb über die Juden, über ihre Verblendung, daß ſie mit offenen Augen nicht ſahen, daß ſie Jeſum lieber für einen vom Teufel Beſeſſenen und alle ſeine Wunder und Thaten für Teufelswerke, als ihn für den Sohn Gottes halten wollten; allein wir bedenken nicht, daß wir gar oft derſelben Gotteslästerung uns ſchuldig machen, wie die Juden, und, während wir gegen ihre Bosheit eifern, gerade ſo boshaft ſind, wie ſie.

Wir kennen Gott, wir kennen unſern Herrn Jeſum Chriſtum und glauben an ihn; deſſenungeachtet aber iſt die Gotteslästerung unter uns Chriſten, bei Vornehm und Gemein leider nur zu häufig anzutreffen. Da ich nur zu Landleuten rede, ſo will ich auch nur die Gotteslästerungen, die auf dem Lande im Schwunge ſind, berühren. Hört man ſolche Gotteslästerungen oft, ſo meint man, das Landvolk muß gar nicht wiſſen, daß dieß oder jenes Gotteslästerung, oder daß dieſe eine ſo große Sünde ſei, ſonſt würde man kaum ſeine Reden mit ſolchen Läſterungen ſpicken. Ich will euch demnach heute zeigen:

Was heißt das, Gott läſtern? I. Theil.
Was iſt die Gotteslästerung für eine Sünde? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Unter den Bauersleuten iſt das Gottesläſtern leider nichts Seltenes; reiche und muthwillige Leute läſtern Gott, arme und unwiſſende läſtern ihn auch. Es gibt viele Bauern und Bauernburſche, die es ſich zur Gewohnheit gemacht haben, bei dem geringſten Anlaß zu fluchen und zu ſchelten. Die heiligen Sakramente, den Namen Jeſu, das Blut Chriſti haben ſie fortwährend im Munde. Manche ſchelten, wie ſie ſagen, durchaus, ballen die Fauſt gegen Himmel oder gegen ein Kruzifix, das an der Wand hängt, oder lehnen ſich an einen Zaun, oder eine Mauer, breiten die Arme auseinander und läſtern Gott auf die ſchrecklichſte Weiſe. Wenn das Weib ein unrechtes Wort ſagt, ſo wird geſcholten, wenn eine Fliege ſich in's Geſicht ſetzt, mit einem Fluche wird ſie weggejagt, wenn der Ochs oder das Pferd im Stalle oder auf dem Felde nicht nach Wunſch ſtehen und gehen, ſo werden ſie unter Fluchen und Schelten weiter getrieben; wenn dem Viehhirten das Vieh nicht nach Wunſch beieinander bleibt, ſo muß geflucht werden, bevor es zuſammengetrieben wird. Sitzt der Bauer im Wirthshauſe und ſpielt, ſo wird geflucht; redet er mit Einem im Scherze, ein Fluchwort oder Scheltwort muß auch da dabei ſein. Soll aber einmal ein Burſche ſich mit einem andern zerſchlagen, ſoll ein Bauer mit einem andern im Wirthshauſe oder auf dem Felde Streit und Händel bekommen: lieber Vater im Himmel, wie wird da dein heiliger Name, der Name deines eingebornen Sohnes, die heiligen Sakramente, das Blut des Erlöſers zu gräulichen Verfluchungen, Verwünſchungen und Läſterungen mißbraucht!

Dieß ſind jetzt erſt die muthwilligen Menſchen! Nun ſehen wir auf die Gotteslästerungen Jener, die in Kreuz und Leiden, in Trübſalen, Unglücken und Widerwärtigkeiten

aller Art in Klagen und Verwünſchungen gegen Gott und ſeine göttliche Vorſehung ausbrechen. Es iſt keine Gerechtigkeit im Himmel mehr, heißt es, Gott denkt nicht an mich, er hat längſt auf mich vergeſſen. Unſer Herrgott ſcheint ſeine Freude daran zu haben, wenn er die Leute quälen und martern kann, ſonſt würde er nicht mich gerade ſo arg quälen, als er es thut. Was hab ich ihm denn gethan, daß er mich ſo ſchrecklich traktirt? Ich hab mein Leben lang rechtſchaffen gelebt, hab auch meinen ledigen Stand recht gehalten, es nicht gemacht, wie ſo Viele, die in Sünde und Laſter ihre Jugendzeit hingebracht haben, und doch kommt jetzt ein Kreuz und ein Unglück um das andere; Andere, die es verdient haben, kommen gut weg und haben Glück und Segen und Alles geht ihnen nach Wunſch hinaus, auf mir aber liegt der ganze Fluch Gottes, gerade als wäre ich ein Judas, der Chriſtum verkauft hat. Was ich leiden muß, habe ich wahrlich nicht verdient. Es kommt ſchon bald auf das hinaus, daß es dem, welcher dem Teufel dient, beſſer geht, als dem Rechtſchaffenen.

Wieder Andere verzweifeln und ſagen dann: Gott kann mir nicht mehr aus meiner Noth helfen; ich mag nicht mehr beten, und nichts Gutes mehr thun, Gott will mir ohnehin nimmer helfen, meine Sünden ſind zu groß und zu viel, als daß er mir mehr verzeihen ſollte. Auf mich kommt's ja ohnehin nimmer an; mich kann er leicht entbehren; ob er mich im Himmel hat, oder nicht, das wird ihm gleichgültig ſein; in der Hölle muß es auch Leute geben, wird ſo arg nicht ſein darin; müſſen's Andere aushalten, werde ich es auch aushalten können.

Andere ſprechen ihre Gotteslästerungen in entgegengeſetzter Weiſe aus. Unſer Herrgott ſagen ſie, iſt ein guter Mann, der kennt mich ſchon, der thut mir nichts; übrigens glaube und lebe ich, wie ich will, ſo muß mir Gott auch einen Ort im Himmel geben, den ich haben will; ich und der heilige Petrus ſind gut Freund, der macht mir ſchon auf, wenn ich anklopfe.

Wieder Andere machen ſich luſtig über die göttliche Vorſehung und läſtern alſo: Die da ſagen, man ſolle alle ſeine Sorgen auf den Herrn werfen und auf Gottes Vorſehung bauen, die haben leicht und gut reden; das ſind gewöhnlich wohlgenährte Köpfe, die ſo reden, Leute, die ihr gewiſſes Auskommen haben. Aber bei mir iſt es ganz anders; wenn ich mir mein Glück nicht ſelber mache, von Gott habe ich wahrſcheinlich wenig zu hoffen. Hätte nur ich die Welt zu regieren, bei mir müßte es ganz anders hergehen; hätte ich nur ein Wörtlein darein zu reden, ich wollte ſchon mehr Gleichheit und Gerechtigkeit unter die Leute bringen. Ich würde nicht den Unſchuldigen mit dem Schuldigen ſtrafen, oder gar dieſen leer ausgehen laſſen, wie es ſo häufig geſchieht, nicht dieſe braven und rechtſchaffenen Leute darben laſſen und jene liederlichen Schlingel und Faullenzer mit Geld und Gut überſchütten, nein — ganz anders müßte es bei mir gehen, wenn ich Herrgott wäre.

Seht da, geliebte Chriſten, das heißt, Gott läſtern, das heißt, ſeine unendliche Allmacht, Weisheit, Güte und Erbarmung verhöhnen, das heißt, mit Gott ſein Spiel treiben wollen! Du weißt es, allmächtiger Herr Himmels und Erde, daß ich nur mit Zittern und Beben alle dieſe Gotteslästerungen, wie ſie unter dem gemeinen Volke gebräuchlich ſind, ausgeſprochen habe. Chriſtliche Ohren ſollen ſich freilich vor dieſen Läſterungen verſtopfen; aber nein, von der Kanzel herab muß davon geredet werden, auf daß die Menſchen vor ſolchen gräulichen Läſterungen ſich entſetzen und dergleichen nie über ihre Lippen bringen mögen.

Mit unglaublichem Leichtſinne, mit unbegreiflicher Keckheit und Frechheit werden dieſe Läſterungen vorgebracht, gerade als wenn ſie keine Sünde wären. Höchſtens wenn ein Geiſtlicher zugegen iſt, ſcheut man ſich, ſeiner Gewohnheit nach zu fluchen und zu ſchelten; ſiehſt du denn den geiſtlichen Herrn nicht dort, ſagt ein Kamerad, indem er den Läſterer in die Seite ſtößt, wie magſt du denn ſo fluchen? Und da

geniert man ſich dann doch ein wenig! O Erbärmlichkeit über alle Erbärmlichkeit! Vor dem Geiſtlichen, einem Menſchen, geniert, fürchtet man ſich, als ob der Geiſtliche durch's Fluchen, Schelten und Gotteslästern beleidigt würde. Alſo aus Menſchenfurcht, aus Menſchenreſpekt ſcheut man ſich, Gott zu läſtern; aber Gott, den Allheiligen, Allgerechten, fürchtet man nicht, vor ihm, dem unſichtbar Gegenwärtigen, vor dem Bildniſſe des gekreuzigten Heilandes wagt man es, die gräulichſten Läſterungen auszuſtoßen, gerade als wenn Gott es gar nicht wäre, der durch die Sünde beleidigt würde. Und doch, meine Lieben, wer iſt es denn ſonſt, der durch's Fluchen und Läſtern beleidigt wird, als unmittelbar Gott ſelber? Und nicht etwa nur auf eine ganz unbedeutende Weiſe wird Gott beleidigt durch die Gotteslästerung, ſondern auf eine fürchterliche Weiſe; die Gotteslästerung iſt eine der ſchwerſten Sünden, was euch erklärt mein

zweiter Theil.

Eine Sünde iſt um ſo größer, je höher die Perſon ſteht, die beleidigt wird, je geringer die Perſon iſt, die beleidigt, und je geringfügiger die Urſache iſt, um derenwillen man beleidigt.

Nun wer iſt denn der, der durch die Gotteslästerung beleidigt wird? Sagt's ja das Wort „Gotteslästerung" ſchon; Gott iſt es, der beleidigt wird. Zwar wird Gott durch jede Sünde beleidigt; im weitern Sinne iſt jede Sünde eine Gotteslästerung; aber andere Sünden beleidigen Gott nicht ſo unmittelbar, wie die Gotteslästerung ſelbſt. Andere Laſter halten ſich gewiſſermaßen nur an die Geſchöpfe, wie z. B. die Hoffart, Unzucht, Trunkenheit, Zorn, Haß, Neid, Rachſucht; aber die Gotteslästerung greift unmittelbar Gott ſelber an. Es iſt gerade, als wenn man auf den Thron Gottes ſelbſt losgehen und Gott vom Throne ſtürzen wollte. Wer einen königlichen Befehl übertritt, verſündigt ſich ohne Zweifel an der königlichen Majeſtät, wer aber deſſen Dienſtperſonal oder gar deſſen Leibwache verwunden würde, beginge ſicher einen

noch ärgeren Frevel, zumal wenn dieß in Gegenwart des Fürſten geſchähe; noch größer wäre das Verbrechen, wenn Jemand die Unterthanen zur Empörung aufreizen wollte; aber das allergrößte Majeſtätsverbrechen wäre ſicherlich dieß, wenn Einer ſich erfrechen wollte, die geheiligte, unverletzliche Perſon des Fürſten ſelbſt anzufallen und zu mißhandeln, ein Verbrechen, deſſen Thäter in keiner Kirche, an keiner geweihten Stätte einen Zufluchtsort finden würde. Wenn nun aber das Majeſtätsverbrechen um ſo größer iſt, je größer die Majeſtät iſt, welche beleidigt wird: wer vermag es zu faſſen, was für eine grauenvolle Bosheit es ſei, ſich zu wagen an den allerhöchſten Gott und Monarchen Himmels und der Erde, gegen den die irdiſchen Majeſtäten nur Staub und Aſche ſind, ihn zu ſchmähen und zu beſchimpfen, wie es durch die Gotteslästerung geſchieht?

Und wer iſt es denn, welcher es wagt, dieſe allerhöchſte Majeſtät zu beleidigen und zu läſtern? Iſt's etwa ein Weſen herrlich wie einſt Lucifer, ein himmliſcher Geiſt, der Urſache zu haben glaubt, auf ſeine Schönheit und Herrlichkeit ſtolz zu ſein? O nein, ein armſeliger Erdenwurm iſt's, aus Staub und Fäulniß, der ſich ohnmächtig krümmt und windet, dieſer iſt es, welcher der göttlichen Majeſtät den Unflath ſeiner giftigen Eingeweide entgegenſpeit. Ein armſeliger Menſch, der jeden Augenblick, den er hat, von Gott hat, der keinen Augenblick ſicher iſt, wo er nicht als eine Leiche umfällt, der Alles, was er hat, gar Alles nur von Gott hat, ein ſolcher darf ſich erkühnen, dieſen ſeinen Schöpfer und Erhalter, ſeinen beſten Wohlthäter und Vater zu beſchimpfen. Noch mehr, wer iſt denn dieſer Menſch, der da ſo frech ſein Haupt gegen Gottes Thron richtet, und die göttliche Majeſtät mit läſterndem Munde beſchimpft? Iſt's etwa ein Heide, ein Türke, ein Götzendiener? Ach, ſagt Gott ſelbſt, wenn das wäre, dann wäre es noch leichter zu erdulden! „Ja, wenn mein Feind mir geflucht hätte, ſo würde ich's ertragen, und wenn der, ſo mich haſſet, groß wider mich

gesprochen hätte, so würde ich mich vielleicht vor ihm verborgen haben" (Ps. 54.). Aber nein, Christen sind es, meine Freunde, die ich im heiligen Taufbade abgewaschen, die ich im heiligen Bußsakramente durch das Blut der Versöhnung so oft reinige, die mit mir an meinem Tische Süßigkeiten kosteten, die, ein auserwähltes Geschlecht, Gottes Lob immerzu im Munde haben sollen; Christen, sage ich, meine Freunde sind es, die mich lästern und schmähen, mich verfluchen und vermaledeien. Die Türken dürfen, wenn sie auch im heftigsten Zorn sind, den Namen ihres falschen Propheten Muhamed niemals aussprechen und obwohl sie Erbfeinde des christlichen Namens sind, doch nie den Namen Jesus lästern; aber sieh da, was Türken sich zu thun scheuen, das thun Christen; bei der geringsten Veranlassung, wenn ihnen nur etwas quer über den Weg kommt, schmähen und lästern sie Gott und den Erlöser. Wahrlich, ein trauriges und fluchwürdiges Privilegium, durch das so viele Christen sich auszeichnen!

Aber noch wären ihre Gotteslästerungen so groß nicht, wenn sie nur eine namhafte Ursache geltend machen könnten, durch die sie zu dieser Sünde verlockt wurden. Ist Jemand der unkeuschen Liebe ergeben, so ist das oft sehr natürlich. Schöne Gestalt und Wollust sind mächtige Reizmittel, die das Herz mit süßer Gewalt anziehen. Ist Einer geizig und ungerecht, was Wunder? Geld und Gut sind ein Schatz, der die Augen blendet. Hiezu kommt noch die in uns nimmer ruhende Begierlichkeit, die gleich einer Lava in einem feuerspeienden Berge immerwährend kocht und ausbrechen will. Ein solcher Sünder kann doch noch in der Schwäche des Fleisches und in den heftigen Lockungen von Außen eine Entschuldigung vorgeben; aber was thut denn der Gotteslästerer, welche Ursache vermag er denn anzugeben? Welchen Nutzen, welchen Vortheil hat er denn von seinen Lästerungen? Sag an, Gotteslästerer, was hast du für einen Vortheil, was gewinnst du, wenn du die heiligsten Namen so ungebührlich

Mangel litte am täglichen Unterhalte, Jemand aber aus euch zu ihnen ſpräche: Gehet hin in Frieden! wärmet euch und ſättiget euch; ihr gäbet ihnen aber nicht, was zur Leibes Nothdurft gehört, was würde das helfen?" (Jak. 2, 15. 16.) — Ja, ſagt ihr, wenn wir den Bettelleuten allen geben müßten, die daher kämen, ſo müßten wir auch zuletzt betteln. Das iſt nicht wahr; denn einmal iſt man nicht ſchuldig, daß man Allen, die betteln, gibt; ſtarke junge Leute, Mannsperſonen und Weibsperſonen, die arbeiten können, aber nicht mögen, ſind keine Armen, ſondern faule Leute, die man zur Arbeit verweiſen muß; auch Kinder, die oft ohne Noth herumgeſchickt werden, ſind keine würdigen Bettler, und nur würdigen Armen, die nimmer arbeiten können, oder ohne ihr Verſchulden arm ſind, muß man geben; ſodann iſt es nicht wahr, daß Jemand durch Almoſengeben, durch Wohlthätigkeit gegen die Armen ſelbſt arm geworden iſt, außer er hat, wie die Heiligen, freiwillig Alles weggeſchenkt und iſt freiwillig arm geworden. Aber ſonſt wird Keiner durch Wohlthätigkeit arm; es müßte ſonſt die heilige Schrift erlogen ſein; denn dieſe ſagt ausdrücklich: „Wer dem Armen gibt, dem wird nichts mangeln; wer aber von einem Bittenden wegſieht, wird Mangel leiden" (Sprichw. 28, 27.). Da ſteht es ausdrücklich, daß der Wohlthätige keinen Mangel leiden wird, wohl aber der Geizhals und Hartherzige. Überhaupt darf es Keinen reuen, wenn er den Armen gibt, denn es wird ihm hier ſchon und dort vergolten werden. Gottes Wort ſagt uns dieß oft genug! „Wer geneigt iſt zur Barmherzigkeit," heißt es im Buche der Sprichwörter (Kap. 22. V. 9.), „wird geſegnet; denn er gibt von ſeinem Brode den Armen." „Wer ſich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn auf Zinſen; er wird ihm's hinwiederum vergelten" (ebend. 19, 17.). — Die armen Leute haben es dann oft im Brauch, wenn man ſie hartherzig von der Thüre weist, daß ſie Einem allerhand

wünschen und solche Verwünschungen läßt Gott oft zu. Ausdrücklich sagt dieß wieder die heilige Schrift in folgender Stelle: „Mein Sohn, entziehe dem Armen sein Almosen nicht, und wende dein Auge von dem Dürftigen nicht ab. Verachte den Hungrigen nicht und erbittere den Armen in seiner Armuth nicht. Die Bitte des Bedrängten schlage nicht ab und wende dein Angesicht von dem Armen nicht weg. Wende um des Zornes willen deine Augen von dem Dürftigen nicht weg, und gib den Bittenden keinen Anlaß, dir Böses nachzuwünschen; denn wenn Einer mit erbittertem Herzen dich verwünschet, so wird sein Flehen erhört, weil ihn erhört, der ihn erschaffen hat" (Sir. 4, 1—8.).

Aus allem dem geht augenscheinlich hervor, Geliebte, daß Gott die Armen geehrt wissen will und daß er in der Wohlthätigkeit gegen die Armen einen Theil des Dankes erblickt, den wir ihm für die jährlichen Wunderbrode schuldig sind. Darum, Geliebte, geben wir gerne den Armen, achten wir das Brod auch sonst, lassen wir die Stücklein nicht auf dem Boden herumfahren, werfen wir das kostbare Getreide nicht dem Vieh vor und danken wir täglich dem göttlichen Brodvermehrer für das jährliche Wunder der Brodvermehrung mit dem schönen christlichen Gebete: Himmlischer Vater! wir danken dir, daß du uns Unwürdige gespeiset hast und deiner väterlichen Gnade theilhaftig machest, auch nimmer aufhörest, uns deine Wohlthaten gütig mitzutheilen. Lob und Ehre sei dir, o Gott, im Himmel, Friede den Menschen auf Erden, Gnade unsern Wohlthätern, die ewige Ruhe allen abgestorbenen Christen und nach diesem vergänglichen Leben zukomme uns die ewige Freude und Seligkeit. Amen.

Predigt

auf

den Paſſionsſonntag.

Text: „Entweihet meinen heiligen Namen nicht, daß ich geheiligt werde in Mitte der Söhne Iſraels.“ III. Moſ. 22, 32.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Die Juden kannten unſern Herrn Jeſum nicht; ſie wußten nicht, daß er Gottes Sohn ſei, ſie waren vom Vorurtheil gegen ihn eingenommen und deßhalb betrachteten ſie ihn, ſo oft er ihnen ſeine göttliche Abſtammung beibringen wollte, als einen Gotteslästerer und wollten ihn auch als ſolchen behandeln. Auch heute kamen ſie mit ihm über dieſen Punkt in Streit. Die Juden thaten ſich viel zu gut auf ihre Abſtammung von Abraham. Der Herr aber ſagte ihnen: Wäret ihr Abrahams rechte Nachkommen, ſo würdet ihr auch mich ehren; denn euer Stammvater Abraham kennt mich, hat ſich gefreut auf den Tag, da er mich ſehen ſollte und wie er mich wirklich ſah, freute er ſich und frohlockte. Da war's nun bei

den Juden ſchon wieder aus. Sie ſahen in Jeſu nur den Zimmermannsſohn, der jetzt als ein Mann im beſten Mannesalter vor ihnen ſtand. Abraham aber war ſchon 3000 Jahre geſtorben. Darum ſagten ſie: Was ſagſt du da? Du willſt Abraham geſehen haben und biſt noch kaum fünfzig Jahre alt; da käme es ja gerade heraus, als hätteſt du ſchon zu Abrahams Zeiten gelebt! Das iſt auch in der That ſo, entgegnete Jeſus; ich war nicht bloß damals ſchon, da Abraham lebte, ſondern es iſt gar keine Zeit, in der ich nicht geweſen wäre, ja ich bin außer aller Zeit von Ewigkeit her — ich bin. Da nun nur Gott allein ſagen kann: Ich bin, der ich bin, weil er allein ewig iſt und keine Zeit kennt: ſo hatte Jeſus deutlich genug zu erkennen gegeben, wer er ſei. Sie verſtanden ihn auch und merkten gar wohl, daß er ſich für Gott ausgebe, deßhalb griffen ſie auch nach den Steinen, um ihn als Gotteslaſterer damit todt zu werfen.

Wir ärgern uns, Geliebte, deßhalb über die Juden, über ihre Verblendung, daß ſie mit offenen Augen nicht ſahen, daß ſie Jeſum lieber für einen vom Teufel Beſeſſenen und alle ſeine Wunder und Thaten für Teufelswerke, als ihn für den Sohn Gottes halten wollten; allein wir bedenken nicht, daß wir gar oft derſelben Gotteslaſterung uns ſchuldig machen, wie die Juden, und, während wir gegen ihre Bosheit eifern, gerade ſo boshaft ſind, wie ſie.

Wir kennen Gott, wir kennen unſern Herrn Jeſum Chriſtum und glauben an ihn; deſſenungeachtet aber iſt die Gotteslaſterung unter uns Chriſten, bei Vornehm und Gemein leider nur zu häufig anzutreffen. Da ich nur zu Landleuten rede, ſo will ich auch nur die Gotteslaſterungen, die auf dem Lande im Schwunge ſind, berühren. Hört man ſolche Gotteslaſterungen oft, ſo meint man, das Landvolk muß gar nicht wiſſen, daß dieß oder jenes Gotteslaſterung, oder daß dieſe eine ſo große Sünde ſei, ſonſt würde man kaum ſeine Reden mit ſolchen Laſterungen ſpicken. Ich will euch demnach heute zeigen:

Was heißt das, Gott läſtern? I. Theil.
Was iſt die Gotteslästerung für eine Sünde? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Unter den Bauersleuten iſt das Gotteslästern leider nichts Seltenes; reiche und muthwillige Leute läſtern Gott, arme und unwiſſende läſtern ihn auch. Es gibt viele Bauern und Bauernburſche, die es ſich zur Gewohnheit gemacht haben, bei dem geringſten Anlaß zu fluchen und zu ſchelten. Die heiligen Sakramente, den Namen Jeſu, das Blut Chriſti haben ſie fortwährend im Munde. Manche ſchelten, wie ſie ſagen, durchaus, ballen die Fauſt gegen Himmel oder gegen ein Kruzifix, das an der Wand hängt, oder lehnen ſich an einen Zaun, oder eine Mauer, breiten die Arme auseinander und läſtern Gott auf die ſchrecklichſte Weiſe. Wenn das Weib ein unrechtes Wort ſagt, ſo wird geſcholten, wenn eine Fliege ſich in's Geſicht ſetzt, mit einem Fluche wird ſie weggejagt, wenn der Ochs oder das Pferd im Stalle oder auf dem Felde nicht nach Wunſch ſtehen und gehen, ſo werden ſie unter Fluchen und Schelten weiter getrieben; wenn dem Viehhirten das Vieh nicht nach Wunſch beieinander bleibt, ſo muß geflucht werden, bevor es zuſammengetrieben wird. Sitzt der Bauer im Wirthshauſe und ſpielt, ſo wird geflucht; redet er mit Einem im Scherze, ein Fluchwort oder Scheltwort muß auch da dabei ſein. Soll aber einmal ein Burſche ſich mit einem andern zerſchlagen, ſoll ein Bauer mit einem andern im Wirthshauſe oder auf dem Felde Streit und Händel bekommen: lieber Vater im Himmel, wie wird da dein heiliger Name, der Name deines eingebornen Sohnes, die heiligen Sakramente, das Blut des Erlöſers zu gräulichen Verfluchungen, Verwünſchungen und Läſterungen mißbraucht!

Dieß ſind jetzt erſt die muthwilligen Menſchen! Nun ſehen wir auf die Gotteslästerungen Jener, die in Kreuz und Leiden, in Trübſalen, Unglücken und Widerwärtigkeiten

aller Art in Klagen und Verwünſchungen gegen Gott und ſeine göttliche Vorſehung ausbrechen. Es iſt keine Gerechtigkeit im Himmel mehr, heißt es, Gott denkt nicht an mich, er hat längſt auf mich vergeſſen. Unſer Herrgott ſcheint ſeine Freude daran zu haben, wenn er die Leute quälen und martern kann, ſonſt würde er nicht mich gerade ſo arg quälen, als er es thut. Was hab ich ihm denn gethan, daß er mich ſo ſchreckbar traktirt? Ich hab mein Leben lang rechtſchaffen gelebt, hab auch meinen ledigen Stand recht gehalten, es nicht gemacht, wie ſo Viele, die in Sünde und Laſter ihre Jugendzeit hingebracht haben, und doch kommt jetzt ein Kreuz und ein Unglück um das andere; Andere, die es verdient haben, kommen gut weg und haben Glück und Segen und Alles geht ihnen nach Wunſch hinaus, auf mir aber liegt der ganze Fluch Gottes, gerade als wäre ich ein Judas, der Chriſtum verkauft hat. Was ich leiden muß, habe ich wahrlich nicht verdient. Es kommt ſchon bald auf das hinaus, daß es dem, welcher dem Teufel dient, beſſer geht, als dem Rechtſchaffenen.

Wieder Andere verzweifeln und ſagen dann: Gott kann mir nicht mehr aus meiner Noth helfen; ich mag nicht mehr beten, und nichts Gutes mehr thun, Gott will mir ohnehin nimmer helfen, meine Sünden ſind zu groß und zu viel, als daß er mir mehr verzeihen ſollte. Auf mich kommt's ja ohnehin nimmer an; mich kann er leicht entbehren; ob er mich im Himmel hat, oder nicht, das wird ihm gleichgültig ſein; in der Hölle muß es auch Leute geben, wird ſo arg nicht ſein darin; müſſen's Andere aushalten, werde ich es auch aushalten können.

Andere ſprechen ihre Gotteslästerungen in entgegengeſetzter Weiſe aus. Unſer Herrgott ſagen ſie, iſt ein guter Mann, der kennt mich ſchon, der thut mir nichts; übrigens glaube und lebe ich, wie ich will, ſo muß mir Gott auch einen Ort im Himmel geben, den ich haben will; ich und der heilige Petrus ſind gut Freund, der macht mir ſchon auf, wenn ich anklopfe.

Wieder Andere machen ſich luſtig über die göttliche Vorſehung und läſtern alſo: Die da ſagen, man ſolle alle ſeine Sorgen auf den Herrn werfen und auf Gottes Vorſehung bauen, die haben leicht und gut reden; das ſind gewöhnlich wohlgenährte Köpfe, die ſo reden, Leute, die ihr gewiſſes Auskommen haben. Aber bei mir iſt es ganz anders; wenn ich mir mein Glück nicht ſelber mache, von Gott habe ich wahrſcheinlich wenig zu hoffen. Hätte nur ich die Welt zu regieren, bei mir müßte es ganz anders hergehen; hätte ich nur ein Wörtlein darein zu reden, ich wollte ſchon mehr Gleichheit und Gerechtigkeit unter die Leute bringen. Ich würde nicht den Unſchuldigen mit dem Schuldigen ſtrafen, oder gar dieſen leer ausgehen laſſen, wie es ſo häufig geſchieht, nicht dieſe braven und rechtſchaffenen Leute darben laſſen und jene liederlichen Schlingel und Faullenzer mit Geld und Gut überſchütten, nein — ganz anders müßte es bei mir gehen, wenn ich Herrgott wäre.

Seht da, geliebte Chriſten, das heißt, Gott läſtern, das heißt, ſeine unendliche Allmacht, Weisheit, Güte und Erbarmung verhöhnen, das heißt, mit Gott ſein Spiel treiben wollen! Du weißt es, allmächtiger Herr Himmels und Erde, daß ich nur mit Zittern und Beben alle dieſe Gotteslöſterungen, wie ſie unter dem gemeinen Volke gebräuchlich ſind, ausgeſprochen habe. Chriſtliche Ohren ſollen ſich freilich vor dieſen Läſterungen verſtopfen; aber nein, von der Kanzel herab muß davon geredet werden, auf daß die Menſchen vor ſolchen gräulichen Läſterungen ſich entſetzen und dergleichen nie über ihre Lippen bringen mögen.

Mit unglaublichem Leichtſinne, mit unbegreiflicher Keckheit und Frechheit werden dieſe Läſterungen vorgebracht, gerade als wenn ſie keine Sünde wären. Höchſtens wenn ein Geiſtlicher zugegen iſt, ſcheut man ſich, ſeiner Gewohnheit nach zu fluchen und zu ſchelten; ſiehſt du denn den geiſtlichen Herrn nicht dort, ſagt ein Kamerad, indem er den Läſterer in die Seite ſtößt, wie magſt du denn ſo fluchen? Und da

genirt man ſich dann doch ein wenig! O Erbärmlichkeit über alle Erbärmlichkeit! Vor dem Geiſtlichen, einem Menſchen, genirt, fürchtet man ſich, als ob der Geiſtliche durch's Fluchen, Schelten und Gotteslästern beleidigt würde. Alſo aus Menſchenfurcht, aus Menſchenreſpekt ſcheut man ſich, Gott zu läſtern; aber Gott, den Allheiligen, Allgerechten, fürchtet man nicht, vor ihm, dem unſichtbar Gegenwärtigen, vor dem Bildniſſe des gekreuzigten Heilandes wagt man es, die gräulichſten Läſterungen auszuſtoßen, gerade als wenn Gott es gar nicht wäre, der durch die Sünde beleidigt würde. Und doch, meine Lieben, wer iſt es denn ſonſt, der durch's Fluchen und Läſtern beleidigt wird, als unmittelbar Gott ſelber? Und nicht etwa nur auf eine ganz unbedeutende Weiſe wird Gott beleidigt durch die Gotteslästerung, ſondern auf eine fürchterliche Weiſe; die Gotteslästerung iſt eine der ſchwerſten Sünden, was euch erklärt mein

zweiter Theil.

Eine Sünde iſt um ſo größer, je höher die Perſon ſteht, die beleidigt wird, je geringer die Perſon iſt, die beleidigt, und je geringfügiger die Urſache iſt, um derenwillen man beleidigt.

Nun wer iſt denn der, der durch die Gotteslästerung beleidigt wird? Sagt's ja das Wort „Gotteslästerung" ſchon; Gott iſt es, der beleidigt wird. Zwar wird Gott durch jede Sünde beleidigt; im weitern Sinne iſt jede Sünde eine Gotteslästerung; aber andere Sünden beleidigen Gott nicht ſo unmittelbar, wie die Gotteslästerung ſelbſt. Andere Laſter halten ſich gewiſſermaßen nur an die Geſchöpfe, wie z. B. die Hoffart, Unzucht, Trunkenheit, Zorn, Haß, Neid, Rachſucht; aber die Gotteslästerung greift unmittelbar Gott ſelber an. Es iſt gerade, als wenn man auf den Thron Gottes ſelbſt losgehen und Gott vom Throne ſtürzen wollte. Wer einen königlichen Befehl übertritt, verſündigt ſich ohne Zweifel an der königlichen Majeſtät, wer aber deſſen Dienſtperſonal oder gar deſſen Leibwache verwunden würde, beginge ſicher einen

noch ärgeren Frevel, zumal wenn dieß in Gegenwart des Fürſten geſchähe; noch größer wäre das Verbrechen, wenn Jemand die Unterthanen zur Empörung aufreizen wollte; aber das allergrößte Majeſtätsverbrechen wäre ſicherlich dieß, wenn Einer ſich erfrechen wollte, die geheiligte, unverletzliche Perſon des Fürſten ſelbſt anzufallen und zu mißhandeln, ein Verbrechen, deſſen Thäter in keiner Kirche, an keiner geweihten Stätte einen Zufluchtsort finden würde. Wenn nun aber das Majeſtätsverbrechen um ſo größer iſt, je größer die Majeſtät iſt, welche beleidigt wird: wer vermag es zu faſſen, was für eine grauenvolle Bosheit es ſei, ſich zu wagen an den allerhöchſten Gott und Monarchen Himmels und der Erde, gegen den die irdiſchen Majeſtäten nur Staub und Aſche ſind, ihn zu ſchmähen und zu beſchimpfen, wie es durch die Gotteslästerung geſchieht?

Und wer iſt es denn, welcher es wagt, dieſe allerhöchſte Majeſtät zu beleidigen und zu läſtern? Iſt's etwa ein Weſen herrlich wie einſt Lucifer, ein himmliſcher Geiſt, der Urſache zu haben glaubt, auf ſeine Schönheit und Herrlichkeit ſtolz zu ſein? O nein, ein armſeliger Erdenwurm iſt's, aus Staub und Fäulniß, der ſich ohnmächtig krümmt und windet, dieſer iſt es, welcher der göttlichen Majeſtät den Unflath ſeiner giftigen Eingeweide entgegenſpeit. Ein armſeliger Menſch, der jeden Augenblick, den er hat, von Gott hat, der keinen Augenblick ſicher iſt, wo er nicht als eine Leiche umfällt, der Alles, was er hat, gar Alles nur von Gott hat, ein ſolcher darf ſich erkühnen, dieſen ſeinen Schöpfer und Erhalter, ſeinen beſten Wohlthäter und Vater zu beſchimpfen. Noch mehr, wer iſt denn dieſer Menſch, der da ſo frech ſein Haupt gegen Gottes Thron richtet, und die göttliche Majeſtät mit läſterndem Munde beſchimpft? Iſt's etwa ein Heide, ein Türke, ein Götzendiener? Ach, ſagt Gott ſelbſt, wenn das wäre, dann wäre es noch leichter zu erdulden! „Ja, wenn mein Feind mir geflucht hätte, ſo würde ich's ertragen, und wenn der, ſo mich haſſet, groß wider mich

geſprochen hätte, ſo würde ich mich vielleicht vor ihm verborgen haben“ (Pſ. 54.). Aber nein, Chriſten ſind es, meine Freunde, die ich im heiligen Taufbade abgewaſchen, die ich im heiligen Bußſakramente durch das Blut der Verſöhnung ſo oft reinige, die mit mir an meinem Tiſche Süßigkeiten koſteten, die, ein auserwähltes Geſchlecht, Gottes Lob immerzu im Munde haben ſollen; Chriſten, ſage ich, meine Freunde ſind es, die mich läſtern und ſchmähen, mich verfluchen und vermaledeien. Die Türken dürfen, wenn ſie auch im heftigſten Zorn ſind, den Namen ihres falſchen Propheten Muhamed niemals ausſprechen und obwohl ſie Erbfeinde des chriſtlichen Namens ſind, doch nie den Namen Jeſus läſtern; aber ſieh da, was Türken ſich zu thun ſcheuen, das thun Chriſten; bei der geringſten Veranlaſſung, wenn ihnen nur etwas quer über den Weg kommt, ſchmähen und läſtern ſie Gott und den Erlöſer. Wahrlich, ein trauriges und fluchwürdiges Privilegium, durch das ſo viele Chriſten ſich auszeichnen!

Aber noch wären ihre Gotteslästerungen ſo groß nicht, wenn ſie nur eine namhafte Urſache geltend machen könnten, durch die ſie zu dieſer Sünde verlockt wurden. Iſt Jemand der unkeuſchen Liebe ergeben, ſo iſt das oft ſehr natürlich. Schöne Geſtalt und Wolluſt ſind mächtige Reizmittel, die das Herz mit ſüßer Gewalt anziehen. Iſt Einer geizig und ungerecht, was Wunder? Geld und Gut ſind ein Schatz, der die Augen blendet. Hiezu kommt noch die in uns nimmer ruhende Begierlichkeit, die gleich einer Lava in einem feuerſpeienden Berge immerwährend kocht und ausbrechen will. Ein ſolcher Sünder kann doch noch in der Schwäche des Fleiſches und in den heftigen Lockungen von Außen eine Entſchuldigung vorgeben; aber was thut denn der Gotteslästerer, welche Urſache vermag er denn anzugeben? Welchen Nutzen, welchen Vortheil hat er denn von ſeinen Läſterungen? Sag an, Gotteslästerer, was haſt du für einen Vortheil, was gewinnſt du, wenn du die heiligſten Namen ſo ungebührlich

behandelſt, wenn du mit den heiligen Sakramenten, mit dem Blute Jeſu Chriſti ſo gräulich herumwirfſt, wenn du der höchſten Majeſtät ſo verächtliche Titel gibſt, wenn du in Geſellſchaften mit dem göttlichen Worte Geſpött und Mißbrauch treibſt? Empfindeſt du dabei ein Vergnügen, eine Wolluſt, wirſt du dadurch reicher oder anſehnlicher in der Welt? Nichts dergleichen haſt oder gewinnſt du; das mußt du ſelbſt geſtehen: nichts als reiner Muthwille, nichts als pure Bosheit iſt Urſache an deinem Fluchen und Schelten und Gotteslaſtern.

Armſeliger Menſch! was hat dir doch dein Gott und Heiland Leids zugefügt, daß du ihn ſo ſchmählich behandelſt? Ach, mein Volk, mein liebes Volk, was habe ich dir gethan? Bin ich dir überläſtig geweſen, ſo antworte mir, ruft Gott dem undankbaren Volke durch den Mund des Propheten zu. Hab ich dir, mein Chriſt, jemals etwas zu Leid gethan? Hab ich dich nicht fortwährend mit Wohlthaten überhäuft? Und ſo vergiltſt du mir nun meine Wohlthaten! Mit ſolchen Beſchimpfungen, mit ſolchen Läſterungen überhäufſt du mich? Es ſind nun ſiebenzig Jahre, ſagte der heilige Polykarp, als man denſelben durch Androhung der Martern zwingen wollte, ſeinen Herrn und Gott zu verläugnen, in welchen er mir nichts als lauter Gutes gethan, warum ſollte ich ihn denn verläugnen? Hörſt du das, läſternder und fluchender Chriſt? Wie viele Jahre ſind denn in deinem Leben ſchon vorübergegangen, in welchen du Gottes Wohlthaten genießeſt? Und wie magſt nun du Gottes heiligſten Namen läſtern ohne alle Urſache? O dir braucht man keine Foltern und eiſerne Haken, keine Räder und Schwerter, keine Scheiterhaufen und Keſſel voll ſiedenden Peches zu zeigen; o nein, kein Menſch droht dir mit dem Tode, wenn du Gott nicht läſtern wollteſt, kein Menſch verſpricht dir auch nur einen Heller, falls du recht fluchſt und läſterſt, und dennoch fluchеſt, läſterſt und ſchmäheſt du! Sag an, was iſt denn das anders, als teufliſche Bosheit? —

Doch halt, du haſt ja eine Entſchuldigung für dein Fluchen und Läſtern. Nein, ſo arg iſt es denn doch nicht, ſagſt du, aus purem Muthwillen, aus Bosheit läſtere und fluche ich doch nicht! Wenn mir ſo ein Fluch- und Schelt-wort auskommt, ſo geſchieht es halt im Zorn und Eifer; wenn mir nämlich Einer etwas zum Trotz und zuwider thut, ſo kann ich mich nimmer halten, und da bricht's dann los. — Mit dieſer Entſchuldigung kommſt du nicht weit, mein Chriſt! Denn für's erſte muß dein Zorn ein gerechter ſein; iſt dein Zorn ungerecht, ſo begehſt du eben eine neue Sünde. Darum iſt der Zorn ſelbſt eine Todſünde, weil er eben zu Mord und Rache, zu Fluchen und Schelten verleitet. Geſetzt aber auch, dein Zorn ſei gerecht, mußt du dann deinen Zorn an dem auslaſſen, der dich nicht beleidigt hat? Ich will dir ein Beiſpiel anführen, damit du den Unſinn deines Fluchens und Scheltens einſiehſt. Du arbeiteſt meinetwegen mit deinem Sohne auf dem Felde oder im Holze; nun kommt ein Burſche daher, der hat ſchon lange einen Haß gegen deinen Sohn und fangt mit ihm einen Streit an; in der Hitze des Streites, im größten Zorne geht nun dein Sohn auf dich, ſeinen Vater, zu und traktirt dich mit Schlägen; gleich darauf aber kommt er und ſagt: Hab's nicht ſo bös gemeint, Vater, ich bin nur gerade im Zorn geweſen. Wie, wäreſt du da mit dieſer Entſchuldigung zufrieden? Würdeſt du nicht ſagen: Mein Kind, warum ſchlägſt du denn mich? Hab' denn ich dir Übles gethan? Wäre ich auch dein Vater nicht, ſondern ein fremder Menſch, dennoch wäre es ungerecht, wenn du mich angreifen wollteſt, da ja ich dir nichts zu Leide gethan habe. Aber ſo bin ich dein Vater, von dem du das Leben haſt, der dich im Schweiße des Angeſichtes ernährt, und mich, deinen Vater, ſchlägſt du? Biſt du von Sinnen gekommen?

Sieh, mein Chriſt, gerade ſo machſt du es durch dein Fluchen mit Gott, wie dieſer Sohn es mit ſeinem Vater macht. In deinem Hauſe wird ein Glas oder Teller oder Krug zerbrochen durch die Unachtſamkeit der Magd, ein Knecht oder

eine Magd thut das gerade nicht, was du befohlen, die Kinder ſind eigenſinnig und verwöhnt, das Weib hat ſeinen eigenen Kopf und iſt widerſpenſtig; wie du vor das Haus hinausgehſt, läuft dir ein Hund durch die Füße; auf dem Felde draußen will dir der Ochs nimmer gehen, im Heimfahren ſind dir die Pferde durchgegangen und haben dir den Wagen zerriſſen — jetzt iſt's aus, da bricht es los und jetzt fängſt du an zu fluchen und zu ſchelten, daß ſich der Erdboden aufthun möchte. Sag an, warum läſterſt du da Gott? Die Magd, der Knecht, das Kind, der Hund, der Ochs, das Pferd haben dich erzürnt und an Gott laſſeſt du deinen Zorn aus! Sag an, iſt das recht? Iſt das nicht boshaft? Haſt du eine Entſchuldigung? Kannſt du dich ausreden und ſagen: Der Zorn hat mich übergangen? Wäre es da ein Wunder, wenn dich Gott mit gähem Tode für deine ſchrecklichen Läſterungen ſtrafen, wenn dich der Teufel durch die Luft holen würde? Oder meinſt du, weil dich Gott nicht augenſcheinlich ſtraft, ſei die Gotteslästerung keine ſo große Sünde? Auf die Gotteslästerung waren vor Zeiten auch durch die weltlichen Geſetze die ärgſten Strafen geſetzt. Im alten Bunde heißt es (III. Moſ. 24, 13—16.): „Gott der Herr redete zu Moſes und ſprach: Führe den Läſterer vor das Lager und Alle, die es gehört, ſollen ihre Hände auf ſein Haupt legen und das ganze Volk ſoll ihn ſteinigen. Und ſage den Söhnen Iſraels: Ein Menſch, der ſeinem Gotte flucht, ſoll ſeine Miſſethat tragen. Und wer den Namen des Herrn läſtert, ſoll des Todes ſterben." Sennacherib, der König der Aſſyrier, hatte Gott geläſtert, und dem Judenkönige Ezechias ſagen laſſen: Laß dich nicht täuſchen von deinem Gott, auf den du Vertrauen haſt, und ſage nicht: Jeruſalem wird nicht gegeben werden in die Hände des Königs der Aſſyrier. Da aber ließ ihm Gott ſagen: Wen haſt du gehöhnt und wen haſt du geläſtert? gegen wen deine Stimme erhoben und deine Augen aufgerichtet in die Höhe? Gegen den Heiligen Iſraels!

Und in derſelben Nacht, heißt es, kam der Engel des Herrn und erſchlug im Lager der Aſſyrier 185,000 Mann, und der König ſelbſt wurde von ſeinen eigenen Söhnen ermordet. So ſtarben auch die beiden Gotteslästerer Herodes und Antiochus, König von Syrien, eines ſchrecklichen Todes. Vor Zeiten waren in Frankreich folgende Strafen auf die Gotteslästerung geſetzt: Das erſtemal mußte der Gotteslästerer einen Monat lang bei Waſſer und Brod faſten; dazu wurde er alle Tage auf den Pranger geſtellt und konnte ihn Jedermann mit Koth werfen; das zweitemal wurde ihm die Oberlippe weggeſchnitten; das drittemal auch die Unterlippe und das viertemal wurde ihm die Zunge ausgeriſſen *). In Straßburg wurde vor dreihundert Jahren noch einem Gotteslästerer die Zunge zum Genick herausgeſchnitten. Wollte ich mich auf augenſcheinliche wunderbare Strafen, mit denen Gott auf die ſchrecklichſte Weiſe die Gotteslästerer heimgeſucht hat, einlaſſen, ich käme mit Erzählung dieſer Dinge an gar kein Ende.

Aus dem, Geliebte, was ich euch heute von der Gotteslästerung geſagt habe, wißt ihr genug. Ihr wiſſet, was es heiße, Gott läſtern, und wiſſet nun, was die Gotteslästerung für eine ſchreckliche Sünde iſt. Reutet daher das Laſter der Gotteslästerung, wie ihr könnt, an euch ſelbſt und an den Eurigen aus. Ihr kümmert euch gar ſtark um eure Ehre und wollt keine Beſchimpfung eurer Perſon dulden. Ertraget die Unbilden, die euch angethan werden, und eifert deſto mehr für die Ehre Gottes. Leidet das Fluchen und Schelten, leidet die Gotteslästerung nicht! Beſonders euch, ihr Wirthsleute, euch, ihr Hausleute, lege ich das an's Herz. Der heilige Chryſoſtomus hat einſt auf offener Kanzel folgende Predigt gehalten: „Weil ich von der Gotteslästerung geredet habe, ſo bitte ich euch um eine Belohnung und Vergeltung für meine Predigt und Rede, um dieß nämlich, daß ihr die Gotteslästerer in der Stadt

*) Bei Mansi Tom. 1.

züchtigen ſollet. Wenn du Jemanden auf der Straſſe oder auf dem Markte Gott läſtern hörſt, ſo gehe hin, ſchilt ihn. Und wenn du ihn auch ſchlagen ſollſt, ſo weigere dich deſſen nicht; ſchlage ihn in's Geſicht, zerſchmettere ihm den unheiligen Mund, heilige deine Hand durch dieſe Schläge; und wenn Einige dich verklagen, wenn ſie dich vor Gericht fordern, ſo folge, und wenn der Richter verlangt, daß du vor dem Gerichte Rechenſchaft geben und Strafe leiden ſollſt, ſo ſage mit aller Freimüthigkeit, daß er den König der Engel gelästert habe; denn wenn wir diejenigen beſtrafen müſſen, welche irdiſche Könige läſtern, wie vielmehr diejenigen, welche den König aller Könige läſtern? Es iſt ein allgemeines Verbrechen, ein öffentliches Laſter, ein Jeder kann, wenn er will, Ankläger ſein" *). So viel verlange ich nicht von euch für meine Predigt, Geliebte, als der heilige Chryſoſtomus für die ſeine verlangt hat. Wo du kannſt, wo du Gewalt haſt, ja da kannſt du die Ohrfeigen und Schläge anwenden. Auf eine Lüge, ſagt das Sprichwort, gehört eine Ohrfeige; auf eine Gotteslästerung gewiß noch mehr; wenn ihr alſo eure Kinder fluchen und ſchelten hört und gute Worte helfen nimmer, dann nehmt nur zur Ruthe eure Zuflucht, oder ſteckt ihnen mit der Hand eine in's Geſicht; dazu habt ihr volles Recht. Wo ihr aber dieß nicht wagen dürfet, da ſuchet durch gute Worte abzuwehren, und hilft das nichts, ſo gehet dem Gotteslästerer aus dem Weg und ſeufzet und bittet zu Gott um Erbarmung für ihn. In keinem Fall aber dürft ihr in euren Häuſern das Fluchen und Schelten dulden.

Wie aber, wenn der Hausherr ſelber bei jedem dritten Worte einen Fluch ausſtößt, wenn er ſelbſt das Schelten im Brauche hat? Welches Unheil wird er da anrichten? Wie

*) S. Chrysost. hom. 1. ad popul.

wird da ſein Haus von Verwünſchungen, von Läſterungen wiederhallen, daß ſich die ganze Nachbarſchaft darob entſetzt! O könnte man es oft hören, wenn der verſoffene Ehemann nach Hauſe kommt und da in Mitte der Nacht das Haus mit Fluchen und Verwünſchungen anfüllt, wenn ihm das Weib wegen ſeiner Liederlichkeit Vorwürfe macht oder ihm ſonſt nicht zu Willen iſt. Seht da, das Nachtgebet des wüſten Ehemannes. Unter Fluchen und Schelten ſchläft er ein und Gott iſt ſo gnädig und läßt ihn nicht ewig einſchlafen. O wehe, wehe dieſen betrunkenen Gotteslästerern! Ihr Gott, den ſie anrufen, iſt der Teufel, mit dieſem leben ſie und ſterben ſie zuletzt.

Vor dem Gebete des Gotteslästerers bewahre uns, o Herr! Wir, Geliebte, die es redlich mit Gott und unſerer Seele meinen, wollen die Gotteslästerung meiden und vielmehr Gott loben, preiſen und ihm danken. Ja, Geliebte, wer Gott und ſeinen Namen liebt, der vereinige ſeine Stimme mit meiner Stimme, um öffentlich die Ehre der ſo oft gelästerten göttlichen Majeſtät zu erſetzen! Großer Gott! Im Namen aller Gegenwärtigen lobe, preiſe und benedeie ich deinen allerheiligſten Namen. Ich bitte um Verzeihung und Barmherzigkeit wegen der Unehrerbietigkeit, die ich durch ungebührliche Worte je demſelben zugefügt habe, um Barmherzigkeit wegen aller Läſterungen, die je von den Gottloſen gegen dich ausgeſtoßen wurden. Zum Erſatze deiner hiedurch geſchändeten Ehre opfere ich dir auf alle Lobpreiſungen, die im Himmel und auf Erden von allen Kreaturen dir je zu Theil geworden ſind. Alle unſere Gedanken, Worte und Werke ſollen nichts anders ſein, als Verherrlichung deiner Majeſtät und millionenfaches Einſtimmen in den Engelruf: Heilig, heilig, heilig! dir ſei Lob und Preis, Ehre und Glorie in Ewigkeit! Amen.

Predigt

auf

den Palmſonntag.

Text: „Hochgelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Matth. 21, 9.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wunder über Wunder! Wer ſtaunt nicht, wenn er das heutige Evangelium lieſt? Alſo iſt das Unglaubliche doch einmal eingetroffen! Alſo haben die Juden ſich doch endlich bekehrt! Sind ſie alſo doch zur Einſicht gekommen, daß Jeſus Chriſtus wirklich der verheißene Meſſias iſt? Alſo iſt einmal weg ihre Verſtocktheit, ihre Bosheit! Von nun an alſo darf ſich Gott nicht mehr über die Juden beklagen! Lange genug hat er ihnen ja zugerufen: „Beſchneidet die Vorhaut eures Herzens und verhärtet euren Nacken nicht länger!“ (V. Moſ. 10, 16.) „Verhärtet eure Nacken nicht wie eure Väter!“ (II. Chron. 50, 8.) Hat ja Chriſtus ſelbſt ſich ſo bitter über die Halsſtärrigkeit der Juden beklagt in dem wehmüthigen Rufe: „Jeruſalem,

Jeruſalem, die du die Propheten mordeſt und ſteinigeſt die, welche zu dir geſandt worden: wie oft wollte ich deine Kinder verſammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel ſammelt! Du aber haſt nicht gewollt!“ (Matth. 23, 37.) — Aber von heute an bedarf es, wie es ſcheint, der mahnenden und warnenden Rufe nimmer; denn heute hört man aus dem Munde der Juden, was man ſonſt nie gehört hat: Hoſianna dem Sohne Davids! Hochgelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn! So erkennen alſo die Juden einmal die meſſianiſche Würde Jeſu an; denn ſie nennen ihn ja den Sohn Davids. Bisher hat ſich nur hie und da eine ſolche Stimme vernehmen laſſen, nur ein Blinder, ein Kranker rief bisweilen: Jeſu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner; aber heute iſt es eine große Menge Volkes (ebend. 21, 8.), die Jeſu einen feierlichen Einzug in Jeruſalem bereitet, ihre Kleider über den Weg legt, Zweige von den Bäumen haut und ſie über den Weg ſtreut und mit mächtiger Stimme ruft: Hoſianna dem Sohne Davids! Hochgelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn! So erkennen alſo die Bewohner Jeruſalems einmal ihre Verblendung! So geben ſie ihm alſo doch einmal die Ehre, die ſie ihm dreiunddreißig Jahre lang verweigert haben!

Ach, Geliebte! fünf Tage noch und die Juden, die heute Hoſianna ſchreien, führen eine ganz andere Sprache. Statt: Hochgelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn! heißt es nach fünf Tagen: An's Kreuz mit ihm! — Der heutige Jubel war nur ſo vorübergehender Art, ein helllodernder Strohfeuer, das gleich wieder verlöſcht, Rauſchgold, das nur viel Lärm macht, aber keinen Werth hat. — Die Menſchen bleiben ſich ja gewöhnlich darin gleich, daß ſie ſich nicht gleich bleiben, daß ſie aus lauter Wankelmuth und Unbeſtändigkeit zuſammengeſetzt ſind.

Das lehrt uns die Geſchichte der Juden, I. Theil;
das lehrt uns unſere eigene Erfahrung, II. Theil.

Erſter Theil.

Die Juden ſind das auserwählte Volk Gottes; von ihnen ſollte das Heil kommen. Einen eigenen Bund hatte Gott mit dieſem Volke geſchloſſen; bis auf Saul hin war er ſelber ihr König. „Ich will auf euch ſehen," ſprach er zu ihnen, „und euch wachſen machen und ihr ſollet euch mehren und ich will meinen Bund mit euch befeſtigen" (III. Moſ. 26, 9.). Auf genaue Beachtung dieſes Bundes waren die ſchönſten Belohnungen geſetzt, die auf das Rührendſte in folgender Stelle ausgedrückt ſind: „Wenn ihr in meinen Satzungen wandelt und meine Gebote haltet und ſie thuet, ſo will ich euch Regen geben zu ſeiner Zeit und das Land ſoll ſein Gewächs bringen und die Bäume ſollen voll Früchte ſein, die Dreſchzeit ſoll reichen an die Weinleſe und die Weinleſe reichen an die Ausſaat; an eurem Brod ſollt ihr euch ſatt eſſen und ohne Furcht in eurem Lande wohnen. Ich will Frieden geben euren Gränzen. Ihr ſollet ſchlafen und Keiner wird ſein, der euch aufſtört. Ich will ausrotten die wilden Thiere und das Schwert ſoll nicht eindringen in eure Gränzen. Ihr ſollet nachjagen euren Feinden und ſie ſollen vor euch ſtürzen. Fünfe der Eurigen ſollen hundert jagen von den Fremden, und hundert von den Eurigen ſollen zehntauſend jagen; eure Feinde ſollen vor euch in's Schwert fallen. Ich will in eurer Mitte meine Wohnung aufrichten und meine Seele ſoll euch nicht verwerfen. Ich will unter euch wandeln und euer Gott ſein und ihr ſollt mein Volk ſein" (ebend. V. 3 — 12.). Solch herrlicher Segen war ihnen verſprochen, wenn ſie den Bund mit Gott hielten; aber auch die ſchärfſten Strafen angedroht, falls ſie denſelben brechen ſollten. „Wenn ihr meinen Bund zunichte machet, ſo will ich entgegen ſolches euch thun:

Ich will euch plötzlich heimſuchen mit Armuth, mit Hitze, die eure Augen verdirbt, und euch ſelbſt verzehrt; vergeblich werdet ihr ſäen den Samen, den eure Feinde verſchlingen. Ich will mein Angeſicht wider euch ſetzen und ihr werdet ſtürzen vor euren Feinden und denen unterliegen, die euch haſſen, ihr werdet fliehen, wenn auch Niemand euch jaget. Und wenn ihr auch dann nicht mir gehorchet, will ich um eurer Sünden willen eure Strafen ſiebenfach mehren und den Stolz eurer Halsſtärrigkeit brechen. Und ich will euch von oben einen Himmel geben, wie Eiſen und eine Erde wie Erz. Vergeblich werdet ihr eure Arbeit anwenden, die Erde wird kein Gewächs hervorbringen und die Bäume keine Früchte geben. Wenn ihr mir entgegen handelt und mich nicht hören wollt, will ich ſiebenfach eure Plagen mehren um eurer Sünden willen" u. ſ. w. (III. Moſ. 26.) So war ihnen alſo die Wahl gebaten; ſie konnten das ſchönſte Leben auf dieſer Erde haben, ein wahrhaft paradieſiſches Leben; allein haben ſie Gott gehorcht, haben ſie ſeine Verheißungen geachtet, ſeine Drohungen gefürchtet? Ach! wir kennen ja den Wankelmuth dieſes Volkes. Zweiundſiebenzig Mann ſtark waren Iſraels Söhne in Ägypten eingezogen und ſechsmal hunderttauſend Mann ſtark führte ſie Moſes heraus. Sie ſahen die zahlreichen Wunder, die Moſes um ihretwillen vor Pharao auf Gottes Befehl gethan hatte, wie er ſie hindurchgeführt hatte durch's rothe Meer; ſie waren aber noch gar nicht lange in der Wüſte, ſo hatten ſie ſchon die Wohlthaten Gottes vergeſſen. Wenn ihnen nicht auf der Stelle die gebratenen Wachteln in's Maul flogen, fingen ſie ſogleich an zu klagen und zu murren. Statt zu bedenken, daß der, der ſie aus der ägyptiſchen Dienſtbarkeit ſo wunderbar errettete, wohl auch Mittel haben werde, ihren Hunger in der Wüſte zu ſtillen, ſtatt vertrauensvoll ſich zu ihm zu wenden, riefen ſie: „Wären wir doch geſtorben

durch die Hand des Herrn im Lande Ägypten, da wir bei den Fleiſchtöpfen ſaßen und Brod aßen nach Genügen. Warum habt ihr uns in die Wüſte geführt, um die ganze Menge durch Hunger zu tödten?“ (II. Moſ. 16, 3.) Was geſchieht nun? Gott wirkt ein neues Wunder! Es fällt Brod vom Himmel und alle Tage werden ſie wunderbar geſpeist. Nun werden ſie aber doch zu murren aufhören und Gottes Wohlthaten erkennen? Mit nichten. Sie kommen an einen Ort, wo gerade kein Waſſer iſt. Da wird nun ſogleich wieder gemurrt, Alles iſt vergeſſen, die wunderbare Speiſe, die ſie täglich ſammeln, wird gar nicht beachtet, gar nicht daran gedacht, daß der, welcher ihnen das tägliche Brod ſchickte, auch Waſſer werde verſchaffen können, darum zanken ſie neuerdings und murren: „Warum haſt du uns aus Ägypten geführt, um uns ſterben zu laſſen und unſere Kinder und unſer Vieh vor Durſt?“ (Ebend. 17, 3.) Ja, ſo erbittert waren ſie, daß Moſes zum Herrn ſchrie und ſprach: „Was ſoll ich thun mit dieſem Volke? Wenig fehlt, ſo ſteinigt es mich“ (ebend.). — Zeitenweiſe, ja, da zeigten ſie ſich allerdings erbötig, die Satzungen und Gebote zu halten, die der Herr ihnen gegeben hatte. Als ihnen Moſes dort vom Berge Sinai herab den Willen Gottes verkündigte, antwortete das ganze Volk zugleich: „Alles, was der Herr geredet, wollen wir thun“ (ebend. 19, 8.); aber wie lange gedachten ſie denn ihres Verſprechens? Gott hatte vom Himmel zu ihnen geſprochen: „Machet euch keine ſilbernen und goldenen Götter!“ (ebend. 20, 23.) und was geſchah? Moſes war noch gar nicht vom Berge herabgekommen mit den Geſetzestafeln, der Donner und Blitz und der rauchende Berg und die ſchreckbare Stimme Gottes und alle Furcht, die ſie angewandelt hatte, und alle Verſprechungen, die ſie gemacht hatten — Alles war vergeſſen. „Steh auf,“ ſagten ſie zu Moſes Bruder, Aaron, „mach uns Götter, die vor uns hergehen; denn was dieſem Manne Moſes, der uns

geführt aus dem Lande Ägypten, begegnet iſt, wiſſen wir nicht“ (II. Moſ. 32, 1.). Und Aaron mußte ihnen nun, er wollte oder nicht, ein goldenes Kalb gießen, und wie es fertig war, ſprachen ſie: „Das ſind deine Götter, Iſrael, welche dich herausgeführt aus dem Lande Ägypten.“ — Alſo das vor ihren Augen drei Monate nach dem Auszuge aus Ägypten aus ihren Ohrenringen und ſonſtigen Geſchmeiden gegoſſene Kalb, das war der Gott, der die Wunder vor Pharao gewirkt, der das rothe Meer getheilt, der ihnen das Manna ſchickte und Waſſer aus dem Felſen ſpendete. Welch ein Unſinn! Welch ein Undank! Welche Vergeſſenheit! Das Volk, das gerade vorher geſagt hat: Alles, was der Herr uns ſagt, wollen wir thun, gießt ſich ein goldenes Kalb und ſagt: Das iſt unſer Herr! Das iſt unſer Gott! Und ſo ging es fort und fort. So machten ſie es in der Wüſte und wie ſie es in der Wüſte machten, machten ſie es im gelobten Lande; ging es ihnen eine Zeit lang gut, ſo vergaßen ſie Gott wieder und verfielen in Abgötterei; erſt wenn Gott ſie dann in die Hände ihrer Feinde gab, Aſſyrier und Babylonier über ſie ſchickte, wenn ſie recht drückend das Joch der Feinde fühlten: da erſt ſchrien ſie wieder zum Herrn, und ſo gingen ſie bald beim Teufel zu Hofe, und wenn ſie dann deſſen Herrſchaft hinlänglich zu ſchmecken bekommen hatten, wieder bei Gott. So machten ſie es auch zu Chriſti Zeiten noch. Wenn er ihnen Waſſer in Wein verwandelte oder die Brode vermehrte, oder ihre Kranken geſund machte, ja da waren ſie voll Lobeserhebungen; das iſt wahrlich der große Prophet, ſagten ſie, der in die Welt kommen muß. Heute am Palmſonntag hatten ſie auch ſo eine Anwandlung von Gutmüthigkeit. Hoſianna dem Sohne Davids! ſchrien ſie, hochgelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn! aber fünf Tage ſpäter war Alles vergeſſen; aus Einem Munde ſchrien ſie da: An's Kreuz mit ihm! — Wer ſtaunt nicht über ſolchen Wankelmuth? Wer wird nicht unwillig über dieſes Benehmen der Juden? O du undankbares

Judengeschlecht, rufen wir oft aus, wie konntest du so viele Erbarmung und Gnade so leichtsinnig mit Füßen treten und den Fluch auf dich laden? —

Allein, meine Lieben, ereifern wir uns nicht zu sehr gegen die Juden! Kehren wir diesen Eifer vielmehr gegen uns selber! Wir sind die nämlichen Juden, voll von Wankelmuth, voller Unbeständigkeit, heute so, morgen so; dieß lehrt uns die tägliche Erfahrung, wie wir sehen werden im

zweiten Theil.

Es hat eine Zeit gegeben, wo wir Alle in ägyptischer Knechtschaft und Finsterniß schmachteten, und diese Zeit, meine Lieben, sind jene Stunden vor der heiligen Taufe. Jeder Mensch nämlich, der das Licht der Welt erblickt, ist blind für das himmlische Licht, er bringt den Staar mit auf die Welt. Es ist dieß die Makel der Erbsünde, die wir bei unserer Empfängniß schon an uns haben nach den Worten Davids: „Sieh, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen worden und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen“ (Ps. 50.). Dieser schwarze Fleck ist ein Erbstück, ein Muttermaal, das wir Alle mit auf die Welt bringen nach den Worten des heiligen Paulus im Briefe an die Römer, wo er sagt: „Gleichwie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und durch die Sünde der Tod, so kam der Tod über Alle, weil Alle in ihm (in Adam, dem Stammvater, nämlich) gesündigt haben.“ Sehend mit den Augen des Leibes kommen wir also zur Welt; aber blind am Auge des Geistes. Es ist dieß ein erbärmlicher Zustand für den neuen Weltbürger, so in der Finsterniß seine Seele begraben zu wissen; allein nicht lange dauert dieser armselige Zustand, Gott schickt den Moses zur Befreiung von dieser ägyptischen Finsterniß, den Priester nämlich, und der muß den neugebornen Israeliten durch's rothe Meer führen, durch das Bad der heiligen Taufe nämlich, durch welches ihm Pharao und die Ägyptier, d. h. der

Teufel und ſeine Hoffart, ſeine Werke und Eingebungen nicht nachfolgen können, und ſo wird er von der ägyptiſchen Dienſtbarkeit befreit. Dieſe Gnade, meine Lieben, iſt uns Allen zu Theil geworden, wir Alle ſind durch dieß rothe Meer geführt worden; aber ſind wir auch dankbar geweſen? Haben wir dieſe Gnade erkannt? In der heiligen Taufe iſt uns das weiße Kleid der Unſchuld angelegt worden; wie ſchaut denn dieſes Kleid aus? Iſt es noch ſo rein, als wir es bekommen? Ach, du lieber Gott! wie müſſen wir da Alle, die wir zugegen ſind, beſchämt an unſere Bruſt klopfen, voll Reue und Zerknirſchung den Blick zur Erde heften! Ja wohl, ſo lange wir nicht reden konnten, ſündigten wir nicht mit der Zunge; ſo lange wir die Hände nicht brauchen konnten, verübten wir mit ihnen keine Ungerechtigkeit; ſo lange uns unſere Füße nicht trugen, gingen wir keiner Gelegenheit zur Sünde nach; ſo lange die böſe Begierde in uns ſchlummerte, hatten wir auch kein Verlangen nach der Sünde. Aber kaum kam das ſiebente Jahr, kaum konnten wir lallen, auf den Füßen ſtehen, die Hände rühren, kaum vermochten wir zu denken, da hörte man ſchon böſe Worte, Schimpfnamen, dort und da ein Scheltwort, Widerſpenſtigkeit, Ungehorſam, Starrſinn, Herumlaufen, Schlagen und Stoßen, kleine Diebſtähle, das Alles konnte man an uns ſiebenjährigen Kindern ſchon ſehen und hören. Nach und nach wurden wir größer. Wir beſuchten die Werktagſchule, die Feiertagſchule, während dieſer Zeit wuchſen auch die Sünden mit uns heran, wie das Unkraut mit dem Waizen. Nun kam die gefährlichſte Zeit des Lebens, das jugendliche Alter. Die Gelegenheiten zur Sünde vermehrten ſich, die Lockungen und Verführungen wurden immer heftiger, unſer eigenes Fleiſch immer rebelliſcher, der Dienſt Gottes kam uns wie ein hartes Joch vor; wohl ging uns nichts ab, der Herr hatte es uns an Nichts fehlen laſſen, Himmelbrod ward unſere Speiſe; allein es ſchmeckte uns nicht und zuletzt ſagten wir wie die Iſraeliten: Uns eckelt an dieſer faden Speiſe da. O wären wir doch wieder bei den

Fleiſchtöpfen Ägyptens! Das Äußere des Gottesdienſtes, ja, das haben wir alle Jahre mitgemacht. Wir beichten alle Jahre, kommuniziren alle Jahre und gehen alle Sonn- und Feiertage in den Gottesdienſt, beten auch den Roſenkranz und zu Hauſe das Tiſchgebet und die Bruderſchaftsgebete — aber damit iſt es auch gar. Neben dieſem unſerm Gottesdienſt und Beichten und Kommuniziren, das uns ſchon ſo zur Gewohnheit geworden iſt, haben aber gar Viele ein goldenes Kalb, das ſie, wenn auch nicht öffentlich, doch insgeheim anbeten. Als den Juden vom Berge Sinai herab die Gebote verkündet worden waren, da ſagten ſie: Alles, was uns der Herr befohlen hat, wollen wir thun. Sie bereiteten ſich auch ordentlich vor, wuſchen ihre Kleider, hatten mit ihren Weibern keinen ehelichen Umgang und thaten Alles, was ihnen Moſes befahl, daß ſie thun ſollten, um ſich auf die Geſetzgebung vorzubereiten. Allein, was geſchah? Noch war Moſes nicht vom Berge mit den ſteinernen Geſetzestafeln zurückgekommen, ſo vergaßen ſie ſchon, was ihnen unter Blitz und Donner geſagt worden war: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Lande Ägypten geführt, aus dem Hauſe der Knechtſchaft; du ſollſt keine fremden Götter neben mir haben.“ Auf der Stelle mußte ihnen Aaron ein goldenes Kalb gießen, und als es fertig war, riefen ſie: Sieh, Iſrael, das iſt dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat!

Wenn wir dieſes leſen oder hören, ärgern wir uns und denken: Wie konnten denn dieſe Juden gar ſo dumm und gottlos ſein und Angeſichts aller Wohlthaten, die ihnen Gott erwieſen hatte, von dieſem goldenen Kalbe, das ſie ſich gerade hatten gießen laſſen, ſagen: Sieh, Iſrael, dieſes Kalb iſt der Gott, der dich aus Ägypten geführt hat? Allein, meine Lieben, ärgern wir uns nur nicht über die Juden, ſondern nur wieder über uns ſelbſt. Was die Juden damals thaten, haben wir ſchon oft genug gethan. Wenn ſo eine feſtliche Zeit herbeikommt, wie z. B. ein Beichttag, da machen wir unſere Vorbereitungen. Wir waſchen uns, ziehen unſer beſtes Gewand

an und am Beichttage selbst ist es gerade, als wenn wir ganz neue Menschen werden wollten; da sind wir so voll guter Vorsätze und es wird so fleißig im Gebetbuch gelesen und der Rosenkranz gebetet, daß man meinen soll, es werde jetzt auf einmal Ernst mit Besserung und Bekehrung des Lebens. Und wenn der Priester im Beichtstuhle fragt: Willst du von nun an ein besseres Leben führen, willst du die Gebote Gottes und der Kirche eifriger erfüllen, willst du ein anderer Mensch werden? da sagt man unter Thränen: Ja, Hochwürden, Alles soll anders werden, Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun. Und nun geht man aus dem Beichtstuhle hinaus und was geschieht? — Es steht nicht so lange an, wie bei dem Volke Israel, so wird das goldene Kalb gegossen. Vielleicht geschieht am nämlichen Abende noch das Gegentheil von dem, was Vormittags im Beichtstuhle so heilig versprochen worden ist. Ist es ja schon oft genug geschehen, daß Einer am Beichttage Morgens die sündhafte Bekanntschaft aufzugeben versprach, am Abend aber sah man ihn auf dem Tanzboden mit seinem goldenen Kalbe herumtanzen und Götzendienst treiben! Wie Viele sind vor einigen Wochen in Offenstetten gewesen bei der Mission, wie Viele haben dort Thränen vergossen, aber es waren Krokodilsthränen, unfruchtbare Tropfen, die eine augenblickliche Rührung den falschen Augen ausgepreßt hatte! Wie Viele haben damals auf die Frage des Missionärs, als er ihnen das Kruzifix vorhielt, und sagte: Wollt ihr eure Vorsätze halten? unter Schluchzen und Weinen geantwortet: Ja, wir wollen es thun! und bald darauf vielleicht sind sie wieder zum goldenen Kalb der alten Bekanntschaft, des Fraßes und der Völlerei, des Betruges und Wuchers, der Habsucht und Ungerechtigkeit zurückgekehrt und tanzen um dasselbe herum, wie zuvor! Was soll das für ein Beichten, was für eine Bekehrung, was für eine Besserung des Lebens sein? Heute Gottesdienst, morgen Götzendienst! Und wir wollen über die Juden, ihren Undank, ihren Wankelmuth uns ereifern? Gibt es wankelmüthigere Menschen, als wir sind? Wie oft

waren wir ſchon durch das heilige Sakrament der Buße aus der ägyptiſchen Finſterniß in's gelobte Land der Verſöhnung, der Liebe und Freundſchaft Gottes eingeführt worden, aber wir konnten die guten Tage nicht erleiden; wir kehrten wieder in die ägyptiſche Dienſtbarkeit, unter das eiſerne Joch des Teufels zurück, weil es dort Zwiebel und Fleiſchtöpfe gibt, und erſt wenn wir die Peitſchenhiebe ſeiner unbarmherzigen Aufſeher, die marternden Gewiſſensbiſſe nämlich, nicht mehr ertragen konnten, ſchrien wir wieder zum Herrn und er ſchickte uns jedesmal, weil er lauter Liebe und Erbarmung iſt, in dem Prieſter ſeinen Diener Moſes und führte uns durch das rothe Thränenmeer der Buße in's gelobte Land. So haben wir es gemacht immerdar und jetzt ſind wir dreißig und noch mehrere Jahre alt und machen es noch ſo; heute dienen wir Gott, morgen dem goldenen Kalb. Und dabei beichten wir und wo ein Ablaß zu gewinnen iſt, gehen wir hin und von Beſſerung merkt man zuletzt doch wenig oder nichts. Man meint eben, wenn es nur gebeichtet iſt, dann iſt ſchon Alles abgethan. Beſonders meint man das bei der Oſterbeicht, die ohnehin Viele nur mitmachen, weil es ſo ſein muß, weil es ſo Gewohnheit und Brauch iſt. Statt ſich etwas von der jährlichen Oſterbeicht zu verſprechen, möchte man dieſe Zeit mit Furcht und Zittern daherkommen ſehen, weil Alle beichten und doch ſo Wenige ſich beſſern. Das ganze Jahr dient man dem goldenen Kalb und zu Oſtern feiert man nothgedrungen ein paar Stunden äußerlichen Gottesdienſt.

Es haben heute die ledigen Leute unſerer Pfarrei ihren Beichttag, und in wenigen Tagen hat die ganze Pfarrei gebeichtet. O ich bitte euch, meine Lieben, macht es nicht wie die Juden! Beichtet, aber beſſert euch auch! Kehret nicht mehr zum goldenen Kalbe, nicht mehr zur alten Sünde zurück. Haſt du eine Bekanntſchaft gehabt, die nichts taugt, bloß eine Bierbekanntſchaft oder Tanzbekanntſchaft — laſſe ſie, geh nicht mehr hin zu dieſem goldenen Kalbe; warſt du der Nachtſchwärmerei, dem Trunke und Spiele, dem Müßiggange

ergeben — vernichte dieß goldene Kalb; von nun an ſoll dein Bauch nicht mehr dein Gott ſein! Oder du warſt eitel und hoffärtig und gefallſüchtig — laß dieß goldene Kalb und übe von nun an Demuth- und Sittſamkeit, jungfräuliche Schüchternheit und Beſcheidenheit! Nicht das goldene Kalb hat dich ja aus Ägypten geführt, nein, dein Heiland und Erlöſer, Jeſus Chriſtus, iſt dein Retter und Helfer! Was wäre das für eine Oſterbeicht, wenn du jetzt alles Gute verſprächeſt, hernach aber wieder in die alten Sünden zurückfieleſt? Was würdeſt du da am heutigen Palmſonntage anders thun, als rufen: Hochgelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn? Nach ein paar Tagen aber ſchrieſt du: An's Kreuz mit ihm! Wollteſt du hernach wieder zum goldenen Kalbe zurückkehren, ſo wäre das ſo viel, als wenn du ſagen wollteſt: Ich weiß es recht gut, daß nur Jeſus Chriſtus mein Herr und Heiland iſt; allein deßungeachtet will ich ihn nicht, ſondern dieſe Perſon, dieſe Sünde, dieſe meine Lieblingsgewohnheit iſt mir lieber, als er. Recht gut weiß ich, daß ich nur durch ihn und durch eine würdige Beicht ſelig werden kann; allein deßungeachtet will ich den Eingebungen des Teufels und meinen ſchlechten Leidenſchaften mehr Gehör geben, als ihm. Ich weiß zwar, daß ich verdammt bin, wenn ich ihm nicht folge; ich weiß, daß es der Teufel nicht gut mit mir meint, daß er mich für den Dienſt, den ich ihm jetzt erweiſe, in alle Ewigkeit martern und quälen wird, daß er nur auf mein Verderben ausgeht, während Chriſtus der gute Hirt iſt und mich ſelig machen will; allein deßungeachtet will ich lieber dem hölliſchen Wolf in den Rachen laufen, als mich vom guten Hirten auf den Schultern heimtragen laſſen. Ich weiß zwar, daß das Joch des Herrn ſanft und mild iſt, das Joch des Teufels aber ein eiſernes; allein das macht nichts, lieber will ich mich zur Hölle niederdrücken laſſen, als das ſanfte Joch Chriſti tragen! — Sag mir, wäreſt du nicht von Sinnen, wenn du alſo thun wollteſt? Und doch thäteſt du das, wenn du ungültig beichten würdeſt. Wohlan denn, Geliebte! ſo

beichtet recht würdig, daß die Osterbeichte einen Nutzen habe! Wenn nach Ostern die Versuchungen wieder kommen, wenn die alte Gelegenheit wieder da wäre, denkt an den Palmsonntag, an eure Osterbeicht. Alle Tage muß Palmsonntag sein, alle Tage müßt ihr dem Herrn mit dem Friedensrufe: Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! entgegenziehen, alle Tage ihm feierlichen Einzug halten, ihm mit dem Ölzweige des Friedens entgegenkommen und die guten Werke der christlichen Gerechtigkeit als Kleider ihm über den Weg in euer Herz breiten, damit so der Tag des Todes und der allgemeine Gerichtstag, wenn der Herr wieder kommen wird, ein Palmsonntag sein möge, an dem wir dem Herrn als seine Auserwählten entgegenkommen und ewig das Hosianna singen mögen. Amen.

Predigt

auf

das Fest der Verkündigung Mariens.

Text: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn.“ Luk. 1, 38.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Was mag wohl die Ursache gewesen sein, daß Maria so erschrack, als ihr der Engel Gabriel erschien? Einige meinen, sie sei deßhalb so erschrocken, weil ihr die glänzende Majestät des Himmelsfürsten ein außerordentlicher, überraschender Anblick war; allein man darf annehmen, daß der Mutter des Erlösers, die im göttlichen Rathschlusse längst als Mutter des Sohnes Gottes bestimmt war, die Gesellschaft der Engel nicht so auffallend war, daß sie darüber hätte erschrecken müssen; die Engel Gottes werden wohl ihrer künftigen Königin nicht selten Besuche gemacht haben. — Der heilige Ambrosius meint, Maria sei deßhalb so erschrocken, weil sie einen Engel in Mannsgestalt in ihrem einsamen Kämmerlein erblickt habe; denn es ist die Art sittsamer Jungfrauen, daß sie schüchtern

und ängstlich sind, sobald sie von einer Mannsperson allein überrascht werden. Allein Maria hatte ja von dem überirdischen Wesen nichts zu fürchten, wie sollte sie daher über sein Erscheinen so betreten geworden sein!

Wieder Andere sagen: Maria sei deßwegen so in Schrecken gerathen, weil der Engel ihr so Schmeichelhaftes sagte und mit so großen Lobeserhebungen von ihr sprach, was ihr bei ihrer Demuth auch die größte Verlegenheit bereiten mußte; denn gleichwie der Hoffärtige bestürzt wird, sobald nicht mit Bewunderung und Ruhm von ihm gesprochen wird, so wird im Gegentheile der Demüthige verwirrt und bestürzt, wenn man ihn in's Angesicht lobt. Daher ist es wohl das Wahrscheinlichste, daß Maria deßwegen so bestürzt und verwirrt wurde, weil sich ihre Demuth durch die Reden des Engels verletzt sah. Der Engel eröffnete das Gespräch mit den Worten: Sei gegrüßt, o Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, du bist die Gesegnete deines Geschlechtes! Maria wußte nun nicht, wie ihr auf einmal solche Ehren und Auszeichnungen zu Theil werden sollten; sie war in ihren eigenen Augen nichts, und darum erschrack sie und wurde verwirrt.

Es ist interessant, Geliebte, diese Demuth der heiligen Jungfrau genauer zu betrachten. Das Fest der Verkündigung Mariens ist ja überhaupt ein Fest der Demuth, eine Feier dieser einzigen Tugend. Demuth war es ja, die am heutigen Tage den Sohn Gottes vom Himmel auf die Erde herabzog; Demuth war es, die ihm eine Wohnung im Schooße der Jungfrau bereitete; Demuth war es, die Maria zur Mutter Gottes machte. Der Tugend der Demuth soll deßhalb diese Feierstunde gewidmet sein!

Mariens Demuth, I. Theil.
Unsere Demuth, II. Theil.

Spiegel der Demuth, Gottesmutter Maria, bitt für uns!

Erster Theil.

Wenn bei euch zu Hause der Knecht in den Stall geht und da den Dünger ausführt, oder wenn die Magd gemeine und niedrige Hausdienste verrichtet, so werdet ihr sicherlich nicht sagen: das ist ein demüthiger Knecht, das ist eine demüthige Magd; sondern es ist eben das Geschäft eurer Dienstboten schon darauf eingerichtet, daß sie solche Verrichtungen haben. So ist es auch, wenn ein zerlumpter Bettler vor eure Hausthüre kommt und euch da kniefällig um ein altes Hemd oder ein Almosen bittet; das ist euch wieder nicht auffallend, der Bettler hat eben Ursache, demüthig zu sein. Und wenn der Kammerdiener, hat er gleich eine schöne Livree an, hinter seinem Herrn einhergeht, und wenn er ihm Stiefel und Kleider auszieht und ihn in Allem bedient, so ist das auch eben keine Demuth, sondern es bringt es eben sein Amt so mit sich. — Etwas anders ist es aber, meine Lieben, wenn ein großer, vornehmer Herr, oder eine zarte, adelige Frau gemeine, niedrige Dienste verrichten, wenn z. B. vornehme Personen in die Hütten der Armen und Preßhaften hineingehen und sie dort hegen und pflegen; Demuth ist es, wenn der König vom Throne herabsteigt und am grünen Donnerstage zum Diener der Armen wird, wenn er ihnen die Füße wäscht und sie ausspeist. Da wundern wir uns und rufen: Welch eine Demuth! Wenn die heilige Elisabeth, Landgräfin von Hessen, barfuß und in ein wollenes Gewand gekleidet, nach einem Wochenbette ihren Säugling auf den eigenen Armen in die Kirche trug, wenn sie bei Anhörung des göttlichen Wortes sich gerne unter das gemeine Volk mengte, wenn sie in Zeiten der Noth den Armen eigenhändig die Speise reichte, ihnen die Betten richtete und oft die eckelhaftesten Dienste leistete: da wundern wir uns und rufen aus: Welch eine Demuth! In niedrigem Stande demüthig zu sein, sagt der heilige Bernard, ist nichts Großes, wohl aber, wenn man in Würden und Ehren steht. Ja, die

Demuth im Purpur, die Demuth auf dem Throne iſt bewundernswerth.

Nun, Geliebte, können wir uns einen Begriff machen von der Demuth Mariens. Einer von den Himmelsfürſten, die immerdar vor Gottes Thron ſtehen, erſcheint vor ihr. Nicht zu einer Tochter des Kaiſers Auguſtus wird er geſandt, nicht zu Prinzeſſinnen und Fürſtentöchtern anderer Länder, nein, zu einer unbekannten Jungfrau in einem verachteten Städtlein, die in einem Kämmerlein verſchloſſen iſt. Was noch zu keiner Sterblichen geſagt wurde, das wird zu ihr geſagt. Das ganze Menſchengeſchlecht lag unter dem Fluche und zu ihr ſagt der Engel: Sei gegrüßt, du Gnadenvolle! Von der ganzen Erde hatte ſich Gottes Auge ob ihrer Sünden mit Abſcheu weggewendet; zu ihr aber ſagt der Engel: Der Herr iſt mit dir. In ſeiner Erbarmung will der himmliſche Vater dem verfluchten Menſchengeſchlechte ſeinen einzigen Sohn ſchenken, aber nur durch Maria; ſie ſollte das auserwählte Gefäß des heiligen Geiſtes werden, ſie die jungfräuliche Mutter des Erlöſers der Welt. Wie rein, wie heilig, wie ſchön mußte Maria in den Augen des Reinſten und Heiligſten daſtehen! Welch unvergleichlichen Werth mußte Mariens unbefleckte Seele bei Gott haben! Wie einzig mußte ſie daſtehen unter den Millionen Evastöchtern, die je auf Erden gelebt haben! Wie mußten ihre Tugenden ſtrahlen, da das Auge des Allerhöchſten gerade auf ſie gelenkt wurde! Und doch, was ſagt Maria bei all dieſen Auszeichnungen, die der wahrhaftige Mund des Erzengels ausſpricht? Hat ſie ſich durch dieſe Lobeserhebungen geſchmeichelt gefühlt? Hat ſie ſich vielleicht gedacht: Nun, ſo ſieht doch Gott noch auf Verdienſt, Tugend und Rechtſchaffenheit? So bin ich denn doch nicht umſonſt auf den Wegen des Herrn gewandelt? — Nein — Maria macht eine Ausnahme von Allen ihres Geſchlechtes. Während ſich ſämmtliche Evastöchter ſo gerne zur Eitelkeit und Hoffart verleitet fühlen, beſonders wenn ihnen allerhand Artigkeiten und Schmeicheleien geſagt werden,

weiß Maria den Lobpreisungen des Himmels keine andere Rede entgegenzusetzen, als: Sieh, ich bin eine Dienerin des Herrn. Wie, was sagst du da, du weiseste Jungfrau? Eine Dienerin du, die du nach dem Ausspruche des Engels bei Gott so hoch in Gnaden stehst? Eine Dienerin du, an der der Allerhöchste so großes Wohlgefallen hat? Eine Dienerin du, die Gebenedeite, die Auserwählte unter Allen deines Geschlechtes? Und gerade in dem Augenblicke nennst du dich eine Dienerin, da du die Botschaft erhältst, daß du die Mutter des Allerhöchsten werden wirst, Mutter des Schöpfers, Mutter des Erlösers? In dem Augenblicke nennst du dich eine Dienerin, wo du anfängst, die Königin des Himmels und der Erde, Königin der Engel, der Patriarchen, Propheten, Martyrer, Bekenner, Jungfrauen und aller Heiligen zu werden? Ist denn die Braut des heiligen Geistes eine Dienerin, die Mutter des Allerhöchsten eine Dienerin, die Königin Himmels und der Erde eine Dienerin? Wie, seligste Jungfrau, hast du noch keine andere Antwort? Erkennst du denn deine hohe Würde nicht? Wirst du nicht sagen: Sieh, nun bin ich die Königin Himmels und Erde? — Nein, sie weiß keine andere Antwort; immerdar sagt sie: Sieh! ich bin eine Dienerin des Herrn. Obwohl so vieler Gnaden gewürdigt, war sie doch in ihren eigenen Augen nur eine Dienerin und zwar die allergeringste Dienerin, die allergeringste Magd des Herrn. Was soll man hiezu sagen? Eine solche Demuth schau an, sagt der heilige Ambrosius; diejenige, die zur Mutter des Herrn erwählt wird, nennt sich Dienerin und Magd. Wenn eine verrufene Weibsperson, ein im Ehebruch ertapptes Weib, eine sündhafte Adamstochter gering in ihren eigenen Augen dasteht, so ist das Wunder eben so groß nicht; daß aber eine von Gott auserlesene und mit so vielen Gaben überhäufte Jungfrau, welche die Bestimmung hat, den Eingebornen des Vaters in ihrem jungfräulichen Schooße zu tragen, so gering in ihren eigenen Augen dasteht, das ist wahrlich eben so unerhört und

wunderbar, als die Ehre, die ihr zu Theil geworden. Oder wo hat man vor Maria von einer solchen Demuth gehört? Wo hatte Maria diese außerordentliche Demuth gelernt? Hätte sie dazumal schon ihren göttlichen Sohn gesehen, wie er in der Gestalt eines Knechtes sich vor ihr verdemüthigte, so hätte sie wohl das schönste Beispiel der Demuth vor sich gehabt; allein nicht nur hatte sie damals, als sie sprach, das Beispiel des Sohnes Gottes nicht vor sich, sondern sogar unzählige Beispiele des Stolzes und Hochmuthes. Sie durfte ja nur an ihre Stamm-Mutter Eva denken und sie sah das verderblichste Beispiel der Eitelkeit und des Stolzes vor sich, indem sich Eva von dem hochmüthigen Gedanken, Gott gleich zu werden, zum Genusse der verbotenen Frucht verleiten ließ. Und wie war denn die Welt beschaffen, als Maria lebte? Welche Beispiele von Demuth sah sie denn damals? Die ganze Welt war ja versunken in Stolz und Hoffart; man kann sie füglich eintheilen in stolze Sünder und stolze Gerechte. Auch in dieser Beziehung stand sie da wie eine Lilie unter den Dörnern.

Aber gerade wegen ihrer unvergleichlichen Demuth ward sie Mutter des Sohnes Gottes. Durch ihre jungfräuliche Reinigkeit gefiel sie Gott, durch ihre Demuth empfing sie ihn in ihrem Leibe. Wäre Maria nicht demüthig gewesen, nie wäre sie die Mutter eines demüthigen Gottes geworden. Maria sah das wohl selbst am besten ein; darum sagt sie in ihrem herrlichen Lobgesange: Der Herr hat die Demuth seiner Magd angesehen. Wie, was hat er angesehen? War es denn nicht deine engelreine Unschuld, nicht dein felsenfester Glaube, nicht deine sehnlich auf das Heil wartende Hoffnung, nicht deine flammende Liebe? Nein, auf die Demuth seiner Dienerin hat der Herr geschaut, sagt sie uns selber. Ist auch ganz natürlich. Jener Gott, der selber ein Knecht werden wollte, konnte nur eine demüthige Magd zur Mutter haben wollen; jener Gott, der sich seiner ganzen Herrlichkeit entäußern, in einem Stalle geboren, verachtet und verkannt

leben und endlich so schmählich sterben wollte, konnte wieder nur eine demüthige Jungfrau, die in ihren eigenen Augen die allergeringste Magd war, sich zur Mutter nehmen.

Hieraus könnt ihr beiläufig abnehmen, meine Lieben, welchen Werth die Tugend der Demuth in den Augen Gottes hat; und da sie ihm an Maria so gefallen hat, so wird sie ihm wahrscheinlich auch an uns gefallen. Da er selbst sich so sehr verdemüthigte, da seine heiligste Mutter eine demüthige Magd war, so sind sie es ohne Zweifel nicht bloß für sich gewesen, sondern auch uns zum Muster, uns zum Beispiele. Nicht wahr, Geliebte, an Maria gefällt uns diese ihre Demuth überaus; wir bewundern sie deßhalb, wir loben und preisen sie darum? Aber sollte es dabei sein Bewenden haben? Sollte das Alles sein? Nein, Geliebte, da kämen wir sammt unserer Verehrung Mariens in die Hölle! Die wahre Verehrung Mariens ist keine todte Bewunderung ihrer Tugenden, sondern eine lebendige Nachahmung derselben. Maria war demüthig; aber nicht bloß für sich, sondern auch für uns, uns zum Muster; deßhalb muß unser Bestreben dahin gehen, sie nicht bloß in Worten, sondern auch durch die That zu verehren; ihre Demuth nicht bloß zu bewundern, sondern auch nachzuahmen; wie aber dieß geschieht, erklärt der

zweite Theil.

Demüthig sollen wir sein? werdet ihr fragen, nun, das ist ja bei uns Bauernleuten ohnehin der Brauch. Stolz und Hoffart kennen wir ohnehin nicht; es zwingt auch schon Einen in unseren Tagen, demüthig zu sein, wir wüßten schon gar nicht, worauf wir stolz sein sollten.

Meint ihr? Wirklich, ist das so wahr, gibt es unter den Landleuten keinen Stolz? Jetzt sind die Zeiten nicht, meint ihr, daß der Bauersmann stolz sein könnte. Mag sein; aber erlaubt mir, daß ich euch frage: Seid ihr nur dann demüthig, wenn euch der liebe Gott die Flügel zustutzt? Wäre das recht, wäre das schön? Also wenn man sich rühren

kann, da dürfte man übermüthig und trotzig sein? Wenn brav Getreide auf den Feldern steht, da dürfte der Bauer trotzig sein und pochen, und nur dann gäbe er's wohlfeiler, wenn draußen nicht viel zu sehen ist? O pfui über einen solchen Knechtsdienst! Das wäre schlecht genug, meine Lieben, wenn ihr dann nicht hoffärtig wäret, wenn ihr nicht könntet. Ist etwa der kein Dieb, der nicht stiehlt, weil er keine Gelegenheit hat? — Oder meint ihr, der Bauer kann gar nicht stolz sein? oder es ist sein Stand gar nicht darnach, daß er stolz sein kann? O Geliebte, in jedem Stande kann man stolz sein. Darum gibt es auch einen Bauernstolz, und von diesem habt ihr gewiß auch schon manchmal gehört. Oder kennt ihr ihn noch nicht? Nun, so hört, ich will ihn euch ein wenig schildern.

Es ist ein gewöhnlicher Spruch: Reichthum erzeugt Stolz und Übermuth. Die Wahrheit dieses Spruches bewährt sich an allen Ständen, also auch am Bauernstande. Ich will von unserer Gegend da nicht reden; nein, man kann da von Stolz wirklich nicht viel bemerken, obwohl die Landleute nicht arm sind; allein man gehe nur hinab und hinüber auf den Gäuboden, wo alljährlich schwer Getreide wächst. Ihr seid selbst schon in diesen Gegenden gewesen; sagt mir, habt ihr da keinen Bauernstolz bemerkt?

O nur zu gut erkennt man diesen Stolz an der Kleidung. Wo der reiche Bauerssohn eine silberne Uhrkette auftreiben, eine goldene Borte um seinen Hut bekommen, kurz, wo er an seinem Gewande etwas von Gold und Silber hinhängen kann, da thut er es treulich. Rock und Spenser vom feinsten Tuche, Halstücher und Weste von Sammet, Seide und Goldstoff, goldene und silberne Schnür- und Halsketten, goldene und silberne Finger- und Ohrenringe, seidene und atlasene Gewänder, das ist die Bauerntracht, die der Bauernstolz in manchen Gegenden erfunden hat. Es ist keine Rede davon, Geliebte, daß, wer das Vermögen dazu hat, sich nicht auch ein schönes Gewand schaffen dürfte; — aber

über ſeinen Stand, mit ſolchem Aufwande, mit ſolcher Pracht ſoll ſich das Bauernvolk nicht kleiden. Das iſt ein Bauernſtolz. —

Betrachtet ferner die Bauersleute, namentlich die Bauernburſche, auf dem Wege. Wie roh, wie muthwillig, wie abſcheulich betragen ſie ſich oft nicht! Wenn ihnen ein Geiſtlicher begegnet, wiſſen ſie oft kaum, ob ſie den Hut ziehen ſollen oder nicht. Oft darf man froh ſein, und dem Himmel danken, wenn man glücklich an ihnen vorbeikommt. Ich habe es ſchon erlebt, daß mehrere Bauernburſche einen Beamten auf offener Straſſe vor dem Stadtthore zwangen, in den Straßgraben hinunterzuſteigen, um ſich nicht ärgeren Mißhandlungen auszuſetzen. Und woher dieſer Muthwille? Gewöhnlich iſt es nichts Anderes, als Bauernſtolz, der ſein Müthchen an den Stadtleuten kühlen und ihnen ſeine Herrlichkeit zeigen will. So habe ich einen Geiſtlichen gekannt, der fahrend mit einem Bauern auf dem Wege zuſammentraf. Der Bauer ſchlief und wich daher nicht aus, obwohl ihm der Geiſtliche öfter zurief. Zuletzt aber hieb der Prieſter mit ſeiner Peitſche in den Wagen, um den Bauern zu wecken; dieſer aber ſprang auf und ſchlug den Geiſtlichen auf der Stelle todt. Der Bauer war durch den Geiſelhieb in ſeinem Hochmuthe gekränkt worden.

Will man aber den Bauernſtolz ganz ſehen, wie er iſt, dann muß man in's Wirthshaus gehen. Da zeigt er ſich in ſeiner ganzen Größe. Zu Hauſe ſchiebt man ſchon die Taſche voll Geld an, damit man im Wirthshaus damit Wind machen kann. Da wird dann in die Thaler geſpielt, das Geld den Muſikanten hingeworfen, als fiele es zum Dache herein, Bier und Wein und Meth, Geſottenes, Gebratenes und Gebackenes muß aufgetragen werden, und was man nicht trinken kann und mag, wird muthwillig auf den Boden hingeſchüttet. Dadurch will der flotte Bauernſohn zeigen, daß er auf einen ſolchen Bettel nicht aufzumerken habe. Und keiner will hinter dem andern in dieſer löblichen Gewohnheit zurück-

bleiben, damit jeder ſeinen Bauernſtolz recht zeigen kann. Und ach, wie viele hundert Schlägereien, Raufereien und Mordthaten haben nicht deßwegen ſchon ihren Anfang genommen, weil der Bauernſtolz ſich verletzt ſah! Nur ein zweideutiges Wort, nur einen unvorſichtigen Fußtritt und der blutige Handel iſt fertig. Jeder will mehr ſein, Keiner dem Andern nachgeben und ſollte es auch das Leben koſten. Viele ſetzen eine eigene Ehre darein, als die größten Raufer und Spektakelmacher, als die liederlichſten Verſchwender, als die muthwilligſten Flucher und Sakramentirer in's Geſchrei zu kommen; das iſt ihr Stolz, nämlich Bauernſtolz.

Und wie es die Jungen machen, ſo machen's auch die Alten. Die Jungen raufen, die Alten prozeſſiren. Nur ein einziges Schimpfwort, und will der Beleidiger nicht gleich eine Summe von mehreren hundert Gulden Genugthuung leiſten, dann wird zum Advokaten gegangen und Prozeß geführt. Handelt es ſich auch nur um einen Beſenſtiel und um ein altes Handbeil, das keinen Groſchen werth iſt, das thut nichts; der Bauernſtolz verlangt, daß Prozeß geführt werde, und ſollte darüber der ganze Hof zu Grunde gehen.

Nun, wie meint ihr, meine Lieben, gibt's nicht auch unter den Landleuten einen Stolz, haben nicht auch die Landleute die Tugend der Demuth nöthig? O nur zu ſehr und zwar nicht bloß als Bauern, ſondern auch als Chriſten. Wer aber chriſtliche Demuth haben will, der muß vor Allem ſich ſelbſt geringſchätzen, ſich nicht überheben; denn der Apoſtel ſagt: „Wenn Jemand ſich etwas zu ſein dünket, da er doch nichts iſt, der betrügt ſich ſelbſt“ (Gal. 6, 3.). Er ſagt nicht, wer ſich für den Beſten, den Frömmſten hält, wenn er nur meint, daß er etwas ſei, daß nur etwas Gutes an ihm wäre, der betrügt ſich ſelbſt. So hat auch der Herr nicht geſagt: Wenn ihr geſündigt habt, wenn ihr die Gebote Gottes übertretet, ſo haltet euch für nichts; ſondern er ſagt: Wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen iſt, ſo ſprechet: Wir ſind unnütze Knechte. Würde man dieſem Befehle nachleben,

so würde man an seinem Nebenmenschen nicht so viele Fehler sehen und Andere nicht mit solcher Geringschätzung und Verachtung behandeln. Würden die Leute demüthig sein, so würde man nicht so viele Klagen hören gegen Geistliche und Weltliche; wären die Kinder demüthig, so würden sie nicht so gerne ihren Eltern widersprechen, sich gegen sie auflehnen, ihnen den Gehorsam aufkünden. Wären die Dienstboten demüthig, so würden sie ihren Hausleuten nicht so Vieles zum Trutze thun und nicht öfter die kecke Rede hören lassen: Ich lasse mir von euch nichts einreden. Wären die Leute demüthig, so würde man sich in der Kirche ehrerbietiger betragen, und sich nicht schämen, das hochwürdige Gut zu begleiten, wenn es zu einem Kranken getragen wird. Sehet da den Mangel an Demuth sogar vor Gott dem Herrn; um so größer ist dann der Mangel vor den Menschen.

Und doch, Geliebte, ist dieß erst der Anfang der Demuth. Wer aber auf die zweite Stufe dieser Tugend steigen will, der soll nicht bloß Höheren und Vorgesetzten unterthänig sein, sondern auch seines Gleichen nachgeben. Aber wo sind denn diese? Da will Jeder besser sein, als der Andere. So lang man sein Lob hört, ja, da ist der Himmel heiter; aber sollte sich Einer erkühnen, uns nur unter vier Augen Fehler vorzuhalten, sie uns vorzuhalten in der wohlmeinendsten Absicht, Fehler, von denen wir recht gut wissen, daß wir sie an uns haben: da ist Feuer im Dach, da will Keiner dem Andern nachstehen, Einer braver sein, als der Andere; da geht es her, wie bei den Jüngern, es entsteht ein Streit, wer denn der Größte sei; da bedenkt Keiner mehr, daß wir bei Gott alle in der nämlichen Reihe stehen. Soll ich nun erst gar den dritten Grad der Demuth nennen, der es mit sich bringt, daß man nicht nur Fehler sich vorwerfen lasse, die man an sich hat, sondern auch Fehler sich geduldig nachsagen lasse, die boshafte Menschen uns aufbringen, so weiß ich ganz gewiß, daß unter uns ganz Wenige sind, die auf dieser dritten Stufe stehen. So lange man uns lobt, ja, da ist der Nächste ein

lieber Menſch, ein guter Freund; haben wir aber gefehlt und redet Einer von unſerm Fehler, und ſollte er nur von Weitem auf die ſchwache Seite hindeuten, der bekommt ſchon kein gutes Geſicht mehr; wenn nun aber gar eine Lüge erſonnen und uns etwas zur Laſt gelegt wird, worin wir uns unſchuldig wiſſen, dem guade Gott! Hätte man einen ſolchen Menſchen gerade bei der Hand, man würde ihn zerreißen; aber wart nur, heißt es, wenn ich nur wieder dazu komme, ich oder mein Mann, den wollen wir ſo herſtellen, daß es keinen ſchlechtern mehr gibt; und nun wird nicht nur beim nächſten Zuſammentreffen Alles herausgeſagt, was man von ſeinem Verleumder je gehört hat, ſondern Feindſchaft angezettelt, und derſelbe keines guten Blickes mehr gewürdigt, ja man ſpeit vor ihm noch aus, um ihm ſeine Verachtung recht zu bezeigen. Und das Alles geſchieht aus lauter — Demuth. Dann geht man in Kirchen und Predigten, kommt auch heute, hört predigen von Demuth, aber man iſt weit entfernt, dieſelbe zu üben.

Und doch kann kein Menſch in den Himmel kommen ohne Demuth, merkt euch das! Ausdrücklich ſagt ja der Mund der ewigen Wahrheit: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr in's Himmelreich nicht eingehen.“ Ohne Gnade Gottes kommt kein Menſch in den Himmel, das iſt ſicher und gewiß; wem aber gibt Gott ſeine Gnade? Nur den Demüthigen (I. Petr. 5, 5.), ſagt die Schrift. Er wird ſelig machen, ſagt der Prophet David — daß Gott Menſchen ſelig macht, wiſſen wir; aber welche Menſchen wird er ſelig machen? — die Demüthigen im Geiſte (Pſ. 33.), iſt die Antwort. Lernet von mir, hat der Herr geſagt; nun, was ſollen wir denn von ihm lernen? der Herr hat gar Vieles gethan. Er hat die Welt aus Nichts erſchaffen; können wir das von ihm lernen? Nein; er hat Kranke geheilt und Todte erweckt, ſollen wir das von ihm lernen? Auch das nicht. Nun, was ſollen wir denn lernen? Hören wir ihn ſelber: Lernet von mir; denn ich bin ſanftmüthig und demüthig von Herzen. Ich habe euch ein Beiſpiel gegeben,

daß, wie ich gethan habe, auch ihr thun sollt, sagte der Herr einstmals zu seinen Jüngern. Nun, was that er denn damals? Er wirkte kein Wunder, lehrte nicht im Tempel, beschämte die Pharisäer nicht, sondern lag zu den Füßen seiner Jünger, der armen Fischergesellen, und wusch ihnen dieselben. Also Demuth hat der Herr vor Allem gepredigt, vor Allem geübt, vor Allem empfohlen. Demuth war es, die auch seine jungfräuliche Mutter so sehr ausgezeichnet und so erhaben in seinen Augen gemacht hat. Sie selber sagt ja: Der Herr hat die Demuth seiner Magd angesehen; wollen auch wir, Geliebte, diese Demuth Mariens ansehen. Manche aus uns sind nicht mehr im Stande, die Reinigkeit der heiligen Jungfrau nachzuahmen; wohlan, so ahmen wir doch ihre Demuth nach!

Wenn du an Maria die jungfräuliche Reinigkeit nur mehr bewundern kannst, sagt der heilige Bernard, so befleiße dich doch, ihrer Demuth nachzukommen; denn ohne Jungfrauschaft kannst du wohl in den Himmel kommen, aber ohne Demuth nicht. Maria Magdalena war eine verrufene Sünderin, aber sie wurde eine demüthige Büßerin und als solche eine große Heilige. Der stolze Pharisäer ging nicht gerechtfertigt nach Hause. Besser ein demüthiger Sünder, als ein stolzer Gerechter; denn hast du alle Tugenden nnd keine Demuth, so hast du Nichts; bist du kein Pflegkind der demüthigen Mutter Gottes, so hast du keinen Theil am Himmelreich. Hast du aber zur Stunde noch keine Tugend, bist jedoch demüthig, so hast du genug. Kannst du also auch nicht rein sein, wie Maria, nicht so gnadenvoll, wie Maria, nicht so vereinigt mit Gott, wie Maria, bestrebe dich nur, demüthig zu sein, wie Maria, und dein Heil ist gewiß. Amen.

Predigt

auf

den heiligen Charfreitag.

Text: „Er neigte sein Haupt und starb.“ Joh. 19, 30.

Geliebte Pfarrgemeinde!

In schwarzer Stole erscheine ich heute vor euch auf dieser heiligen Stätte, in finstere Trauer sind unsere Kirchen gehüllt, alle Freude und Festlichkeit ist verstummt, nur Klagelieder und das traurige Miserere ertönen hie und da, und in düsterer Wehmuth flimmern uns aus dem Grabe des Erlösers einzelne Lampen entgegen. Die verschiedenartigsten Gefühle bemächtigen sich meiner am heutigen Tage, und ich bin unschlüssig, welchem Gefühle ich freien Lauf lassen soll. Bald ist es die Liebe, die sich in den Vordergrund drängt, die Liebe nämlich zu dem bis in den Tod mich liebenden Heiland, bald ergreifen mich Zorn und Grimm, wenn ich bedenke, wie auch ich an dem heute verübten Gottesmorde schuld und auch jetzt noch so wenig dem Herrn für sein bitteres Leiden und Sterben dankbar bin; dann möchte ich wieder zittern vor Furcht und Schrecken, wenn ich bedenke, was für ein Tod mir elendem Sünder bevorstehen wird, da das unschuldige Lamm wegen

fremder Sünden so grausam hingeschlachtet wurde; doch auch Hoffnung und Trost erfüllt meine Seele, wenn ich auf den am Kreuze verblichenen Heiland hinsehe, die Hoffnung nämlich, daß er, der für unzählige Sünden eine unendliche Genugthuung geleistet, sich auch meiner erbarmen werde. Mit diesem Gefühl der Hoffnung mischt sich auch die Empfindung der Freude über die nunmehr vollbrachte Erlösung der Welt, während mich auf der andern Seite Schmerz und Mitleid beim Anblicke des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi verzehren möchten.

Welchen von diesen so verschiedenen Gefühlen, die heute meine Seele durchstürmen, soll ich nun freien Lauf lassen? Welchen soll ich Worte leihen? Welches davon soll ich wohl in euch zuerst anfachen, Geliebte, damit das Leiden und Sterben Jesu Christi und die unendliche Wichtigkeit desselben heute am Gedächtnißtage seines Todes so recht lebendig vor euren Augen vorübergehen möge? —

Ich glaube am besten zu thun, wenn ich heute von der unendlichen Liebe Jesu Christi, unsers Erlösers, wie sie sich in seinem bittern Tode, in seiner blutigen Hinopferung kundgibt, zu euch rede und dann eure Gegenliebe zu diesem so unendlich liebevollen Heilande zu erwecken suche. Ich behandle demnach folgende zwei Punkte:

Christus hat uns unendlich geliebt, I. Theil.
Auch wir sollen ihn über Alles lieben, II. Theil.

Ich fange an im Namen desjenigen, der uns bis in den Tod geliebt hat, und im Namen seiner schmerzhaften Mutter, die heute von einem siebenfachen Schwert durchbohrt unter dem Kreuze steht.

Erster Theil.

Man sieht es als eine große Gefälligkeit an, wenn Jemand aus Freundschaft für einen Andern einen bedeutenden Weg, eine große Reise macht, oder auch, wenn man Einen

Freundſchaft halber auf einer großen Reiſe begleitet. Mit großer Rührung leſen wir, wie der Erzengel Raphael in Geſtalt eines Jünglings dem jungen Tobias ſich als Reiſegefährten angeboten und ihn auf ſeiner ganzen weiten Reiſe hin und her begleitet hat. Gott hat da einen Engel dem Menſchen als Diener geſchickt, ihm zum Schutze, ihm zur Rettung, und unwillkührlich rufen wir da aus: Was iſt doch der Menſch, daß du ſeiner auf ſolche Weiſe gedenkſt und ſogar die himmliſchen Geiſter ihm dienſtbar machſt? Aber nicht bloß den Engel Raphael hat Gott einſt einem Menſchen geſchickt, nein, den Engel des Bundes, ſeinen eingebornen Sohn hat er aufgeboten, die Heimath zu verlaſſen und die weite Reiſe zu machen in dieſes Jammerthal. Und ach, welch eine Reiſe, welch eine Ankunft auf dieſer Welt, welch eine Reiſe durch dieſe Welt, welch ein Ausgang aus dieſer Welt! Er, der große Gott, wird wie ein armſeliges Bettelkind in einem Stalle geboren, und eine Hand voll Stroh dient ihm zum Lager. Nicht genug nun, daß er dreiunddreißig Jahre lang wie ein gemeiner Handwerksmann in höchſter Armuth und Verachtung auf der Welt gelebt; nicht genug, daß er eine ſo entſetzliche Angſt am Ölberge für uns übernommen, daß ihm der blutige Schweiß herunterrann; nicht genug, daß er von dem Verräther wie ein Stück Vieh für einige Silberlinge verkauft, daß er wie ein Schelm und Dieb von den Henkersknechten angepackt, mit Ketten und Stricken gebunden, mit Prügeln und Kolben fortgeſtoßen, durch die Straſſen der Stadt Jeruſalem hingeſchleppt, von einem Richthaus zum andern geführt wurde und ſein heiligſtes Antlitz, in das die Engel zu ſchauen gelüſtet, mit unflätigem Speichel beſudeln, mit Backenſtreichen dermaßen mißhandeln ließ, daß er zuletzt keinem Menſchen mehr gleich ſah, ſondern wie ein zertretener Wurm war; nicht genug, daß er ferner mit Dörnern gekrönt, mit einem zerriſſenen Purpurmantel wie ein Narrenkönig behangen, in einem weißen Kleide dem Spotte und Gelächter preisgegeben wurde; nicht genug, daß er einem berüchtigten Raubmörder nachgeſetzt, zum

Kreuzgalgen verurtheilt, das ſchwere Holz des Kreuzes auf eigenen Schultern den hohen Berg hinanſchleppte; nicht genug, daß er endlich zwiſchen zwei Miſſethätern als der ärgſte Schelm aufgehängt wurde, nachdem man ſeine Hände und Füße angenagelt hatte; nicht genug, ſage ich, daß er alles dieß aus unendlicher Liebe zu uns erlitten, wollte er auch noch den letzten Athemzug für uns hingeben und ſo neigte er denn ſein Haupt und ſtarb.

Wahrlich, das war eine Reiſe, dergleichen noch Niemand, ſo lange die Welt ſteht, gemacht hat. Vom Himmel herab in den Stall, vom Stall nach Ägypten, von Ägypten in die armſelige Zimmermannshütte nach Nazareth, von da an's Kreuz! Welch eine Kette von Armuth, Elend, Verlaſſenheit, Noth, Bitterkeit, Schmerzen und Verfolgung lag nicht zwiſchen dem langen Wege vom Stalle bis zum Kalvarienberg, von der Krippe bis zum Kreuzblocke! Und doch ſagt der Prophet: er lief dieſen Weg wie ein Rieſe mit Freude und Frohlocken (Pſ. 18.). Aber für wen doch, lieber Heiland, liefſt du dieſen mühſeligen Weg? Was bewog dich denn, die Herrlichkeit des Himmels zu verlaſſen und den Tod des ärgſten Miſſethäters zu ſterben? Geſchah das etwa für dich, zu deiner Ehre, zu deiner Glückſeligkeit? Oder hatteſt du treue Freunde und Brüder auf Erden, für die du das Löſegeld zahlteſt, für die du in den Tod gingſt? Ja wohl, Brüder waren es, für die du dich aufmachteſt; aber welche Brüder! Ach, Joſephs Brüder waren es! Du, der unſchuldige Joſeph, kamſt zu ihnen, ihnen das Eſſen vom Himmel zu bringen, ſie zu fragen, wie es mit ihnen ſtehe; aber die Brüder waren mit Mordgedanken erfüllt, ſie verkauften dich, um dich in die Ciſterne des ägyptiſchen Sklavendienſtes zu bringen; du wußteſt das zum voraus und dennoch kamſt du, gingſt du zu ihnen, zu den feindſeligen, unmenſchlichen, alle Bande des Blutes zerreißenden Brüdern. Ja, Feinde waren es, lauter Feinde, die du antrafſt auf dieſer Erde; aber die Liebe ließ dich nicht ruhen im Himmel: für deine Feinde wollteſt du dein Leben geben. Niemand hat eine

ſteht ſo klar und ſprechend vor unſern Augen, die Kirche ſucht durch die Feier und Ceremonien dieſer Tage das Feuer der Liebe unſers Erlöſers unſerm Herzen ſo nahe zu bringen, daß wir von Stein ſein müßten, wenn wir nicht zur Gegenliebe ſollten entflammt werden können. Worin aber dieſe Gegenliebe beſtehen ſoll, wird zeigen der

zweite Theil.

Ihr gehört nicht mehr euch ſelber, ſagt die heilige Schrift, denn ihr ſeid um einen hohen Preis erkauft. — Ja, Geliebte, ſo iſt es, wir ſind losgekauft worden und derjenige, der uns losgekauft hat, hat ein Recht auf uns, wir ſind ſeine Knechte geworden. Er iſt ſelber der Kaufpreis, das Löſegeld geweſen, und nachdem er uns von der Knechtſchaft des Teufels erlöst und den Schuldbrief zerriſſen hatte, gehören wir von Rechtswegen unter ſein Joch. Dieſes aber iſt ein ſanftes Joch und er ladet uns Alle ein, zu ihm zu kommen und dieſes Joch auf uns zu nehmen; aber zwingen will er Keinen, nein, er läßt uns unſern freien Willen und wir können thun, was wir wollen. Was werden wir nun thun? Und was haben wir bisher gethan? Wie haben wir des eingebornen Sohnes Gottes unendliche Liebe zu uns vergolten?

Es iſt doch vor Allem unſere Pflicht, daß wir öfter an das bittere Leiden Jeſu Chriſti denken, uns dasſelbe zu Gemüthe führen. Nicht bloß am heiligen Charfreitage ſollen wir dieß thun, kein Tag ſoll vergehen, an dem wir nicht doch eine Minute wenigſtens an den Tod des Herrn denken. Es gibt ja auch Nichts, was uns die Kirche nachdrücklicher zu Gemüthe führt, als das Leiden Chriſti. Das heilige Meßopfer, das alle Tage in der ganzen Welt entrichtet wird, was iſt es denn anders, als eine Vergegenwärtigung des Leidens Chriſti ſelbſt? Der Kalvarienberg ſteht vor unſern Augen, Chriſtus opfert ſich ſeinem himmliſchen Vater. Sagt ja der heilige Paulus: So oft ihr dieſes Brod eſſen und den Kelch trinken werdet, ſollt ihr den Tod des Herrn verkünden, bis er

kommt. Die Kreuzsäulen, die wir auf allen Straſſen und Wegen erblicken, was sagen sie uns anders: O ihr Alle, die ihr da am Wege vorübergeht, habt Acht und sehet, ob irgend ein Schmerz ist, wie der meine! Die Kreuzwegstationen in den Kirchen, die Kreuze, die bei jeder Prozession vorausgetragen werden, die Kruzifixbilder, die in Mitte deines kleinen Hausaltars angebracht sind, was sagen sie anders, als: Sieh, mein Christ, deinen am Kreuze hängenden Heiland, sieh da, was er aus Liebe für dich gethan hat! Und wenn alle Freitage die Glocken ertönen um neun Uhr: an was erinnern dich ihre wehmüthigen Töne, als an die Scheidung der heiligsten Seele Christi von seinem Leibe? Und wenn du alle Tage öfter das Kreuz machst, ist dieß Kreuz nicht eine beständige Erinnerung an das Leiden Christi? Schau dich endlich nur selber an, du selber bist ja in Kreuzesform gebaut, das Holz der Erlösung ist dem ganzen erlösten Geschlechte gleichsam aufgedrückt, es ist der Model, nach dem jeder Mensch geformt ist. Bei so verschiedenartigen Erinnerungsmitteln ist es nun gewiß billig, daß du öfter des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi eingedenk bist. Aber geschieht es auch? Ach, seufzt der Prophet Isaias (57, 1.), „der Gerechte kommt um, und Niemand ist es, der es in seinem Herzen bedenkt.“ Jesus stirbt, aber nur der Eine oder Andere nimmt sich seinen Tod zu Herzen. Viele haben sogar einen Abscheu vor dem Leiden Christi; immer dieses Kreuz, diese Nägel, diese Lanze, sagen sie, sollen wir betrachten, gar nie die Freuden des Lebens? Ja, auf dem Berge Thabor da wäre es ihnen schon recht gewesen, an den denken sie immer, aber der Kalvarienberg ist eben kein Lieblingsgegenstand ihrer Betrachtung. Wahrlich, häßlicher Undank ist es, des Leidens Christi so überdrüssig zu sein; ein Heide, ein Türke würde sich des abscheulichen Undanks schämen, wenn er eine Wohlthat vergessen sollte, die ihm von einem seines Gleichen erwiesen worden; aber ein Christ kann seines Erlösers vergessen, der ihm zu Liebe alle erdenklichen Schmerzen ausgestanden hat!

der Entscheidung zu betrachten und sich durch diesen Anblick gegen die feurigen Pfeile des Bösen zu schützen: geht man leichtsinnig selber in die Versuchung hinein, man denkt vielleicht das ganze Jahr nicht mehr an das Leiden Christi, bis wieder die Fasten oder der Charfreitag kommt. Alles ist wieder beim Alten geblieben, vielleicht ist es noch ärger geworden.

Wie, sag mir einmal, der du heute auf den Knieen dort zum Kruzifix hinrückst und betest und des Herrn Wunden küssest, ist dir ernst dabei? Was betest du denn da in der Stille? sag mir das! Betest du etwa: „Herr, du hängst zwar da am Kreuze und hast für mich den letzten Blutstropfen vergossen, das ist wahr. Dein ganzer Leib schaut zerschunden aus, daß du fast keinem Menschen mehr gleich siehst. Das hast du Alles für mich gethan! Aber ich danke dir es nicht, daß du meinetwegen so viel gelitten hast. Ich will nichts wissen von dir und hasse dich und hätte meine Freude, wenn ich dich nochmal kreuzigen und deine Wunden alle nochmal aufreißen könnte. Durch die Sünde aber, sagt man, wirst du auf's Neue gekreuzigt und darum will ich dich kreuzigen, wo und wie und wie lange ich kann. Ich will mir aber nichts ankennen lassen, daß ich von dir und deinem Leiden nichts wissen will, darum mach ich es heut auch wie andere Leute und rücke auf den Knieen hin und küsse deine Wunden; aber eigentlich möchte ich dich anspeien, statt küssen." Sag mir, betest du so? Du sagst: Nein, bewahre mich Gott vor so einem Gebete, so kann nur der Teufel beten. Ich bete ganz anders; ich bete: „Mein göttlicher Herr und Heiland! Du hast am heutigen Tage für mich armen Sünder aus unaussprechlicher Liebe dein Leben am Stamme des heiligen Kreuzes hingegeben; ach, ich erkenne es, o Herr, wie sehr du mich geliebt hast und mein Herz brennt von Dank und Gegenliebe; laß doch dein bitteres Leiden und Sterben an mir, o Herr, nicht verloren sein! Gern will ich ja Alles thun, um die Früchte deines Leidens mir anzueignen, insbesondere die Sünde meiden, die dich, mein liebster Heiland, an's Kreuz geschlagen hat." — So betest du und das ist recht gebetet;

aber — gib mir Acht, daß dein Leben nicht dieſe ſchönen Worte Lügen ſtrafe. Recht leicht könnte es ſein, daß dein Herz nichts weiß von dem, was dein Mund ſagt, daß dir mit deinem Gebete gar nicht ernſt iſt.

Wenn das iſt, wenn es dir nicht ernſt iſt, wenn du der alte Sünder, der alte gottloſe Menſch bleiben willſt, ſo bitte ich um des Blutes Chriſti willen, das heute gefloſſen, kniee dich nicht hin da und bete nicht und gehe nicht hin und küſſe die heiligen fünf Wunden deines Heilandes nicht! Sei kein Heuchler, es iſt dir nicht ernſt dabei, es ſind nur Judasküſſe, dieſe fünf Küſſe auf die Wunden des Herrn, es ſind nur Krokodilsthränen, die du etwa weinſt, es iſt nur Scheinheiligkeit, du betrügſt dich ſelber und andere Leute. Dein Gewiſſen aber ruft dir zu, während du beteſt und küſſeſt: Schlechter Kerl du! Was thuſt du jetzt? Sieh, was du für eine niederträchtige Seele biſt! Jetzt, heut am Charfreitag, ſtellſt du dich als Freund deſſen, der hier am Holze hängt, und dann kennſt du ihn das ganze Jahr nicht mehr und thuſt ihm Alles zum Fleiß. Bleib weg! Dieſe Füße, die jetzt zum Kreuze kriechen, laufen in wenig Tagen wieder der alten Sünde, dem alten Luderleben nach; dieſe Hände, die ſich jetzt zum Gebete falten, ſtrecken ſich bald wieder zu Werken der Unreinigkeit, zum Diebſtahl und Betrug aus; dieſer Mund, der den Heiland küſſen will, wird bald wieder die alten unflätigen, ehrenrührigen, lügenhaften Worte ausſprechen, die alten Flüche und Verwünſchungen ausſtoßen, wie bisher. Und du willſt dich unter die frommen Chriſten miſchen und mit dieſen zum Scheine nach den Heiland ehren? Judas du! Wozu biſt du gekommen? Wie, unter dem Scheine der Freundſchaft willſt du dich nahen, du, der du Gift und Galle gegen deinen Heiland im Herzen haſt? Nein, nimmermehr; zeige dich, Schlange, in deiner wahren Geſtalt, bete nicht ſchöne Worte her, ſondern rede, wie es dir eigentlich um's Herz iſt! Sag es, wie du dir es denkſt. Sag: Ja, Herr, ich weiß es, du haſt mich erlöst durch dein Blut, aber ich will es mit Füßen treten; ich weiß es, daß du

die Sünde über Alles haſſeſt, aber gerade deßwegen will ich ſie lieben; ich weiß zwar, daß die Sünde mich in die Hölle bringt, daß ich dem Teufel gehöre, aber lieber will ich des Teufels werden, als dir folgen; ich weiß, daß du es gut mit mir meinſt und der Teufel bös, aber dennoch iſt mir dieſer lieber als du. — Sieh, ſo mußt du reden, ſo mußt du beten, wenn du in deiner Sünde, in deiner böſen Gewohnheit des Müßigganges, des Saufens, des Spielens, der ſchlechten Bekanntſchaft, der Feindſchaft und Rachgier, des Neides, der Hoffart und der Trägheit, auch nach Oſtern noch verharren willſt. Sieh, das iſt dann ein rechtes Gebet, das ſteht zu deinem Lebenswandel; und wenn du dann ſo gebetet haſt, dann gehe hin zum Kruzifix und ſtatt zu küſſen und zu heucheln, thu wie dir um's Herz iſt, ſpei es an, zerfleiſch es mit den Zähnen und tritt es mit Füßen. Sieh, das iſt dann nicht geheuchelt, das ſteht ganz zu dem, was du vorhaſt, zu deinem ſündhaften Lebenswandel, den du fortſetzen willſt.

Chriſten! liebe Chriſten! wer ſollte ſich nicht entſetzen, wenn er ſo etwas Erſchreckliches thun müßte! Aber es iſt und bleibt wahr, der Sünder, der verſtockte, der auch nach Oſtern nämliche alte Sünder betet ſo und handelt ſo, wenn er auch die ſchönſten Gebete ſagt und das Kruzifix ſo zärtlich zu küſſen ſcheint.

So meiden wir denn einmal die Sünde, beſonders die Todſünde, dieſes Ungeheuer! Wir müßten ja kein menſchliches Herz haben, wenn wir Angeſichts des bittern Leidens und Sterbens unſers Erlöſers dieſes Verſprechen, dieſen Vorſatz nicht machen wollten! Bitten wir ab vor dem Bildniſſe des Gekreuzigten: Tauſendmal verfluchen und verdammen wir, liebſter Heiland, was wir dir jemals Böſes zugefügt haben. Nie, nie mehr, o Herr, wollen wir dich durch eine ſchwere Sünde beleidigen! Von dieſer Stunde an ſoll die Sünde ein Ende und Liebe und Dankbarkeit zu dir ihren Anfang nehmen! Jetzt, zu dieſer Stunde legen wir ab allen Groll und Haß, in dem wir bisher gegen unſere Nebenmenſchen gelebt, alle

Unbilden, die uns zugefügt worden ſind, opfern wir dir auf, dir übergeben wir die Rache; noch heute wollen wir uns mit unſern Feinden ausſöhnen und bedenken, daß du es verlangſt; noch heute wollen wir ungerechtes Gut, wenn wir ſolches haben, zurückgeben; wir entſagen jenen Häuſern, Geſellſchaften und Perſonen, die uns bisher Gelegenheit zur Sünde waren; alle die Bande, die uns bisher an ſie feſſelten, ſollen heute zerriſſen werden. Auf ewig verzichten wir auf jene Freuden und Lüſte, die bisher unſere Seligkeit waren; noch heute ſoll die ſo lange aus Schamhaftigkeit verſchwiegene Sünde geoffenbart, heute noch die Gewohnheit, zu fluchen und ſchelten, aufgegeben werden. Heute noch fort mit unnützem, liebloſem Tadel und Ehrabſchneiden, fort mit Fraß und Völlerei! Keine Todſünde mehr, keine einzige! Nur dich lieben, o Herr, für deine unendliche Liebe, nur dir danken in Wort und That für dein bitteres Leiden und Sterben und ſo mit dir der Sünde ſterben und begraben werden, um eine freudenvolle Auferſtehung hier und dort feiern zu können. Amen.

Predigt

auf

das heilige Osterfest.

Text: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat; laßt uns jubeln und uns freuen an diesem Tage.“ Psalm 117, 24.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Ja, jubeln und frohlocken sollen wir am heutigen Tage, es ist ja der freudenreichste Tag im ganzen Jahre. Schön und rührend ist es am heiligen Weihnachtstage, das ist wahr, groß ist der Jubel der Kirche über die unendliche Erbarmung, daß der eingeborne Sohn des himmlischen Vaters uns zu Liebe Mensch geworden ist; aber in die Gefühle der Weihnachtsfreude mischen sich auch die Thränen der Wehmuth, wenn wir den Sohn Gottes auf einem armseligen Strohlager in der Krippe erblicken und von da einen Blick auf den Kalvarienberg hinwerfen, wohin er durch seinen Eintritt in die Welt den ersten Schritt gemacht hat. Es ist ja der arme Erdensohn, die Knechtsgestalt, die wir am heiligen Christtage erblicken — aber heute ist es ganz anders. Nicht mehr das

auf dem Strohlager weinende, unbehilfliche Kindlein ſehen wir; nein, die Majeſtät des Herrn der Heerſchaaren leuchtet wie ein Blitz durch die Nacht; nicht mehr Bande und hüllende Windeln ſehen wir, nein, zerriſſen ſind die ehernen Riegel und Siegel der neuen Krippe, in die ſie den Herrn gelegt haben. Wohl iſt auch bei der Auferſtehung ein Engel, aber ſein Kleid iſt wie ein Blitz und er ſchwebt nicht mehr in der Luft, um einen Friedensgeſang anzuſtimmen, ſondern er ſetzt ſich auf den Stein, der vor dem Eingange des Grabes liegt, zum Zeichen des Sieges. Nicht mehr die ſchwache, hinfällige Menſchengeſtalt erblicken wir am Erlöſer; nein, einen glorifizirten, verherrlichten, unſterblichen Leib nehmen wir wahr. Nichts Armes, nichts Schwaches, nichts Hinfälliges begegnet uns mehr, ſondern lauter Majeſtät und Herrlichkeit. Iſt demnach das heilige Weihnachtsfeſt ein zwar freudenreiches Geheimniß, jedoch nicht ohne Beimiſchung von inniger Wehmuth: ſo iſt das heilige Oſterfeſt ein freudenreiches und glorreiches Geheimniß zugleich, ohne alle Beimiſchung von Wehmuth, ein Feſt reiner, ungetrübter Freude. Während daher am heiligen Weihnachtstage wohl hie und da ein Alleluja zu vernehmen iſt, tönt dieſes freudenreiche Alleluja unaufhörlich faſt bei jedem dritten Worte; die Kirche kann faſt kein Gebet beten, keine kirchliche Handlung begehen, ſie muß in der Freude, im Jubel ihres Herzens ein Alleluja hinzuſetzen, und dieſer ihr Jubel dauert fort die ganze öſterliche Zeit bis auf den heiligen Dreifaltigkeitsſonntag.

So jauchze und freue ſich denn Alles im Herrn! Der Bettler jubelt heute: Alleluja, und Thränen der Freude rollen über das erbettelte Stück Brod. Alleluja jubelt heute der Kranke im Geiſte, wenn er gleich auf dem Bette hingeſtreckt iſt und ſeine Auferſtehung mit Schmerzen erwartet. Alleluja tönt es heute, nicht bloß in den Palläſten der Fürſten, ſondern auch in den Strohhütten der Armen.

Nur Einer iſt, Geliebte, dem dieſes Alleluja nicht gilt, dem der heilige Oſtertag kein Tag des Jubels und der Freude

iſt, dem der heutige Tag nichts hilft und der auch nicht in Wahrheit Alleluja ſingen kann. Und wer iſt wohl dieſer Eine, für den Oſtern ſo viel wie gar nichts iſt? Dieſer Eine, meine Lieben, iſt der Sünder, der aus dem Grabe ſeiner Sünden nicht auferſteht. Für dieſen gibt es keine Oſterfreude. Sollen wir alſo in Wahrheit Oſtern halten, ſollen wir Alleluja ſingen können mit wahrhafter Seelenfreude, dann muß die Oſterzeit auch für uns eine Zeit der Auferſtehung ſein. Unſer Heiland iſt uns hier das Muſter. Er iſt auferſtanden und nimmer geſtorben; ſo müſſen auch wir

auferſtehen, I. Theil;
nimmer ſterben, II. Theil.

Glorwürdiger Erlöſer! der du heute die Feſſeln des Grabes geſprengt haſt, zerbrich auch unſere Feſſeln, die Ketten unſerer Sünden, auf daß wir aus dem Grabe hervorgehen und nimmer in dasſelbe zurückkehren mögen!

Erſter Theil.

Gerade in der öſterlichen Zeit hat die Kirche die Beicht angeordnet. Warum denn das? Hätte ſie ja doch auch auf Weihnachten oder Pfingſten dieſelbe verſetzen können, warum denn nun gerade auf Oſtern? — Wegen der Auferſtehung, meine Lieben! Chriſtus der Herr iſt auferſtanden, alſo ſollen auch wir auferſtehen. Die Beicht aber iſt der Hebel, durch den der Todte aus dem Grabe ſeiner Sünden emporgezogen wird. Ach, wenn nur alle die aufſtänden, die zu Oſtern beichten! Aber wie Viele gibt es, die beichten und doch nicht Auferſtehung feiern, ſondern im Grabe liegen bleiben! Wie erkennt man's aber, daß man vom Grabe ſeiner Sünden wahrhaft auferſtanden iſt? Was hat denn der auferſtandene Heiland an ſich gehabt nach ſeiner Auferſtehung, oder welche Merkmale zeigten ſich denn an ihm? —

Das allererſte iſt, daß er das Grab verläßt. Wie die Frauen kamen und in's Grab hineinſchauten, ſagte der

Engel: Er iſt auferſtanden und nicht hier. Das muß auch bei uns das Erſte ſein, meine Lieben. Im alten Sündengrabe muß man uns nicht mehr finden. Einer z. B. hat bisher immer ein gewiſſes Haus beſucht, eine gewiſſe Perſon; alle Tage ſchier hat man ihn in dieſem Hauſe geſehen; Jahre lang ſchon geht er hin und unterhält eine ſündhafte Bekanntſchaft, alle Oſtern hat er gebeichtet; aber er war nicht auferſtanden, ſondern immer im Grabe ſeiner Sünde liegen geblieben. Will dieſer zu Oſtern mit gutem Gewiſſen Alleluja ſingen, will er wahrhaft Oſtern halten, dann muß er das Grab ſeiner Sünde verlaſſen und das ihm ſo gefährliche Haus, den verdächtigen Heimgarten meiden, ſeine Beſuche bei Tag und Nacht einſtellen, und wenn man dann nach Oſtern fragt: Wo iſt denn der, der bisher immer in dieſes Haus kam, warum ſieht man denn dieſen nimmer? ſo muß man antworten können: Ja, der iſt auferſtanden, er iſt nicht hier! Und ein Anderer, der bisher den größten Theil ſeiner Zeit im Wirthshauſe zubrachte, dort ſich angetrunken und ſein Vermögen vergendet hat, muß, wenn er zu Oſtern auferſtehen will, ſeine Zeit beſſer zubringen und das Wirthshaus nur wie andere rechtſchaffene Leute beſuchen. Und wenn man dann nach Oſtern fragt: Wo iſt denn der, den man faſt zu jeder Stunde in der Zechſtube ſehen konnte, der faſt täglich ſeinen Rauſch hatte? ſo muß man dann ſagen können: Der iſt auferſtanden, er iſt nicht hier! Er iſt zu Hauſe bei ſeiner Arbeit, er iſt umgekehrt, iſt ein ganz anderer Menſch geworden. Und wenn Hausleute bisher in Unfrieden lebten und zankten und ſchrien und alle Augenblicke ſich in den Haaren lagen, daß es in der ganzen Nachbarſchaft zum Ärgerniſſe war, und man nach Oſtern fragt: Nun, wie iſt's denn? Hört man ja doch nichts mehr von dieſen Leuten? Sind ſie etwa weggezogen? Iſt's ja doch ſo ruhig in dieſem Hauſe, wo ſonſt gehaust wurde, als wären Poltergeiſter darin! Wie kommt denn das? Da muß man dann antworten können: Ja, die ſind auferſtanden, ſie ſind wohl ſchon noch hier, aber nicht mehr im Grabe der

alten Zwietracht und Feindſeligkeit, ſondern leben jetzt ein verträgliches Leben in Liebe und Eintracht, zur Erbauung der ganzen Nachbarſchaft. Dort iſt eine Tochter, oder eine Magd, die früher recht leichtſinnig war; ſobald ſie eine Geige hörte, lief ſie dem Tanzboden zu und ſchwärmte leichtſinnig herum. Die Eltern haben ihr zwar die ſchönſten Ermahnungen und Lehren gegeben, ſie gebeten, ſie möchte zu Hauſe bleiben, aber umſonſt; man hätte ſie anhängen müſſen, wenn ſie hätte zu Hauſe bleiben ſollen, und die Mutter insbeſondere hat viele Thränen für die leichtſinnige Tochter geweint; aber Alles umſonſt. Auf einmal heißt's: Wo iſt denn die, daß ſie heute nicht beim Tanz iſt? hat man ſie ja doch ſonſt immer geſehen; iſt ſie etwa krank? O nein, ſie iſt ſchon geſund, geſünder wie zuvor, ſie hat endlich einmal zu Oſtern recht gebeichtet, ſie iſt auferſtanden und nicht hier, kommt auch nimmer hieher; die bleibt ſchön zu Hauſe und ſie, die zuvor der Kummer ihrer Eltern war, iſt jetzt die Freude derſelben. — Seht, meine Lieben, da ein Merkmal der Auferſtehung. Die alte Gewohnheit, die alte Sünde, die alte Gelegenheit muß gemieden werden. Dann kann man ſagen in Wahrheit: Er iſt auferſtanden und nicht hier. Kann man dieß nicht ſagen, dann iſt von einer Auferſtehung keine Rede.

Betrachten wir ferner den Leib des auferſtandenen Heilandes, welche Eigenſchaften hatte er an ſich? Zum erſten war er überaus fein, ſo daß ihn nichts mehr hinderte und er mit dieſem ſeinem gloriſizirten Leibe durch verſchloſſene Thüren gehen konnte. Kein Stein, keine Mauer war im Stande, ihn aufzuhalten oder ihm den Weg zu verſperren. Einen ſolchen feinen Leib, der überall durchdringen kann, werden auch wir am Tage der Auferſtehung bekommen, meine Lieben; aber hier ſchon müſſen wir dieſe Eigenſchaft an uns haben, wenn wir aus dem Grabe unſerer Sünden auferſtanden ſein wollen. Ich will nämlich hiemit ſagen: Keine Schwierigkeit, kein Hinderniß ſoll ſo groß ſein, daß wir nicht auf das Feſteſte entſchloſſen wären, es zum Heile unſerer Seele aus dem

Wege zu räumen. Konnten es die und die, muß man da mit dem heiligen Auguſtin ſagen, warum nicht auch ich? Es kommen z. B. wieder die alten Kameraden zu dir und wollen dich zur alten Geſellſchaft wieder hinführen, zur vorigen Sünde wieder verleiten, und es zieht dich und du möchteſt mit. Da mußt du deine Standhaftigkeit zeigen, mußt zeigen, daß du ein Auferſtandener biſt und dir Gewalt anthun, um das Opfer bringen zu können.

Der Leib des auferſtandenen Heilandes war ferner ungemein ſchnell; wie ein Gedanke war er bald da, bald dort; der Herr brauchte nicht erſt Schritte zu machen, ſondern er durfte wollen, an irgend einem Orte zu ſein, und dann war er dort. Eine ſolche Hurtigkeit und Behendigkeit muß auch der auferſtandene Chriſt haben. Die frühere Trägheit im Guten, im Dienſte Gottes und des Nächſten muß weichen, und Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der unſterblichen Seele an deren Stelle treten. Bisher war es dir zuwider, wenn du in den Gottesdienſt läuten hörteſt und du warteteſt bis auf den letzten Augenblick, um ja nicht zu früh zu kommen; kaum aber hatte der Prieſter den Segen gegeben, ſo rannteſt du aus der Kirche, als wenn dir der Boden unter den Füßen brennend geworden wäre. Das muß nun gerade umgekehrt gehen. Bisher warſt du kaum zu bewegen, deinem Nächſten in der Noth beizuſpringen, jetzt aber mußt du laufen, um leibliche und geiſtliche Werke der Barmherzigkeit zu üben, ſonſt biſt du kein Auferſtandener.

Eine dritte Eigenſchaft des auferſtandenen Heilandes war ſodann die Durchſichtigkeit und Verklärtheit ſeines Körpers. Dieſe Eigenſchaft muß auch der vom Grabe der Sünden auferſtandene Chriſt an ſich tragen. Er, der früher in Finſterniß und Schatten des Todes ſaß, muß nun ein Licht werden, das leuchtet durch gute Beiſpiele, um ſo das Ärgerniß gutzumachen, das er durch ſein ſchlechtes Beiſpiel früher gegeben hatte.

Endlich war der Leib des auferſtandenen Heilandes

leidensunfähig; keine Marter, kein Tod konnte ihm mehr etwas anhaben, keine Müdigkeit, keine Betrübniß bemächtigte ſich ſeiner mehr; gerade ſo muß auch der auferſtandene Chriſt ſich zeigen; die frühere Krankheit, die frühern Lockungen und Gelegenheiten müſſen für ihn ſo viel wie nicht da ſein, er muß fühllos ſein gegen dieſe Dinge, wie ein Stein. Dergleichen darf ihn nimmer angreifen. Er muß es machen wie jener Jüngling, der lange Zeit mit einer Perſon einen ſündhaften Umgang gepflogen hatte; der verreiste ſich und blieb lange Zeit aus. Wie er wieder zurückkam, begegnete ihm einmal dieſe Perſon, er aber that, als ob er ſie gar nicht kennete. Wie, redete ſie ihn erſtaunt an, kennſt du mich denn nicht mehr, ich bin ja jene? Da gab ihr der Jüngling zur Antwort: Das mag ſein; ich aber bin nicht mehr jener.

Seht, Geliebte, der war auferſtanden! Sind es auch wir? Fragen wir einmal nach der Oſterbeicht und ſchauen wir uns, ob wir die Eigenſchaften und Kennzeichen eines Auferſtandenen an uns, ob wir das alte Sündengrab verlaſſen haben, ob wir die Eigenſchaft beſitzen, die der erſtandene Heiland an ſeinem Leibe hatte.

Ach, ich fürchte, daß es da bei Vielen mit uns ſchlimm ausſehen möchte! Dieſe Oſterbeicht wird ja von Vielen ſo ungern abgelegt; ſie beichten nur, weil es die Gewohnheit ſo mit ſich bringt. Es iſt dieß vielleicht die einzige Beicht, die ſie das ganze Jahr verrichten. Da werden denn ein paar Minuten verwendet, um das Gewiſſen zu erforſchen, und in dieſer Schnelligkeit ſollen die Sünden eines ganzen Jahres in's Gedächtniß kommen; dann nimmt man ein Gebetbuch zur Hand und lieſt die Beichtgebete, endlich geht man hin und beichtet, ſagt etwa: Ich habe mein Morgengebet öfter nicht gebetet, den Namen Jeſus eitel genannt, einige Male geſcholten — jetzt weiß ich nichts mehr. Wenn man kann, ſo ſucht man ſich auch einen Geiſtlichen auf, der's kurz macht, um wieder weiter zu kommen, läßt ſich abſolviren, betet ein paar Vaterunſer, geht nach Haus, und ſieh da, was

war die Auferstehung? in einer halben Stunde war das ganze Geschäft abgethan. Übrigens merkt man nicht das Mindeste, daß es besser geworden wäre; die nämlichen alten, schweren Sünden werden wieder begangen, die alte Gewohnheit wird fortgesetzt. Das Sündengrab wurde nicht verlassen und von den Merkmalen eines Auferstandenen ist weiter keine Spur zu entdecken. Und doch wollen diese Ostern halten, legen ein schönes Gewand an und gehen in die Kirche. Aber es ist weiter nichts, als ein übertünchtes Grab. Für Solche sind die Worte meines Vorspruches: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat; laßt uns jubeln und frohlocken an demselben!“ nicht geschrieben. Nur der Auferstandene kann sich der Auferstehung freuen.

Gott Lob, sagt nun ihr, wir meinen schon, daß wir unsere Sache recht gemacht haben, wir meinen schon, recht gebeichtet zu haben und somit wahrhaft auferstanden zu sein! Gut, meine Lieben! Heil euch, wenn ihr das Grab der Sünden verlassen habt, da könnt ihr euch freuen, da könnt ihr frohen Herzens Alleluja mit dem Priester singen; aber vergesset nicht — der Ostertag soll nicht in Vergessenheit kommen, in das Grab der Sünden sollt ihr nimmer zurückkehren. Wer auferstanden ist, soll nimmer sterben; hievon aber im

zweiten Theil.

Lazarus hatte das Glück, obwohl er schon vier Tage im Grabe lag, wieder zum Leben erweckt zu werden; allein seine Auferstehung war von keiner Dauer. Er mußte nämlich neuerdings sterben. Diese Auferstehung kann man deßhalb eine unvollkommene nennen. Die vollkommene Auferstehung hingegen finden wir an unserm Herrn und Heilande Jesus Christus. Er ist auferstanden, um nimmer zu sterben, sondern ewig in seinem verklärten Zustande zu leben, und deßhalb ist er das Muster unserer sittlichen Auferstehung. Wenn wir nämlich, Geliebte, durch würdigen Empfang der heiligen Sakramente in dieser österlichen Zeit aus dem Grabe der

leidensunfähig; keine Marter, kein Tod konnte ihm mehr etwas anhaben, keine Müdigkeit, keine Betrübniß bemächtigte ſich ſeiner mehr; gerade ſo muß auch der auferſtandene Chriſt ſich zeigen; die frühere Krankheit, die frühern Lockungen und Gelegenheiten müſſen für ihn ſo viel wie nicht da ſein, er muß fühllos ſein gegen dieſe Dinge, wie ein Stein. Dergleichen darf ihn nimmer angreifen. Er muß es machen wie jener Jüngling, der lange Zeit mit einer Perſon einen ſündhaften Umgang gepflogen hatte; der verreiste ſich und blieb lange Zeit aus. Wie er wieder zurückkam, begegnete ihm einmal dieſe Perſon, er aber that, als ob er ſie gar nicht kennete. Wie, redete ſie ihn erſtaunt an, kennſt du mich denn nicht mehr, ich bin ja jene? Da gab ihr der Jüngling zur Antwort: Das mag ſein; ich aber bin nicht mehr jener.

Seht, Geliebte, der war auferſtanden! Sind es auch wir? Fragen wir einmal nach der Oſterbeicht und ſchauen wir uns, ob wir die Eigenſchaften und Kennzeichen eines Auferſtandenen an uns, ob wir das alte Sündengrab verlaſſen haben, ob wir die Eigenſchaft beſitzen, die der erſtandene Heiland an ſeinem Leibe hatte.

Ach, ich fürchte, daß es da bei Vielen mit uns ſchlimm ausſehen möchte! Dieſe Oſterbeicht wird ja von Vielen ſo ungern abgelegt; ſie beichten nur, weil es die Gewohnheit ſo mit ſich bringt. Es iſt dieß vielleicht die einzige Beicht, die ſie das ganze Jahr verrichten. Da werden denn ein paar Minuten verwendet, um das Gewiſſen zu erforſchen, und in dieſer Schnelligkeit ſollen die Sünden eines ganzen Jahres in's Gedächtniß kommen; dann nimmt man ein Gebetbuch zur Hand und lieſt die Beichtgebete, endlich geht man hin und beichtet, ſagt etwa: Ich habe mein Morgengebet öfter nicht gebetet, den Namen Jeſus eitel genannt, einige Male geſcholten — jetzt weiß ich nichts mehr. Wenn man kann, ſo ſucht man ſich auch einen Geiſtlichen auf, der's kurz macht, um wieder weiter zu kommen, läßt ſich abſolviren, betet ein paar Vaterunſer, geht nach Haus, und ſieh da, was

war die Auferstehung? in einer halben Stunde war das ganze Geschäft abgethan. Übrigens merkt man nicht das Mindeste, daß es besser geworden wäre; die nämlichen alten, schweren Sünden werden wieder begangen, die alte Gewohnheit wird fortgesetzt. Das Sündengrab wurde nicht verlassen und von den Merkmalen eines Auferstandenen ist weiter keine Spur zu entdecken. Und doch wollen diese Ostern halten, legen ein schönes Gewand an und gehen in die Kirche. Aber es ist weiter nichts, als ein übertünchtes Grab. Für Solche sind die Worte meines Vorspruches: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat; laßt uns jubeln und frohlocken an demselben!“ nicht geschrieben. Nur der Auferstandene kann sich der Auferstehung freuen.

Gott Lob, sagt nun ihr, wir meinen schon, daß wir unsere Sache recht gemacht haben, wir meinen schon, recht gebeichtet zu haben und somit wahrhaft auferstanden zu sein! Gut, meine Lieben! Heil euch, wenn ihr das Grab der Sünden verlassen habt, da könnt ihr euch freuen, da könnt ihr frohen Herzens Alleluja mit dem Priester singen; aber vergesset nicht — der Ostertag soll nicht in Vergessenheit kommen, in das Grab der Sünden sollt ihr nimmer zurückkehren. Wer auferstanden ist, soll nimmer sterben; hievon aber im

zweiten Theil.

Lazarus hatte das Glück, obwohl er schon vier Tage im Grabe lag, wieder zum Leben erweckt zu werden; allein seine Auferstehung war von keiner Dauer. Er mußte nämlich neuerdings sterben. Diese Auferstehung kann man deßhalb eine unvollkommene nennen. Die vollkommene Auferstehung hingegen finden wir an unserm Herrn und Heilande Jesus Christus. Er ist auferstanden, um nimmer zu sterben, sondern ewig in seinem verklärten Zustande zu leben, und deßhalb ist er das Muster unserer sittlichen Auferstehung. Wenn wir nämlich, Geliebte, durch würdigen Empfang der heiligen Sakramente in dieser österlichen Zeit aus dem Grabe der

Sünden hervorgegangen ſind, ſo ſollen wir nimmermehr in dieſes Grab zurückkehren, nicht mehr neuerdings den Tod der Sünde ſterben. Es iſt ſonſt auch gar nicht einzuſehen, was denn die Oſterbeicht für einen Nutzen haben ſoll. Was ſoll eine Bekehrung ſein, die etwa drei oder vier Wochen dauert? Wozu eine Auferſtehung, um hernach wieder zu ſterben? Und doch, wie viele Tauſende gibt es, die zwar zur Oſterbeicht die beſten Vorſätze mitbringen und wahre Reue über ihre Sünden haben; aber bei der nächſten Gelegenheit zerfließen alle Vorſätze wie Seifenblaſen. Es trifft da ein, was ein großer Geiſtesmann*) ſagt: „Sie thun faſt Alles ſo, daß man verſucht iſt, zu glauben, ſie hätten nicht ſowohl vorher Buße über ihre Sünden, als vielmehr nachher Buße über ihre Buße gethan, und es hätte ſie nicht vorher gereut, daß ſie ſchlecht gelebt, als nachher, daß ſie gut leben zu wollen verſprochen haben.“ Ach, wie viele gibt es nicht Solche, die bald nach Oſtern ein Betragen führen, durch welches ſie nur zu deutlich an den Tag legen, daß es ſie reut, daß ſie eine Reue gehabt haben? Da hat Einer im Beichtſtuhl feierlich verſprochen, er wolle die alte, unnütze und ſündhafte Bekanntſchaft meiden; richtig, das thut er, ſo lange keine Tanzmuſik iſt; kaum aber läßt ſich ein Spielmann hören, dann wird die vor ein paar Wochen verabſchiedete Tänzerin wieder aufgeſucht und man kann ſie Arm in Arm mit einander gehen ſehen. Der Auferſtandene geht wieder dem Grabe ſeiner Sünden zu. Dort iſt Einer, der es feierlich verſprochen hat, er wolle ein beſſerer Hausmann werden, fleißiger arbeiten, Weib und Kind beſſer ernähren und in Zukunft nicht mehr im Wirthshaus ſeine Werkſtatt aufſchlagen. Aber wie lang hat der Vorſatz gedauert? Es ſteht kaum eine Woche an, und man findet den Auferſtandenen wieder in ſeinem alten Grabe. Dort hat ein junger Burſche verſprochen, er wolle

*) Salvian. Lib. 5. de gubern. Dei.

keine Raufhändel mehr anfangen, die Streitſucht ablegen und überhaupt in Geſellſchaft von Raufbolden ſich nimmer begeben; allein bald nach Oſtern iſt ein Jahrmarkt, auf einmal heißt's: Es wird gerauft! Und wer iſt dabei? Mein lieber Burſche, der ſo feſt ſich vorgenommen hatte, ſich bei keinem Raufhandel mehr zu betheiligen. So geht es bei Vielen, ſehr Vielen. Entweder ſind ſie aus Mangel an rechter Gewiſſenserforſchung, an wahrer Reue und ernſtlichem Vorſatze gar nicht auferſtanden, oder wenn ſie auch auferſtanden ſind, ſo gehen ſie wieder dem Grabe zu. Der Vorſatz wurde nur für die Oſterzeit gemacht, hernach aber wieder vergeſſen. Die öſterliche Zeit iſt eben eine Zeit, wo man der Noth halber eine Reue, einen Vorſatz machen muß, und daher iſt er häufig von ſo kurzem Beſtand. Es iſt gerade, wie wenn ein recht furchtbares Gewitter daherkommt, Blitz auf Blitz herniederfährt, der Himmel ein Feuermeer zu ſein ſcheint und die Donnerſchläge krachen, daß die Erde erzittert. Da regt ſich im Gottloſen das Gewiſſen, da zittert er, da macht er Reue und Leid und tauſend gute Vorſätze — kaum aber iſt das Gewitter vorübergezogen, ſo iſt auch Reue und Vorſatz wieder vergangen. So ein unabweisbares Gewitter iſt die Oſterbeicht. Man möchte doch nicht unwürdig beichten, und da nöthigt man ſich zu einer Reue und einem Vorſatze — kaum aber iſt die Oſterzeit vorbei, ſo iſt Alles verflüchtigt, und ſo macht man's alle Jahre von einer Oſterbeicht zur andern. Kaum iſt man aus dem Grabe auferſtanden, ſo kehrt man wieder zu demſelben zurück, wie der Hund zu dem, was er geſpieen hat. Ich will euch ein Exempel vorlegen. Ein Lutheraner bekehrt ſich zum katholiſchen Glauben, in einem Monat darauf aber wird er wieder lutheriſch. Bald darauf jedoch kommt dieſer Lutheraner wieder zum katholiſchen Geiſtlichen, und ſagt: Hochwürden, ich weiß, daß ich entſetzlich gefehlt habe, daß ich den katholiſchen Glauben wieder verläugnete, aber um des Himmels willen bitte ich Sie, nehmen Sie mich nochmal in die katholiſche Kirchengemeinſchaft auf, ich will ganz gewiß

treu bleiben und eher sterben, als nochmal vom wahren Glauben abfallen. Der Priester läßt sich bewegen, stellt ihm zwar das Leichtsinnige seines Schrittes vor und die Schwere seiner Sünde, absolvirt ihn aber und nimmt ihn wieder in die Kirchengemeinschaft auf. Was geschieht? Kaum vergehen zwei Monate, so ist der katholisch gewordene ehemalige Lutheraner abermals wieder in der lutherischen Kirche zu sehen und empfängt das lutherische Abendmahl. Gleich darauf aber kehrt er weinend und heulend wieder zum katholischen Geistlichen zurück, fällt ihm zu Füßen und bittet ihn um des Blutes Christi willen um Verzeihung. Er sei von seinen Freunden und Verwandten so verführt worden, daß er neuerdings den katholischen Glauben abgeschworen und dem Lutherthume sich in die Arme geworfen habe; aber nun wolle er des grausamsten Todes sterben und sich gliedweis zerreißen lassen, bevor er nochmal den katholischen Glauben verläugne; es möchte der Geistliche nur dießmal noch die Gnade haben, und ihn mit der katholischen Kirche aussöhnen. Der Priester läßt sich bewegen und nimmt ihn wieder auf. Nun steht's aber nicht lange an, so wird er wieder lutherisch, aber bald hernach wieder katholisch, und dann wieder lutherisch und wieder katholisch und so treibt er's mehrere Jahre hindurch. Nun sagt mir: was haltet ihr denn von diesem Menschen? Meint ihr, daß ihm mit seinem Katholischwerden Ernst gewesen ist? Nein, werdet ihr sagen, das war ein Betrüger, der gleich von allem Anfang den Geistlichen zum Narren gehalten hat.

Nun seht, Geliebte, gerade solche Betrüger wären auch wir, wenn wir zur Osterzeit Besserung versprächen, hernach aber leichtsinnig wieder die alten Sünden begingen, dann wieder beichteten und wieder hoch und theuer Besserung versprächen, hernach aber wieder zur Sünde uns wendeten, und es in beständigem Wechsel so fortmachten. Wahrlich, wer so schnell und leichtsinnig nach der österlichen Beicht wieder die alten Sünden begeht, der ist gar nicht auferstanden, denn es hat ihm der ernstliche Vorsatz gefehlt; wer wirklich auf-

erſtanden iſt, der fällt wenigſtens nicht ſo ſchnell und leichtſinnig in die alten Sünden zurück. Es geht längere Zeit her, bis die Andacht und der Eifer erkaltet, er begeht zuerſt kleinere Sünden, bis er allmählig in die ſchwere Sünde zurückfällt. Gerade davor aber, Geliebte, müſſen wir uns hüten! Ich glaube nicht, daß Eines unter euch iſt, dem es mit der Oſterbeicht nicht ernſt wäre, der nicht den redlichſten Willen, den beſten Vorſatz hätte, der nicht wirklich auferſtehen wollte, oder ſchon auferſtanden iſt. Nein, ich glaube nicht, daß ein Sakramentsſchänder unter uns zugegen ſein könnte, der mit der Oſterbeicht nur ſeinen Spaß triebe, der hinginge ohne Reue, ohne Vorſatz, bloß damit es gebeichtet iſt. Wehe einem Solchen! Sein Sündengrab würde immer tiefer, der Geſtank ſeiner innern Fäulniß und Verweſung immer ärger. Nein, wir haben ja einen ernſtlichen Vorſatz, eine wahre Reue, wir wollen wahrhaft auferſtehen oder ſind ſchon auferſtanden. So bleiben wir auch, was wir ſind, Auferſtandene nämlich, und kehren wir nicht mehr in's alte Sündengrab zurück. Oſtern ſollen wir ja feiern! Freuen ſollen wir uns ja! Es iſt ja die Zeit, die der Herr gemacht hat! So feiern wir ſie denn als Lebendige, als Auferſtandene und nicht als Todte und Begrabene! Ihr habt heute eure ſchönſten Kleider an und beſſere Koſt, wie ſonſt, iſt auf euren Tiſchen zu finden. Ihr ſeid fröhlich und freut euch äußerlich wenigſtens; aber das wäre nichts und traurig, wenn ihr euch nicht auch innerlich freuen könntet, wenn die Vorwürfe eines böſen Gewiſſens dieſe Freude vergiften würden. Was wäre wohl das für eine Oſterfreude, wenn man mit dem Munde Alleluja ſänge, da drinnen aber heulte der hölliſche Wolf und nagte der Wurm des böſen Gewiſſens? Wenn ihr die Rekruten anſchauet, die ſich eingeſpielt haben, ſo höret ihr wohl, wie ſie jauchzen und ſchreien und ſich geberden, als ſeien ſie voller Fröhlichkeit, dabei aber läuft ihnen vor Herzeleid, daß ſie ſich eingeſpielt haben, das Waſſer aus den Augen. Gerade ſo wäre unſere Oſterfreude, wenn wir nicht auferſtanden

wären. Wohlan denn nun, Geliebte! feiern wir nicht bloß die Auferſtehung Jeſu Chriſti, ſondern auch unſere Auferſtehung; wälzen wir den Stein weg von dem Eingange des Grabes, zerreißen wir die Bande und Siegel der Sünde, laſſen wir die Leichentücher des Todes zurück im Grabe, und bleiben wir nun, was wir ſind — Auferſtandene! Dann iſt Oſtern für uns von Bedeutung, dann iſt es eine Freudenzeit, dann können wir mit gutem Gewiſſen Alleluja ſagen, und rufen: Ja, das iſt der Tag, den der Herr gemacht hat; laßt uns jubeln und frohlocken an demſelben! Amen.

Predigt

auf

den heiligen Oſtermontag.

Text: „Die auf den Herrn hoffen, erneuern ihre Kraft, befiedern ſich wie Adler, laufen und werden nicht müde, gehen und werden nicht matt.“ Iſaias 40, 31.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Alles freut ſich auf die heilige Oſterzeit, der Fürſt im Pallaſte, wie der Bettler in der Hütte, und überall gibt es deßhalb größere Mahlzeit wie ſonſt. Eigene Speiſen ſind es noch überdieß, die auf das heilige Oſterfeſt bereitet und genoſſen werden, wie ſonſt nie im Jahre. Es wird geräuchertes Fleiſch, Meerrettig, Eier, Brod und ein Oſterlamm aus Milch und Eiern bereitet zur Weihe getragen, und am Mittag von den Hausgenoſſen, indem ſich Alles gegenſeitig ein freudenreiches Alleluja wünſcht, genoſſen. Aber unter dieſen Speiſen iſt es eine, auf die ſich insbeſondere die lieben Kleinen ſchon längſt gefreut haben, nämlich die Oſtereier. Dieſe purpurroth gefärbten Eier ſind ihre Freude in dieſer heiligen Zeit und allerhand Spiele ſind es, die ſie mit dieſen Eiern vor-

nehmen. Wir Erwachsene kümmern uns um diese Eier so viel nicht, wir essen sie wohl, im Übrigen aber überlassen wir sie den Kindern. Daran hat aber vielleicht noch Keiner von euch gedacht, daß diese Ostereier, die wir färben und gerade zu Ostern färben und als besondere Festspeise genießen, eine Bedeutung haben könnten. O Geliebte, diese Ostereier sind nicht bloß für die Kinder da, nein, auch für uns Erwachsene haben sie ein großes Interesse. Den Heiden schon war ein rothes Ei ein Zeichen des Glücks. Ein heidnischer Schriftsteller erzählt nämlich: Eine Henne, die den Eltern des nachmaligen Kaisers Alexander Severus gehörte, habe am Geburtstage dieses ihres Sohnes ein rothes Ei gelegt. Weil nun Alexander Kaiser wurde, so sei ein rothes Ei der Gegenstand geworden, durch dessen Überreichung man sich gegenseitig Glück wünschte. Uns Christen sind die rothen Ostereier nicht bloß Gegenstände, durch die wir uns gegenseitig wegen der glorreichen Auferstehung des Herrn Glück wünschen, sondern sie sind wirkliche Bilder unserer künftigen Auferstehung. Und das ist es nun auch, was ich euch heute näher auseinandersetzen möchte. Zu diesem Ende sage ich:

Das Ei ist ein Bild unserer künftigen Auferstehung,
I. Theil.

Das Ei ist ein Bild unserer künftigen Herrlichkeit,
II. Theil.

Ich beginne im Namen unsers glorreich erstandenen Heilandes.

Erster Theil.

Das Ei wird gewissermaßen zweimal geboren, einmal, wenn es gelegt, und das anderemal, wenn es ausgebrütet wird, worauf dann das Junge zum Vorschein kommt. So wird auch der Mensch zweimal geboren, einmal, indem er auf natürlichem Wege in diese Welt eintritt, wo er gleichsam wie der Dotter in dem Ei in dieser engen und finstern Welt ein-

geſchloſſen iſt, bis er bei der Wiedergeburt aus dieſer Welt in die andere hinübergeht, wo er dann erſt ein volles und vollkommenes Leben erhält. Aus dem lebloſen Ei geht ein lebendiges Junges hervor; bevor dieß aber geſchieht, muß das Ei lange gewärmt und verdorben, endlich die Schale zerbrochen werden, alsdann erſt kommt aus dem lebloſen Ei ein lebendiges Junges zum Vorſchein. So muß auch der in's Leben gekommene und in dieſer Erde wie in einem Ei lebende Menſch nach und nach hergerichtet werden, um ein zukünftiges Leben zu bekommen; endlich muß die Schale des Körpers im Grabe zerbrochen werden, damit ein neuer, verklärter Menſch zu einem neuen Leben hervorkommen möge. Wer wundert ſich nicht, Geliebte, daß aus einem zerbrochenen und ſo ſtinkenden Ei ein Geſchöpf und zwar ein ſo ſchönes, wie z. B. ein Pfau, hervorgehen könne?' So wird auch Gott aus dem zerbrochenen und verfaulten Leibe einen neuen Menſchen bilden, einen himmliſchen aus dem irdiſchen, wie St. Paulus (I. Kor. 15.) ſagt, das iſt, einen unſterblichen, verklärten, neubelebten; denn dieſes gegenwärtige Leben, das wie ein Ei fortwährend zerbrochen wird, ſoll man füglicher Tod nennen, ſtatt Leben; deßwegen hat auch der heilige Paulus ſo große Sehnſucht getragen, daß die zerbrechliche Schale ſeines Körpers zerbrechen möchte, als er wehmüthig aufſeufzte: „Wer wird mich von dem Leibe dieſes Todes befreien?" von dieſem allen Krankheiten und Mühſalen, dem Hunger, dem Durſte, der Hitze und Kälte und endlich dem Tode unterworfenen Leibe, wollte er ſagen.

Es gibt nicht wenige Menſchen, Geliebte, die nicht glauben, daß wir einſt auferſtehen werden, weil ſie dieſe Auferſtehung der Leiber für eine Unmöglichkeit halten. Allein ſie dürften nur ein Ei anſehen, um dieſe Möglichkeit zu begreifen; denn ſag mir einmal Einer: Was iſt denn in einem Ei? Nicht wahr, Eiweiß und Dotter? Eiweiß iſt nichts Anderes, als eine klebrige Feuchtigkeit, eine Art Schleim, und doch wird ein Junges daraus; der Dotter aber iſt deſſen Nahrung. Wie

vermag nun die Henne bloß durch das Darüberſitzen aus dem Ei oder dem Eiweiß ein lebendiges Junges hervorzubringen? Wo iſt denn Leben im Ei? Wo ſind Fleiſch, Federn, Augen, Schnabel, Geſang? Und kann nun die Henne durch bloßes Brüten dieß Alles dem Ei geben, ſollte nicht Gott unſern Gebeinen und Haaren dasſelbe geben können, ſie beleben nämlich und in die frühere Geſtalt des Körpers zurückſetzen? Hat ja der Geiſt Gottes bei der erſten Schöpfung in ähnlicher Weiſe aus dem Waſſer andere Geſchöpfe hervorgebracht, indem er über ſie gleichſam brütend ſeine Schwingen ausbreitete. Sagt ja die heilige Schrift wörtlich: „Der Geiſt Gottes brütete über den Waſſern.“

Und welche Geſchöpfe ſind es denn, die aus den Eiern gewöhnlich hervorgehen? Etwa Fiſche, oder ſolche, die auf den Boden angewieſen ſind? Nein, liebliche Vögelein ſind es, die mit der größten Leichtigkeit und Freiheit ſich hinſchwingen, wohin ſie nur wollen, die die Welt durchſegeln, ihre herrlichen Freiheitslieder ſingend in freier Luft, frei von jedem Joche, jeglicher Herrſchaft, begabt mit reineren und ſchärfer ſehenden Augen, als alle anderen Geſchöpfe, ſo daß ſie nur mit Liſt gefangen und beſchädigt werden können. Dieſe Bewohner der Lufträume können alle übrigen Weſen, ſogar die Menſchen verlachen, weil ſie Niemandem unterthan ſind und von Niemandem erreicht werden können. — So wie die Vögel des Himmels, Geliebte, werden auch die Seligen nach der Auferſtehung ſein; alles Irdiſche wird ſie anekeln, den reinſten Äther des Himmels werden ſie einathmen, an allen Gütern Überfluß haben, in ſchnellſtem Fluge die Luft durchſchneiden, ſie dürfen nur denken und in einem Augenblicke werden ſie ſein, wo ſie wünſchen, und zwar ohne alle Anſtrengung, als wiegten ſie ſich wie Lerchen in der Luft; da werden ſie ſpotten des Todes, der Sünde und der Hölle nach jenem Worte der Schrift: „Tod! wo iſt dein Sieg? Tod! wo iſt dein Stachel?“ An unſerm glorreich auferſtandenen Heilande hat ſich dieß am erſten erprobt; wie ein Vogel durchflog der Herr

die Räume und wo er wünschte, zu sein, dort war er auch; da konnte er lachen der Juden und seiner Feinde, spotten der Teufel nach jenem Ausdrucke des Psalmisten: „Ich schlief und sank in tiefen Schlaf und stand wieder auf; denn der Herr nahm mich auf; ich fürchte nicht Tausende des Volkes, das mich umgibt" (Ps. 3.). Es ging dieß dann auch in Erfüllung an den Vätern, die der Herr aus der Vorhölle führte, und es wird dieß auch in Erfüllung gehen an allen Auserwählten am Tage der Auferstehung nach jener Weissagung des Propheten Isaias, die ich in meinem Vorspruche angeführt habe: „Die auf den Herrn hoffen, erneuern ihre Kraft, befiedern sich wie Adler, laufen und werden nicht müde, gehen und werden nicht matt." Schwaches wird hier ausgesäet, aber Kräftiges wird auferstehen; dort werden Körper, die hier häßlich waren, schön, die hier krank und siech waren, gesund, sie, die hier irdisch waren, werden himmlisch werden. Wie der Adler nur auf den höchsten Felsen horstet, so werden auch sie nur in den Höhen des Himmels weilen; wie der Adler festen Blickes in die Sonne schaut, so werden auch sie mit reinem, nicht mehr zu blendendem Auge Gott von Angesicht zu Angesicht sehen; wie der Adler sich frei überall hinschwingt, so werden auch sie von den schnellsten Schwingen getragen werden, wohin sie nur wünschen. Das ist jenes selige Leben, nach dem die Heiligen Gottes so sehr seufzten, besonders wenn sie dem Tode schon sehr nahe waren, da ließen sie noch ihren Schwanengesang ertönen, halb schon sich wiegend in den Räumen der Seligen und mit geisterhaften Tönen das erwünschte Paradies begrüßend. So hatte der heilige Franziskus bei den heftigsten Schmerzen, schon dem Tode nahe, keine andere Erquickung, als das Lob Gottes zu singen und Andere singen zu hören, und als er vom Bruder Elias darüber getadelt wurde, erwiderte er: es sei ihm nicht anders erlaubt, da er wisse, er werde bald bei Gott sein. So sang Dionysius der Karthäuser ein ganzes Jahr

vor seinem Tode, den er vorherwußte, unter andern die Worte des Propheten Isaias: „Die Heiligen, die auf den Herrn hoffen, erneuern ihre Kraft und befiedern sich wie Adler.“ Und wie die Jungen, die im Ei schon ausgebildet sind, mit ihrem Schnabel die Schale durchpicken und heraus wollen, so wünschen die Heiligen, von ihrem Leibe befreit zu werden und in den Himmel emporzufliegen, indem sie mit Paulus ausrufen: „Wer wird mich von dem Leibe dieses Todes befreien? Ich verlange, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein.“ — Und wie die Jungen zwar lebendig aus den Eiern hervorkommen, aber ohne Federn und nackt, nur mit einer weißlichten, in's Goldgelbe hinüberspielenden, wollichten, dünnen Haut versehen, in Kurzem jedoch Federn bekommen, während sie indeß unter den Flügeln der Alten sicher und zufrieden leben: so müssen auch die Seligen nach dem Tode auf die Hülle des Körpers bis zur allgemeinen Auferstehung verzichten, erst dann werden sie Federn, nämlich die Bekleidung unsterblicher und verklärter Menschen, erhalten; bis dahin leben sie in einem dünnen, wollenartigen, weißlichten, goldgelben Kleide, nämlich in dem Schimmerkleide der Seele, das diese erhält durch die Anschauung Gottes. Das ist es, worauf der heilige Johannes in seiner geheimen Offenbarung hindeutet, wenn er sagt: „Ich sah unter dem Altare die Seelen derjenigen, die getödtet werden um des Wortes Gottes willen, und sie riefen mit starker Stimme und sprachen: Wie lange, o Herr, richtest du nicht und rächest nicht unser Blut an denen, die auf Erden wohnen? Und es ward ihnen einem Jeden ein weißes Kleid gegeben und es ward ihnen gesagt, daß sie noch eine kurze Zeit ruhen sollten.“ Unter dem Altare, heißt es, seien diese Seelen, weil sie nämlich, obwohl sie Gott sehen, von den Menschen nicht gesehen werden; weiße Kleider hätten sie empfangen, so hat es der heilige Johannes gesehen, eines nämlich, die Herrlichkeit der Seele, und das andere werden sie erst am Tage der Auferstehung empfangen, nämlich den verklärten Leib.

Dann wird in Erfüllung gehen, was in den Sprichwörtern geſchrieben ſteht: „Alle ihre Hausgenoſſen ſind doppelt mit Kleidern verſehen," nämlich der Herrlichkeit der Seele und des Leibes.

Endlich ſind es verſchiedene Kleidungen, in denen die Vögel aus ihren Eiern hervorkommen, und verſchiedene Geſangsweiſen, die ſie mitbringen. Die einen ſind ſchöner, gelehriger, vornehmer, als die andern; die Jungen der Pfauen, Papageien, Faſanen und Raben übertreffen weit die Jungen der Sperlinge und Schwalben, und die Jungen der Nachtigallen übertreffen an Geſangkunſt alle übrigen Vögel. So wird auch am Tage der Auferſtehung ein Gerechter den andern an Schönheit des Körpers übertreffen nach dem Ausſpruche des heiligen Paulus (II. Kor. 15.): „Ein anderer iſt der Glanz der Sonne, ein anderer der des Mondes, ein anderer der der Sterne, denn ein Stern unterſcheidet ſich von dem andern an Glanz; ſo wird es auch ſein bei der Auferſtehung der Todten." In der That ſcheint die göttliche Weisheit mit mehr Vorliebe, wenn ich ſo ſagen darf, an keinem andern Geſchöpfe die ſchönſte Mannigfaltigkeit entfaltet zu haben, als an den Vögeln, mögen wir nun den Federnſchmuck oder die Geſangsweiſen betrachten; aber noch weit herrlicher wird die Mannigfaltigkeit der Glorie der Auserwählten ſein.

Seht da, Geliebte, wie das Ei das Bild unſerer künftigen herrlichen Auferſtehung iſt. So knüpfen ſich alſo an dieſes ſo unbedeutende Ding, an das Ei, das wir in dieſen Tagen gedankenlos verzehren, ſo große und erhabene Gedanken! In tauſend und tauſend bunten Trachten erſcheinen uns die ehemaligen Bewohner des Eilandes, auch uns ſind ſie in Ausſicht geſtellt; königliche, fürſtliche, gräfliche Kleider bietet man uns an, warum langen wir nicht nach ihnen? Jeder zieht zu Oſtern ſein ſchönſtes Kleid hervor, warum bemühen wir uns ſo wenig, das herrliche Kleid des verklärten Leibes zu erringen? — Doch, wir haben das Bild noch nicht in allen

ſeinen Umriſſen betrachtet; das Ei iſt nicht bloß das Bild der herrlichen künftigen Auferſtehung, ſondern auch ein Bild der reinſten und unvergänglichen Himmelsfreuden; hievon aber noch kurz im

zweiten Theil.

Ich ſage, meine Lieben, das Ei iſt ein Bild der reinſten Freuden, welche die Seligen jenſeits genießen, denn das Ei übertrifft an Reinheit alle übrigen Speiſen. Da es mit einer Schale ringsum geſichert iſt, ſo kann es weder vergiftet, noch durch die Hände der Kochenden verunreinigt werden. Der Rauch kann ihm nicht ſchaden, die Aſche nicht in dasſelbe eindringen, und von einem Topf oder einer Schüſſel kann es wieder keine unrechten Beſtandtheile anziehen. So ſind auch die Freuden der Seligen durchaus rein und ohne allen unächten Zuſatz. Auf der Erde iſt dieß nie der Fall, weil es auf der Erde nichts Gutes gibt, das nicht eine ſchlimme Beimiſchung hätte und in ſeiner Güte dadurch getrübt würde. Es reift keine wahre Seligkeit hier unter dem Monde. Da iſt Einer, der ausgezeichnet iſt durch Wiſſen und Kenntniſſe, aber er iſt arm; haben wir ja Beiſpiele, daß die größten Geiſter vor Noth verhungern mußten. Dort iſt Einer, der nur winken darf und Alles ſteht ihm zu Gebote; er zaubert mit ſeinem Golde Paläſte aus der Erde empor, ſetzt die Speiſen von fünf Welttheilen auf ſeine Tafeln, allein er iſt ein ſchlechter, verworfener Menſch; ein Dritter iſt allgemein geſchätzt und geachtet ſeiner Bildung und ſeines Charakters wegen, er iſt der trefflichſte Mann, der treueſte Gatte, der beſorgteſte Vater, aber er iſt — krank. Rachel war ſchön, aber unfruchtbar, Lia fruchtbar, aber triefäugig; Naaman reich, aber ausſätzig, Eliſäus, der ihn heilte, geſund, aber arm. Welche Reichthümer und Koſtbarkeiten beſaß nicht König Aſa? Allein das Podagra, das er im höchſten Grade hatte, verleidete ihm alle Freuden (II. Chron. 16.). Aber im Himmel hat all dieſes trübe Gemiſch ein Ende, dort iſt reine, ungetrübte Freude.

Dort wird der Tod nicht mehr ſein, noch Leid, noch Klage, noch Schmerz; dieſer reinen Freude Bild iſt aber das Ei.

Das Ei hat aber noch eine ganz beſondere Eigenſchaft. Man mag es nämlich an den beiden Spitzen mit den Händen zuſammendrücken, wie man will, es bricht dennoch nicht. So kann auch die Herrlichkeit des Himmels, die wir erwarten, nicht mehr von uns genommen, durch keine Gewalt gebrochen werden; darum konnte Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung nicht mehr ſterben und ſeine Herrlichkeit nimmer verlieren. Und das iſt der koſtbarſte Edelſtein in der Krone der Seligen. Denk dir ein Glück, eine Freude, eine Wonne und Seligkeit dieſer Erde noch ſo groß, mein Chriſt, es iſt nichts damit; ja je größer dieſe irdiſche Herrlichkeit iſt, deſto armſeliger iſt ſie bei dem Gedanken, daß ſie bald ein Ende haben wird. Der Gedanke: der Tod nimmt Alles hinweg, macht all dieſem ein Ende; dieſer Gedanke gießt immer einen tüchtigen Löffel voll Wermuth in den berauſchendſten Kelch aller Weltfreuden und erzeugt Eckel an ihnen. Schau nur einmal den glücklichſten aller Sterblichen an, den großen, weiſen und reichen König Salomon. Kann ſich's ein Menſch ſchöner einrichten, ſich das Leben angenehmer machen, als er? Salomon erzählt uns ſelber (Ekkle. 2.), was er Alles unternahm und ausführte, um ſich die Annehmlichkeit des Lebens auf den höchſtmöglichſten Grad zu ſteigern. „Ich unternahm große Werke," ſagt er, „ich baute mir Häuſer und pflanzte Weinberge, legte Luſt- und Baumgärten an und pflanzte darin Bäume von allerlei Art, ich machte mir Waſſerteiche, um den Wald der grünenden Bäume zu wäſſern; ich hatte Knechte und Mägde und viele Hausgeborne, auch Rinder und große Schafheerden, mehr als Alle, die vor mir zu Jeruſalem waren; ich ſammelte mir Silber und Gold und die Schätze der Könige und Länder, ich ſchaffte mir Sänger und Sängerinnen an, und die Luſt der Menſchenkinder, Becher und Gefäße, die da

Predigt

auf

den weißen Sonntag.

Text: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht; denn ihrer iſt das Himmelreich.“ Luk. 18, 16.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wiſſet ihr wohl, warum man den erſten Sonntag nach Oſtern den weißen Sonntag nennt? — Das kommt, meine Lieben, von einem uralten Brauche in unſerer heiligen katholiſchen Kirche her. Am heiligen Charſamstage war nämlich in den älteſten Zeiten des Chriſtenthums feierliche Taufe, daher wir noch heut zu Tage an dieſem Tage die Taufweihe haben. Den Neugetauften, die damals ſehr häufig erwachſene Perſonen waren, wurden bei der Taufe weiße Kleider angelegt, die ſie die ganze Oſteroktav hindurch trugen. Es iſt dieß derſelbe Brauch, den wir noch jetzt haben; denn auch jetzt noch wird den Täuflingen eine Art weißes Kleid angelegt und der Prieſter ſpricht dabei: Nimm hin das weiße Kleid, das du unbefleckt vor den Richterſtuhl unſers Herrn Jeſu

Christi bringen mögest. — Dieses weiße Kleid legten in alten Zeiten die Getauften erst am Sonntag nach Ostern ab, und daher hat dieser Sonntag den Namen weißer Sonntag. Dieser Brauch ist nun abgekommen, aber es ist dafür ein anderer an seine Stelle getreten, nämlich die erste Kommunion. Anderwärts hat man zur ersten Kommunion den zweiten Sonntag nach Ostern gewählt, weil da das Evangelium vom guten Hirten verlesen wird, der seine Schäflein mit seinem eigenen Fleisch und Blut speist und tränkt; aber bei uns ist einmal der weiße Sonntag für diese schöne und rührende Feier bestimmt, weil unschuldige Lämmer in weißen Kleidern heute vor dem unbefleckten Lamme erscheinen, ja es genießen.

Zahlreich habt ihr euch heute, geliebte Eltern, eingefunden mit euren weißgekleideten Kindern, um Theil zu nehmen an dem Glücke, das euren lieben Kleinen heute zu Theil wird, und zugleich jene seligen Zeiten, in denen auch ihr zum ersten Male die heilige Kommunion empfangen habt, in eurer Erinnerung wieder aufzufrischen. Fürwahr, ein wichtiger Tag ist der heutige, nicht etwa bloß für eure Kinder, sondern auch für euch, ihr Erwachsene, die ihr hier heute zugegen seid, und diese Wichtigkeit möchte ich eben bei dieser schönen Gelegenheit euch an's Herz legen. Ja, wichtig ist der erste Kommuniontag

für euch Kinder, I. Theil;
für euch Erwachsene, II. Theil.

Jesu, unsere süße Osterfreude, unser reines Osterlamm! sieh mit Wohlgefallen hernieder auf die unschuldige Lämmerschaar, die sich vor diesem Taufsteine versammelt hat, an dem du ihre Kleider durch dein heiliges Blut weiß gewaschen hast, und auf uns Erwachsene, die sich heute zu deiner Ehre hier versammelt haben! In deinem heiligsten Namen beginne ich.

Erſter Theil.

Liebe Kinder! Es war eine Zeit, zu der ihr neben dieſem Taufſteine da gelegen ſeid, heute ſteht ihr vor demſelben. Damals wußtet ihr von euch ſelbſt nichts und wußtet nicht, was mit euch geſchah. Aber damals ſchon hat euer göttlicher Erlöſer Jeſus gerufen: Laſſet die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ihrer iſt das Himmelreich. Damals hat man euch hieher getragen und getauft. Ihr wurdet um allerhand gefragt, aber damals konntet ihr keine Antwort geben. Euer Taufpathe hielt euch auf dem Arme und redete ſtatt euer. Damals ſchon, ihr waret kaum ein paar Stunden auf der Welt, hat euch das Oſterlamm zu ſich gerufen und euer Kleid, das ihr beſchmutzt auf die Welt gebracht habt, hier am Taufſteine rein gewaſchen; er hat ganz reine, unſchuldige Lämmer aus euch gemacht, das war eine große Gnade, die euch damals in der heiligen Taufe zu Theil geworden, Engel ſeid ihr geworden, unſchuldige Lämmer; befleckt mit der Erbſünde hat man euch hieher getragen, aber rein und unbefleckt ſeid ihr der Mutter nach Hauſe gebracht worden. Kinder des Zornes Gottes waret ihr vor der heiligen Taufe, aber Kinder Gottes, Tempel des heiligen Geiſtes nach derſelben. Seitdem ſeid ihr herangewachſen, aber euer liebevoller Heiland ließ euch nicht aus dem Auge. Die Sünde hat euch gelockt, wie ihr ſieben Jahre alt waret und ihr ihren Ruf verſtehen konntet; ihr habt auch ſchon wirklich durch kleine Sünden euch ungehorſam gegen euren liebevollen Erlöſer erwieſen; allein, wie eine Henne mit großer Angſt ihren Jungen lockt, ſobald dieſelben dem Waſſer zugehen, ſo hat auch der Heiland mit zärtlicher Beſorgniß euch von der Gefahr der Sünde zurückgelockt und euch eure weißen Kleider, die ihr mit dem ſchmutzigen Waſſer der läßlichen Sünden beſpritzt hattet, dort im Beichtſtuhl wieder rein gewaſchen; ja noch mehr, er wollte euch ganz und gar für ſeinen Dienſt gewinnen, zu ſeinen Soldaten

wollte er euch machen, für ihn ſolltet ihr ſtreiten, für ihn leben, für ihn ſterben, und zum Zeichen deſſen drückt er euch durch die Hand des Biſchofs in der heiligen Firmung ſein Siegel auf die Stirne, nämlich das heilige Kreuz. Seht, liebe Kinder, ſo hat euch euer lieber Erlöſer ſchon oft zu ſich kommen laſſen, ſchon oft gerufen: Laſſet die Kleinen zu mir kommen! und viele andere Gnaden hat er euch bisher ſchon erwieſen. Aber das Beſte, das Koſtbarſte habt ihr noch nicht bekommen. Heute aber ſollt ihr es bekommen, und wiſſet ihr was? Nun, ich habe es euch ja bisher in der Schule beim Kommunionunterrichte oft genug geſagt. Jeſus Chriſtus, der Sohn des ewigen Vaters, euer Erlöſer und Herr, euer beſter Freund und Wohlthäter ſelber will zu euch kommen, er will euer Brod werden und ſich von euch eſſen laſſen, er will bei euch einkehren und in euren unſchuldigen Herzen ſich eine Wohnung machen. Könnt ihr euch eine größere Liebe denken, liebe Kinder? Kann Jemand mehr herſchenken, als ſich ſelber? Seht da die Liebe eures Heilandes! Er war nicht zufrieden, daß er einmal im Stalle zu Bethlehem für euch Menſch geworden iſt, nicht zufrieden, daß er am Kreuze ſeinen letzten Blutstropfen hergab, nein, er verwandelt ſich ſogar in eine Speiſe, um ſich ganz mit euch vereinigen zu können. Es gibt einen Vogel, den man Pelikan nennt. Dieſer Vogel hat eine ſolche Liebe zu ſeinen Jungen, daß er ſich mit ſeinem Schnabel die eigene Bruſt aufſchlitzt und die Jungen mit dieſem ſeinem Herzblut füttert. Ein ſolcher Pelikan iſt auch unſer Erlöſer. Mit ſeinem eigenen Fleiſch und Blut, das er unter den Geſtalten des Brodes und Weines verbirgt, ſpeist er ſeine erlösten Kinder, um ſie zum ewigen Leben zu ernähren. Seht da, liebe Kinder, die Liebe eures Heilandes! Werdet ihr von dieſer Liebe nicht gerührt? Nicht wahr, eure Mutter habt ihr recht lieb? Es gibt Niemanden auf dieſer Welt, den ihr ſo innig liebtet, wie die Mutter. Und warum denn? Nun, die Mutter iſt ja beſtändig um euch herum, die Mutter gibt euch Alles, und was ſie euch an den Augen anſieht, das gibt

ſie euch. Den letzten Biſſen ſpart ſie vom Munde, ſie wacht über euren Schlaf, ſie träumt von euch, ihre Gedanken ſind immer bei euch, und wenn euch etwas weh thut, ſo thut es der Mutter doppelt weh. Und doch hat euch euer Erlöſer, Jeſus Chriſtus noch lieber, als eure Mutter euch lieb haben kann; denn eine ſolche Liebe hat eine Mutter nicht, daß ſie mit ihrem eigenen Fleiſch und Blut ihre Kinder nähren würde, ſie kann das auch nicht; aber Jeſus Chriſtus liebt euch ſo ſehr, daß er ſein eigenes Fleiſch und Blut als Speiſe hergibt, und damit er dieß, was faſt unglaublich erſcheint, thun kann, nimmt er ſeine Allmacht zu Hilfe, verwandelt er Brod und Wein in ſein Fleiſch und Blut und wird ſo unſere Speiſe.

So viel alſo, ſich ſelber, ſein Alles gibt euch der Herr, liebe Kinder, was gebt denn ihr ihm dafür? Was will er denn von euch, welchen Lohn erwartet er denn für ſeine unendliche Liebe? Etwa Gold und Silber? Nein, ihr ſeid ja arme Kinder und habt nichts, und doch ſollt ihr dem Herrn ſeine unendliche Liebe vergelten! Könnt ihr das wohl? Ja, liebe Kinder, ihr könnt es. Der Herr will nichts anders von euch, als euer Herz. Er ſchenkt euch ſich ſelber, darum müßt auch ihr euch ihm ſchenken; er will ganz euch angehören, darum müßt auch ihr ganz ihm angehören. Und deßwegen ſteht ihr um dieſen Taufſtein heute zum zweiten Male herum. Heute müßt ihr ſelber reden, liebe Kinder! Das erſte Mal konntet ihr nicht reden, darum hat damals euer Taufpathe für euch geredet. Und wiſſet ihr, was er geredet hat? Damals hat der Prieſter, der euch taufte, an euch die Frage gerichtet: Widerſagſt du dem böſen Feinde und allen ſeinen Werken und aller ſeiner Hoffart? und der Taufpathe hat ſtatt euer zur Antwort gegeben: Ja. Sodann wurde gefragt: Glaubſt du an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde? Glaubſt du an Jeſum Chriſtum, ſeinen eingebornen Sohn, unſern Herrn, der geboren worden und gelitten hat? Glaubſt du an den heiligen Geiſt, an eine heilige, katholiſche Kirche, Gemeinſchaft der Heiligen, Nachlaß der Sünden,

Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben? Und auf alle diese Fragen hat der Taufpathe geantwortet: Ja, ich glaube. Was nun damals eure Taufpathen geantwortet haben, das müßt heute ihr antworten, liebe Kinder! Ihr habt jetzt euren Verstand und könnt reden und wisset, was ihr redet. Wohlan denn nun, so erneuert heute euer Taufgelübde! Ja, versprechet, dem bösen Feinde und allen seinen Werken zu widersagen. Heute zieht ja euer Herr und Erlöser in eure Herzen ein, räumet dieses Herz nie dem bösen Feinde ein! Jesus Christus kommt heute zu euch, um Wohnung bei euch zu nehmen, und nicht etwa nur für einen Tag, oder für ein Jahr; nein, liebe Kinder, für immer möchte Jesus in euren Herzen wohnen; o so vertreibet ihn denn nicht, öffnet es nicht dem Feinde eurer Seele, eurem Todfeinde, dem Teufel! Ihr würdet ihm aber euer Herz öffnen, so oft ihr eine schwere Sünde beginget. Da müßte Jesus fliehen und dem Teufel Platz machen; denn Christus und der Teufel können nicht bei einander wohnen, so wenig wie Feuer und Wasser.

Fliehet daher die Todsünde wie eine giftige Schlange! Euer ganzes Leben lang, liebe Kinder! sei euch der heutige Tag im Gedächtniß! Heute seid ihr so unschuldig beisammen, als Lämmer gehet ihr zum Lamme. Ach, ach, möchte keines aus euch je ein Wolf werden, das unwürdig zu diesem Tische herträte, und das Lamm Gottes zerrisse! Wenn euch daher je die Sünde mit ihrer glatten Zunge schmeichelte, wenn sie euch ihre süße Giftspeise anböte: denkt an den heutigen Tag, denkt an das Brod der Engel, an die reine Himmelsspeise, die ihr heute zum ersten Male genossen habt. Heute esset ihr euch Leben und Seligkeit an diesem Tische hinein, möget ihr euch nie Tod und Verdammniß hineinessen! —

Aber auch an euch, ihr Eltern und erwachsene Personen überhaupt, die ihr hier zugegen seid, habe ich einige Worte zu richten.

Zweiter Theil.

Sehet her da auf dieſe unſchuldigen Kleinen! Der Friede Gottes wohnt auf ihrem Antlitze, die Unſchuld leuchtet aus ihrem Blicke. Vor zehn, zwanzig, dreißig, vierzig und fünfzig Jahren ſeid auch ihr ſo um den Taufſtein herumgeſtanden, fromm und unſchuldig, voll glühenden Verlangens, voll Freude und Wonne. Der Peſthauch der Sünde und der Verführung hatte den hellen Spiegel der Unſchuld noch nicht getrübt, ihr waret Lämmer. Wie ſieht's aber jetzt aus, meine Lieben? Habt ihr das Taufgelübde, das ihr bei eurer erſten heiligen Kommunion erneuert habt, gehalten? Getrauet ihr euch, ihr Jünglinge und Mädchen, noch hinzuſtehen zu dieſen unſchuldigen Kleinen? Seid ihr noch wie die Kinder? Ach du lieber Gott! vielleicht habt ihr ſeitdem nie mehr an eure erſte heilige Kommunion zurückgedacht! O welche Gewiſſensvorwürfe wird in dieſem Augenblicke Mancher und Manche hören müſſen! Ja, das waren ſchöne, ſelige Zeiten damals, wird mancher Jüngling, manche junge Weibsperſon jetzt denken! Ja, damals hatte ich einen innern Frieden und Freude am Gebet und an der Kirche. Damals wußte ich nichts von all den ſchlechten Reden und Geſängen und Dingen, die ich jetzt weiß; damals wußte ich nichts von der Sünde der Unkeuſchheit, ich verſtand nicht einmal den Namen, nichts vom Fluchen und Schwören, nichts von Völlerei und Nachtſchwärmerei, nichts von der leidigen Hoffart und Putzſucht — alle dieſe Dinge waren mir fremd. Ja, das waren ſchöne, ſelige Tage! O daß ſie wiederkehrten! Ach, ſie kehren nie wieder dieſe Tage! Unſchuld einmal verloren iſt ewig verloren! — Der Anblick der unſchuldigen Lämmer, die heute zum erſten Male zum Tiſche des Herrn gehen, muß in das Herz des böſen Menſchen den Dorn der Reue und Zerknirſchung drücken, es muß ihn ein Entſetzen anwandeln, wenn er eines dieſer Kleinen anſieht und ſich mit ihm vergleicht. Sieh da, dieſe Lämmer, ſo flüſtert ihm ſein Schutz-

engel in's Ohr, ſieh da, dieſe Lämmer! So ein Lamm warſt du auch einſt, und was biſt du jetzt? Ein Wolf, der ſchon manches unſchuldige Lamm erwürgt hat, der vielleicht zur Stunde noch auf Beute lauert. Ja, damals, bei der erſten Kommunion gingſt du auch hin voll Glaube, Hoffnung und Liebe, glühend von Sehnſucht und Andacht, damals empfingſt du noch würdig den Leib des Herrn! Aber jetzt, wie gehſt du jetzt hin? Ach, ſo lau, ſo glaubenslos, ſo kalt und unandächtig, als gingeſt du zum Tiſchladen hin und ſchnitteſt dir Brod ab. Vielleicht biſt du gar ſchon hingegangen und haſt nicht einmal recht gebeichtet, vielleicht biſt du gar ſchon hingegangen und biſt gar nicht abſolvirt worden, vielleicht biſt du gar ſchon hingegangen und haſt eine Todſünde aus Schamhaftigkeit verſchwiegen, vielleicht haſt du nicht einmal Verlangen nach dem Engelbrode, es ergeht dir wie den Juden, die zum Manna ſagten: Es eckelt uns an dieſer ſchalen Speiſe, weil ſie nach den Fleiſchtöpfen Ägyptens gelüſtete. Sieh, ſo weit iſt's mit dir gekommen, ſo ſtand es damals mit dir, ſo ſteht es jetzt. Wie, wirſt du nun verzweifeln, du, dem das Gewiſſen ſolche Vorwürfe macht? O nein, die Feier der erſten heiligen Kommunion, der du beiwohneſt, muß in dir das nur noch ſchwach glimmende Feuer der erſten Liebe wieder anfachen, es muß der Entſchluß in dir reif werden, den Tag der erſten Kommunion wieder zurückzuführen, und kannſt du die heilige Kommunion auch nimmer empfangen im Kleide der Unſchuld, ſo kannſt du ſie doch empfangen im Büßergewande. Sieh hin auf die ehemalige ſo liederliche Maria aus Ägypten. Der Blitz der Gnade ſchlug ein bei ihr und entzündete. Sie verläßt die Welt, geht in die Wüſte hinaus und führt dort ſiebenundvierzig Jahre lang das ſtrengſte Leben, ohne beichten oder kommuniziren zu können. Endlich nach ſiebenundvierzig Jahren kommt auf Gottes Schickung ein Prieſter in die Wüſte; der findet die büßende Maria, und dieſe erzählt ihm ihren ganzen Lebenslauf und hierauf reicht er ihr die heilige Kommunion. Als er über's Jahr wieder

kam und ſie mit dem Brode des Lebens ſtärken wollte, da war ſie bereits verſchieden. O gewiß hat dieſe Büßerin ihre letzte Kommunion würdig empfangen, wahrſcheinlich würdiger als die erſte; denn mit zwölf Jahren ſchon entlief ſie ihren Eltern, um ein leichtfertiges Leben führen zu können. Sieh, mein Chriſt, ſo darfſt auch du beim Anblicke dieſer unſchuldigen Kleinen, die heute das Brod des Lebens empfangen, nicht verzagen, ſondern mußt dich vielmehr aufgemuntert fühlen, aus einem Wolfe wieder ein Lamm zu werden, wieder zu werden wie die Kleinen. Fordert dich ja derjenige, der das zerknickte Rohr nicht ganz bricht und den glimmenden Docht nicht auslöſcht, ſelber dazu auf, wenn er ſagt: „Kommet Alle zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, und ich will euch erquicken!“ Ja, der Anblick dieſer Kleinen, die Feier des heutigen Feſtes möge Alle, die lau und kalt geworden ſind, wieder auf's Neue entflammen, eine erſte Kommunion zu feiern, d. h. reumüthig zu beichten und würdig zu kommuniziren. Ihr aber, ihr Jünglinge und Jungfrauen, die ihr das ſchöne Feierkleid der Unſchuld noch nicht befleckt habt, die ihr würdig wäret, heute noch zu dieſen Lämmern euch hinzuſtellen und das Brod des Lebens mit ihnen zu genießen, ihr ſollt durch die heutige Feier begeiſtert werden zum treuen Feſthalten eures ſchönſten und edelſten Kleinodes. Ja, bleibet immerdar Lämmer und trauet nicht den gefräßigen Wölfen! So oft ihr kommuniziret, ſei es eine erſte Kommunion! Ja, die heilige Kommunion ſei eure liebſte, eure vorzüglichſte Nahrung! Durch den Genuß des unbefleckten Lammes müßt ihr euch beſtändig ſtärken gegen die unreinen Genüſſe, welche die Welt darbietet, das Manna des Himmels ſei euch ein ſtets willkommenes Gegengift gegen die Giftſpeiſen der Welt!

Und nun noch ein Wort an euch, ihr lieben Eltern der lieben Kleinen, die heute zum erſten Male die heilige Kommunion empfangen. Mit welcher Freude habt ihr nicht damals, als eure Kinder von der heiligen Taufe nach Hauſe

getragen wurden, dieſelben in eure Arme genommen und ihnen und euch Glück gewünſcht! Mit welcher Freude müßt ihr erſt heute eure Kinder nach Hauſe führen, wie müßt ihr heute ihnen und euch Glück wünſchen! Tempel Gottes, Wohnungen des Erlöſers werden ſie ja heute, ein König, der Herr Himmels und der Erde zieht heute in die Herzen eurer Kleinen wie in Palläſte ein. Fällt euch da nicht ein, was der heilige Paulus an die Korinthier ſchreibt: „Wiſſet ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes ſeid und der Geiſt Gottes in euch wohnt? Wenn aber Jemand den Tempel Gottes entheiligt, ſo wird ihn Gott zu Grunde richten; denn der Tempel Gottes iſt heilig und der ſeid ihr"? (I. Kor. 3, 16.) Wenn der Menſch ſchon in der heiligen Taufe ein Tempel des heiligen Geiſtes wird, ſo wird er durch die heilige Kommunion im engſten Sinne des Wortes ein Tempel Gottes. Dieſe Tempel Gottes, eure Kinder, liebe Eltern, werden euch heute übergeben und ihr ſeid nun Tempelwächter; ihr habt die Verpflichtung, dieſe Tempel zu zieren und ſie zu beſchirmen. Ja, habet Acht, auf daß ihr keines von dieſen Kleinen ärgert. Wehe dem Menſchen, der Ärgerniß gibt! Gebet euren Kindern ein gutes Beiſpiel und ſehet zu, daß ſie von Andern nicht verführt werden! O es gibt garſtige Knechte und Mägde, welche die Kinder in den abſcheulichſten Dingen unterrichten, die gröbſten Reden vor ihnen führen und die ärgerlichſten Dinge ſogar vor ihnen treiben. Das ſind lauter Tempelſchänder, und wenn ihr dergleichen wahrnehmet, dann ergreift nur den Strick eines tüchtigen Verweiſes, und jagt die Tempelſchänder aus dem Heiligthume. Ja, laſſet die Tempel eurer Kinder nicht entweihen! Haltet ſie zurück von dem ſogenannten Heimgarten, wo oft allerhand nichtsnutzige ledige Leute zuſammenkriechen, und mit Zoten und Poſſen ſich die Zeit vertreiben, haltet ſie zurück, wenn ſie einmal aus der Feiertagſchule ſind, vom Beſuche der Tanzplätze, laſſet ſie nicht leichtſinnig dort und da herumflattern, geſtattet ihnen

keine Bekanntſchaft, wobei keine gegründete Ausſicht auf Verehelichung iſt. Steht manchmal mitten in der Nacht auf und haltet Umſchau im Hauſe, wie's denn ausſteht; kurz, habet Acht auf die Tempel Gottes, die euch anvertraut ſind, damit nicht die Kinder einſt Wehe über euch und eure Nachläßigkeit rufen und ſagen müſſen: Unſere leichtſinnigen und nachläßigen Eltern waren es, die zu unſerm Verderben die erſte Hand angelegt haben. Wir waren Lämmer, aber durch die Freiheiten, die ſie uns ließen, durch den Umgang, den ſie uns erlaubten, ſind wir Wölfe geworden. O ich bitte euch, liebe Eltern, habet Acht auf dieſe unſchuldigen Lämmlein da, die heute zum erſten Male zum Tiſche des Herrn gehen, ſeid gute Hirten, weidet ſie, beſchützet ſie vor den Wölfen, daß ſie nicht ſelber Wölfe werden.

Und nun, liebe Kinder! will ich eure Sehnſucht nach eurem lieben Heilande nicht länger mehr zurückhalten. Gehet hin zu dem Lamme Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt und laßt euch von ihm ſpeiſen. Verſprechet heute eurem Heilande, daß ihr gute Chriſten werden, daß ihr ſtets Tempel Gottes bleiben wollet. Zum erſten Male ſetzt ihr euch heute mit den Erwachſenen zum großen Familientiſche als Kinder einer großen Familie. Jeſus Chriſtus iſt der Speiſemeiſter und die Speiſe zugleich und ihr ſeid die Geſpeisten. Hochzeitgäſte ſeid ihr heute zum erſten Male am himmliſchen Hochzeitmahle. Ihr wiſſet, daß man bei dieſem hochzeitlichen Mahle nie ohne hochzeitliches Kleid erſcheinen darf; dieſes hochzeitliche Kleid aber iſt das Kleid der Unſchuld, oder der Buße und Beſſerung. Vergeſſet dieß nie! Heute an eurem erſten Kommuniontage präget dieſe wichtige Wahrheit recht tief eurem Herzen ein! Es kommt eine Zeit, wo ihr hinaus müſſet in alle Welt. So wie ihr heute beiſammen ſeid, kommet ihr wohl nicht leicht mehr zuſammen. Heute verläßt dieſe das elterliche Haus, morgen jene. Eines geht in dieſen Dienſt, das andere in jenen — da, liebe Kinder, erinnert euch, ſo oft ihr beichten und kommuniziren gehen

wollt, recht lebendig an den heutigen Tag, euren ersten Kommuniontag. Denkt recht oft an die Worte, die ich an diesem Taufsteine da zu euch gesprochen habe. Schauet hin auf eure Eltern, denen die Thränen der Freude in den Augen glänzen; eure Eltern haben ein volles Recht, von euch das Beste zu erwarten. Sie thun gewiß das Ihrige, daß ihr an eurer Seele keinen Schaden leidet, daß ihr rechtschaffene Christen werdet. Aber thut nun auch ihr das Eurige! Bleibet brav und gut, wie bisher! Folget den Ermahnungen eurer Eltern, den heilsamen Lehren, die ihr in der Schule und Kirche höret, und meidet die böse Gesellschaft und die Gelegenheit zur Sünde. Dann Heil euch, liebe Kinder! dann werdet ihr nicht bloß heute, sondern immerdar würdig die heilige Kommunion empfangen, ihr werdet nicht bloß heute, sondern immer die erste Kommunion haben. Amen.

Predigt

auf

den zweiten Sonntag nach Oſtern.

Text: „Ich bin der gute Hirt.“ Joh. 10, 11.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Es gibt verſchiedene Hirten. Schauet den König an auf ſeinem Thron — er iſt ein Hirt, der eine große Familie von mehrern Millionen Menſchen zu weiden hat. Schauet den Pabſt an auf dem Stuhle des heiligen Petrus — er iſt ein Hirt über die ganze katholiſche Chriſtenheit. Sehet hin auf die Biſchöfe und Erzbiſchöfe — ſie ſind Hirten über größere und kleinere Diözeſen; ſehet hin auf die Pfarrer und die übrige Geiſtlichkeit — ſie ſind Hirten über Hunderte und Tauſende ihnen anvertrauter Seelen; und auch die Bürger und Bauern, die über eine beſtimmte Anzahl von Untergebenen zu ſorgen haben, was ſind ſie anders, als Hirten? Mit Einem Worte: Jeder, der eine Aufſicht über Andere hat, der Jemandem etwas zu befehlen hat, iſt ein Hirt. — O daß doch alle Hirten, die es auf der Erde gibt, ihr Hirtenamt treulich verwalten würden!

Daß doch Jeder von ſich ſagen könnte, was Jeſus Chriſtus heute von ſich geſagt hat: Ich bin der gute Hirt! Aber, ach, Viele ſcheinen nicht zu wiſſen, was ein guter Hirte zu thun hat. Ihr ſeid Bauern und jede Gemeinde hat einen Viehhirten. Was nun dieſer Viehhirte für Pflichten hat, das wiſſet ihr recht gut. Wenn euer Viehhirt das Vieh nicht gehörig zuſammenhält, es im Holze herumlaufen läßt, eure Kühe im Klee ſich vollfreſſen und darauf Waſſer ſaufen läßt, daß ſie umfallen, wenn er das Vieh in Wieſen und Getreide hineingehen und dort Schaden machen läßt, ſo wiſſet ihr ganz gut, daß dieß Alles nicht recht iſt und weder dem Vieh, noch euch nützen kann. Und da ſeid ihr voller Angſt und Sorge! Geht nur ein Schwein ab, das ganze Dorf wird ausgeſucht, alle Winkel und Gräben und Geſträuche werden durchſtöbert; geht ein Schaf, ein Lamm ab, ihr hört nicht auf, zu ſuchen, bis ihr es findet. — O daß ihr doch in eurem eigenen Hirtenamte auch ſo fleißig und ſo beſorgt wäret! Daß ihr doch da auch das verlorne Schaf ſo fleißig aufſuchen würdet! Aber da fehlt's oft ſtark! Manche ſcheinen gar nicht zu wiſſen, daß ſie Hirten ſind, daß ſie ein Hirtenamt auf ſich haben. Weil ich dieß befürchte, ſo möchte ich euch heute ein wenig an eure Hirtenpflicht erinnern, und euch den Umfang eurer Pflicht in's Gedächtniß zurückrufen. Ihr ſeid

Hirten zu Hauſe, I. Theil;
Hirten außer dem Hauſe, II. Theil.

Guter Hirt Jeſus! ſegne meine Worte, auf daß ich mein Hirtenamt heute nicht umſonſt verwalte! —

Erſter Theil.

Ihr ſeid Väter und Mütter und als ſolche ſeid ihr Hirten. Gott der Herr hat euch in euren Kindern Schäflein anvertraut, die an euch gute Hirten haben ſollen. Nun, was thut denn der gute Hirt? Der gute Hirt führt ſeine Schafe bei Zeiten auf die Weide und läßt ſie nicht aus dem

Auge. Thut ihr das auch an euren Kindern, ihr Eltern? Bei Zeiten müßt ihr ſie auf die Weide führen, d. h. ſobald eure Kinder einmal reden können, ſo müßt ihr nicht verſäumen, ſie das Vaterunſer zu lehren, ſonſt kann es recht leicht ſein, daß ihre Zunge eher ein Fluch- oder Scheltwort, als den Namen Gottes ausſpricht. Und ihr ſelber müßt da mit ihnen auf die Weide gehen, d. h. ihr müßt mit eurem Beiſpiele vorangehen, ihr müßt ſelber gerne beten. Wenn aber die Eltern ſelber nicht beten, wenn nur die Kinder beten ſollen, werden ſie da folgen? Wäre das nicht gerade ſo, als wenn der Hirt die Schafe auf die Weide treiben wollte, er ſelber aber ginge nicht mit? Und ſolche Eltern gibt es. Sie befehlen ihren Kindern, ſie ſollen fleißig in den Pfarrgottesdienſt gehen, ſie ſelber aber begnügen ſich mit einer Meſſe. Sie ſchaffen den Kindern, ein Morgen-, Tiſch- und Nachtgebet zu beten, ſie ſelber aber ſieht man ein ſolches nicht beten. Sind ſolche Eltern gute Hirten? Ich glaube nicht. Es kommt die Zeit der Schule und gute Eltern führen als gute Hirten ihre Kinder auch auf dieſe Weide. Aber wie ſchlecht werden die Kinder nicht ſelten auf dieſe Weide geführt, wie ſchlecht wird von vielen Eltern auf dem Lande in dieſer Beziehung das Hirtenamt verwaltet! Wie oft halten gleichgültige Eltern ihre Kinder von der Schule zurück, und welche Entſchuldigungen bringt man vor, wenn man je anders ſo viel Manier hat und ſeine Kinder entſchuldigen läßt! Gibt es ja doch Gegenden, wo die Eltern ihre Kinder von der Schule zurückhalten, ſo oft es ihnen beliebt, ohne daß es ihnen dabei einfällt, ihre Kinder entſchuldigen zu müſſen. Und wenn dann Prieſter und Lehrer auf geregelten Schulbeſuch dringen und jedesmalige Angabe von Entſchuldigungen fordern: da meinen ſolche Leute, ein ſolches Verlangen ſei etwas Neues und Unerhörtes und ſo ſcharf und ſtreng ſei es noch nie genommen worden. Ich ſtehe nicht an, zu behaupten, daß es auch heute noch viele Eltern auf dem Lande gibt, die ihre Kinder nicht in die Schule ſchicken würden, wenn ſie nicht müßten. Das

erkennt man gar leicht, wenn man bemerkt, daß ihnen kein Vorwand zu armſelig und zu ſchlecht iſt, unter dem ſie ihre Kinder von der Schule zurückhalten. Gibt es denn nicht Eltern, die ihre Kinder lieber alle Tage auf den Bettel als in die Schule ſchicken? Gibt es denn nicht Eltern, die ihre Kinder lieber zum Viehhüten verwenden, ſie lieber auf dem Felde unter dem Vieh aufwachſen laſſen, als zur Schule ſchicken? Was kümmert es ſie, ob ihre Kinder etwas lernen! Hat mein Vater und meine Mutter auch nicht leſen und ſchreiben können und ſind doch durch die Welt gekommen, heißt es; können wir auch nicht leſen und ſchreiben und müſſen doch auf der Welt fortkommen, ſagen ſie, ſo werden ſich unſere Kinder auch ſchon durchſchlagen! Daß ihre Kinder ganz verwildern, um das kümmern ſie ſich nicht. Sie meinen, das katholiſche Chriſtenthum beſteht darin, daß man den Roſenkranz in der Hand hat und zu Oſtern und Portiunkula beichtet, und damit ſei es abgethan! — Und ſolche Eltern ſind Hirten! Sind das gute Hirten? Nein, das ſind Miethlinge.

Aber nun werden die Kinder groß und das Hirtenamt wird immer ſchwieriger. Doppelt muß jetzt der Hirte wachen, er darf nicht ſchlafen, die muthwillige Heerde ſpringt herum, über Zäune herüber und kommt an Abgründe oder verirrt ſich in Gehölzen und Hohlwegen. Die Feiertagsſchule geht zu Ende und es beginnen nun die Jahre des Leichtſinns und der Ungebundenheit. Der muthwillige Jüngling rennt allen Vergnügen nach, das leichtſinnige Mädchen möchte überall herumflattern — wo iſt denn der Hirt? Ach ſieh, da trägt der Wolf ſo eben ein Schaf davon, dort ſtürzt eine muthwillige Ziege in den Abgrund, dort fällt ein Rind von übermäßig genoſſenem Futter. Wo iſt denn der Hirt? — Ach, er ſchläft und läßt die Heerde thun, was ſie will, und er ſchützt ſie nicht vor Gefahren, er wehrt nicht dem Wolf. Miethling, elender! verwalteſt du alſo dein Hirtenamt? So machen es manche Eltern, die zu dem jugendlichen Leichtſinne ihrer Kinder durch die Finger ſehen und ſie thun laſſen, was ſie

wollen. Sie ſind ſelber ſchon ſo geſcheid, ſagen ſie, daß ſie wiſſen, was ſie zu thun haben, ſie ſind ſelber groß genug, auch laſſen ſie ſich von uns nichts mehr einreden. — Alſo das muthwillige, unbändige Pferd, das mit Wagen und Fuhrmann durchgeht, iſt ſelber geſcheid genug, als daß man ihm einen Zügel anlegen dürfte, das Schaf iſt ſelber ſo klug, daß es ſich von dem Wolf nicht freſſen läßt, die Kuh ſelber ſo vernünftig, daß ſie weiß, zu viel Futter tauge ihr nicht? Man ſoll Vieh und Leute nicht zuſammengleichen; aber ſagt ihr nicht ſelber, die jungen Leute haben keinen Verſtand, Jugend hat keine Tugend? Das wiſſet ihr und dennoch laſſet ihr die Jugend gewähren, was ſie will. Wenn die jungen Leute keinen Verſtand haben und die ihnen drohenden Gefahren nicht erkennen, wenn ſie in all dem Toben der Welt nur unſchuldige Freuden erblicken und ſie ſorgenlos herumgaukeln und überall naſchen zu dürfen meinen: ſeid ihr da nicht ſchuldig, ſie aufzuklären, ſie auf die Gefahren aufmerkſam zu machen, ſie vor Verführung zu warnen? Iſt es recht, wenn ihr ihnen Bekanntſchaften geſtattet, die zu nichts führen, als zuletzt zur Sünde? Wenn ihr ſie auf Tanzböden herumflattern laſſet, wenn ihr ihnen theures Spielen, Nachtſchwärmerei, Trinkgelage, eitlen Kleiderputz durch die Finger ſehet: ſeid ihr da Hirten? Oder wenn gar Vater und Mutter ſelber hier mit ſchlechtem Beiſpiele vorangehen, jener Tag und Nacht beim Bierkruge, dieſe aber bei der Branntweinflaſche ſitzt, wenn jener ein Verſchwender, dieſe aber ein putzſüchtiges Weib iſt, das Geſchnüre und Stoffe zur Kleidung nicht koſtbar genug haben kann — ſind das Hirten? Sind da die Hirten nicht zugleich die Wölfe? —

Wenn aber Eltern an ihren Kindern ſchon das Hirtenamt ſo ſchlecht ausüben, wie werden ſie es erſt als Hausväter und Hausmütter an ihren Dienſtboten verwalten? Wenn nur der Dienſtbote ſeine Schuldigkeit thut, wenn er nur fleißig arbeitet und dem Bauern den vollen Wagen in die Scheune ziehen hilft, dann hat er ſeine Schuldigkeit gethan, im Übrigen

darf er thun, was er will. Weiter geht mich mein Knecht, meine Magd nichts an, ſagt der Bauer. — Wie, biſt du ein Hirt, der du alſo ſprichſt? Hat dein Knecht, deine Magd keine unſterbliche Seele? Und wenn du nicht dich um ſie kümmerſt, wer ſoll ſich denn kümmern? Nein, kein Hirt biſt du, ſondern ein Heide, ein Ungläubiger, der ſeinen Glauben verläugnet hat, wenn du auf deine Untergebenen kein achtſames Auge haſt. Das ſage nicht ich, das ſagt dir der Apoſtel Paulus. Bei manchen Hausleuten geht wohl in Erfüllung, was der heilige Auguſtin ſchreibt*): „Sie ſorgen mehr für ihre Hunde, als für ihr Geſinde!" Ja, wahr iſt es, eine größere Aufſicht führen manche Hausleute über ihr Vieh, als über ihre Dienſtboten.

Eltern, Hausleute, ich bitte euch, ſagt doch, iſt das ein Hirtenamt? Seid ihr Hirten zu nennen? Muß man euch nicht vielmehr Miethlinge nennen? Seid ihr da Hirten einer Heerde von Schafen? Nein, da ſeid ihr Wölfe unter den Wölfen. Und das iſt doch nur erſt eure nächſte Umgebung, das iſt erſt das Hirtenamt, das ihr in eurem eigenen Hauſe zu üben habt über Kinder und Dienſtboten. Wenn das ſchon ſo ſchlecht geübt wird, wie werdet ihr es erſt nach außen üben? Wenn ihr ſchon in eurem eigenen Hauſe nicht ſehet, nicht höret, nicht ſehen und hören wollt, was werdet ihr außer dem Hauſe thun? Oder meint ihr, euer Hirtenamt erſtrecke ſich nicht über euren Hofraum hinaus? Nein, meine Lieben! euer Hirtenamt hat noch einen größern Umfang und dieß will ich euch zeigen im

zweiten Theil.

Ich will hier nicht von der Pflicht der brüderlichen Zurechtweiſung reden, die ich wohl als ein Hirtenamt nach außen bezeichnen könnte. Vermöge dieſer Pflicht haben wir den Nachbar aufmerkſam zu machen auf Fehler und Gebrechen, auf unrechte Dinge, die in ſeinem Hauſe vorgehen; wir haben

*) S. August. Serm. 13. ex Vignerianis, 146. append. novae.

Feindſchaften zu ſchlichten, zur Verſöhnlichkeit zu ermahnen, zum Guten zu ermuntern, vom Böſen abzuhalten. Aber alles dieß zu rechter Zeit und am rechten Platze! Das iſt ſo ein Hirtenamt nach außen, dem wir uns nicht entziehen können. Wir dürfen nicht ſagen: Was geht das uns an? Warum ſoll ich mich um Andere bekümmern? „Wie wirſt du mit Vertrauen vor dem Richterſtuhl Gottes ſtehen können," ſagt der heilige Chryſoſtomus, „wenn du hier um das Verderben ſo vieler Seelen dich nicht kümmerſt? Möchte ich doch ſo glücklich ſein, ihn zu ſehen, wenn er zur Sünde läuft, ich bedürfte euer nicht und würde die ſchnellſte Beſſerung anwenden. So oft ein Bruder zu beſſern iſt, verſäume es nicht und ſollteſt du dabei dein Leben opfern müſſen."

Das iſt alſo ſchon im Allgemeinen Pflicht, es liegt in unſerm Hirtenamte, das wir nach außen zu üben haben. Allein ſo allgemein will ich heute nicht ſprechen, ich will mich mehr auf's Einzelne beziehen. Ich rede wieder nur von euren Kindern und Dienſtboten; denn wohlgemerkt, eure Kinder ſind nicht immer zu Hauſe und eure Dienſtboten auch nicht. Ich meine das ſo, daß eure Kinder oft in fremden Dienſten ſind. Es geſchieht häufig, daß Kinder ſchon, gleich wenn ſie die Werktagſchule verlaſſen, von ihren Eltern verdingt werden. Arm und voller Noth, wie ſie oft ſind, ſind ſie froh, wenn ſie ihre Kinder weiter bringen. Dabei aber bedenken ſolche Eltern oft nicht, daß dadurch ihr Hirtenamt über ihre Kinder nicht aufhört, ſondern daß ſie auch außer dem Hauſe, in der Fremde noch ſie zu hüten haben. Die erſte Pflicht dieſes Hirtenamtes iſt es da, daß ſie wohl umſehen und ſich erkundigen, in welches Haus ihre Kinder kommen, was es für einen Ruf hat und wie es überhaupt in dieſem Hauſe zugeht; denn ihre Kinder ſollen nicht bloß einen Dienſt bekommen, wo es ihnen gut geht, wo ſie einen großen Lohn bekommen, ſondern wo ſie auch für ihr Seelenheil gehörig ſorgen können und für dasſelbe keine beſondere Gefahr zu befürchten haben.

Aber wie viele Eltern gibt es denn, die ſich um das kümmern? Wenn ſie nur ihre Töchter unterbringen können; um mehr kümmern ſie ſich nicht, thun ſie dann dort, was ſie wollen, ergeht es ihnen dort, wie es wolle. Sie geben ihnen kaum eine heilſame Lehre mit, keine eindringliche Ermahnung, daß ſie ſich vor der Verführung hüten ſollen; daher geſchieht es, daß Bekanntſchaften anzuknüpfen die erſte Sorge der Tochter iſt, und es geht oft kaum ein Jahr um, ſo kommt die Tochter entehrt nach Hauſe, und zeigt den Eltern, was ſie in ihrem Dienſte proſtituirt hat. Ich weiß wohl, daß die Ausſchweifungen, welche die Kinder in der Fremde begehen, nicht immer auf Rechnung der Eltern kommen können, denn die Künſte der Verführung ſind zu arg, die Gelegenheiten zur Sünde zu häufig; und wenn ein Kind die beſte Erziehung zu Hauſe genoſſen hat, dennoch kann es draußen zum Falle kommen. Aber deßungeachtet muß behauptet werden, daß viele Töchter deßwegen eine Beute der Verführung werden, weil ſich die Eltern um ſie nimmer kümmern, ſobald ſie einmal aus dem Hauſe ſind. Sie beten oft gar nicht für ſie und ſchreiben ihnen nicht, wenn ſie nicht mündlich mit ihnen ſich benehmen können. Das Hirtenamt wird alſo gar nicht mehr ausgeübt und ſo muß das Schäflein zuletzt einem Wolfe zur Beute werden. So ergeht es auch dem Sohne nicht ſelten beim Militär. Er geht fort vom elterlichen Hauſe, ohne daß ſeine Eltern ihn auf die Gefahren des Soldatenſtandes aufmerkſam gemacht hätten. Man kümmert ſich nicht um ihn, man ſchreibt ihm nicht, man läßt ihm keine Mahnung und Warnung zukommen — iſt es da ein Wunder, wenn er zuletzt halb verwildert nach Hauſe kommt? — So geht es häufig mit den Kindern, die draußen leben, mit den Dienſtboten geht es nicht beſſer. Ihr werdet mich da freilich nicht ſogleich verſtehen, was ich ſagen will. Ihr werdet denken: Wir haben alle unſere Dienſtboten zu Hauſe, von einem Dienſtboten außer dem Hauſe wiſſen wir nichts. Und doch behaupte ich, daß ihr einen Dienſtboten außer eurem Hauſe habt, der der Dienſtbote von euch Allen iſt. Und wer meint

ihr wohl, iſt dieſer Dienſtbote? Das iſt kein anderer, als euer Viehhirt, dieſer iſt euer gemeinſamer Dienſtbote, in eurem Solde ſteht er, euch dient er. Nicht wahr, daran habt ihr noch kaum gedacht, daß ihr für das Seelenheil dieſes eures auswärtigen Dienſtboten auch zu ſorgen habt? Wenigſtens bisher habt ihr ſchlecht, ſehr ſchlecht für das Seelenheil eures Viehhirten geſorgt, das muß ich heute von dieſer heiligen Stätte aus laut, feierlich und mit großer Entrüſtung ausſprechen. Ja, für euer Vieh habt ihr beſſer geſorgt, wie für euren Viehhirten. Oder ſagt mir, wann kommen denn eure Viehhirten an Sonn- und Feiertagen in eine Kirche? Wenn ihrer nicht mehrere ſind, daß ſie abwechſelnd eine Stunde weit in die Frühmeſſe kommen können, dann kommen ſie nie in eine Kirche. In der Nachbarſchaft iſt eine ledige Weibsperſon ganz allein als Viehhirtin, wann kann dieſe in die Kirche kommen? Es hat mich auf's Tiefſte empört, als am heiligen Oſtertage kaum die Frühmeſſe zu Ende war, der Dorfhirt ſchon in ſein Horn ſtoßen mußte, um das Vieh auszutreiben. Alſo am Oſtertage, ſage am heiligen Oſtertage, muß euer Viehhirt während des hohen pfarrlichen Gottesdienſtes auf dem Felde unter dem Vieh ſein! Iſt das recht? Seid ihr Hirten über eure Dienſtboten? Denn euer Dienſtbote iſt der Viehhirt; alſo iſt es euch lieber, wenn euer Vieh Gras bekommt, als wenn eure Viehhirten in den Gottesdienſt kommen? An eurem Vieh iſt euch alſo mehr gelegen, als an eurem Viehhirten? Ja, jetzt wundert es mich nicht mehr, wenn gerade die ledigen Hirtentöchter und die ledigen Hirtenleute die unſittlichſten in den Dorfgemeinden ſind, wenn man faſt keine ledige Hirtentochter antrifft, die nicht ein paar uneheliche Kinder hat. Kann es denn anders ſein? Schon als Kinder kommen ſie ſehr ſparſam in Kirche und Schule, ihre Lehrmeiſter haben ſie an den Schweinen, Stieren und Böcken auf dem Felde draußen. Ohne Religion, ohne Belehrung wachſen ſie auf dem Felde auf unter dem Vieh, was Wunder, wenn ſie zuletzt leben wie das liebe Vieh? Ach, die armſeligen

Geſchöpfe, was können ſie dafür, wenn ſie ſo werden! Kirche, Predigt und Schule iſt ihnen ja fremd. Wiſſet ihr aber, wer dafür kann, wer die Schuld trägt an dem Verderben dieſer unglücklichen und ungerathenen Hirtenleute? Einen großen Theil dieſer Schuld tragt ihr auf euren Schultern, ihr, die ihr euer Hirtenamt gegen eure auswärtigen Dienſtboten ſo ſchlecht erfüllt. Feierlich können dieſe Perſonen — und ihr habt ſolche in euren Dörfern — am jüngſten Gericht auf euch einen Theil ihrer Schuld hinüberwälzen; ſie können zu dem ewigen Richter ſagen: Sieh da, gerechter Gott, dieſe ſind es, die uns nie erlaubt haben, eine Predigt und einen Gottesdienſt zu beſuchen; wenn wir auch wollten, ſo haben ſie uns fortgeſchimpft, und uns mit dem Davonjagen gedroht, falls wir ihr Vieh nicht austreiben würden. Wir wären oft gerne in die Kirche gegangen, aber wir durften nicht; nicht einmal am heiligen Oſtertag und Pfingſttag ſahen wir eine Kirche. So mußten wir denn verwildern, wir mußten der Verführung und der Sünde zur Beute werden! Aber an dieſe da wende dich, von dieſen fordere unſer Blut, unſere Seelen! — Wie, ſeid ihr geſonnen, habt ihr Luſt, wagt ihr es, euch einer ſolchen Rechenſchaft zu unterziehen? Habt ihr etwa für euch ſelber, eure Kinder und Dienſtboten zu Hauſe noch nicht genug zu verantworten, wollt ihr dem Gewichte eurer einſtigen Rechenſchaft etwa noch ein paar Mühlſteine anhängen, damit ſie euch in den Abgrund hinunterziehen? Nein, meine Lieben, das kann und will ich nicht glauben! Ich hoffe, daß dergleichen zum letzten Male geſchehen ſein wird. Zuerſt kommt euer Viehhirte und ſeine unſterbliche Seele, der muß zuerſt eine Weide haben, der muß Zeit haben, in die Kirche zu gehen und ſich zu waſchen von ſeinen Sünden und ſich zu ſtärken mit dem Brode des Lebens — und dann erſt, lang darnach erſt kommt euer Vieh an die Reihe und kann vom Hirten auf die Weide getrieben werden. Unter dem pfarrlichen Gottesdienſte wird von nun an keiner eurer Viehhirten mehr mit dem Vieh auf dem Felde ſtehen. So ſoll es ſein und ſo muß es ſein!

Ich berufe mich hiebei auf die allerhöchſten Verordnungen, die das Hüten unter dem Gottesdienſte neuerdings ſtrengſtens unterſagen, und ich werde auf die genaue Darnachachtung derſelben zu dringen wiſſen. Ihr erinnert euch, daß ihr vor einigen Jahren deßwegen ſchon überſchrieben worden ſeid; dieß Mittel iſt das letzte, zu dem ich greife; ich glaube, daß die heutige Belehrung ſchon hinreichen wird, euch zur Pflicht, euer Hirtenamt gegen eure Viehhirten zu erfüllen, zurückzuführen. Wollt ihr alſo gute Hirten ſein, wahre katholiſche Chriſten, nicht ſolche, die es nur dem Namen nach ſind, ſo thut von nun an eure Schuldigkeit beſſer! Seid gute Hirten über eure Kinder und Dienſtboten zu Hauſe, gute Hirten über eure Kinder und namentlich über die Viehhirten, eure Dienſtboten außer dem Hauſe, und dann habt ihr eure Pflicht und Schuldigkeit erfüllt. Gute Schafe kennen die Stimme ihres Hirten; ich will ſehen, ob ihr die meinige kennet, der Erfolg wird es weiſen. Amen.

Predigt

auf

den dritten Sonntag nach Ostern.

Text: „Ihr werdet traurig sein, allein eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden.“ Joh. 16, 20.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Aus den Worten meines Vorspruches, die ihr so eben gehört habt, entnehmet ihr, daß der Herr für den Anfang seinen Jüngern Traurigkeit prophezeit, und dann erst Freude; überhaupt stellt er ihnen für dieses Leben gar keine Freude in Aussicht, sondern nur Trauer, und erst für das andere Leben eine Freude, die nie mehr von ihnen würde genommen werden. Der Herr hat es so im Brauch, daß er den schlechten Wein zuerst auffetzt und den guten bis zuletzt spart. Das hat auch der Speisemeister auf der Hochzeit zu Kana wahrgenommen, deßhalb sagte er zu Jesus: „Jedermann setzt zuerst guten Wein auf, und erst wenn die Gäste sich satt getrunken haben, den schlechtern; du aber hast den guten Wein bis auf die Letzt

geſpart.“ — Hier iſt die Zeit der Ausſaat, alſo die Zeit der Unſicherheit und Ungewißheit, ſomit eine Zeit des beſtändigen Kümmerns und Sorgens, alſo eine Zeit der Trauer; jenſeits erſt iſt die Zeit der Ärnte und ſomit die Zeit der Freude. Das beſtätigt uns gleichfalls wieder die heilige Schrift, wenn ſie ſagt: „Sie gingen hin und ſäeten weinend ihre Samen aus; wie ſie aber kamen, trugen ſie frohlockend die Garben in ihren Händen.“ Das wiſſet ihr Landleute am beſten. Das ganze Jahr hindurch ſeid ihr, wenn man es recht ſagen will, in Kümmerniß und Sorgen. Schon die Bauzeit muß gut ſein, ſonſt iſt gleich von vorne herein ſchlechte Hoffnung auf eine gute Ärnte. Und wie nun das Samenkörnlein in der Erde liegt, ſeht ihr immer mit Beſorgniß darauf hin. Ungeziefer kann die Samenwurzeln abfreſſen; bleibt der Schnee im Winter zu lange liegen, ſo kann er all eure Hoffnung erſticken, iſt der Winter naß, ſo hat der Boden keine Ruhe, iſt die Hitze groß und andauernd, ſo verſengt ſie Alles, iſt der Jahrgang naß, ſo verfault Alles, drei Minuten vor dem Schneiden kann noch der Hagel kommen und Alles in Grund und Boden hineinſchlagen; ja iſt die Ärntezeit ſchlecht, ſo kann auf dem Felde noch Alles verfaulen, es iſt alſo keine Ruhe, keine Sicherheit, bis ihr die Garben in die Scheune fahrt, erſt da heißt es: Sie trugen frohlockend die Garben in ihren Händen. Gerade ſo iſt's mit dieſem und dem jenſeitigen Leben.

Hier iſt Traurigkeit, I. Theil;
jenſeits iſt Freude, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Im Salve Regina, das ihr Alle beten könnt, wird dieſe Erde ein Thal der Thränen und dieſes Leben ein Leben der Verbannung, ein elendes Leben genannt. Dieſes Gebet betet die ganze katholiſche Kirche, iſt alſo von ihr als

ein rechtes, wahres und nützliches Gebet anerkannt. Da gibt es nun Leute, die nicht ſchlecht aufbegehren, meine Lieben, daß die katholiſche Kirche es wagt, dieſe Erde ein Thränenthal und dieſes Leben ein elendes Leben zu nennen. Was, ſagen ſie, dieſe Welt ein Thränenthal, dieſes Leben ein elendes Leben? Hat nicht der gütige Vater im Himmel dieſe Welt dem Menſchen zur Freude geſchaffen? Warum glänzt die majeſtätiſche Sonne am Himmel? Dem Menſchen zur Wonne. Warum ſchimmert der freundliche Mond? Dem Menſchen zur Freude. Warum funkeln die Millionen Sterne? Dem Menſchen zu Liebe. Warum hat Gott ſo viele tauſend und tauſend bunte, gefiederte Sänger erſchaffen, welche mit ihren Konzerten die Luft erfüllen? Warum anders, als den Menſchen zu entzücken? Warum ſchmückt Gott alljährlich die Erde mit einem bunten Kleide, mit wohlduftenden Blumen und Blüthen? Warum behängt er die Bäume mit den köſtlichſten Früchten? Warum anders, als dem Menſchen ſeinen Aufenthalt auf dieſer Erde angenehm zu machen, ihm das Leben zu verſchönern, ihm zu Liebe, ihm zur Freude? Und die Erde ſollte ein Jammerthal ſein, dieſes Leben ein elendes Leben? Nimmermehr! Und warum, ſagen dieſe Leute weiter, warum gab Gott dem Menſchen die Fülle der Geſundheit, warum ſchuf er ihm eine Gehülfin, wozu überhaupt die Freuden dieſes Lebens, als nur ihm Freude zu machen? Nur Kopfhänger und Finſterlinge, nur ſauertöpfiſche Menſchen mögen die Erde ein Jammerthal, dieſes Leben ein elendes Leben nennen! Nein, die Erde iſt ein Paradies und dieſes Leben ein Leben der Freude. — So hätteſt du alſo gelogen, lieber Heiland, da du den Deinigen für dieſe Welt nichts Gutes in Ausſicht ſtellteſt, da du ſie auf das beſſere Jenſeits vertröſteteſt! So löge alſo die heilige Schrift, die Alles unter dem Monde mit dem Worte „Eitelkeit“ und Geiſtesplage belegt, ſo ſpräche alſo die Unwahrheit deine heilige katholiſche Kirche, wenn ſie dieſe Erde ein Thränenthal, dieſes Leben ein Leben der Verbannung nennt! — Nein, die Welt lügt.

Allerdings hat der liebe Gott Sonne, Mond und Sterne zu unſerer Wonne und Freude erſchaffen, allerdings blicken dieſe ſchönen Sterne mit unausſprechlicher Milde auf uns hernieder; aber nur, um unſer Thränenthal bei Tag und Nacht zu beleuchten, und nicht, um uns an dieſe Erde zu feſſeln, ſondern uns zum Himmel hinaufzuziehen. Mit Flammenſchrift ſprechen ſie täglich zu uns: Menſch, ſieh, da heroben iſt dein Vaterland; da unten biſt du nur ein Wanderer, ein Fremdling. Ein wehmüthiges Gefühl, eine namenloſe Sehnſucht beſchleicht daher den gemüthvollen und denkenden Chriſten, wenn er in ſeinem einſamen Zimmer zum nächtlichen Sternenhimmel emporblickt, und ſtiller Schmerz erfüllt ihn bei dem Gedanken, daß er an dieſe Erdſcholle gefeſſelt und noch nicht aufgelöst iſt. Nicht die Erde iſt es, die er da lieb gewinnt, nicht dieſes Leben iſt es, das ihm da ſo ſchön erſcheint, nein — die Sehnſucht nach oben läßt ihm dieſe Erde geradezu als ein Gefängniß erſcheinen, in dem er eingekerkert ſein muß. Noch mehr, dieſe Sonne, die ſo majeſtätiſch glänzt, dieſer freundliche Mond, dieſe lieblichen Sterne erinnern uns nur zu ſehr an die Vergänglichkeit des angeblichen Paradieſes, in dem wir wohnen, an ihre eigene und an unſere Vergänglichkeit; denn dieſe Sonne, die jetzt ſo herrlich glänzte, wird einſt erblinden, dieſer Mond mit ſeinem Lichte wird verſchwinden und die Sterne werden aus ihren Bahnen weichen. Mag alſo ihr Anblick noch ſo Schönes, Bezauberndes, Erfreuliches haben, in alle dieſe Gefühle miſcht ſich das Gefühl der Wehmuth und ſtiller Trauer bei dem Gedanken: So iſt auch ſolche Schönheit hinfällig! So iſt alſo nichts Bleibendes unter dieſen Geſtirnen, wie auch ſie nicht bleibend ſind! Nicht Melancholie und Schwermuth gibt dieſen Gedanken ein, ſondern die Wahrheit und Wirklichkeit. Überdieß vermag der Anblick dieſer Geſtirne den Menſchen weder im Leiden zu tröſten, noch ihn in ſeinem Unglücke zu beruhigen; es darf dem Menſchen nur Friede oder Geſundheit fehlen, trotz Sonne, Mond und Sterne iſt er im Thale der Thränen. Allerdings mag der

arme Kranke die ſchöne Frühlingsſonne mit einem ſchmerzlichen Lächeln begrüßen, allerdings mag der arme Gefangene einen einzigen ihrer goldenen Strahlen, die in ſein finſteres Kerkerloch fallen, freudig willkommen heißen: das iſt nur eine Linderung, aber ſein Leben iſt deßungeachtet ein elendes, und ſeine Wohnung das Thränenthal. Aber wenn auch der Reiche, Mächtige und Vornehme, der auf Reiſen alle Schönheiten der Natur ſich zugänglich machen, die Sonne bei ihrem Aufgange belauſchen und bei ihrem Niederſteigen in das majeſtätiſche Weltmeer bewundern kann, und mag er Geſundheit und Friede des Herzens beſitzen, mag er der edelſte Menſch ſein — ſein Leben iſt deßungeachtet das Leben eines Verbannten in dem Thränenthale; denn er muß fort von hier, und vergeht, wie alle Schönheiten der Natur, wie die Reize des Frühlings, der Duft der Blüthen, der Geſang der Vögel. Es kommt der düſtere Herbſt, der neblichte Winter, der den Menſchen in die Stube hinter ſeinen Ofen bannt und ihn verſtimmt. Nicht einmal ein volles Jahr währt dieſe Herrlichkeit der Natur — wie ſollte ſie die Erde in ein Paradies umſchaffen, wie dieſes Leben wahrhaft verſchönern? —

Gerade ſo iſt es auch mit den übrigen zeitlichen Gaben und Gütern, denen die Zauberkraft beigelegt wird, der Erde ihre traurige Eigenſchaft als Thränenthal zu benehmen. Geſundheit, häusliches Glück, Wohlſtand, Ehrenſtellen ſind den Wenigſten verliehen. Viele ſiechen ihr ganzes Leben lang, Viele verwelken in der Jugend, Andere ſind geſund, müſſen aber betteln oder ſich täglich müde arbeiten in Fabriken und Werkſtätten, wieder Andere wurden auf die ſchrecklichſte Weiſe hingemartert, wie die Apoſtel und heiligen Martyrer, Andere ſtecken in finſtern Kerkerlöchern und ſehen nie das Tageslicht wieder — dieſe werden eine andere Anſicht von dieſem Erdenleben haben, bei dieſen ſollen die Weltleute, die dieſe Erde das Paradies und das Leben auf dieſer Erde ein „ſchönes“ Leben nennen, anfragen, dann werden ſie eine andere Antwort bekommen. Wenn dieſe Erde das Paradies iſt, wenn dieſes

Leben ein „ſchönes“ Leben iſt, wenn es hier reine, ungetrübte Freuden gibt: dann iſt Gott ungerecht gegen den größten Theil der Menſchen; denn warum gibt er nicht Allen gleiche Geſundheit, nicht Allen gleichviel Geld, nicht Allen gleichviel Ehre und Anſehen, daß ſie in dieſer Erde ein Freudenthal, in dieſem Leben ein „ſchönes“ Leben erblicken könnten? Warum ſchenkt er ſeinen guten Wein hier nicht ein? Warum gibt er da gerade den beſten, den trefflichſten Menſchen den Kelch mit Galle und Eſſig, mit Bitterkeit und Wermuth zu trinken? Warum ſo viel Elend, ſo viel Kreuz und Leiden, ſo gräßliche Schickſale gerade über ſeine Diener? Und warum dem elenden Wichte, dem verworfenſten Pflaſtertreter hier ein Leben, daß er die Erde für ein Paradies anſchaut? Antworte hierauf, kluge Welt, wenn du kannſt! Iſt dieſe Erde ein Paradies, dann gebührt dieß Paradies wohl zuerſt den Guten, den Rechtſchaffenen, und den Schlechten gebührt Jammer und Elend, Siechthum, Marter und Qual! Und warum iſt es nun gerade umgekehrt? — Leuchtet es euch nicht ein, daß eure Anſicht, die in dem Erdenleben ein ſchönes Leben erblickt, verkehrt und falſch iſt? daß es nur vergängliche, gemiſchte Freuden ſind, welche dieſe Erde bieten kann?

Nein, hier blüht kein dauerndes Glück, keine reine, ungemiſchte Freude. Manchmal hat es wohl ſo den Anſchein; allein bald wird der ſich ſo glücklich Wähnende ſchrecklich enttäuſcht. Der Fromme hat wohl ein gutes Gewiſſen, einen innern Frieden, aber keinen äußern; denn Alle, die in Chriſto gottſelig leben wollen, werden Verfolgung leiden; hier iſt ein Ehepaar, das das glücklichſte Leben führt; gutgerathene Söhne und Töchter ſcheinen ihr Lebensglück zu vollenden, auch haben ſie nicht mit Nahrungsſorgen zu kämpfen; die Erde dünkt ihnen ein Paradies, dieſes Leben ein ſchönes Leben; aber ſieh da, es kommt der unerbittliche Tod und reißt den Vater von der Seite der Mutter weg, rafft den hoffnungsvollen Sohn und die blühende Tochter hin, es kommt Brand, Hagelſchlag, Krankheit und ſonſtiger Unfall —

ſieh da, wie ſchnell ſich das gerühmte Paradies in ein Thränenthal, wie ſchnell ſich dieſes ſchöne Leben in ein trauriges verwandelt hat!

Nein, meine Lieben, hofft euch auf dieſer Welt kein Paradies! Die Erde iſt und bleibt ein Thränenthal. Die Zeit, wo die Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden, blüht uns erſt jenſeits; hievon aber im

zweiten Theil.

Freue dich, frommer Landmann, der du jetzt alle Jahre zitterſt und fürchteſt, deine Furcht wird einſt hinweggenommen werden. Freue dich, altersſchwacher Greis, den jetzt die Krücken kaum mehr fortſchleppen, du wirſt ein neues, friſches Leben empfangen; hoffe auf den Herrn, altes Mütterchen, das du den ganzen Tag zuſammengekauert und dürr wie eine gedörrte Birne hinter deinem Ofen ſitzeſt, nimmer recht ſiehſt und hörſt, dein Elend wird einſt von dir genommen werden! Drückend laſtet oft des Tages Hitze auf dir, du fleißiger Dienſtbote, erſchöpft ſtreckeſt du am Abend die abgeſchlagenen Glieder auf's Stroh hin — aber, freue dich, es kommt ein Tag, wo alles dieß ein Ende haben wird. Beſſere Zeiten, ein ſchöneres Leben warten deiner, wenn du hier rechtſchaffen lebſt und treu deinem Herrn und Gott dieneſt. Zwar wird man dich nach dem Tode einſcharren, du wirſt verfaulen, bald wird man deiner vergeſſen; aber das Grab iſt noch nicht das Ende, nein, jenſeits des Grabes liegt ein Land, und dieſes Land iſt dein Vaterland. Von dieſem Lande aber heißt es: „Dort iſt kein Tod mehr, auch nicht Leid und Klage und Schmerz; dort wird Gott jede Thräne vom Auge trocknen und Hitze und Kälte, Hunger und Durſt werden nicht mehr ſein.“ Dort werden die rauhen Schwielen von deiner arbeitſamen Hand verſchwinden, die morſchen Knochen wird friſches Mark beleben, der gebeugte Körper wird wieder aufgerichtet, das kahle Haupt wird wieder

bedeckt, der zahnloſe Mund wird wieder mit Zähnen angefüllt werden.

Und weißt du, wie lange dieſe Herrlichkeit dauern wird? Das iſt eben die Hauptſache. Was hätten wir davon, wenn uns tauſend Jahre ein Leben in vollſter Geſundheit mit allen Gütern, frei von aller Plage, in Ausſicht geſtellt wäre? Die tauſend Jahre würden vergehen und wir wären die unglückſeligſten Menſchen. Nein, der Himmel wäre kein Himmel, wenn ſeine Freuden nicht ewig dauerten, er wäre keine Entſchädigung für die Trübſale und Leiden dieſes Lebens. Darum hat der Heiland zu ſeinen Jüngern geſagt: „Euer Herz wird ſich freuen und eure Freude wird Niemand von euch nehmen.“ Die Furcht, daß die Freuden des Himmels ein Ende nehmen könnten, iſt alſo nicht denkbar. Nein, da droben, wo der unermeſſene, unbegreifliche Gott, der Schöpfer der Zeiten und des Glückes, wohnt, dort gibt er das Wahre, da ſchminket keine Lüge, dort nagen keine Motten, dort rauben keine Diebe. Mit Einem Worte: Alles iſt ewig, die Freuden der Seele und des Leibes ſind ewig, die innigſten Freundſchaften, die ſchönſte Liebe, die zärtlichſten Bande ſind ewig. So wie alles das anfing, dauert es fort; keine trübe Stunde, kein trockener Augenblick, keine Langweile unterbricht hier den Raum der glückſeligſten Ewigkeit; eine Freude löst die andere ab und die allwaltende Gottheit kommt jedem Wunſche durch die Erfüllung zuvor; hier iſt der ewige Ruhetag ohne Abend; hier heißt es nicht, wie bei der Schöpfung: Es ward Abend und Nacht! ſondern: Es iſt der Sabbath des Herrn, wo es ſo wenig für den Gerechten einen Abend, als für den Sünder einen Morgen des Heiles gibt. O ſo werde ich denn nimmer ſterben, ewig mit meinem Gott leben, ewig glücklich, ewig ſelig leben! Es fließen Jahrtauſende dahin und mein Leben fängt an, es wälzen ſich Millionen Jahrtauſende im Raume der unerſättlichen Ewigkeit und das Ende derſelben iſt der frühe Morgen anderer Millionen Jahrtauſende. Ja, ſo iſt's, ſagt der weiſe Mann: „Die

Gerechten werden in Ewigkeit leben; bei dem Herrn iſt ihre Vergeltung, und ihre Obhut unter den Augen des Allerhöchſten.“ „In ewigem Andenken wird der Gerechte leben,“ ſagt der Pſalmiſt, und die Kirche ſchließt mit den Worten vom Reiche Chriſti: Seines Reiches wird kein Ende ſein.

Wer ſollte da nicht ausrufen: Ach, Herr, ſo komme denn dein Reich zu uns, und damit es zu uns komme, ſo geſchehe dein Wille, wie im Himmel, alſo auch auf Erden! Ja, der Wille des Herrn geſchehe in den wenigen Tagen, in den paar Augenblicken unſers Lebens; was iſt billiger, was iſt leichter? Eine ſolche Ewigkeit, wie die des Himmels, forderte doch auch wenigſtens mehrere tauſend Jahre eines mühevollen, gehorſamen Lebens, wie der Gewinn einer halben Million doch einige Gulden Einlage; eine ſolche glückſelige Ewigkeit, wie die des Himmels, forderte doch die Aufbietung aller Kräfte und jeden Augenblick unſers Lebens in der ſtrengſten Buße. Nun aber will Gott nur eine ganz kurze Zeit zum Gewinn der ſeligen Ewigkeit; in den wenigen Tagen, die wir leben, ſollen wir in der Prüfung beſtehen, um zur ewigen Krone deſto ſchneller zu eilen. Die Ameiſe ſammelt in wenigen Monaten das Getreide in ihre Scheune; der Jüngling rechnet auf einen frohen Tag im Alter, der habgierige Kaufmann durchkreuzt Flüſſe und Meere, um ſich etwas zu erwuchern; der Ehrgeizige ſinnt auf alle Kniffe und Ränke, um einen Schritt weiter vorwärts zu kommen — o wie weiſe habt ihr da gehandelt, ihr ſeligen Diener Gottes, daß ihr ſo für eure Seelen ſorgtet, wie dieſe Erdenwürmer für ihren Leib! Euer Andenken dauert ewig, euer Name ſteht im Buche des Lebens, und Niemand löſcht ihn mehr aus. Zwar weihte euch nach dem Tode keine ſchöne Sünderin ihre Thränen, pflanzte keine Trauerweide um eure Aſche, noch trug ſie euren Namen auf Ringen und Armſpangen; eurer Wenigkeit baute die Welt keine herrlichen Grabmäler, euch ſetzte ſie keine prahlenden Grabſchriften; vielmehr bemühte man ſich

oft, euer Andenken zu vernichten, man ſenkte eure Leichname in Schwindgruben und ſtinkende Pfützen, man zerſtreute eure Aſche in alle vier Weltgegenden; aber, Geduld! euer Andenken währet ewig. Ja, was ſage ich? Zollet nicht öfters ſelbſt die Welt den Heiligen ihre Verehrung, da man ihre Aſche in Gold und Silber ſammelt und über ihre Gebeine Tempel baut? — O ſo freuet euch denn, Selige des Himmels! Eure Seligkeit währet ewig, und ewig werdet ihr dieſer ſeligen Ewigkeit verſichert bleiben: eure Freude wird Niemand von euch nehmen. So lange Gott Gott ſein wird, ſo lange werdet ihr ſeine lieben Kinder und Tiſchgenoſſen ſeines Reiches ſein; ſo lange Jeſus Chriſtus, euer Haupt und der Erſtgeborne der Verſtorbenen, lebt, ſo lange werdet ihr, ſeine Glieder, als jüngſtgeborne Brüder leben; denn du, o himmliſcher Vater, ſo ſind ſeine eigenen Worte, du haſt ihm Macht gegeben über alles Fleiſch, daß er allen denen, die du ihm gegeben haſt, das ewige Leben gebe, das iſt, jenes Leben, wovon das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß betheuert: Wir glauben die Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben.

Tröſtlicher Gedanke für den Gerechten: Ich werde ewig leben! Ha, welche Wonne verbreitet dieſer Gedanke über alle Bitterkeiten des Lebens! „Ich weiß," ſagt der fromme Dulder Hiob, „daß mein Erlöſer lebt und in dieſem meinem Fleiſche werd' ich Gott, meinen Heiland, ſehen, ewig ſehen." So ſagte dieſer Mann, auf dem Miſthaufen ſitzend, ſich ſelber Troſt zuſprechend. Es iſt gerade, als hätte er von ſeinem Heilande, den er zu ſehen hoffte, die Worte gehört, die er heute zu ſeinen Jüngern ſprach: „Nur eine kleine Weile! Ihr habt jetzt Traurigkeit, aber dieſe Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden, und dieſe Freude wird Niemand mehr von euch nehmen." O laſſet ſie auch euch geſagt ſein dieſe Worte des Heilandes, beſonders ihr Alle, die ihr überhaupt eine ſchwache, von vielem Ungemach oft angefochtene Geſundheit habt; nehmet ihn an dieſen Troſt und erkennet ihn für ächt,

ihr Bejahrten, die ihr ſelbſt in der Laſt eurer zahlreichen Lebensjahre, die euch drückt, faſt täglich eine neue Quelle vieler Schwachheiten eures Körpers findet; nehmet ihn an dieſen Troſt und erkennet ihn für ächt, ihr, die ihr etwa wegen eines euch ſchon lange anklebenden ſchmerzlichen Umſtandes viel zu leiden habt, durch ein Unglück, das euch zugeſtoßen iſt in eurer Familie, an euren Feldern und Wieſen, an eurem Hab und Gut durch Betrüger, Diebe, Mißwachs, Hagelſchlag, Brandunglück u. dgl., ſchwer heimgeſucht worden ſeid — ja nehmet ihn an dieſen Troſt und erkennet ihn für ächt, beſonders wenn Krankheit euch darniederwerfen ſollte auf ein langes und ſchmerzliches Krankenlager; denn was können wir Prieſter, die wir zu eurem Krankenbette gerufen werden, um euch bei den Schmerzen eures Körpers zu tröſten, euch Nachdrücklicheres ſagen, als dieſes: Freund, es iſt wahr, ich ſehe mitleidig zu, daß du ſo viel leiden mußt; allein ſchließe doch deine Augen vor der ſeligen Zukunft nicht, die deiner wartet; bedenke, eben dieſe Glieder, die jetzt ſo kraftlos ſind, werden einmal mit einer ganz neuen Kraft auferſtehen; eben dieſes Fleiſch, das jetzt ſo ausgezehrt und ſo ſchmerzlich geplagt wird, wird einmal ganz erneuert werden und aller Schmerzen unfähig ſein; es lohnt doch der Mühe, daß du durch kurze Schmerzen eine ewige Befreiung von allen Schmerzen verdieneſt. Laß doch dieſe Hoffnung in dir lebhaft werden, ſei eingedenk der Worte des Herrn: Nur eine kleine Weile und eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden, die Niemand mehr von euch nehmen wird. O was ſollen denn doch die wenigen Leidenstage für die lange, frohe Ewigkeit! Sie ſind es ja gar nicht einmal werth, ſagt der heilige Paulus, daß man ſie mit der Herrlichkeit des Himmels in Vergleich bringt. So bedenke denn, mein Chriſt, dieſe Wahrheit; ewig wirſt du leben, ſo ſorge denn vor Allem für die ewigen Güter! Ewig wirſt du leben, ſo achte denn nicht ein augenblickliches Leiden! Ewig wirſt du leben, ſo fürchte denn keinen Tod, dieſen Schritt zur ſteten Freude! — Gönne

Gedanken auf dem Weg fort; auf einmal bleibt er ſtehen und fragt ſich ſelber: Wohin gehſt du jetzt? Was nun im gewöhnlichen Leben und auf gewöhnlichem Wege geſchieht, meine Lieben, das ſoll beſonders auf unſerm Lebenswege geſchehen; auch da begegnen wir einander und da ſollen wir gleichfalls einander fragen: Wohin gehſt du? Ja, Jeder ſoll öfter auf dem Wege ſtehen bleiben und die Frage an ſich ſtellen: Wo gehſt du hin? Bin ich auf dem rechten Wege? Und wo führt dieſer Weg hin? Daß dieß Noth thut, ſehet ihr ſelber ein; denn daß es Irrwege gibt, Wege des Verderbens, das weiß Jeder. Da iſt nun Jeder ſchuldig, ſeinem Mitmenſchen den rechten Weg zu zeigen, ihn aufmerkſam zu machen, wenn er auf einem Irrwege ſich befinden ſollte, ihm zuzurufen: Wo gehſt du hin? Was man aber einem Andern ſchuldig iſt, das iſt man vor Allem ſich ſelber ſchuldig; — aber leider fragt man ſo ſelten weder Andere noch ſich ſelber: Wo gehſt du hin? ſondern geht auf dem Wege beſinnungslos fort, am liebſten auf der breiten Straſſe, unbekümmert, wohin dieſe breite Straſſe führt. Es iſt gut gehen darauf, ſagt man, was ſoll man den holperigen, ſteinigen und mit Dornen beſäten Fußſteig einſchlagen, auf dem man ſich bei jedem Schritt die Füße blutig ſticht und tritt? Und ſo taumelt man dahin und fragt weder Andere noch ſich: Wohin gehſt du? Und das geſchieht nicht, wie bei den Jüngern aus Traurigkeit, ſondern aus Leichtſinn; wir haben alſo keine Entſchuldigung.

Ich möchte euch deßhalb heute die Wahrheit näher zu Gemüthe führen, daß man ſchuldig iſt, für ſein und Anderer Seelenheil zu ſorgen; deßwegen muß Jeder fragen:

Wo gehſt du hin? I. Theil.

Wo geh ich hin? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Ihr ſeid Landleute, Hausleute, Väter und Mütter und als ſolche habt ihr eure Verpflichtung, öfter zu fragen: Wo gehſt du hin? Merkt auf, ich will euch dieß deutlich machen! Du haſt meinetwegen einen Nachbarn, bei dem es, die ganze Pfarrei weiß dieß, nicht gut hergeht. Er ſelber lebt mit ſeinem Weibe in Zwietracht und Unzufriedenheit, man hört öfter von Raufen und Schlagen, von Schelten und Verwünſchungen. Der Nachbar hätte kein ſchlechtes Anweſen, aber die Arbeit iſt ſeine Freude nicht, oder wenn er auch arbeitet und ſich einen Kreuzer gewinnt, ſo muß das Geld am Sonn- und Feiertag wieder fort; das Vermögen rinnt entweder in der Gurgel hinab, oder es wandert in die Lotterie oder in die Taſchen der Spieler oder es gibt ſonſt ſchlechte Seitenwege, auf denen es weggeht; das iſt der Anfang, jetzt geht es aber weiter. Es werden nämlich jetzt Schulden gemacht; ſo lange man eine gute Hypothek hat, bekommt man noch Geld; da iſt nun das Intereſſe zu beſtreiten, die Auslagen werden mehr, die Schulden immer größer und die Verſchwendung und die Arbeitſcheue iſt immer dieſelbe. Und ſo ſinkt das Anweſen nach und nach herunter und die Schuldner lauern ſchon auf den Augenblick, wo ſie die Gant beantragen können. Das ſiehſt du Alles mit Augen an, denn du biſt der Nachbar und weißt, wie es in des Nachbars Hauſe zugeht und ſiehſt auch ein, wo das noch hinführen muß, wenn es ſo fortgeht. Nun ſag mir: biſt du da nicht vor Gott und der Welt ſchuldig, daß du deinen Nachbarn in freundſchaftlicher Weiſe fragſt: Nachbar! wo gehſt du denn hin? Wo ſoll denn das noch hinaus? Wie lange wird denn dieſe Wirthſchaft noch ſo fortdauern? Auf was für einem Wege gehſt du denn? Und was wird denn das für ein Ende nehmen? Schau, ſo thut's nicht gut; du mußt das Alles ganz anders anſchicken; auf dem bisherigen Wege kommſt du ewig auf keinen grünen Zweig! Du mußt ein beſſerer Hansmann werden, ſonſt gehſt du zu Grunde, und

du kommſt zuletzt nicht bloß mit deinem Haus, ſondern mit Leib und Seele auf die Gant. — Sag mir, biſt du nicht ſchuldig, alſo zu reden? Ja, ſagſt du, das wäre ſchon gut; aber da käme ich gerade recht, wenn ich ſo zu meinem Nachbarn reden wollte. Da würde er gleich auf mich herſchreien: „Pack dich mit deiner Predigt! Ich brauche deine Ermahnungen nicht, du haſt mir nichts einzureden, du gibſt mir auch nichts, wenn ich auch abhauſe; ſchau nur du für dich und Einer dem Andern nichts eingeredet; ich weiß ſchon ſelber, was ich zu thun habe, und was ich thue, werde ich auch einmal zu verantworten wiſſen!“ Solche Reden bekäme ich vom Nachbarn; aber da ſage ich lieber gar nichts und laſſe ihn fortfahren, wenn es nimmer geht, wird es ſchon von ſelber aufhören! — Mein lieber Chriſt! das iſt keine Entſchuldigung; deßungeachtet mußt du deinen Nachbarn, der wie ein Wagen, an dem die Aufhalt geriſſen iſt, dem Abgrund zueilt, fragen: Wohin gehſt du? Und da mußt du gerade den rechten Zeitpunkt ablauern, wenn er guter Laune iſt und du meinſt, daß ein gutes Wort bei ihm Eingang finden könnte. Vielleicht beſſerſt du ihn und ſieh, dann haſt du deinen Bruder gewonnen. Welche Freude für dich, ihn dem Verderben entriſſen zu haben! Gibt er dir aber kein Gehör, ſondern Reden, wie ich ſie gerade angeführt habe, nun ſo haſt du deine Schuldigkeit gethan und deine Seele gerettet. Will er blindlings und gählings dem Verderben zurennen und ſich nicht aufhalten laſſen, nun ſo ſoll er zurennen.

Oder du haſt einen Sohn, oder eine Tochter, oder einen ledigen Dienſtboten, der auch dein Sohn oder deine Tochter iſt, ſo lang er unter deinen Händen ſich befindet, und du ſiehſt, daß ſie unrechte Wege gehen, daß ſie nicht zu Hauſe bleiben wollen, unrechte Häuſer beſuchen, allerhand Bekanntſchaften anknüpfen, wobei ſie keine Ausſicht haben, die nur zur Liederlichkeit führen müſſen, daß ſie insgeheim ausſteigen und allerhand Zuſammenkünfte veranſtalten, — ſag mir, haſt du da nicht die heilige Pflicht, zu fragen: Wo gehſt du hin?

Oder meinſt du, das Seelenheil deines eigenen oder angenommenen Kindes, des Dienſtboten nämlich, darf dir gleichgültig ſein? Glaubſt du etwa, du darfſt wie ſo Viele dich ausreden und ſagen: Wenn mir meine Leute nur brav arbeiten, im Übrigen habe ich mich um nichts zu kümmern? Das ſind elende Ausreden; denn du haſt an deinen Leuten kein Vieh, das für ſein Futter am Karren zu ziehen hat, ſondern Menſchen, die eine unſterbliche Seele im Leibe haben, Chriſten, die dir anvertraut ſind, ganz wie ſie ſind, mit Leib und Seele, und für deren Leib und Seele du demnach auch zu ſorgen haſt; denn wenn der Dienſtherr nicht auch für die Seelen ſeiner Untergebenen zu ſorgen hätte, dann wäre es ja gleichgültig, ob Eins in dieſen oder jenen Dienſt ginge; dann wären ja rechtſchaffene Eltern Narren, wenn ſie ſich ſo kümmerten, daß ihre Kinder in einen guten Dienſt kämen. Du kannſt alſo nicht aus, ſondern haſt die heiligſte Pflicht, deine Untergebenen zeitenweiſe zu fragen: Wo gehſt du hin? d. h. du haſt ſie zum Guten anzuweiſen und auf guten Wegen zu erhalten.

Ja, ſagſt du, das habe ich oft genug ſchon gethan, ich mahne und ſtrafe und höre nicht auf zu predigen; aber es hilft doch nichts; die Kinder und Dienſtboten geben nichts mehr um's gute Wort. — Dadurch darfſt du dich ſo wenig muthlos machen laſſen, ſo wenig, wie der Nachbar die ſchlimme Rede des Nachbars zu ſcheuen hat. Der heilige Chryſoſtomus ſagt: „Haſt du es ſchon einmal geſagt und er hat dich nicht gehört, ſo ſage es dreimal, viermal, ſo vielmal, bis du ihn beſſerſt. Gott redet täglich mit uns, und wir hören nicht; er hört aber darum nicht auf, mit uns zu reden. Laßt uns ſuchen, ihm in der Sorgfalt gegen unſern Nächſten ähnlich zu werden“*). Alſo ihr werdet doch um eure Kinder und Dienſtboten das viele Zureden nicht ſcheuen! Wenn ich manchmal ſehe, wie mühſelig der Hüter auf dem Felde ſein

*) S. Chrysost. hom. 16. ad popul.

Vieh zuſammenhalten, wie er herumrennen muß, daß das Vieh ſich nicht verirre und keinen Schaden habe; dann denke ich immer an ſolche Eltern und Hausleute, die ſo wenig um ihre Kinder und Dienſtboten und ſo viel um ihr Vieh ſich kümmern. Eine Henne, eine Gans, ein Schwein, eine Kuh, wenn ihnen auskommt oder ſich verirrt hat, da laufen ſie athemlos und keuchen und ſuchen alle Winkel aus, bis ſie ſie finden, aber um ihre Kinder kümmern ſie ſich nicht, wo dieſe hinlaufen. Ich habe einen Bauern gekannt, dem ein junges Pferd auskam, das ſich im Holze verirrte; die ganze Nacht lief er herum, daß er matt und krank wurde; aber wenn ſeine Dienſtboten draußen Tag und Nacht herumliefen, ging er ihnen keine Minute nach. Wenn ſich ein Handwerksburſche, ein landfremder Menſch vom Wege verirrt, ſo iſt man ſo barmherzig, ihm den rechten Weg zu zeigen; aber Eltern gibt es und Hausleute, die ihre Kinder und Untergebenen auf allen ſchlechten Seitenwegen herumlaufen laſſen, ohne es ihnen zu unterſagen. Wenn einem Fuhrmann die Pferde ſcheu geworden ſind und ſie ihn in einen Abgrund zu reißen oder an einer Wand zu zerſchellen im Begriffe ſtehen, ſo iſt man ſo barmherzig und fällt den Beſtien in die Zügel, um ſie zum Stehen zu bringen; denn es gilt ein oder mehrere Menſchenleben; wenn aber Kinder und Dienſtboten bereits von ihren Leidenſchaften, von Spielwuth, von der Saufluſt oder der Unzucht nämlich, beſinnungslos mit fortgeriſſen und dem Rande des ewigen Verderbens nahe gebracht werden: da können es viele Eltern über's Herz bringen und ſchauen zu, und laſſen ihre Kinder in den Abgrund der Hölle ſchleifen. Wie es Leute gibt, die bei Feuersbrünſten kaltblütig daſtehen und mit den Händen in den Taſchen gleichgültig dem freſſenden Feuer zuſchauen können, ohne daß es ihnen einfiele, dem Nächſten zu Hilfe zu kommen: ſo gibt es auch ſolche Eltern und Hausleute, die gleichgültig zuſehen, wie die Flammen der Hölle ihre Angehörigen hier ſchon ergreifen und allmählig in ihren Feuerſtrudel hinabziehen. Ja, Eltern gibt es, die, ſtatt zu

fragen: Wo gehſt du hin? Was iſt das für ein Laſterweg, den du eingeſchlagen haſt? ſie ſelber auf den Weg zur Hölle hinſchieben und ſie um elendes Geld oder, weil Ausſicht zum Heirathen da iſt, der künftigen Heirath wegen, die aber oft genug nur ein leeres Verſprechen iſt, an die Sünde und den Teufel verkuppeln und verſchachern. Da darf der Liebhaber aus- und eingehen nach Belieben, im Hauſe der Tochter übernachten, fortgehen mit ihr zum Tanz und in's Wirthshaus, wie er will, — ſtatt zu fragen: Wohin gehſt du? ſagen die Eltern: Laßt ſie gehen, ſie heirathen ja einander! —

Mehr brauche ich euch nicht zu ſagen. Ich glaube, daß ihr hinlänglich überzeugt ſeid, wie nothwendig es iſt, dem Nachbarn, beſonders aber den Kindern und Dienſtboten zuzurufen: Wohin gehſt du? Sie danken es euch noch in ſpäten Jahren; wenn ihr längſt fault, ſegnen ſie euer Andenken, weil ſie es nunmehr einſehen, wie gut ihr es jedesmal mit ihnen gemeint habt, ſo oft ihr fragtet: Wo gehſt du hin? Allein, meine Lieben, wir ſind nicht bloß ſchuldig, Andere zu fragen: Wo gehſt du hin? ſondern Jeder muß auf ſeinem Wege manchmal ſtill ſtehen und ſich ſelber die Frage ſtellen: Wohin gehe denn ich? Davon aber im

zweiten Theil.

Auf den Straſſen und Wegen ſtehen häufig hölzerne Wegweiſer, die mit der Hand den Weg in eine Stadt oder Gegend weiſen. Dieſe Wegweiſer weiſen allen Leuten den rechten Weg, allein ſie ſelber gehen nie dahin, wohin ſie Andern zeigen, ſondern bleiben immer auf Einem Flecke ſtehen. Dieſen Wegweiſern gleichen jene Menſchen, die wohl Andern den rechten Weg zeigen, ſie ſelbſt aber betreten denſelben nicht. Sie fragen wohl Andere: Wo gehſt du hin? aber nie ſich ſelber: Wo gehe ich hin? Solchen Wegweiſern würden wir Geiſtliche gleichen, wenn wir andern Leuten den Weg zur ewigen Seligkeit weiſen, wir ſelber aber denſelben nie betreten

wollten. Was hilft es uns denn, wenn die ganze Welt durch uns bekehrt wird, wir ſelber aber gehen ewig zu Grunde? Was hilft es mir, wenn ich die ganze Welt gewinne, aber an meiner Seele Schaden leide? Solchen Wegweiſern gleichen jene Chriſten, jene Eltern, jene Hausleute, die immer Andere zum Guten anhalten, ſie aber thun das ſelber nicht, was ſie Andern ſchaffen. Was hilft es dir denn, wenn du deinen Nachbarn, deine Kinder, deine Dienſtboten in den Himmel bringſt, du ſelber aber wirſt verdammt? Und doch iſt es bei euch Landleuten ſo leicht, in den Himmel zu kommen! Wenn ich euch oft ſo zuſchaue bei eurer harten Arbeit oder eurer Hauswirthſchaft, und betrachte unſere Ortſchaften, wie ſie abgelegen ſind vom Verderben der Stadt und der Verführung der Welt, da hab ich mir ſchon oft allerhand Gedanken gemacht. Da hab ich mir ſchon manchmal gedacht: Wie gut hat es doch ſo ein gemeiner Bauer oder Handwerksmann; der kann ein einfaches Leben führen und wird nicht viel angefochten. Er geht am Werktag an ſeine Arbeit und am Sonntag in ſeine Kirche; macht er bisweilen einen ungeſchickten Streich, ſo iſt der Schaden ſo groß nicht; es iſt ein Schaden im Feld oder am Geſchirr oder an dergleichen Zeug. Iſt er fromm, ſo ſchaut ihn Niemand darum an, und um hochmüthig zu werden, hat er ſelten Geld genug und iſt nichts vor der Welt. Unterhaltung bekommt er wenig zu ſchmecken, und ſo hat er nicht ſtarke Lockungen, ſein Herz an die Welt zu hängen. Und muß er endlich ſterben, nun, ſo kommt es ihn nicht ſo ſchwer an; denn die Welt war ſeine Stiefmutter, die er gern verläßt, und vor ſeinem rechten Vater, vor Gott, zu dem er jetzt geht, hat er keine ſchweren Verantwortungen zu beſtehen. Für ſo einen gemeinen Mann iſt es kein ſchweres Kunſtſtück, zuletzt in den Himmel zu kommen. So habe ich ſchon manchmal gedacht. Aber weil eben das Leben auf Erden eine Probezeit iſt, und Keiner in den Himmel zugelaſſen wird, der nicht vorher ſeine Wanderjahre gut beſtanden und ſein Meiſterſtück gemacht hat, ſo hat doch auch der

gemeine Mann in ſeinem einfachen Leben mancherlei Anfechtungen, die ihn irre machen und irre führen, wenn er nicht gut Stand hält, wenn er nicht namentlich ſich ſelber öfter fragt: Wo gehſt du hin?

Zum Exempel: Das Leben iſt wie eine Straſſe, ein Wallfahrtsweg zum Himmel oder zur Hölle. Bisher warſt du ledig und haſt es mit dem Gelde nicht ſonderlich genau genommen, wenn du es gleich auch nicht weggeworfen haſt. Du warſt nämlich allein für dich und darum war die Kümmerniß und Sorge nicht ſonderlich groß; leichten Fußes marſchirteſt du fort. Jetzt kommſt du aber auf deinem Weg auf der Eheſtandsſtation an; bisher gingſt du allein, jetzt heißt's Weib und Kinder auch noch mitſchleppen; wie du nun ſo weiter gehen willſt mit Weib und Kindern und gehſt wirklich von der Eheſtandsſtation aus noch ein paar hundert Schritte, da ſitzt auf einmal ſo ein Kerl auf einem Stein, hat einen ſchäbigen Filzhut auf der niedern eingedrückten Stirn und macht ein gar ehrbares, altkluges Geſicht. Der redet dich an und ſagt, er gehe auch den nämlichen Weg und wolle dich begleiten. Auf dem Weg nun führt er allerhand Geſpräch mit dir. Er redet mit dir, wie die Zeiten ſo ſchlecht ſeien und das Geld ſo rar, wie es ein Elend ſei, wenn man Schulden habe und Weib und Kinder dazu, wie die Herrengelder nicht mehr zu erſchwingen ſeien, wie einem die alten Eltern mit dem Ausnahm auf dem Hals ſitzen und ſo lang nicht ſterben wollen, wie man da klug ſein und auf ſeine Sache ſchauen müſſe; das könne doch keine Sünde ſein, wenn Einer ſeine Familie zu ernähren ſuche, da müßte ja Einer ein Narr ſein, wenn er in allen Stücken, wo er leicht zu etwas kommen könne, es gar ſo ängſtlich nehmen und ſo ſkrupulös ſein wollte. So redet dir der Kerl zu und hüſtelt wieder ein wenig dazwiſchen und ſagt, es liege ihm auf der Bruſt. Allmählig ſchleicht ein Nebenweg neben dem rechten, auf dem du bisher gegangen biſt, einher, und der griesgrämige Burgersmann ſagt dir nun: Wir wollen auf den Nebenweg gehen, ich kenne ihn gut, man

kommt beſſer vom Platz und früher an den Ort. Du denkſt, der wird es ſchon wiſſen, oder du denkſt gar nichts und laufſt eben mit ihm, wohin er dich führt. Allgemach kommt ihr mit einander in Moos- und Sumpfboden und du bleibſt zuletzt darin ſtecken und auch dein Eheweib und ihr erſtickt elendiglich im Moraſt — vielleicht, daß das Eine oder Andere eurer Kinder, das noch jung und leicht iſt, darüber hinauslauft und nicht ſtecken bleibt. Der graue Kerl aber, der dich dahin geführt hat, läßt dich ſtecken und gibt dir noch einen Tritt dazu, blöckt die Zähne und läßt von Weitem ein helles Spottgelächter erſchallen und — geht hin, ſetzt ſich wieder auf ſeinen Stein und macht ſich an einen Andern, um ihn auch auf die Art hinein zu bringen. Weißt du, was das für Einer iſt? Das iſt der graue Teufel der Habſucht oder des Geizes.

Sieh, wenn man ein Hausweſen anfangt und ſich verheirathet, da kommen die Schulden und die Sorgen. Man hat nicht mehr recht Zeit zum Beten und unter dem Beten ſelbſt fällt Einem das Geſchäft und der Handel und die Haushaltung ein. — Iſt Einer ein Handwerker, ſo geht er an Sonn- und Feiertagen auf den Markt und nimmt ſich keine Zeit zum Gottesdienſte. Haſt du etwas zu verkaufen, ſo lügſt du brav, um es gut an den Mann zu bringen und hinterher lachſt du den Betrogenen brav aus. — Mit dem Holze kommſt du auch in keine Verlegenheit, du gehſt in den Wald und frevelſt Holz, was du brauchſt in die Haushaltung, und haſt eine wärmere Stube, als Stadtleute, die ihr Holz kaufen müſſen. — Du gibſt den Geſchwiſtern nicht hinaus, was ſie gut haben, und wenn du den Eltern genug in den Ohren gelegen biſt, daß ſie dir endlich ihr Anweſen übergeben haben, dann gibſt du ihnen nicht, was ſie ſich ausbedungen haben, oder ſagſt, es ſei dir zu viel, obwohl du das zuerſt gewußt und auch unterſchrieben haſt, und es wäre dir recht, wenn ſie bald ſterben würden. Und wenn das Weib krank liegt oder ein Kind, ſo willſt du nicht doktern, es koſtet gleich ſo viel

Geld, und zum Geiſtlichen ſagſt du dann: Sie kann nichts nehmen, ſie will keinen Doktor, und das Weib muß ja ſagen, ich will keinen; es wird mir übel auf die Medizin oder noch ſchlechter; würde ſie nicht ſo ſagen, ſo käme ſie übel weg und bekäme harte Schmachreden oder gar Ohrfeigen zu ihrem Kopfweh und Ohrenbrauſen. — Die Kinder willſt du aber nichts lernen laſſen wegen des Lehrgeldes, ſie ſollen lieber gleich dienen um Lohn. — Mit Nachbarn oder andern Leuten, die Feld neben deinem Feld haben, haſt du ſchon ſchweren Streit und bittere Feindſchaft gehabt und vielleicht liegt die Sache jetzt im Prozeß. — Vielleicht kommt es noch weiter zu andern Sünden — zu Betrug, zu Läugnen vor der Obrigkeit wegen einer Schuld, zu einem falſchen Schwur und zu ähnlichen Todſünden — oder es kommt nicht ſo weit, weil der Geizteufel, der dich an der Naſe herumführt, denkt: Ich darf den Kerl nicht in ſo vierſchrötige Sünden hineinjagen, ſonſt könnte er erſchrecken und ſich bekehren; ich muß ganz ſachte und glimpflich mit ihm verfahren, daß er es nicht einmal merkt, daß er beſeſſen iſt und der Hölle zuläuft.

Und ſo geſchwillt die Habſucht von Jahr zu Jahr ärger in deiner Seele, wie die Leber in einer Gans, wenn ſie geſchoppt wird, und Gott hat keinen Platz mehr in deinem Herzen und dafür iſt das goldene Kalb dein Gott, das du anbeteſt und dem du dieneſt aus allen deinen Kräften Tag und Nacht. Je älter du wirſt, je weniger du zum Leben brauchſt, deſto geiziger wirſt du. Du gönneſt Andern nichts und der Geizteufel gönnt dir vielleicht ſelber nichts, ſo daß du dir kaum eine warme Suppe zu eſſen traueſt. Und damit doch dein zuſammengerafftes und zuſammengewuchertes Gut auch einmal unter die Leute komme, — denn freiwillig gibſt du nichts her, weil du meinſt, du müßteſt verhungern, — ſo muß dich der Tod auf deinem Geldſack todtſchlagen und wegreißen von demſelben, weil du dich noch ſterbend in denſelben verbiſſen und mit den Nägeln eingehängt haſt. —

Darum, lieber Bauersmann, der du Weib und Kinder

oder auch keine Kinder haſt, denn ſolche Leute ſind oft noch geiziger, nimm dich in Acht, wo es noch Zeit iſt, vor dem ſo ehrlich darein ſchauenden Burgersmann mit dem Filzhut und mit der ledernen Geldgurt um den Leib und vor dem Nebenweg und vor dem Sumpf. Sei geſcheid, ſorg, daß deine Kinder brav und arbeitſam werden und laß ſie etwas Rechtes lernen, das iſt ein gutes Erbtheil, und hab Acht, daß dein Herz nicht von Grünſpan anlauft, wie ein naſſer Kupferkreuzer, d. h. daß du nicht zuerſt mit einem Auge auf die Erde und mit dem andern auf den Himmel ſchauſt und ſpäter mit allen zwei Augen auf die Erde und mit keinem mehr auf den Himmel. Das iſt ein böſes Augenübel und zuletzt, wenn man ſo recht habſüchtig und geizig geworden iſt und nur immer auf den Erdboden ſchaut, da ſchleicht der Tod hinter Einem her und gibt Einem rücklings einen Stoß, daß man in eine Grube hineinſtürzt, in das Grab nämlich; aber nicht nur mit dem Leib, wie andere Chriſtenmenſchen, ſondern mit Leib und Seele — und das iſt dann ein ſchauderhaftes Ding, wenn auch die Seele unterwärts kommt; denn das Geld iſt ſchwer und zieht abwärts, wenn die Seele im Geld und das Geld in der Seele ſteckt.

Da heißt es alſo wohl aufgeſchaut, meine Lieben! Da thut's Noth, daß man oft ſtehen bleibe und frage: Wo gehſt du hin? vor Allem, daß man ſich ſelber frage und dann auch Andere, die man zu fragen hat. Und nur ſo, wenn wir Alle miteinander unſere Pflicht und Schuldigkeit thun, nur dann, wenn wir unſere Untergebenen und uns fleißig fragen: Wo gehſt du hin? und wir uns auf dem rechten Weg erhalten und uns nicht ſeitwärts locken laſſen, können wir uns getroſt der Hoffnung hingeben, daß wir miteinander in die ewige Seligkeit eingehen werden. Amen.

Predigt

auf

den fünften Sonntag nach Oſtern.

Text: „Bittet und ihr werdet empfangen.“ Joh. 16, 24.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Die zwei letzten Sonntagsevangelien brachten uns Stücke aus der Abſchiedsrede Jeſu an ſeine Jünger. Er hatte ihnen geſagt, daß er von ihnen gehe und daß es ihnen nach ſeinem Hingange nicht am beſten ergehen würde. Ihr werdet weinen und trauern, ſprach er, die Welt aber wird frohlocken. Jedoch ſollten ſie nicht ohne ſtärkendes Öl, nicht ohne lindernden Balſam verbleiben; denn einmal ſollte ihre Traurigkeit ein Ende nehmen und in Freude verwandelt werden; ſodann ſollte die Trennung von ihrem geliebten Herrn und Meiſter nur eine kleine Weile dauern; ferner wurde ihnen die Ankunft eines neuen Tröſters in Ausſicht geſtellt, der ſie an Alles erinnern würde, was Jeſus ihnen ſchon geſagt hatte, der ihnen ſogar noch mehr ſagen würde, als ſie bis jetzt zu tragen vermochten, und endlich übergab ihnen der Herr nach dem heutigen

Evangelium einen Zauberſtab, mit dem ſie nur, wenn es ihnen gefiel, an den Pforten des Himmels klopfen dürften und es würde ihnen aufgemacht. Ihr werdet mich wohl verſtehen, was ich unter dem Zauberſtabe, mit dem man alle Augenblicke den Himmel öffnen kann, meine; ich meine darunter nichts Anderes, als das — Gebet. „Bittet," heißt es kurzweg, „und ihr werdet empfangen. Suchet, ſo werdet ihr finden, klopfet an, ſo wird euch aufgethan werden. Um was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben." Gott will, Gott kann, Gott muß uns alſo erhören, wenn wir beten. Er hat es ja ſelber geſagt, und zwar alle Augenblicke iſt er bereit, uns die Thüre zu öffnen, und wenn wir auch um Mitternacht kommen ſollten.

Aber da gibt es von unſerer Seite Klagen in Menge. Lange ſchon, ſagt Einer, bete ich; aber ich kann nichts verſpüren, daß ich erhört werde. Oft habe ich ſchon geſucht und finde nichts, oft ſchon geklopft, und es wird mir nicht aufgethan, und doch heißt es: Wenn man betet, wird man erhört. Ich weiß auch nicht, daß ich meine Sache nicht recht machen ſollte; ich meine, ich bete recht und doch wird mein Gebet nicht erhört! — Ähnliche Reden hört man öfter und der Schluß davon iſt gewöhnlich: Ich ſehe ſchon, daß das Beten auch nichts mehr hilft, darum laſſe ich es ganz bleiben, gehe es dann, wie es wolle. Man gibt alſo lieber Gott die Schuld und möchte ihn ſogar Lügen ſtrafen, als wenn er ſein Wort nicht halten wollte, bevor man an ſich ſelber eine Schuld finden will, und doch ſind es wir allein, meine Lieben, die alle Schuld tragen, wenn unſer Gebet nicht erhört wird, und wißt ihr warum?

Wir bitten oft nicht um das Rechte, I. Theil;

wir beten oft nicht recht, II. Theil;

und darum werden wir nicht erhört.

Erſter Theil.

Um was beten wir denn? Nun, wir beten wahrſcheinlich um das, was Jeder am meiſten wünſcht, was Jedem am meiſten am Herzen liegt. Und was liegt dem Bauersmann am meiſten am Herzen? Da darf man nicht lange fragen und nicht lange rathen. Was ihm am meiſten am Herzen liegt, das iſt ſein Feldbau und ſein Vieh. In Gedanken an ſeine Ökonomie, an ſein Hausweſen ſteht er auf, und müde von lauter Gedanken und Sorgen dafür legt er ſich nieder. Dieſes ſein Hausweſen bringt er mit in die Kirche und unter ſein Gebet, und ſein ganzes Sinnen und Trachten iſt darauf gerichtet, wie er ſeine Sache erhalten oder verbeſſern und wie er ſich etwas gewinnen möge. Dahin geht nun auch ſein Gebet. Er weiß, daß alles Gute von Gott kommt, daher betet er zu Gott und läßt beten, daß er in ſeinem Hausweſen glücklich ſein und keinen Schaden haben möge. Er läßt deßhalb Schauermeſſen leſen, um Hagel und Gewitter von ſeinen Feldern fern zu halten, er verehrt den heiligen Florian zur Abwehrung von Feuersgefahr, den heiligen Sebaſtian um Schutz vor Peſt und Krankheit, insbeſondere aber die Heiligen Leonhard und Wendelin, um keinen Schaden am Vieh zu haben. Gibt es einen Kreuzgang, ſo geht er mit; denn es gilt ja den zeitlichen Segen. Iſt das Weib krank oder der Mann, auch da nimmt er zum Gebete ſeine Zuflucht, läßt zur Wiedererlangung ihrer Geſundheit beten und Meſſen leſen — und was geſchieht am Ende? Sein Gebet wird nicht erhört. Die Schauermeſſen waren umſonſt, — es kommt Hagel oder Mißwachs, und Alles iſt verloren, — die Meſſen zu Ehren der Heiligen Leonhard und Wendelin waren umſonſt, — es kommt eine Krankheit unter das Vieh und es geht zu Grunde, — der Mann und das Weib mußte ſterben und alles Gebet für Erlangung ihrer Geſundheit war fruchtlos, — es will nichts vorwärts gehen, der zeitliche Segen, der ſo ſehnlichſt erfleht wird, den man mit Gewalt vom Himmel herabziehen

möchte, er kommt nicht — alles Beten iſt umſonſt! Und doch heißt es: Bittet und ihr werdet empfangen. Wer wird da lügen? Was fehlt da, lieber Landmann? An Gott kann es nicht fehlen, er kann ja nicht lügen, ſein Verſprechen nicht brechen; ewig bleibt wahr, was er geſagt hat: Bittet und ihr werdet empfangen. Es muß alſo an dir fehlen! Und wo meinſt du denn, daß es fehlt? — Sieh, du beteſt nicht um das Rechte! Dein ganzes Hausweſen und all dein zeitliches Gut, das du haſt, es iſt nichts als lauter Spielzeug und Tand und eitel Nichts; denn wenn du auch zu Tauſenden Tagwerke Wieſen, Felder und Holzgründe haſt, ſo iſt das Alles nichts und kann dich nicht glücklich machen und deiner Seele nichts helfen. Das bleibt Alles da, während du einmal fort mußt, und von all deinen hundert oder gar tauſend Tagwerken Grund und Boden gibt man dir zuletzt nicht mehr, als einen Platz von ſechs Schuh Länge und anderthalb Breite, daß du darin bis zum jüngſten Tag logiren kannſt, und als beſondere Zugabe wirft man dir noch drei Schaufeln voll Koth auf deinen Sarg; das Grab iſt von nun an dein Bauernhof und deine Ökonomie — vom Andern ſiehſt und hörſt du nichts mehr; ſieh, darum iſt das zeitliche Gut und recht großer Beſitz und Wohlhabenheit nicht das Rechte, um was du beteſt. — Aber da kommſt du und ſagſt: Wenn man um zeitliches Gut, um Segen für die Felder und ſein Hausweſen nicht beten darf, wovon ſollen wir dann leben? Und warum läßt denn Gott etwas wachſen und gedeihen? Und ſagt ja die Geiſtlichkeit ſelbſt, daß man beten und Meſſe leſen laſſen ſoll, um in ſeinem Geſchäft und Hausweſen Glück und Segen zu haben? Und jetzt heißt es auf einmal, das ſei das Rechte nicht, um das man beten ſoll? Wie läßt ſich das zuſammenreimen? — Das läßt ſich recht leicht zuſammenreimen, meine Lieben! Allerdings ſind zeitliche Güter, Wohlſtand, Geſundheit auch eine Gabe Gottes und deßwegen darf man Gott auch um dieſe zeitlichen Güter bitten; ſie ſind an ſich gut und recht, aber gebt Acht, ſie ſind nicht Alles! Nun gibt es aber Grund-

beſitzer, und zwar auf dem Lande, wie in der Stadt, die ganz und gar in ihrer Wirthſchaft vergraben, ganz und gar an die Erdſcholle gekettet ſind, die ihre ganze Glückſeligkeit in ihrem irdiſchen Beſitzthum finden und nur um dieſes bitten, etwas Beſſeres aber gar nicht wünſchen und gar nicht verlangen. Dieſe Leute laſſen wohl Meſſen leſen und beten für ihre Felder und Wieſen, für ihr Vieh, um Glück und Segen bei ihrer Handelſchaft, bei Tauſch und Kauf — aber an ihr Beſtes, an ihre unſterbliche Seele, denken ſie nicht, für die beten ſie nicht, nicht um Vergebung ihrer Sünden, nicht um die ewige Seligkeit, nicht daß ihre Kinder etwas werden, ſondern um lauter Geld, lauter Gut, lauter Glück, lauter zeitlichen Segen beten ſie. Und ſeht, darum beten ſie nicht um das Rechte, weil ſie nur um dieß zeitliche Glück beten, und darum werden ſie ſo oft nicht erhört, und zwar zu ihrem Beſten. O ja, meine Lieben, betet nur um zeitliche Güter, betet nur um Glück und Segen für eure Felder und Häuſer und Familien. Das iſt ja recht und ſchön und lobenswürdig, die Kirche ſelbſt betet ja darum; ſeht, darum wird alle Tage am Schluſſe der heiligen Meſſe der Wetterſegen gebetet, darum zieht man in dieſen Tagen hinaus mit Kreuz und Fahnen, darum iſt der beſondere Bittgang um die Felder, — warum denn das Alles, als um den Segen des Himmels auf Wieſen und Fluren herniederzuziehen, als um zeitlichen Segen, das tägliche Brod zu erflehen? Aber über dieſem Zeitlichen darf man das Ewige nicht vergeſſen, nicht um das Zeitliche zuerſt bitten, ſich nicht unwillig gebärden und ärgern, wenn man es nicht bekommt; denn zur Seligkeit iſt es einmal nicht nothwendig, es iſt nur eine Zugabe, die uns zugemeſſen wird, wie man Einem, der viele Waaren einkauft, noch allerhand Kleinigkeiten zugibt. Aber weiter iſt das Ganze nichts, als ein vergänglicher Plunder. Das hat König Salomon wohl gewußt, und als Gott zu ihm geſagt hatte: Begehre, was du willſt, daß ich dir geben ſoll, bat er nicht um Geld und Reichthum, ſondern um Weisheit und ein gelehriges

Herz, und dieſe Bitte gefiel dem Herrn ſo wohl, daß er ſagte: „Weil du ſolches begehrt und nicht gebeten haſt um langes Leben, noch um Reichthum, noch um den Untergang deiner Feinde, ſondern um Weisheit gebeten haſt,... ſiehe, ſo hab ich dir gethan nach deinem Worte und dir ein weiſes und verſtändiges Herz gegeben, ſo daß deines Gleichen nicht vor dir geweſen, noch nach dir auferſtehen wird. Aber auch das, um was du nicht gebeten, hab ich dir gegeben: Reichthum nämlich und Ehre, ſo daß Niemand deines Gleichen geweſen unter allen Königen in den vorigen Tagen.“ Seht, Geliebte, ſo macht es Gott; Salomon hatte um das Wichtigſte gebeten, und er hatte das Andere auch noch als Zulage bekommen. So müſſen auch wir beten, und wenn wir bisher nicht ſo gebetet haben, ſo wundern wir uns nicht, wenn unſer Gebet nicht erhört wurde. Wir haben nämlich die rechte Ordnung nicht eingehalten, nichtsnutzige Sachen vorangeſetzt und die Erde dem Himmel vorgezogen. Statt wie Salomon zu beten, beteten wir wie der König Jeroboam. Der ſtreckte nämlich ſeine Hand gegen den Propheten Gottes aus und auf der Stelle verdorrte ſie; wie er aber das merkte, ſagte er zu dem Propheten: „Bitt für mich, daß mir meine Hand wieder hergeſtellt werde.“ Statt um Verzeihung für ſeine Sünden zu bitten, weil er ſich an dem Propheten Gottes vergreifen wollte, bat er um Wiederherſtellung ſeiner Hand. An ſeine Hand allein dachte er, an ſeine Seele gar nicht. So machen auch wir es öfter. Hat man Schaden an Geld und Gut und Haus und Hof, an Vieh und Feld, da weint und jammert man; man klagt über ſchlechte Zeiten, daß nichts zu gewinnen iſt, über die Krankheit, von der man auf's Bett hingeworfen wird, man läuft zu dem Propheten, dem Prieſter nämlich, und ruft: Bitt für mich, daß der erlittene Schaden wieder gut werde, daß ich meine Geſundheit wieder bekomme, daß mein Geſchäft gut von Statten gehe. An unſere Seele

aber, wie es dieſer gehen möge, denken wir nicht, die macht uns die geringſte Bekümmerniß. O liebe Leute! da fehlt's im allererſten Fundament! Suchet zuerſt das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit, daran iſt mehr, daran iſt Alles gelegen. Betet, laßt Meſſen leſen, faſtet, gebet Almoſen zuerſt um Nachlaſſung eurer Sünden, um Geduld in Widerwärtigkeit, um Verachtung der Welt, um Erlangung chriſtlicher Tugenden, um Übereinſtimmung unſers Willens mit dem göttlichen, beten wir mit der katholiſchen Kirche öfter, was ſie in der Allerheiligenlitanei betet: daß du unſere Gemüther zu himmliſchen Begierden erheben wolleſt! und iſt das ernſtlich geſchehen: dann beten wir um Geſundheit, Glück und Segen für Haus und Hof und Familie, — und ſo beten wir nur um das Rechte und dürfen Erhörung unſeres Gebetes erwarten.

Aber ſo habe ich bisher immer gebetet, ſagt jetzt meinetwegen ein frommer Landmann, dem es mit ſeiner Seele und Seligkeit Ernſt iſt. Immer habe ich zuvor um ein reines Herz, um Tugend und Rechtſchaffenheit zu Gott gefleht, das zeitliche Gut nachgeſetzt, und mich ganz dem Willen Gottes überlaſſen; aber doch habe ich dieß und jenes ernſte Anliegen, dieß und jenes geheime Leiden, dieſen drückenden Kummer — ich bete beſtändig zu Gott um Erleichterung, um Abhilfe; aber ſie will mir nicht werden, obwohl ich meine, daß ich um etwas Rechtes bitte. — Das kann leicht ſein, lieber Chriſt! es iſt möglich, daß du um das Rechte beteſt, und daß dich des Gegenſtandes wegen, um den du bitteſt, Gott gewiß erhören würde; aber es iſt möglich, daß du nicht recht, nicht auf die rechte Weiſe beteſt und deßwegen nicht erhört wirſt, was dir klar werden wird im

zweiten Theil.

Ich rede heute nicht von Solchen, die frech und ſtolz in ihrem Gebete ſind und ſich vor Gott hinſtellen, als wenn er ihr Schuldner und ſie ſeine Gläubiger wären; auch nicht von Solchen ſoll die Rede ſein, die da meinen, wenn ſie dann und

wann dem lieben Gott die Ehre erweiſen, ihm ein Vaterunſer zu beten, er müſſe ſchon gleich bei der Hand ſein und ſich durch einen Terno aus der Lotterie oder noch mehr bei ihnen für die Gefälligkeit bedanken, die ſie ihm angethan haben; auch nicht von Solchen, die da beten, ohne daß es ihnen Ernſt iſt, ſondern in Sünden und Laſtern dahin leben, will ich heute ſprechen; ſie Alle beten nicht *recht* und haben keine Erhörung zu hoffen: ſondern ich will nur einen einzigen Punkt berühren, in dem ſich nur fromme, rechtſchaffene Chriſten bei ihrem Gebete verfehlen, in dem ſich gewöhnliche, leichtfertige Chriſten gar nicht verfehlen können, — ich meine nämlich die *Beharrlichkeit* im Gebete.

Man hört nämlich dann und wann folgende Reden: Ich habe ſchon ſo oft gebetet, um ſo viele Sachen ſchon angehalten, auch ſolche, die das Heil der Seele betreffen, zum Beiſpiel, daß ich von gewiſſen ſchändlichen Gedanken, die mich immer beunruhigen, frei werden, daß ich einen rechten Eifer im Gebete, eine rechte Geduld in Leiden und Widerwärtigkeiten haben, daß ich Alles zur Ehre Gottes thun möchte; ich habe gebetet um die Bekehrung und Beſſerung meines Mannes, meines Weibes, meiner Kinder; allein ich habe nichts ausgerichtet. Ich bleibe immerhin, wie ich zuvor geweſen, die alten Verſuchungen, die alte Ungeduld und auch die Meinigen ſind noch um kein Haar beſſer geworden. Ich habe mich beim Beten angeſtellt, ſo gut ich konnte; ich habe ſchon öfter gebetet, es ſcheint aber, Gott wolle mich nicht erhören; man wird endlich müde, wenn man ſieht, daß man gar nichts ausrichtet, und läßt das Beten ganz ſein. Zu ſolchen Äußerungen laſſen ſich oft Perſonen verleiten, die gute Chriſten ſind. Aber das iſt gefehlt! Weg mit dieſem Mißtrauen! fort mit der Zaghaftigkeit! Gott will gebeten, Gott will gezwungen, er will durch unſern Ungeſtümm gleichſam überwunden werden, ſagt der heilige Gregor. Dieß gab er zu verſtehen durch jene Parabel beim Evangeliſten Lukas. Dort iſt nämlich die Rede von einem Mann, der mitten in der Nacht zu ſeinem Freunde

hinging und vor seiner Hausthür rief: Lieber Freund! leihe mir doch drei Brode; denn ich habe Besuch bekommen, habe aber im Augenblicke nichts, was ich meinem Gaste vorsetzen könnte. Da gab aber der im Hause zur Antwort: Geh fort und laß mich in Ruhe; denn ich liege schon im Bett und meine Leute auch und kann nicht aufstehen. Aber der draußen hörte nicht auf, zu bitten, bis er ihm aufmachte und seine Bitte erfüllte, bloß seiner Ungestümmigkeit wegen, damit er Ruhe vor ihm bekam. So müßt es auch ihr machen, wollte Christus der Herr sagen, klopft nur immer an, nicht etwa nur ein- oder zweimal, sondern immerfort, bis euch aufgemacht wird. Was dann der Mensch als Freund Gottes nicht bekommen kann, das bekommt er durch seine Beharrlichkeit. Gott stellt sich oftmals an, als wenn er ganz gehörlos wäre bei unserm Beten und läßt uns immerfort beten und klopfen und suchen, ohne nur das mindeste Zeichen zu geben, daß er etwas um unser Beten wisse oder sich um uns kümmere. Dazu hat er aber seine guten Ursachen; denn einmal sind wir Bettler vor ihm und einem Bettler ziemt es, daß er sein öfter an der Glocke anziehe, wenn man ihn nicht gleich das erstemal gehört hat; auch käme es sonst heraus, als wäre es von Gott eine Schuldigkeit, daß er uns auf der Stelle gibt; zudem würden wir die Wohlthaten Gottes gar leicht und bald in den Wind schlagen, wenn er auf der Stelle uns gäbe; denn aus dem macht man gemeiniglich nicht viel Wesens, was man mit leichter Mühe und auf die erste Anforderung bekommt, und dann würden wir auch das Beten leichter gut sein lassen und seltener an Gott denken, wenn wir gleich auf das erste- und zweitemal erhört würden. Gott der Herr macht es da gerade wie eine Mutter mit ihrem Kinde. Diese zeigt zuweilen ihrem Kleinen einen Apfel oder eine Nuß; das Kind hüpft und springt nun sogleich mit ausgestreckten Händen darauf los. Aber gibt sie ihm den Apfel sogleich? O nein; das Kind muß lange bitten und die Mutter am Ärmel und Gewande ziehen, bis sie sich niedersetzt, um

den Apfel zu erreichen. Aber auch dann bekommt es denſelben noch nicht. Die Mutter hält den Apfel in der zugeſchloſſenen Hand und das Kind muß erſt einen Finger nach dem andern aufmachen, und wenn es auf den letzten kommt und meint, es ſei gewonnen, dann ſchließt die Mutter die vordern Finger von Neuem wieder zu und das gute Kind muß ſich bequemen, wieder von vorn anzufangen. Endlich nach langem Weinen und Zerren und Bitten öffnet die Mutter die Hand und gibt dem Kind den Apfel, und jetzt iſt Alles gut. Ebenſo macht es der himmliſche Vater mit uns, nicht um uns zu necken, und etwa Spaß und Kurzweil mit uns zu treiben, ſondern um uns ſeine Gaben recht werthvoll zu machen, um unſer Verlangen darnach deſto mehr zu erhöhen und uns ſie zuletzt zu geben. Da thut Gott ſeine Hand auf und erfüllt Alle mit Gütern.

Das geſchieht etwa nicht dir allein, mein Chriſt, der du vielleicht ſchon Jahre lang um eine Gnade bitteſt, ohne ſie zu bekommen; ſeine treueſten Diener hat er zu allen Zeiten lange, ja oft bis zur Mattigkeit beten laſſen und erſt dann ſie erhört. So war Moſes ſchon ſo ermattet vom Beten, daß er die Hände nimmer empor halten konnte; deßungeachtet aber wollte Gott ihm den Sieg über ſeine Feinde nicht verleihen, wenn er auch die Hände ſinken laſſen mußte; er mußte deßhalb ſeine Freunde anrufen, daß ſie ihm die Hände unterſtützten. Durch das beharrliche Gebet wird der beharrliche Sieg geſtärkt, ſagt St. Chryſoſtomus *). —

Iſaak war ein Diener Gottes und dennoch mußte er zwanzig Jahre zu Gott bitten, um einen Leibeserben von ſeiner unfruchtbaren Gemahlin zu erhalten. Beim Evangeliſten Matthäus kommt ein armes kananäiſches Weiblein vor, die begegnete einſt dem Herrn, rief ihn an und ſprach: Erbarme dich meiner, denn meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt. Was thut nun der ſonſt ſo gütige Heiland? Er

*) S. Chrysost. serm. de Moyse.

ſchaut ſie nicht einmal an und würdigt ſie gar keiner Antwort. Sie hört nicht auf, zu rufen und zu bitten; er aber, der ſonſt ſo Mildthätige, thut, als hörte er ſie nicht. Selbſt den Jüngern wurde es zu ſtark; ſie traten zu ihm hin, heißt es, und ſagten: Hilf doch dem Weib und laß ſie dann laufen, denn ſie ſchreit immer hinter uns her; allein der Herr bleibt wie zuvor, ja jetzt gibt er gar noch eine recht harte Rede. Es iſt nicht gut, ſprach er, daß man den Kindern das Brod nehme und es den Hunden vorwerfe. Ach, lieber Heiland, was iſt das für eine Rede aus deinem Munde? Wo iſt deine Sanftmuth, wo dein weiches Herz, das auch gegen die größten Sünder ſo liebevoll, ſo barmherzig war? Wie kannſt du dieſes arme Weiblein ſo rauh anfahren, ſie ſo verzagt machen? Meine Lieben! Chriſtus der Herr hatte mit ſeiner harten Rede eine ganz andere Abſicht; er machte es wie ein liebevoller Landesfürſt, der unerkannt reiſet und ſich nicht zu erkennen geben will, um hernach durch königliche Geſchenke deſto freudiger zu überraſchen. Wie daher das Weib ſprach: Auch die Hündlein eſſen gern die Broſamen, die von ihres Herrn Tiſch fallen, gab ſich der Herr zu erkennen und redete ſie liebevoll an: Weib, dein Glaube hat dir geholfen, es geſchehe, wie du willſt. So hatte ſich denn die bisher geſchloſſene Hand des Herrn eröffnet und die Tochter des Weibes war geſund. — Hätte ſich das Weib nach der erſten abſchlägigen Antwort abfertigen laſſen, ihre Tochter wäre nicht geheilt worden. Auf gleiche Weiſe faſt verfuhr Gott mit der heiligen Monika. Mit heißen Thränen flehte ſie viele Jahre lang um die Bekehrung ihres Sohnes. Je mehr ſie betete, deſto ſchlimmer wurde es um ihren Sohn; hätte ſie da nun denken ſollen: Es hilft ohnehin nichts; ſo laß ich ihn ganz gehen und bete gar nimmer für ihn? Nein, das wäre gefehlt geweſen, die Kirche hätte da nimmer den großen Kirchenlehrer Auguſtinus bekommen.

Doch was rede ich von Menſchen? Sehen wir ja den Sohn Gottes, unſern Herrn und Heiland ſelber, auf dem

Ölberge auf ſeinem Angeſichte liegen und zu ſeinem himmliſchen Vater beten und dennoch bekommt er keine Antwort! Er fällt zum zweitenmal auf die Kniee und betet zu ſeinem Vater und noch findet er kein Gehör. Endlich zum drittenmal bekommt er einen Engel, der ihn ſtärkt. Was ſoll ich dazu ſagen oder dabei denken? O, wir arme Menſchen, was bilden wir uns ein! Der himmliſche Vater läßt ſeinen eingebornen Sohn wie den geringſten Bettler dreimal an der Thüre anklopfen, bis ſie ihm geöffnet wird, und wir meinen, was wir wohl ſchon gethan haben, wenn wir zwei- oder dreimal anklopfen! Wir beklagen uns, wenn wir nicht gleich erhört werden, werden müde und verzagen, wenn wir nicht gleich günſtigen Beſcheid erhalten, wenn uns nicht auf der Stelle mit Allem, was wir verlangen, aufgewartet wird.

Nein, ſo geht es nicht, Geliebte! Wollen wir erhört werden, ſo müſſen wir um das Rechte bitten, vor Allem um Verzeihung unſerer Sünden, um das Heil unſerer unſterblichen Seele; das geht vor, das iſt das Eine Nothwendige; denn was hilft es, wenn ich die ganze Welt gewinne, aber an meiner Seele Schaden leide? Dann erſt dürfen wir auch um zeitliche Güter, um Geſundheit, Wohlſtand, Glück und Segen für Haus und Geſchäft flehen; aber wohlgemerkt, um dieſe zeitlichen Dinge müſſen wir immer ſo bitten, daß es uns recht iſt, daß wir nicht murren, wenn ſie uns Gott auch nicht gibt; die ewigen Güter, Verzeihung der Sünden, Gnade zum Guten und das ewige Leben, die brauchen wir nothwendig, um dieſe beten wir alſo mit vollem Vertrauen; aber die zeitlichen Güter brauchen wir nicht nothwendig, deßhalb beten wir um dieſe mit voller Ergebung in den göttlichen Willen. Wenn man z. B. krank iſt, ſo ſoll man alſo beten: Du ſiehſt, o Herr, daß ich ſchwach und elend bin und auf dem Schmerzenslager daliege, und zwar ſchon ſo lange, du kannſt mir da leicht helfen, wenn du nur willſt. Weißt du nun, daß die Geſundheit mir nützlich und zur ewigen Seligkeit verhilflich iſt, ſo bitte ich dich, o Herr, mach mich geſund! Iſt mir aber

die Geſundheit ſchädlich, würde ich ſie mißbrauchen zu meinem Schaden, ſo laß mich in meiner Krankheit; gib mir nur Geduld, daß ich ſie nach deinem Willen ertrage; denn es iſt mir beſſer, daß ich mit Krankheit und Schmerzen in den Himmel eingehe, als geſund zur Hölle fahre. Und wer mit Noth, mit Elend und Armuth zu kämpfen hat, ſoll alſo beten: Herr! du ſiehſt, wie ich mich ſo ſauer und kümmerlich mit meinen Kindern fortbringen muß, in welcher Verlegenheit ich mich befinde, wie ich verachtet, gedrückt und verfolgt werde; du weißt, welches Kreuz und Elend mir noch bevorſteht. O wende doch dieſe Noth, dieſe Armuth, dieſes Unglück von mir und den Meinigen ab! Dir iſt es ja ein Leichtes, dir iſt ja Alles möglich! Dient mir aber dieß Unglück zu meinem Seelenheile, würde ich im Glücke übermüthig und gottlos, ſo laß mich in meinem Elende, o Herr! denn es iſt mir beſſer, hier eine kurze Zeit Armuth, Hunger, Elend und Noth zu leiden und in deiner Gnade zu ſtehen, als im Schooße des Glückes zu ſitzen und der ewigen Verdammniß entgegenzureifen; mit Einem Wort, o Herr! willſt du mir Vermögen, Glück und überhaupt zeitliche Güter geben, ſo bitte ich dich darum, jedoch nicht anders, als im Sinne unſerer heiligen Kirche, nur durch Hilfe der zeitlichen Güter zu den ewigen leichter gelangen zu können. Haben wir auf dieſe Weiſe nur um das Rechte gebetet, ſo beten wir auch recht, beſonders mit Beharrlichkeit. Verzagen wir nicht und werden wir nicht müde! Gott hat ſeine Freude an unſerm Gebete, er will uns beſtändig mit ſich beſchäftigt wiſſen und deßwegen läßt er uns lange beten; er will, daß wir ſeine Gaben recht ſchätzen ſollen, darum gibt er uns nicht gleich auf der Stelle. Laſſen wir uns dadurch nicht ſchrecken! Beten wir muthig und unverdroſſen fort! Was wir heute nicht bekommen, bekommen wir morgen! Was er uns in dieſem Jahre abſchlägt, gibt er uns in einem andern. Vergeblich bleibt unſer Gebet nie, wenn wir nur um das Rechte und recht beten! So beten wir denn ſo und wir werden erhört werden. Amen.

Predigt

auf

das Feſt Chriſti Himmelfahrt.

Text: „Wer glaubt und getauft iſt, wird ſelig werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Mark. 16, 16.

Geliebte Pfarrgemeinde!

So lange der Erlöſer auf Erden wandelte, ſo lange er namentlich in den vierzig Tagen nach ſeiner Auferſtehung mit ſeinen Apoſteln verkehrte, war er das Licht der Welt und als ſolches ihnen auch ſichtbar. Sie ſahen ihn und taſteten ihn mit ihren Händen, ſie aßen mit ihm, er redete mit ihnen und ging mit ihnen, kurz, ſie ſahen ihn mit eigenen Augen und brauchten noch nicht an ihn zu glauben. Darum konnte auch der heilige Johannes bei Verkündung des Evangeliums zu den Gemeinden ſagen: Wie wir mit unſern Augen geſehen und mit unſern Händen gegriffen haben, das verkünden wir euch. — Aber mit dem heutigen Tage trat eine Wendung der Dinge für die Apoſtel ein. Der Herr hob ſich vor ihren Augen in den Himmel empor und eine Wolke entzog ihn

ihren Blicken. Von nun an hörte das Schauen auf und das Glauben nahm seinen Anfang. Den sie bisher mit leiblichen Augen wahrgenommen hatten, schauten sie jetzt nur mehr mit den Augen des Geistes. Von nun an heißt es: „Selig sind, die nicht sehen und dennoch glauben;“ von nun an heißt es: „Wer glaubt und getauft ist, wird selig, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Diese Worte sprach der Erlöser nach dem heutigen Evangelium unmittelbar vor seiner Auffahrt in den Himmel und zwar in feierlicher Weise, Worte, die dahinklingen sollten in die ganze Welt, Geltung haben sollten für alle Zeiten und Völker. Es waren zwar Worte, gesprochen mit unscheinbarem Munde, gesprochen in einem Winkel des Erdballs, auf dem Ölberge bei Jerusalem; aber es waren Worte eines Gottmenschen, der gerade vor seiner Rückkehr in den Himmel sagte: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und so ist es denn kein Wunder, wenn diese Worte heute noch von allen Kanzeln ertönen, als Nachklang und millionenfaches Echo der Worte, die vor achtzehnhundert Jahren am heutigen Tage am Ölberge zum ersten Male gehört wurden.

Ja, Geliebte, diese feierlichen Worte erschallen heute noch von den christlichen Kanzeln; denn sie haben heute noch ihren vollen, ungeschmälerten Werth, heute noch sind sie ächte, vollgewichtige Münze, so viel auch christliche und unchristliche Juden, namentlich unserer Tage, an derselben herunterzuschaben und schneiden versucht haben. Auch uns gilt noch das feierliche Wort des scheidenden Heilandes: Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden. Es ist dieß ein furchtbares Wort den Ungläubigen, ein überaus trostreiches aber den Gläubigen.

Aber da höre ich euch sagen: Für uns hat diese Rede des Herrn nichts Furchtbares; denn wir sind ja keine Ungläubigen; wir glauben und sind getauft, also müssen wir selig werden; nur wer nicht glaubt und nicht getauft ist, der wird

verdammt. Uns kann es also nicht fehlen! Wir sind obendrein nicht auf einen falschen Glauben getauft, sondern auf den allein wahren; denn wir sind als katholische Christen geboren und erzogen, und werden auch als solche sterben! —

Meine Lieben! wenn alle Jene, die katholisch getauft, geboren und erzogen sind und als Katholiken sterben, in den Himmel kämen, da wäre es freilich ein Leichtes; aber da, Geliebte, fehlt's weit; es gibt nämlich Katholiken, die nur dem Namen nach katholisch sind und nur einen katholischen Taufschein haben; aber sonst weiter gar nichts.

Es gibt Katholiken, die nicht katholisch glauben, I. Theil.

Es gibt Katholiken, die nicht katholisch leben, II. Theil.

Göttlicher Heiland! Segne vom hohen Himmelsthrone herab, den du heute bestiegen hast, das Wort deines Dieners, auf daß wir verstehen, was es heiße, katholisch sein, auf daß wir den Sinn der Worte: „Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden," zum Heile unserer Seele begreifen mögen! —

Erster Theil.

Wir beten alle Sonntage nach der Predigt die drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, und da heißt es: Ich glaube festiglich Alles, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, — warum denn? weil du, o Gott, solches geoffenbaret hast, der du bist die ewige Wahrheit und Weisheit, welche weder betrügen, noch betrogen werden kann. Ich glaube also, heißt es. Was glaube ich? Alles, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, und warum glaube ich denn das Alles? etwa, weil es dieser oder jener Geistliche sagt? Aber der Geistliche für seine Person könnte irren, könnte lügen — es sind im vorigen Sommer und so lange die Kirche steht, schon allerhand Geistliche herumgereist, die dem Volke Verschiedenes zu glauben vorgestellt haben, und dennoch waren sie Betrüger; oder warum glaube ich denn sonst? Etwa, weil's im Katechismus steht, weil du

es in der Schule so gelernt hast? Aber der Katechismus könnte lügen, das Papier ist geduldig, drucken läßt sich allerhand, auch die Lüge und Unwahrheit, warum glaube ich also? Ich glaube, nicht weil es dieser oder jener Priester, dieser oder jener Bischof sagt, nicht weil es in diesem oder jenem Katechismus steht, sondern weil es die gesammte katholische Kirche, die ganze lehrende Kirche, nämlich alle Bischöfe der katholischen Christenheit mit dem Oberhaupte, dem Pabste, an der Spitze zu glauben vorstellt, deßwegen glaube ich also. Aber kann denn der Pabst mit den Bischöfen nicht irren, können sie nicht etwas zu glauben vorstellen, was nicht wahr ist, was kein Glaubensartikel ist? Nein, die ganze lehrende Kirche kann nicht irren, kann in Glaubenssachen keine Unwahrheit zu glauben vorstellen, — warum denn nicht? Deßwegen nicht, weil sie unter der fortwährenden Aufsicht und Leitung des heiligen Geistes steht, der ein Geist der Wahrheit ist, und weil der Herr selber bei ihr ist alle Tage bis zum Ende der Welt. Wenn die Kirche in ihrer Gesammtheit irren könnte, dann wäre sie nicht mehr die Kirche Jesu Christi, des Sohnes Gottes, sondern eine Synagoge des Teufels, dann stünde sie nicht mehr unter der Leitung des Geistes der Wahrheit, sondern des Geistes des Irrthums, der wieder kein anderer ist, als der Teufel selbst; könnte die Kirche in Glaubenssachen eine falsche Entscheidung fällen, etwas zu glauben vorstellen, was Fabel oder Dummheit wäre: dann hätten die Pforten der Hölle den Sieg über den heiligen Geist und die Kirche davongetragen, der Geist des Irrthums wäre stärker als der Geist der Wahrheit. Kann die katholische Kirche irren, dann gibt's keine Gewißheit mehr im Wichtigsten und Heiligsten im Glauben; der Christ müßte sich zuletzt vom nächst besten herumziehenden Prediger, vom nächst besten Glasschleifer eine Brille auf die Nase setzen lassen, oder er müßte mit seinem eigenen Verstande ausforschen können, was er zu glauben hätte, was nicht. Aber das geht nicht an; denn einmal ist der menschliche Geist zu kurzsichtig, um bei

der möglichsten Schärfe, die wir annehmen, die Geheimnisse des Reiches Gottes ergründen zu können, da er nicht einmal im Stande ist, herauszubringen, was das Licht oder was der Grashalm ist; sodann aber haben die wenigsten Menschen, wenn sie auch genug Verstand hätten, Zeit und Fleiß und Freude genug, der Erforschung solch schwieriger Dinge sich hinzugeben — zuletzt käme der Tod und der Mensch müßte fort, ohne in's Reine gekommen zu sein, ob es einen Gott, eine heilige Dreifaltigkeit, einen Erlöser oder anderes dergleichen gebe. Der Mensch wäre ein unglückseliges Geschöpf, in immerwährendem Zweifel begriffen, ob er das Rechte habe oder nicht, ob seine eigene Vernunft ihn nicht täusche, ob er von Andern nicht angelogen worden sei. Aber seht, da ist die katholische Kirche eine feste Schutzwehr, sie steht mir Bürge, das alles das reine, göttliche Wahrheit ist, was sie zu glauben vorstellt; denn sie und nur sie allein kann nachweisen, daß sie einen höhern Beistand zur Seite habe, unter dessen Schutz sie nie auch nur einen Augenblick irren oder in Irrthum führen kann. Sie allein kann sagen: Was ich euch zu glauben vorstelle, ist göttliches Wort. Seht, Geliebte, deßhalb sagen wir: Ich glaube festiglich Alles, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, weil du, o Gott, solches geoffenbaret hast, der du bist die ewige Wahrheit und Weisheit, welche weder betrügen noch betrogen werden kann. Das ist nun katholischer Glaube: Ich glaube, was die Kirche sagt, und glaube es, weil durch sie der Geist Gottes spricht. Jeder, der sich einen katholischen Christen nennt, muß alle Sonntage mit gutem Gewissen sagen und beten können: Ich glaube festiglich Alles, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, weil du, o Gott, solches geoffenbaret, der du bist die ewige Wahrheit und Weisheit, welche weder betrügen noch betrogen werden kann. Aber ach, wie viele Katholiken gibt es nicht, die nicht mit gutem Gewissen das sagen können! Geht hinein in die großen Städte, haltet Umfrage und Rundschau in Deutschland, ja bloß in Bayern, fragt sie Alle, die sich

Katholiken schimpfen lassen, ob sie glauben, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt und weil es die katholische Kirche zu glauben vorstellt; dann werdet ihr sehen, was ihr für Antworten bekommt, dann werdet ihr staunen, was es für Katholiken gibt. Der Eine glaubt nicht an den dreieinigen Gott, einem Andern ist die Beicht ein Menschenwerk, ein Dritter spricht mit Verachtung von Pabst und Kirche, ein Vierter glaubt an kein Fegfeuer, ein Fünfter meint, Jesus Christus sei wohl ein großer Mann, aber nicht der Sohn Gottes gewesen, ein Sechster hält alle Religionen für gleich gut, katholisch und lutherisch ist ihm eins und dasselbe, ein Siebenter läugnet die Gegenwart Christi im heiligen Altarssakramente, ein Achter behauptet, die Päbste hätten über Nacht, während die Leute schliefen, allerhand Glaubensartikel geschmiedet und sie dann den Leuten heimlich in die Taschen gesteckt, ohne daß sie es merkten, kurz, Einer läugnet dieß vom katholischen Glauben, ein Anderer etwas anders und dennoch nennen sie sich Katholiken, nur mit dem Unterschied, daß sie aufgeklärte Katholiken, Lichtköpfe sein wollen. Heißt das nicht mit Namen ein verwegenes Spiel treiben? Wenn ein Handelsmann eine prächtige Firma aushängen und mit hochtrabenden Worten ankündigen wollte, er habe ein vollständiges, wohlassortirtes Waarenlager, und bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß er nur einzelne Trümmer und Fetzen in seinem Verlage hätte, würde man einem solchen Prahler nicht mit Recht seinen prahlerischen, lügenhaften Aushängschild herunterreißen, oder dürfte man ihm nicht mit vollem Rechte befehlen, er solle auf der Stelle den lügenhaften Schild einziehen? — So ist auch ein Mensch, der sich Katholik nennt, nicht werth, daß er diesen Namen führt, wenn er nicht Alles glaubt, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, sondern nur, was ihm beliebt, dort und da ein Stück, so daß sein ganzer Glaube aus lauter Trümmern besteht. Einem Solchen soll man von Rechts wegen verbieten, den Namen katholisch zu führen, oder er selber soll

ſich ſchämen, den Namen Katholik zu tragen, er ſoll ihn wegthun und ſich dafür Rougeaner oder ſonſt was nennen laſſen; Alles iſt ein Solcher, nur nicht katholiſch.

Wieder Andere aber gibt es, die es feiner machen, die es gut einſehen, daß ſie auf ſolche Weiſe, wenn ſie nicht Alles glauben, was die katholiſche Kirche zu glauben vorſtellt, nicht mehr auf den Namen katholiſch Anſpruch machen können. Die ſtellen es daher ſchlauer an und ſagen ſo: Reſpekt für die katholiſche Kirche! Alle Achtung vor dem Pabſte! Gehorſam muß man dem Pabſte ſein, das iſt wahr; aber nicht allemal iſt ihm zu trauen; ja ſo lange der Pabſt nicht redet, ſo lange iſt gut mit ihm auszukommen; aber man muß es ſo viel als möglich vermeiden, ihn zu fragen, er könnte ſonſt eine mißliebige Antwort geben; die Geiſtlichkeit — ja Reſpekt davor, aber die katholiſche Kirche hat doch Geiſtliche, die den Frieden und die Ruhe ſtören könnten, namentlich gewiſſe Kloſtergeiſtliche — darum traut ihnen nicht. — Dieſe Leute nennen ſich Katholiken mit Leib und Seele, betheuern, daß ſie als Katholiken leben und ſterben wollen; ja ſie betheuern das recht oft; denn ſie wiſſen es recht gut, daß ſie das nicht oft genug ſagen können, weil es ihnen ſonſt kein Menſch glauben würde. Alles glauben wir, ſagen ſie, was die katholiſche Kirche zu glauben vorſtellt; aber — trauen darf man nicht. — Der Strohmann von einem Pabſte, der nicht redet und deutet, ja der iſt ihnen willkommen; die Geiſtlichen, die ſich von ihnen ſchulmeiſtern und knechten laſſen und ihre Speichellecker ſind, die fein hübſch durch die Finger ſehen und dieſe Katholiken mit Leib und Seele mit Lobeserhebungen überfirniſſen, das ſind ihnen die rechten Geiſtlichen, die aufgeklärten; aber jene, die nicht anbetend vor ihnen im Staube kriechen, die im Beichtſtuhle den Bohrer der Gewiſſenserforſchung anſetzen und dieſe Herrn wie andere Leute für ſündige Menſchen halten und als ſolche behandeln, oder das Gewiſſen ihnen aufzurütteln wagen, ſind ihnen kopfhängeriſche, finſtere Schleicher, namentlich die Jeſuiten, die Redemptoriſten, ein

guter Theil der Benediktiner und eine bedeutende Anzahl von Weltgeistlichen. Daher geben sie den Rath, daß beständig Einer an den Stufen des Thrones stehen und Seiner Majestät in die Ohren flüstern soll: Trauet den Pfaffen nicht!

Seht da, das sind auch Katholiken, Katholiken mit Leib und Seele, aber nur nicht so plump wie die ersten, und darum zehnmal gefährlicher. Statt den lärmenden, verrosteten Karabiner des Unglaubens zu führen, womit sie nicht viel ausrichten würden, führen sie den feingeschliffenen Dolch des Mißtrauens gegen die Kirche und ihre Diener in der verborgenen Scheide und gehen mit offener, lächelnder Miene einher, um Zutrauen zu erwecken und so den Giftdolch desto sicherer in das unbewachte, arglose Herz stoßen zu können.

Nun sagt mir, meine Lieben! findet auf solche Katholiken das Wort des Herrn: Wer glaubt und getauft ist, kann selig werden, eine Anwendung? Sind das wirklich Katholiken mit Leib und Seele, gehorsame, vertrauensvolle Söhne der Kirche? Ist das katholische Gesinnung? Nein, das sind Leute, die entweder keinen Glauben oder kein Vertrauen haben, denen die Kirche ihr Spielzeug, ihre Dienstmagd, oder noch was Schlechteres ist; und wahrlich, die Seligkeit dieser Leute möchte ich, wenn sie anders aus eigener Schuld in dieser Verkehrtheit befangen sind, nicht theilen.

Nein, meine Lieben! seien wir ächte Katholiken, die mit gutem Gewissen sagen können: Ich glaube festiglich Alles, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, weil du, o Gott, solches geoffenbaret hast, der du bist die ewige Wahrheit und Weisheit, welche weder betrügen noch betrogen werden kann. Achten und ehren wir das Oberhaupt der Kirche und die Geistlichkeit! Sollte auch der Einzelne keine Achtung, kein Vertrauen verdienen, wie dieß in jedem Stande der Fall ist und sein kann, so lassen wir das nicht der Kirche, nicht dem ganzen Stande, nicht einer ganzen Genossenschaft entgelten!

Da werdet nun ihr, meine Lieben! sagen: Gott Lob! uns

geht das bisher Gesagte nicht an! Wir gehören weder zu denen, die nicht Alles glauben, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, noch zu denen, die voll von Argwohn und Mißtrauen gegen die Kirche und ihr Oberhaupt und ihre Diener sind, nein, wir sind Katholiken im ganzen, ungetheilten Sinne des Wortes, gläubige, gehorsame Kinder der Kirche, und deßhalb glauben wir, daß das Wort des Herrn: Wer da glaubt, wird selig, auf uns seine Anwendung finden werde.

Ist recht, Geliebte, ihr fühlt euch nicht durch das Bisherige getroffen, ihr seid Katholiken, die den rechten Glauben haben; aber das ist noch nicht Alles; wir könnten deßungeachtet verdammt werden; noch Eines fehlt, wir müssen als ächte Katholiken auch nach unserm Glauben leben; hievon aber im

zweiten Theil.

Wenn das katholische Christenthum nur im Glauben bestünde, meine Lieben, dann wäre nichts leichter, als katholisch leben; wenn das der Fall wäre, dann wollte ich bald die ganze Welt zum katholischen Glauben bekehrt haben; denn nichts leichter als glauben, wenn man sonst nichts zu thun hätte. Die Leute würden gern Alles glauben, wenn sie nur thun dürften, was sie wollten; um diesen Preis wäre der Glaube allen Menschen erwünscht.

Aber könnte Einer sagen: Ist ja nicht mehr gefordert auch, als der Glaube; heißt es ja im heutigen Evangelium: Wer glaubt und getauft ist, wird selig; daß man noch etwas anders zu thun habe, steht nicht dabei. — Du hast Recht; an dieser Stelle gerade steht sonst nichts dabei, aber anderwärts hat der nämliche Mund, der heute sprach: Wer glaubt, wird selig, auch gesagt: „Wenn du zum Leben eingehen willst, so halte die Gebote;“ und der Apostel Jakobus sagt ausdrücklich: „Was nützt es, meine Brüder, wenn Jemand sagt, er habe den Glauben, wenn er die Werke nicht hat? Kann etwa der Glaube ihn selig

machen?“ (Jak. 2, 14.) Und wiederum sagt er: „Der Glaube ist, wenn er keine Werke hat, in sich selbst todt. Ja, es kann Jemand sagen: Du hast den Glauben, ich aber die Werke; zeige mir deinen Glauben ohne die Werke, ich aber will dir aus den Werken meinen Glauben zeigen.“

Hieraus ersieht ihr also, was für ein Glaube gemeint ist, wenn es heißt: Wer glaubt, wird selig; es ist ein lebendiger, ein thätiger, ein wirksamer, kein todter, unfruchtbarer Glaube gemeint, ein Glaube, der sich zeigt in guten Werken. Ist auch ganz natürlich. Was hilft mir denn der Baum mit seiner Wurzel, wenn er keine Frucht bringt? Was denn das Geld im Kasten, wenn es müßig und todt darin liegt? Was denn die Arznei, wenn ich sie vor mir stehen lasse und nicht nehme? Was denn das Brod, wenn ich es nicht esse? Wenn Einer in's Wasser gefallen ist und ein Anderer eilt mit einer Stange herbei und hält ihm die Stange hin, daß er sich daran anklammern und so herausgezogen werden könne, er aber mag nicht nach derselben greifen, was hilft ihm denn diese Stange? Nun seht, der Glaube ist so eine Wurzel, ein Geld, eine Arznei, ein Brod, eine Stange; wer aber nicht darnach greift, davon keinen Gebrauch macht, ihn nicht Frucht bringen läßt, für den ist er umsonst; er hat einen todten Glauben, es ist gerade so viel, als hätte er gar keinen; er geht damit zu Grunde. Wir müssen also einen lebendigen Glauben haben, wenn wir selig werden wollen, aber — da fehlt's eben, meine Lieben.

Es gibt da wiederum zweierlei Katholiken; solche, die ihren Glauben gar nicht im Werke zeigen, nicht beichten, nicht kommuniziren, keinen Fasttag halten, in keine Kirche gehen; kurz, solche, denen man es gar nicht ankennt, daß sie katholische Christen, die ganz und gar erstorben, todte Glieder am Leibe der Kirche sind. Man soll nicht glauben, daß es solche Leute gibt; es gibt wirklich solche in höhern und niedern Ständen, Leute, die sonst in ihrem Benehmen

gegen die Geistlichen sehr höflich sind, zu Hause beten, das Kreuz machen, aber damit ist der katholische Christ auch fertig. —

Hinwiederum aber gibt es Andere, deren ganzes katholisches Christenthum in lauter Außenwerk besteht, in lauter Ceremoniendienst. Diese meinen, wenn sie ihren Rosenkranz beten, ein paar Heilige verehren, etliche Messen lesen lassen, ein paar Pfennige Almosen geben, öfter beichten und kommuniziren, alle Abläße zu gewinnen suchen und fleißig in die Kirche gehen; so haben sie den Kern des katholischen Christenthums und den werkthätigen Glauben. Das Alles ist schon recht, meine Lieben; allein es ist nur die Schale, aber nicht der Kern; denn das leuchtet euch doch selbst ein, daß Viele den Rosenkranz beten und in Gebetbüchern lesen, die nicht das Mindeste wissen von dem, was sie sagen, oder sammt dem Rosenkranz und Gebetbuch schlechte Menschen sein können. Wiederum wisset ihr, daß Manche die Heiligen verehren und doch ihr Beispiel nicht nachahmen. In Italien gibt es Räuber, die Muttergottes- und Heiligen-Bilder bei sich tragen, und recht andächtig unsere liebe Frau verehren, daß ihnen doch ein reicher Wanderer begegnen möge, den sie umbringen könnten; ist ihnen das gelungen, dann bedanken sie sich bei den Heiligen, wo nicht, so zerreißen sie die Bilder und schlagen die hölzernen Figuren, daß sie ihnen nicht verhilflich waren. Wenn es bei uns gerade auch keine Diebe und Mörder gibt, die die Heiligen anrufen, um beim Stehlen und Morden Glück zu haben, so gibt es doch solche, die die Heiligen verehren, um mit ihrem Vieh und Haus und Hof glücklich zu sein, aber von dem Beispiele der Heiligen nichts wissen wollen. Viele verehren z. B. den heiligen Florian, er möchte ihr Haus vor Feuersgefahr bewahren, aber daran denken sie nicht, daß sie ihren Körper vor dem Feuer unreiner Lüste bewahren sollen; Viele verehren den heiligen Sebastian, um gegen Pest und Krankheit des Leibes geschützt zu werden; aber um sich vor der Pest der Todsünden zu bewahren, thun sie nicht das Mindeste. Viele beichten und kommuniziren, so

oft und wo in der Nachbarschaft ein Ablaß zu gewinnen ist, aber man merkt doch nichts, daß sie um ein Haar besser würden. Viele gehen Vormittags fleißig in den Gottesdienst, am Abende aber treiben sie Götzendienst. Viele halten das Fastengebot und getrauen sich am Freitag kein Fleisch zu essen, aber sie getrauen sich, die Hand nach fremdem Gut auszustrecken. Viele gehen heute wallfahrten, morgen aber gehen sie der alten sündhaften Gelegenheit nach. Bei solchen Leuten besteht das ganze Christenthum zuletzt in einigen äußerlichen Gebräuchen, in Brustklopfen und Kreuzmachen und Weihwassernehmen und einigen gewöhnlichen Lippengebeten, die man herzuplappern gewöhnt ist, inwendig aber schaut's schlecht aus, etwa wie ein Grab voll Moder und Fäulniß, dessen Garstigkeit ein paar äußerliche mechanische Ceremonien überzieren sollen. Wehe denen, die ein solches Christenthum haben! Auf sie paßt der Spruch des Herrn: Wer nicht glaubt, wird verdammt werden! Aber wie, sie glauben ja! Sie sind ja katholische Christen, sie nehmen ja Alles an, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt. Wahr ist es, sie glauben, aber ihr Glaube ist todt; denn es fehlt der Bußgeist, die Besserung des Herzens; darum ist all ihr Thun weiter nichts als Werkheiligkeit, äußeres Schnitzwerk und Zierrath am schmutzigen Altare des Herzens. Soll der äußere Gottesdienst, sollen Religionsgebräuche und Ceremonien und ihre Übung einen Werth haben, dann muß der lebendige Glaube zuvor in uns sein, der Glaube, der in der Liebe, in der Beobachtung der göttlichen Gebote thätig ist. Das merkt euch, meine Lieben, besonders das Landvolk muß sich das merken. Seht, die Feinde unserer heiligen Kirche werfen es uns Katholiken und besonders dem Landvolke vor, daß wir nur am Äußern so zäh festhalten, daß unser ganzes Christenthum nichts anders wäre, als ein Rosenkranzbeten und Kirchengehen und Beichten und obendrein allerlei Aberglauben, im Übrigen aber sagen sie, sei das bayerische Volk sittenlos und Wildheit und Rohheit, Unzucht und Trunkenheit seien die traurigen Früchte

des katholiſchen Chriſtenthums unter dem bayeriſchen Landvolke. — Wehe denen, die zu ſolchen Reden Anlaß geben! Allerdings iſt es nicht zu läugnen, daß es im Volke dort und da noch traurig ausſieht, daß trotz Kirchengehen und Beichten dennoch Rohheit und Sittenloſigkeit herrſcht; aber was iſt denn ſchuld an dieſem Übelſtande? Etwa die katholiſche Religion? Das ſei ferne! Dieſe eben ſagt ja, der Glaube ohne Werke der Buße und Beſſerung der innern Heiligung und Rechtſchaffenheit iſt todt — wer iſt alſo ſchuld? Nichts iſt ſchuld, als die Dummheit der Leute, die da meinen, mit Ceremoniendienſt und mechaniſchem Mitmachen der religiöſen Gebräuche ſei das Ganze abgethan. Daher kann man ſo oft die Rede hören: Wer kann mir etwas nachſagen? Bin ich nicht ein guter katholiſcher Chriſt? Alle Tage gehe ich, wenn's ſein kann, in eine Meſſe, in mehrere auch noch, alle Sonn- und Feiertage in meinen Gottesdienſt, in die Nachmittagkirche auch noch, zu Hauſe wird auch gebetet, wo kann's mir fehlen? — Wo's dir fehlen kann, fragſt du? überall kann's dir fehlen; du kannſt bei all deinem Beten ein heimlicher oder öffentlicher Sünder ſein, ein recht heuchleriſches und gottloſes Leben führen. Merk dir das! Vielleicht iſt's wirklich ſo! Vielleicht klopft's da unter der rechten Bruſt, während ich dieß ſage! Und wenn du etwas dergleichen merkſt, ſo ſchäme dich; ſchau, du biſt ſchuld, du haſt auch beigetragen durch deinen bisherigen Lebenswandel, daß die Feinde der Kirche ſagen konnten: Seht da, der iſt auch ein katholiſcher Chriſt! Seht ihn an, wie er in die Kirche geht und beichtet und den Roſenkranz in der Hand hat, und dabei iſt er ein nichtsnutziger Menſch und man ſieht nicht, daß er um ein Haar beſſer iſt, als Andere, im Gegentheil hinter ſeiner äußerlichen Frömmigkeit, die er zur Schau trägt, kann er's verſtohlen erſt noch recht arg treiben. Ich habe einen Menſchen gekannt, der bei jeder bedeutenden Leiche erſchien und einen eifrigen Vorbeter machte. Und warum meint ihr wohl? Etwa aus innerer Frömmigkeit, um den Todten die letzte Ehre zu erweiſen? O nein; weil

am Ende des Gottesdienstes ein Leichentrunk gehalten wurde, und der eifrige Vorbeter auf fremde Kosten sich genug trinken konnte. Bei dieser Gelegenheit kam unser ehrenwerther Vorbeter den ganzen Nachmittag nicht mehr aus dem Wirthshause. Seht da die Frömmigkeit dieses Menschen! — Wiederum habe ich in einer Stadt einen Magistrat kennen gelernt, der nur höchst selten an Sonn- und Feiertagen den Pfarrgottesdienst besuchte, außer wenn er mußte, an den höchsten Festtagen. Aber einmal im Jahre erschien der hochlöbliche Magistrat selbst an einem Werktage in der Kirche und an diesem Tage fehlte merkwürdiger Weise nie ein einziges Mitglied. Es wurde noch dazu ein Amt gehalten, wo es solchen Herrn ohnehin gleich zu lange wird; aber da kamen sie pünktlich und es wurde ihnen nicht zu lang. Und warum meint ihr wohl? Wie kam so plötzlich Gebetseifer an diesem Tage in die Herrn, und zuvor und hernach nie mehr? Seht, das kam daher: Es hatte Jemand einen Jahrtag gestiftet mit dem Bemerken, daß jeder Magistratsrath, der dabei erscheinen würde, einen Gulden bekäme und — der Gulden hat gezogen. Wenn's keinen Gulden trägt, darf man den Gottesdienst wohl versäumen, aber wenn's einen Gulden trägt, natürlich nie! — Sagt mir, kann es eine größere Erbärmlichkeit geben? Seht, solche Leute bringen dann die katholische Religion in üblen Ruf. Da sieht man's, heißt es, es ist ohnehin nur lauter äußerlicher Dienst, aber keinem Einzigen Ernst dabei!

Geliebte Christen! Lassen wir uns dergleichen nicht mehr nachsagen! Seien wir stolz auf unsern katholischen Glauben und freuen wir uns desselben! Zu denjenigen, die katholisch sein wollen ohne katholische Gesinnung, ohne Alles zu glauben, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, haben wir ohnehin noch nie gehalten; aber vielleicht gehörten wir zu denen, deren ganzes katholisches Christenthum bisher nur Außenwerk war ohne Kern, ohne innere Besserung und Heiligung! Werfen wir die Schale nicht weg, das wäre nicht

recht; aber bemühen wir uns, zuvor den wahren katholischen lebendigen Glauben, der sich in guten, gottgefälligen Werken zeigt, als Kern, als das eigentlich Wahre und Wesentliche, unter dieselbe zu bringen! Machen wir das Gerede der Feinde unserer heiligen katholischen Religion zu Schanden! Zeigen wir ihnen, daß ein katholischer Christ sein mehr heißt, als den Rosenkranz in der Hand haben und einige Gebete verrichten. Beweisen wir ihnen, wie die ersten Christen den Heiden, durch unser Leben die Ächtheit unsers Glaubens! „Die ersten Christen," sagt der heilige Bischof Pacian von Barcelona in Spanien, „verstanden nicht, über den Glauben zu disputiren; sie verstanden aber, für den Glauben zu sterben! Sehet unsern Wandel an, konnten sie den Heiden sagen, unsere Demuth und Eingezogenheit in der Kleidung, unsere Mäßigkeit im Genuß von Speise und Trank, unsere Sanftmuth und Geduld in Verfolgungen und Leiden, unsere Eintracht und brüderliche Liebe unter einander, unsere Enthaltsamkeit von den eines Christen unwürdigen Lustbarkeiten, und erkennet hieraus die Wahrheit unserer Religion."

So müssen auch wir, Geliebte, unsern Feinden sagen können; dann stehen wir nicht bloß ihnen gegenüber gerechtfertigt da, sondern es wird das Wort des Herrn: Wer glaubt, d. h. wer den wahren Glauben, der in guten Werken sich zeigt, hat, auf uns Anwendung finden und wir werden einst dorthin kommen, wohin uns der Herr heute vorausgegangen ist, in die Wohnungen der ewigen Herrlichkeit. Amen.

Predigt

auf

den ſechsten Sonntag nach Oſtern.

Text: „Und auch ihr werdet mir Zeugniß geben.“ Joh. 15, 27.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Auch ihr werdet mir Zeugniß geben, ſpricht Jeſus heute zu ſeinen Apoſteln, und was er da geſprochen, iſt auch wahr geworden. Die Apoſtel gingen aus in die ganze Welt und gaben Zeugniß von Chriſtus durch Verkündigung ſeiner Lehre. Hiedurch aber wurden der Zeugen immer mehr; denn alle Völker, die im Laufe der Zeit das Evangelium angenommen hatten, gaben nun Zeugniß von Jeſus Chriſtus; überhaupt gibt Jeder, der ſich zum wahren Glauben bekennt, Zeugniß für Chriſtus, und das, meine Lieben, iſt nichts Geringes, keine geringe Gnade, von Chriſtus Zeugniß geben zu dürfen. Es iſt dieß zur Seligkeit nothwendig; denn wer für Chriſtus nicht Zeugniß gibt, wer ſein Zeichen nicht auf der Stirne trägt, kann nicht ſelig werden. Ihr habt gehört,

was euch am Auffahrtstage vom Evangelium vorgeleſen worden iſt. Dort hat es geheißen: Wer glaubt, wird ſelig, wer nicht glaubt, wird verdammt. Unter dieſem Glauben iſt natürlich nur der wahre Glaube zu verſtehen; denn Irrglaube, Unglaube oder Aberglaube kann nimmermehr ſelig machen; nur der wahre Glaube kommt ja von Gott und führt zu Gott; Irrthum, Unglaube und Aberglaube aber kommt vom Teufel und führt wieder zu ihm. Zu allen Zeiten hat ſich der Teufel bemüht, das Unkraut des Irrthums, des Un- und Aberglaubens unter den Waizen der reinen Lehre Jeſu Chriſti zu ſäen, und ſo hat er unzählige Chriſtenſeelen, die leichtſinnig der Trennung und Spaltung folgten, in den Abgrund des ewigen Verderbens gezogen; denn alle dieſe geben nicht Zeugniß *für* Chriſtus, ſondern *gegen* ihn, weil gegen ſeine Kirche.

Ihr ſeht daher, katholiſche Chriſten, daß es keine geringe Gnade iſt, im wahren Glauben geboren und erzogen zu ſein und für Chriſtus Zeugniß geben zu können, und daß wir daher alle Urſache haben, Gott für dieſe unausſprechliche Wohlthat zu danken. Dabei dürfen wir uns aber keineswegs erheben und denken, daß wir deßhalb ſchon unſerer Seligkeit gewiß ſeien, noch weniger Andere, die den katholiſchen Glauben nicht haben, deßhalb lieblos verurtheilen, und etwa gar denken, ſie ſeien deßwegen ſchon des Teufels, weil ſie nicht katholiſch ſind. Es thut Noth, meine ich, daß ich euch über dieſe zwei Punkte näher aufkläre; denn unter dem Landvolk herrſchen oft gar abſonderliche Meinungen in ſolchen Dingen. Ich ſage demnach:

Danken wir Gott, daß wir katholiſch ſind, I. Theil.

Verdammen wir aber Keinen, der nicht katholiſch iſt, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Es machten einmal Zwei eine Reise miteinander; der Eine hatte ein paar hundert Goldstücke bei sich, der Andere nur eine Flasche Wein und Brod. Da kamen sie denn in eine große Wüste, in der man auch für theures Geld nichts haben kann. Gerne hätte der Eine all sein Geld hergegeben, wenn er ein Glas Wasser und einen Bissen Brod hätte bekommen können; allein er mußte sammt seinem Gelde Hungers sterben, während der Andere vom Hungertode gerettet wurde. — Gerade so ist es mit dem wahren Glauben, meine Lieben! Es mag Einem die halbe oder meinetwegen auch die ganze Welt gehören, hat er den wahren Glauben nicht, so geht er sammt seinem Geld und Gut ewig zu Grunde; denn ohne den Glauben, d. h. natürlich ohne den wahren Glauben, ist es nicht möglich, daß man Gott gefalle. Was hilft mir meine unsterbliche Seele, was helfen mir alle Fähigkeiten und Anlagen, was hälfe mir selbst das Blut des Erlösers, wenn ich den wahren Glauben nicht hätte? Alles wäre umsonst!

Wer vermag nun die Größe der Wohlthat zu beschreiben, daß wir im katholischen Glauben geboren und erzogen sind? Seht, vor so vielen Millionen und Millionen Völkern hat uns Gott auserwählt, und wir sollen ihm nicht danken? Ach, wie viele Völker gibt es noch, die in den Finsternissen des Heidenthums und im Schatten des Todes sitzen! Zwar ist Christus das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, zwar gibt Gott jedem Menschen hinreichende Gnade, um selig werden zu können; denn er will ja, daß alle Menschen selig werden; aber dennoch sind diese Menschen zu bedauern im Vergleich zu uns; denn sie haben nicht zur Hälfte die Mittel und Gnaden, wie wir sie haben. — Ja, wenn es nur Juden und Heiden gäbe, die beständig in Gefahr ihres Seelenheiles schweben; aber so gibt es selbst unter den Christen Viele, die nicht katholisch sind, also nicht den wahren Glauben haben, folglich in immerwährender Gefahr sind, die

ewige Seligkeit zu verlieren. Zwar gibt Gott auch den Irrgläubigen hinreichende Gnade, die Wahrheit zu erkennen; allein wie Viele sind es wohl, die mit dieser Gnade mitwirken, die sich durch Furcht vor zeitlichem Schaden u. dergl. nicht abhalten lassen, der Wahrheit Zeugniß zu geben? Einer hat diese, der Andere eine andere Ausrede. Viele von ihnen sehen ein, daß die katholische Kirche Recht hat; allein Einer sagt: werde ich katholisch, so verstoßen mich meine Eltern; ein Anderer sagt: ich warte noch, bis ich diese Erbschaft gemacht habe; ein Dritter fürchtet seinen Dienst zu verlieren; ein Vierter ist besorgt für Weib und Kinder, und so leben sie gegen die bessere Überzeugung im Irrthume wissentlich fort und gehen ewiglich zu Grunde. So könnte es auch uns gehen, wenn wir von irrgläubigen Eltern abstammen würden; aber — nein, uns ist die unschätzbare Gnade geworden, von katholischen Eltern geboren und erzogen zu sein, und — noch etwas, Geliebte, was von Wichtigkeit ist, wir leben zu einer Zeit, wo man für den katholischen Glauben nicht Blut und Leben lassen muß, sondern unter dem Schutze der Gesetze im Frieden dahinleben kann. Ach, wie Viele von uns würden abfallen, wenn es auf eine so harte Probe ankäme! Aber nein, ganz ruhig und friedlich können wir in unserm katholischen Glauben dahinleben, Niemand stört uns darin.

Da dächte ich denn, wäre es doch der Mühe werth, daß wir Gott dankten für diese Gnade des wahren Glaubens, daß er uns vor Millionen zum wahren Glauben von Geburt aus berufen, uns in diesen milden Zeiten dazu berufen hat. Wäre es etwa da zu viel, wenn wir ihm alle Tage Morgens und Abends hiefür herzlich dankten? Wäre es etwa zu viel, wenn wir aus schuldiger Dankbarkeit alle Artikel unsers heiligen, allein wahren Glaubens mit aller Sorgfalt und Pünktlichkeit erfüllten? — Geschieht aber das? Wie, wenn gerade das Gegentheil geschähe? Wenn wir kaum einmal in der Woche, in einem Monat, vielleicht kaum einmal im Jahre an diese Wohlthat uns erinnerten! Wie, wenn wir Katholische meinen, weil

wir katholisch sind und den allein wahren Glauben haben, so könne es uns gar nicht fehlen, wir dürften anfangen, was wir wollten? Wisset ihr noch, was ich euch am letzten Feiertag gesagt habe? Ich habe gesagt: Es gibt viele Katholiken, aber sie haben keinen lebendigen Glauben, sie zeigen ihn nicht durch gute Werke und darum gehen sie ewig zu Grunde? O glauben wir ja nicht, meine Lieben, daß der katholische Taufschein ein Freibrief, ein Privilegium sei, zu leben, wie man will! „Was hilft es denn," sagt der heilige Petrus Damiani, „katholisch glauben, wenn man einen heidnischen Lebenswandel führt?" Wir Katholiken sind zwar berufen, aber deßwegen noch nicht auserwählt; wir müssen unsere Auserwählung erst durch gute Werke gewiß machen, sagt der heilige Petrus. Und darin besteht hauptsächlich der Dank, den wir Gott für die Gnade der Berufung zum wahren Glauben abzustatten haben. Dankbar dieser Wohlthat öfter gedenken, dankbar uns durch die That erzeigen, das ist es, was Gott mit allem Rechte von uns fordern kann. Ja, als Katholiken haben wir unser Heil um so mehr mit Furcht und Zittern zu wirken, da unsere Verdammung sonst weit größer sein würde, als die der Juden, Heiden oder Irrgläubigen. Ist auch ganz richtig. Wem viel anvertraut ist, von dem kann auch viel gefordert werden. Wem viele Gnaden gegeben sind, auf dessen Dankbarkeit hat Gott um so größeren Anspruch, dessen Undank ist aber auch um so verabscheuungswürdiger und strafbarer. Weit erträglicher würde es wohl einem solchen Katholiken sein, wenn er als Jude, Heide oder Ketzer in der Hölle säße, denn als Katholik! Die Legende erzählt, daß der heilige Makarius einst einen Todtenkopf fragte, wem er im Leben angehört habe und wo sich seine Seele befinde. Der Todtenkopf gab zur Antwort: Ich habe einst einem Götzenpriester gehört und meine Seele ist in der Hölle. Der Heilige fragte weiter, ob sie im tiefsten Ort der Hölle wäre, und da sagte der Todtenkopf: Nein, zu tiefst unten sind die Christen, die einen gottlosen Lebenswandel führen.

Seht da, katholiſche Chriſten, das Loos, das uns bevorſteht, wenn wir nicht nach unſerm Glauben leben. So ſehr wir uns einerſeits Glück zu wünſchen und zu freuen haben über die Gnade des wahren Glaubens, ſo ſehr haben wir zu zittern, wenn wir in ſchändlichem Undanke die Gnade des wahren Glaubens mit Füßen träten. Wir Katholiken haben alſo auf uns ſelber genug zu ſchauen, daß wir nicht verdammt werden; um Andere, die draußen ſind, haben wir uns wahrlich gar nicht zu bekümmern. — Aber da es einmal heißt: Wer nicht glaubt, d. h. nicht den wahren Glauben hat, wird verdammt, da es ferner heißt: Ohne den Glauben, natürlich wieder ohne den wahren Glauben, iſt es nicht möglich, daß man Gott gefalle, und da in Folge deſſen die katholiſche Kirche ſelber ſagt: Außer der Kirche iſt kein Heil; da ferner unter dem Volke oft ſonderbare Anſichten über Andersgläubige herrſchen: ſo muß auch dieſer Punkt ein wenig unterſucht werden; d. h. wir fragen: Wie ſchaut's denn dann mit den Millionen Menſchen aus, die nicht den wahren, nicht den katholiſchen Glauben haben? Werden dieſe Alle verdammt? Denn es heißt ja: Außer der Kirche iſt kein Heil! Auf dieſe Frage antwortet euch der

zweite Theil.

Man erzählt, daß die Spanier von den Lutheranern die Meinung hatten, ſie hätten einen Bocksfuß und nicht zwei natürliche Füße, wie andere Menſchen. So gibt es auch auf dem Lande unter dem Volke oft allerlei Sprichwörter, in denen das Wort lutheriſch vorkommt. Will man Jemanden warnen, er ſolle nicht liederlich und gottvergeſſen werden, ſo heißt es: Werde mir nicht lutheriſch. Kommt Einer von der Fremde oder vom Soldatenleben zurück, und hat ſchlechte Grundſätze über Religion und Tugend mitgebracht, ſo heißt es: Er iſt ganz lutheriſch geworden. Überhaupt, wenn der Landmann einen leichtſinnigen, liederlichen Menſchen recht betiteln will, dann gibt er ihm den Titel: Lutheriſch oder

Lutheraner. Damit verbindet er natürlich den Begriff, daß ein Lutheraner und die ewige Seligkeit zwei Dinge seien, die so wenig zusammenkommen, wie Berg und Thal. Es ist dieß eine ähnliche Vorstellung, die unser Landvolk hat, wie sie beim protestantischen-Volk im Norden von den Katholiken zu finden ist. Dieses meint nämlich: Katholik und Dummkopf oder Götzendiener ist ein und dasselbe Ding.

Ob nun die protestantischen Pastoren ihrem Volke diese Meinung nehmen, oder es auf derselben lassen, das kümmert mich nicht; ich wenigstens halte es für Pflicht, meine Lieben, euch hierüber die nöthige Aufklärung zu geben. Ihr wohnt zwar nicht mit Lutheranern zusammen; aber in euren Geschäften kommt ihr öfter in die Stadt; ihr verkehret mit Wiedertäufern und mit Protestanten überhaupt. Es sind dieß die Leute, die ihr Lutheraner nennt. Da werdet ihr denn, wenn ihr mit solchen Leuten bekannt geworden seid, schon oft gedacht haben: Wie steht es jetzt mit diesem Wiedertäufer und Protestanten da? Wenn die katholische Religion die wahre ist, und ich glaube, daß sie die allein wahre ist, deßhalb halte ich mich zu ihr, so kann ja ein Wiedertäufer und ein Lutheraner nicht selig werden, und doch sehe ich, daß dieser Wiedertäufer, dieser Protestant rechtschaffene Leute sind, oft tausendmal besser, als viele Katholiken, die im wahren Glauben geboren und erzogen sind; wie kann ein solcher Mensch verdammt werden? Kann man aber im lutherischen Glauben auch selig werden, dann ist er ja so gut wie der katholische und es wäre kein Unterschied, ob man katholisch oder lutherisch wäre. So denkt sich mancher Bauersmann, der in der Stadt mit solchen Leuten zusammenkommt. Wie steht nun die Sache? —

Merkt auf, die Sache verhält sich also. Daß der katholische Glaube der allein wahre und somit der alleinseligmachende ist, ist so gewiß, als die Sonne am Himmel steht; denn deßwegen hat unser Herr und Heiland Jesus Christus die katholische Kirche gestiftet, daß sie eine Arche sei, eine große

Rettungsanſtalt, in die Alle ſich flüchten könnten, die gerettet werden wollten. Deßwegen wird das Evangelium auch in der ganzen Welt gepredigt, daß alle Völker in dieſe Arche eingehen möchten; denn es ſoll ja Ein Schafſtall und Ein Hirt werden. Ewig wahr bleibt alſo der Satz: Außer der Kirche kein Heil. — Aber jetzt, meine Lieben, muß man wohl unterſcheiden zwiſchen Solchen, die durch eigene Schuld nicht katholiſch ſind, und zwiſchen Solchen, die nichts dafür können, daß ſie nicht katholiſch ſind. Wer einmal im katholiſchen Glauben geboren und erzogen worden iſt und dennoch vom katholiſchen Glauben abfällt, alſo meinetwegen ein Lutheraner oder gar ein Jude oder Türke wird, dem iſt nicht mehr zu helfen, wenn er nicht wieder umkehrt. Dahin gehören alſo alle Jene, die von der katholiſchen Kirche abfallen und einen neuen Glauben aufbringen, und alle Jene, die ſolchen Sektenſtiftern folgen, alle Jene, die meinetwegen aus zeitlichem Nutzen, etwa um heirathen zu können, oder um nicht mehr beichten zu dürfen, oder auch aus Menſchenfurcht ihrem katholiſchen Glauben untreu werden. Solche Leute werden von den Biſchöfen in den Kirchenbann gethan und wenn ſie in dieſem ſterben, können ſie nicht ſelig werden. Darum iſt auch ſtreng verboten, mit ſolchen Leuten einen Umgang zu haben.

Ganz anders, meine Lieben, iſt es aber mit Jenen, die nicht ſchon im katholiſchen Glauben geboren und erzogen waren, ſondern von irrgläubigen, meinetwegen lutheriſchen Eltern abſtammen, oder von Wiedertäufern, die alſo den Irrglauben ſchon mit der Muttermilch eingeſogen haben. Zwar gibt es da auch ſolche darunter, die es beſſer wiſſen könnten, die die Talente haben und Zeit und Gelegenheit und Mittel, um die Wahrheit des katholiſchen Glaubens kennen zu lernen; aber die Meiſten von ihnen, ſo hoffen wir zu Gott, wiſſen es nicht beſſer und verſtehen es nicht beſſer; ſie meinen, ſie haben das Wahre, ſind nicht feindſelig und gehäſſig gegen die katholiſche Kirche, halten die Gebote Gottes und führen einen rechtſchaffenen Lebenswandel. Wenn ſie es beſſer wüßten und

verstünden, so würden sie die Wahrheit ergreifen. Seht, solche Irrgläubige gehören zwar äußerlich nicht zur katholischen Kirche, wohl aber innerlich, gleichwie es umgekehrt Katholiken gibt, die zwar dem Namen nach katholisch sind, in der That aber nicht. Solche Irrgläubige nun, die im Irrthum geboren und erzogen sind, die es nicht besser verstehen und wissen, aber eines guten Willens sind, werden so gewiß selig, so gewiß die Katholiken, die nur dem Namen nach katholisch sind, verdammt werden. Auf diese bezieht sich das Wort des Herrn: „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstalle sind.“ Und damit ihr sehet, wie mild solche gutwillige Irrgläubige zu beurtheilen sind, so will ich euch dieß in ein paar Beispielen darthun; da wird euch die Sache erst recht klar werden. Auf einer Überfahrt von Amerika nach Europa befand sich ein katholischer Bischof mit mehreren Katholiken und Protestanten auf dem Schiffe. Da entstand ein so wüthender Sturm, daß menschlichem Ansehen nach das Schiff und die ganze Mannschaft unfehlbar zu Grunde gehen mußte. In dieser Lage bereitet sich der Bischof und die wenigen an Bord sich befindlichen Katholiken zum Tode, so viel es die Zeit erlaubt, hört jeden mit der Beicht dessen, was ihn am meisten drückt, gibt ihnen die Generalabsolution und empfiehlt seine und ihre Seelen Gott. Nun war ich, so erzählte der Bischof einem Freunde hernach die ganze Geschichte, mit mir selbst und mit meiner kleinen Heerde fertig. Aber wie, wenn Gott Rechenschaft von mir wegen der Protestanten forderte, die meine Todesgefährten waren? Durfte ich sie sterben lassen, ohne ihnen Hilfe zu gewähren oder anzubieten, so viel ich vermochte? Mit diesem Gedanken geht er zuerst zum Kapitän und fragt: Was halten Sie von unserer Lage? Der Kapitän zuckt die Achseln. Nach meiner Rechnung, sagt er, sind wir sammt und sonders spätestens in einer Stunde bei Gott. Kapitän, antwortete der Bischof, wissen Sie, daß man den wahren Glauben haben muß, wenn man in den Himmel kommen will? Was haben Sie für eine

Im Verlage von G. Joseph Manz in Regensburg sind folgende Werke von

„A. Westermayer"

erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abschiedspredigt an die Pfarrgemeinde Laaberberg, gehalten am Feste Mariä Himmelfahrt. gr. 8. geh. 8 kr. od. 2½ sgr.

Zeitgemäße **Glaubens- und Sittenpredigten**, 2 Bde. 2te, verb. Aufl. Mit dem Bildnisse des Verfassers. gr. 8. geh. 6 fl. od. 3 Thlr. 20 sgr.

Die katholische Kirche und ihr Proselytismus. gr. 8. geh. 36 kr. od. 11¼ sgr.

Die **Ohrenbeicht**, ein göttliches Institut, erhaben über alle Einwendungen! Erörtert in 7 Fastenpredigten. gr. 8. geh. 40 kr. od. 12½ sgr.

Der **Puseyismus** in Halle, aus der neuesten literarischen Erscheinung nachgewiesen. gr. 8. geh. 30 kr. od. 10 sgr.

Die **Stellung** des **Weltpriesters** und **Ordenspriesters** in der Gegenwart. Primizpredigt. gr. 8. geh. 12 kr. od. 3¾ sgr.

Von **Volks-** oder von **Gottes Gnaden?** Beantwortet in einer christlich-politischen Bauernpredigt am 3. Sonntag nach Epiphanie. gr. 8. 9 kr. od. 3 sgr.

Zeitpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, nebst einem Cyclus Fastenpredigten. 2 Bde. gr. 8. geh. (72 Bogen.) 4 fl. 12 kr. od. 2 Thlr. 20 sgr.

Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben. Joh. 19, 22. **Abschiedspredigt** an die katholische Gemeinde Regensburgs, gehalten von ihrem Domprediger. 4te, mit einem Vorwort vermehrte Aufl. gr. 8. geh. 18 kr. od. 6¼ sgr.

Simon, Dr. M. F. **Jordan**, sämmtliche **Kanzelreden.** Mit einem Vorwort von A. **Westermayer.** 1r u. 2r Bd. Auch unter dem Titel: Sittliche Reden von dem großen Gebote der Liebe. 2 Bde. Neue, verbesserte Aufl. 8. geh. à 1 fl. od. 18¾ sgr.

— — dasselbe. 3r u 4r Bd. Auch unter dem Titel: **Lobreden**, welche zur Verherrlichung Gottes in seinen **Heiligen** auf verschiedenen Kanzeln vorgetragen wurden. 2 Bde. Neue verb. Auflage. 8. geh. à 1 fl. od. 18¾ sgr.

— — dasselbe. 5r u. 6r Bd. Auch unter dem Titel: **Die heilige Schrift** des alten Bundes mit den Geheimnissen der katholischen Religion, nach der Reihe der sonn- und festtäglichen Evangelien und mit Sittenlehren begleitet. 1. Bd. 1r Thl. Von Erschaffung der Welt bis zum Untergange der fünf Städte, oder nach dem Kirchenjahre vom 1. Adventsonntag bis 1. Sonntag in der Fasten. 2r Thl. Von der Ankunft des Abraham im Lande Gerara bis zum Tode Josephs in Aegypten, oder nach dem Kirchenjahre vom 1. Sonntag in der Fasten bis zum 1. Sonntag Trinitatis. Neue verb. Auflage. 8. à 1 fl. od. 18¾ sgr.

— — dasselbe. 7r u. 8r Bd. Auch unter dem Titel: Die **heutige Welt** nach verschiedenen Ständen in Sittenreden geschildert und zur Besserung ermahnt. 2 Bde. Neue verb. Aufl. 8. geh. à 1 fl. od. 18¾ sgr.

— — dasselbe. 9r Bd. Auch unter dem Titel: Die heilige Büßerin **Magdalena.** In 9 Reden mit Anhang. Neue verb. Aufl. 8. geh. 1 fl. od. 18¾ sgr.

(1—9r Bd. zusammen 9 fl. od. 5 Thlr. 18¾ sgr.)

Bauernpredigten,

die auch

manche Stadtleute brauchen können,

auf

alle Sonn- und Festtage

des Kirchenjahres,

zugleich

ein Hausbuch für's katholische Landvolk,

verfaßt

von

Anton Westermayer,
Prediger an der St. Michaels-Hofkirche in München.

Erster Jahrgang.

Zweiter Band.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Regensburg, 1856.
Verlag von G. Joseph Manz.

Inhalt

des

zweiten Bandes.

Seite

I. Am heiligen Pfingstfeste.

Von der Firmung.

a) Was ist für ein Unterschied zwischen der Taufe und Firmung?

b) Was ist für ein Unterschied zwischen der früheren Firmung und der heutigen? 1

II. Am heiligen Pfingstmontage.

Von der Art und Weise, wie der heil. Geist am Pfingstfeste erschien.

a) Warum erschien er in Gestalt von Zungen?

b) Warum in Gestalt feuriger Zungen?

c) Warum in Sturmeswehen? 15

III. Am Feste der heiligen Dreifaltigkeit.

Von Bruderschaften und Abläſſen.

a) Die Bruderschaften und Abläſſe wollen das Beste; aber

b) sie werden häufig mißbraucht 28

IV. Am zweiten Sonntage nach Pfingsten.

Von den Entschuldigungen, die man vorbringt, um nicht öfter zum Tische des Herrn gehen zu dürfen:

a) manche dieser Entschuldigungen sind feinerer Natur,

b) andere hingegen grober und verwerflicher Natur . . . 43

Seite

V. Am dritten Sonntage nach Pfingsten.

Von den Ceremonien und Prozessionen in der Fronleichnamsoktav.
a) Warum werden in der Fronleichnamsoktav so feierliche Prozessionen gehalten?
b) Was bedeuten die dabei vorkommenden Ceremonien und Gebräuche? 56

VI. Am vierten Sonntage nach Pfingsten.

Wie man verdienstlich arbeiten kann. Dieß kann man
a) wenn man in rechter Absicht arbeitet,
b) im Stande der Gnade 73

VII. Am fünften Sonntage nach Pfingsten.

Von den Feindseligkeiten unter dem Landvolke.
a) Von der Raufsucht der Ledigen,
b) von der Prozessirsucht der Verheiratheten 85

VIII. Am sechsten Sonntage nach Pfingsten.

Von den Wucherern.
a) Wer ist ein Wucherer?
b) Was will der Wucherer? 98

IX. Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.

Von den falschen Propheten
a) in uns,
b) außerhalb unser 113

X. Am achten Sonntage nach Pfingsten.

Vom Reichthume.
a) Warum nennt Jesus den Reichthum ungerecht?
b) Was sind das für Freunde, die man sich vom Reichthume machen soll? 127

XI. Am neunten Sonntage nach Pfingsten.

Vom Unfuge in den Kirchen.
a) Arten dieses Unfuges,
b) Größe dieser Sünde 140

Seite

XII. Am zehnten Sonntage nach Pfingsten.

Von den liebloſen Urtheilen.
a) Woher kommen die liebloſen Urtheile?
b) Wie hat man ſich bei liebloſen Urtheilen, die Einen treffen, zu verhalten? 152

XIII. Am eilften Sonntage nach Pfingsten.

Seien wir vorſichtig im Reden und Hören!
a) mit der Zunge,
b) mit den Ohren 164

XIV. Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

Wo iſt dein Nächſter?
a) Dein Nächſter iſt zuerſt in deinem Hauſe,
b) in deiner Pfarrei 177

XV. Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten.

Vom Undanke unter dem Landvolke
a) für die Gabe der Geſundheit,
b) für die Feldfrüchte 190

XVI. Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Vom Sprichworte: „Kommt Zeit, kommt Rath!" Dieſes Sprichwortes kann ſich nur bedienen
a) ein kluger und vernünftiger Mann,
b) ein frommer und Gott vertrauender Chriſt . . . 202

XVII. Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Von den Leichenceremonien
a) vor und bei dem Begräbniſſe,
b) nach dem Begräbniſſe 213

XVIII. Am ſechzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Die Bauern ſorgen oft mehr für das Vieh, als für die Menſchen; dieß geſchieht
a) nur zu häufig, iſt aber
b) höchſt thöricht und ſündhaft 225

in Jerusalem vernommen hatten, daß die Bewohner von Samaria das Christenthum angenommen haben, so schickten sie den Petrus und Johannes dahin ab; als diese dort ankamen, beteten sie für sie um den heiligen Geist. Sie waren zwar schon getauft auf den Namen Jesu Christi; aber den heiligen Geist hatten sie noch nicht empfangen. Sie legten ihnen daher die Hände auf und sie empfingen den heiligen Geist." Die Apostel Petrus und Johannes hatten hiemit den Einwohnern von Samaria das heilige Sakrament der Firmung ertheilt, und was diese beiden Apostel damals thaten, das thun noch heut zu Tage unsere Bischöfe; sie gehen herum, legen denjenigen, die schon getauft sind, die Hände auf und sie empfangen den heiligen Geist.

Aber, werdet ihr denken, dieses Firmen geht so schnell, der Bischof legt dem Kinde die Hände auf, macht ein Kreuz mit dem Daumen, den er in den heiligen Chrisam getaucht hat, auf die Stirne des Firmlings, sagt ein paar lateinische Worte, gibt dem Firmling dann einen Backenstreich und es ist die Firmung vorüber. Wozu nun das Alles? Man sieht so wenig und hört so wenig und merkt nichts von einer Wirkung, und am Pfingstfeste war doch so viel Außerordentliches zu sehen und zu hören, und auch an den Andern, die von den Aposteln gefirmt wurden, waren Wunder über Wunder zu schauen. Warum sieht man heut zu Tage nichts mehr von allen diesen Wundern und warum wird denn überhaupt gefirmt? Ist denn die Taufe nicht schon hinreichend? Können ja doch Kinder, die ohne Firmung sterben, auch in den Himmel kommen! — Diese zwei Fragen sind es nun, Geliebte, die ich euch in der heutigen Festpredigt beantworten möchte. Ich sage nämlich:

Was ist für ein Unterschied zwischen der Taufe und Firmung? I. Theil.

Was ist für ein Unterschied zwischen der frühern Firmung und der heutigen? II. Theil.

Erster Theil.

Wenn ihr mich fragt, Geliebte, was für ein Unterschied zwischen der heiligen Taufe und der Firmung ist, so gebe ich euch zur Antwort: Es ist gerade ein Unterschied, wie zwischen einem Kinde und einem Manne, zwischen einem unschuldigen, wehrlosen Knäblein und zwischen einem geharnischten, mit Helm, Panzer und Waffen aller Art versehenen Soldaten. Nach der Geburt ist der Mensch weiter nichts als ein Kind, und er bleibt auch ein Kind, bis er nach und nach heranwächst, und immer mehr Kräfte bekommt und zum vollkommenen Menschen, zum streitbaren Manne wird. Gerade so ist der Mensch nach seiner Wiedergeburt, nach der heiligen Taufe ein Kind; durch die Firmung aber wird er ein Mann und zwar ein Kriegsmann Jesu Christi, der unter der Fahne des Kreuzes gegen die Feinde seines Heils, die Welt, den Teufel und das Fleisch, in den Kampf zieht. Wenn der Jüngling 21 Jahre alt wird, dann wird er bei uns nach den Gesetzen des Landes konskriptionspflichtig und er wird zum Militärdienste verwendet. Die Militärpflichtigkeit für das Reich Gottes, für den Dienst Jesu Christi beginnt mit dem Zeitpunkt der heiligen Firmung, mit jenem Jahre, wo der Mensch zwischen gut und bös unterscheiden kann, und in welchem er gewöhnlich auch gefirmt wird.

Gar schön erklärte schon im Anfange des vierten Jahrhunderts der heilige Papst und Märtyrer Melchiades das gegenseitige Verhältniß und somit den Unterschied zwischen Taufe und Firmung. „Bei der Taufe," sagt er, „werden wir unter die christlichen Soldaten zwar aufgenommen, bei der Firmung aber erhalten wir die zum Streite nothwendigen Waffen. In der Taufe gibt uns der heilige Geist die Fülle der Gnade, um die verlorne Unschuld wieder zurückzubekommen,

und in der Firmung theilt er uns die Gnade mit, die Vollkommenheit der christlichen Gerechtigkeit zu erlangen. In der Taufe werden wir wiedergeboren, um ein neues Leben anzufangen, in der Firmung aber bekommen wir die Kräfte, dasselbe trotz aller feindlichen Hindernisse fortzuführen. In der Taufe werden wir von Sündenflecken gewaschen und gereinigt und in der Firmung wider die Versuchungen zur Sünde gestärkt. Die Wiedergeburt macht zur Friedenszeit durch sich selbst die Getauften selig; die Firmung aber gibt ihnen die Waffen in die Hände und ruft sie zum Kampfe auf... Die Gnade der Firmung," setzt der heilige Pabst zum Schlusse bei, „erweckt in uns die Verachtung der falschen Weltgüter und den Eckel vor den Reizungen der Wollust; sie entzündet in uns das Feuer der göttlichen Liebe; wodurch alle unsere Gedanken und Begierden in den Himmel erhoben werden. Kurz, wir werden durch sie aus irdischen und sinnlichen — himmlische und geistige Menschen, vollkommene Christen."

Wie verschieden also wirkt der heilige Geist bei der Taufe und Firmung, obwohl er in beiden Sakramenten uns mitgetheilt wird! Schon in der heiligen Taufe wird der heilige Geist über uns ausgegossen, jedoch nur zur Vergebung der Sünden, in der heiligen Firmung aber wird keine Sünde vergeben; da muß der Christ schon rein sein von Sünden. Der Christ bekommt da den heiligen Geist in anderer Weise, zu einem andern Zwecke. Bei der Taufe kommt er in Gestalt einer Taube, die Unschuld, die Reinheit und Sanftmuth anzuzeigen, die dem Täufling zu Theil wird; in der Firmung aber kommt er in Gestalt feuriger Zungen, in Sturmeswehen, um den Heldenmuth, die Liebesgluth, die Unerschrockenheit, die Waffenrüstung anzuzeigen, womit der neue Krieger angethan wird. Die Firmung ist also das Siegel, die Voll-

endung der Taufe, die völlige Ausrüstung des jungen Christen zum Kriegsdienste unter der Fahne des Kreuzes. Das Zeichen des Kreuzes wird ihm daher auf die Stirne gezeichnet, und es ist und bleibt unauslöschlich auf dieser Stirne gezeichnet, entweder zur Seligkeit oder zur ewigen Verdammniß; dieses Zeichen ist die Parole, das Losungswort, das ihn kennbar macht und ihn von den Schaaren des Satans, die dieses Kreuz nicht auf der Stirne tragen, unterscheidet.

Und wer möchte wohl zweifeln, Geliebte, daß dieses heilige Sakrament der Firmung dem heranwachsenden Christen nothwendig sei? Zwar nicht so nothwendig ist es ihm, wie die Taufe; denn auch ohne Firmung könnte er selig werden; aber dennoch darf kein Christ aus Leichtsinn den Empfang dieses Sakraments unterlassen. Jeder, der nur einigermaßen für sein Seelenheil besorgt ist, wird sich sobald wie möglich der Fülle des göttlichen Geistes theilhaftig zu machen suchen. Die Kinderjahre gehen ja vorüber, und ein neuer Lebensabschnitt mit einer neuen Welt, aber auch mit neuen, nie gekannten Gefahren beginnt. Von außen sucht der Böse mit seinen Lockungen sich dem jungen Erdenbürger, der nun die Kinderschuhe ausgezogen hat und dem jugendlichen Alter entgegenreift, sich zu nahen und ihn für seinen Dienst unter seine Fahne zu gewinnen. Unabläßig ist der Teufel und seine Werber auf allen Wegen und Stegen, auf allen Landstraßen und Zäunen, um neue Rekruten anzuwerben, und die im Innern nun allmählig erwachende Sinnlichkeit, der vorherrschende Hang zum Bösen, der sich im Jüngling und in der Jungfrau immer mehr entwickelt, in ihnen nie gekannte Regungen, nie gehabte Bilder und Gedanken hervorruft, kommen dem höllischen Werber dabei trefflich zu Statten. Hier am Scheidewege, wo der schmale Pfad und die breite Straße sich kreuzen, steht nun die Kirche als liebende Mutter, um im Auftrage ihres göttlichen Stifters mit dem heiligen Sakramente der Firmung ihn zu stärken, ihm die Rüstung anzulegen, und die Waffen

an die Hand zu geben, um gegen Fleisch und Blut und die Mächte der Finsterniß den Kampf zu beginnen, der nimmer sich endigt, bis das kühle Grab den muthvollen oder feigen Soldaten umfängt. Ja, in den schönen Zeiten der Kindheit, da wandelte der Täufling sorglos dahin, geborgen mit Leib und Seele von seinem heiligen Schutzengel, und die breite Straße kannte er nicht. Aber diese Station ist nun zurückgelegt, ein Scheideweg liegt nunmehr vor ihm, mit den Jahren der Unterscheidung beginnt die Zeit des Kampfes und die ganze Lebensdauer ist nunmehr ein gewaltiges Schlachtfeld, auf dem der Kämpfer sich durchzuhauen hat. Keine Ruhe, keine Rast ist mehr vor dem eben so starken als listigen dreifachen Feinde des Heiles, und nun sage mir Einer, ist da keine besondere Kraft, keine Ausdauer, keine Unerschrockenheit, kein Heldenmuth nöthig? Aber woher diesen Muth, diese Unerschrockenheit, diese Standhaftigkeit nehmen? Der griechische Feldherr Themistokles war einst gegen den Feind ausgezogen; als er den feindlichen Führer ansichtig wurde, sagte er zu seinen Leuten: Fürchtet diesen Feldherrn nicht; er hat gerne ein Schwert an der Seite, womit er Einen zerhauen könnte, aber er hat das Herz nicht, es aus der Scheide zu ziehen. Gerade so ist es mit dem, der nur getauft ist; er ist zwar ein Christ, aber er ist nicht gefirmt, es fehlt ihm daher an Muth, von den Waffen Gebrauch zu machen, und deßwegen erliegt er dem Feinde. Deßhalb hat unser Herr und Heiland Jesus Christus nun das heilige Sakrament der Firmung eingesetzt, um dem jungen Krieger, der in's Schlachtfeld zieht, mit dem Ölfläschchen des Muthes und der Ausdauer an der Seite zu sein. „So fordert es die Kriegsordnung," sagt Eusebius, „daß, wenn der Kaiser Jemanden in die Zahl seiner Soldaten aufgenommen, er den Aufgenommenen nicht nur bezeichne, sondern ihn auch mit passenden Waffen zum Kampfe ausrüste;" und: „Was fürchtest du für deine Stirne," ruft der heilige Augustin, „wenn du sie mit dem Zeichen des Kreuzes bewaffnet hast?" —

Sehet da den Unterschied zwischen Taufe und Firmung! Beides sind Sakramente, der nämliche heilige Geist wird durch sie mitgetheilt, aber auf andere Weise in jedem. — Aber noch ein Unterschied tritt sehr bemerkbar hervor, nämlich der Unterschied zwischen den Wirkungen der heiligen Firmung vor Zeiten und jetzt; diesen Unterschied aber betrachten wir näher im

zweiten Theil.

Auffallende Wunder geschahen, als der Sohn Gottes im Stalle zu Bethlehem Mensch wurde; große Zeichen geschahen bei dem Tode Christi und seiner Auferstehung, aber nie war eine größere Aufregung entstanden, nie waren die Wunder häufiger, als am Tage, da die Apostel gefirmt wurden, und zu jener Zeit, wo sie das heilige Sakrament der Firmung den Gläubigen spendeten. Sie, die Apostel selbst redeten auf einmal verschiedene Sprachen, so daß Jeder sie in seiner Muttersprache reden zu hören glaubte, und Andere, die sie firmten, fingen an zu weissagen und Wunder zu thun.

Betrachten wir nur die auffallende Veränderung, die an den Aposteln vorgegangen war. Diese zwölf ungebildeten Männer, die bei ihren Fischerkreußen auferzogen waren und keine Schule studirt hatten, gingen bereits drei Jahre mit dem Erlöser um, der sich eigens solche Leute und nicht studirte und gebildete ausgesucht hatte. Man hätte glauben sollen, der Umgang mit dem Herrn hätte sie bekehrt; allein dem war nicht so. Vieles und oft verstanden sie nicht, was ihnen Jesus sagte; öfter muß er sich über ihren Unverstand beklagen; selbst gerade vor der Himmelfahrt Christi fragten sie noch: Herr, wirst du jetzt das Reich Israel herstellen? sie meinten ein irdisches Reich, in welchem sie seine Minister werden würden. Jene beiden Jünger, die nach Emmaus gingen, bekamen auch einen Verweis wegen ihres Unverstandes und ihrer geringen Einsicht in die Schrift. O ihr Unverständigen, sprach Jesus zu ihnen, und eines trägen Herzens, alles Dasjenige zu glauben, was die Propheten gesprochen

haben. Und oft genug steht im Evangelium und sie selbst nehmen keinen Anstand, es zu gestehen: „Sie verstanden von Allem nichts, was er sagte.“ Und nun betrachten wir diese Männer heute, am heiligen Pfingsttage! Sie treten auf und predigen in der Stadt, als hätten sie darauf studirt, sie, die sich nie mit dem Studium der Bibel abgegeben hatten, haben nun auf einmal die Schrift in ihrer Gewalt, und legen sie aus. Alle staunten, wie sie so reden hörten, und sprachen mit Verwunderung zu einander: Was soll dieß sein? Einige aber spotteten und meinten, sie hätten sich in süßem Weine berauscht. Da aber stand Petrus auf, und die Eilfe mit ihm, und erhob seine Stimme und sprach zu ihnen: Männer! Juden! und ihr Alle, die ihr euch zu Jerusalem aufhaltet, dieß sei euch kund und vernehmet meine Worte in euren Ohren: diese sind nicht betrunken, wie ihr meinet, es ist ja erst die dritte Stunde des Tages. Und nun hielt ihnen Petrus eine Predigt, in der er Stellen aus dem Propheten Joel und aus den Psalmen Davids anführt, die auf die Himmelfahrt Jesu Christi und die Sendung des heiligen Geistes Bezug hatten; und die Predigt, sagt die Apostelgeschichte, ging ihnen durch's Herz, und es bekehrten sich auf diese Predigt hin Dreitausend. Selbst der hohe Rath verwunderte sich und erstaunte, als er diese Fischer, die er als unstudirte und gemeine Leute kannte, so reden hörte. — Woher, fragen wir nun, diese auffallende Änderung? Wie wurden diese unwissenden und unverständigen Apostel auf einmal so erleuchtet und gelehrt? Sieh da, es war der heilige Geist über sie gekommen, der Geist der Wissenschaft, jener Geist, der sie Alles lehren und sie an Alles erinnern sollte, was ihnen Jesus schon gesagt hatte. Ja, über Vieles, was ihnen Christus nicht gesagt hatte, wurden sie vom heiligen Geiste erst belehrt. Früher waren sie gar nicht im Stande gewesen, das Alles zu fassen, was ihnen Christus zu sagen gehabt hätte. Darum sagte ja Jesus einstens: Ich hätte euch noch Vieles zu sagen, ihr aber könnt es jetzt noch nicht tragen; wenn aber der Tröster kommen

wird, der heilige Geist, den ich euch vom Vater senden werde, so wird er euch Alles lehren und euch an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe. — Aber jetzt haben wir erst eine der auffallenden Veränderungen wahrgenommen, die, welche die Firmung am Pfingsttage an den Aposteln bewirkte; wir müssen jetzt auch noch die andere eben so auffallende in Erwägung ziehen.

Ihr Alle wisset aus dem Evangelium, wie ängstlich, wie furchtsam die Apostel während der ganzen Zeit waren, da sie mit Jesus umgingen und auch hernach noch, als er schon in den Himmel aufgefahren war. Rechnen wir den Schwertstreich weg, mit dem Petrus mehr in einer leidenschaftlichen Hitze als in eigentlicher Furchtlosigkeit und muthigen Hingabe für den Herrn dem Malchus das Ohr abhieb, so finden wir, daß sämmtliche Apostel erschrocken, muthlos, ja feige waren. So lange der Herr in keine bedeutende Gefahr gerieth, da standen sie allerdings an seiner Seite. Auf dem Thabor, ja, da hätten sie sich allerdings Hütten bauen mögen; aber als die nämlichen drei Apostel auf dem Ölberge hätten auf mehrmalige Aufforderung wachen sollen, da fingen sie vor Traurigkeit und Niedergeschlagenheit zu schlafen an. Als sie sahen, daß es Ernst wurde, ergriffen sie alle wie erschreckte Hasen die Flucht; selbst der kühne Petrus schlich sich nur von ferne nach und stellte sich ganz scheu im Vorhofe des Kaiphas zum Kohlenfeuer hin. Da kam eine Dienstmagd über ihn und diese brachte ihn so in Angst, daß er zu fluchen und zu schwören anfing, er kenne den Menschen da, den man Christus nenne, gar nicht; in Einem Athem verläugnete der, welcher kurz vorher so feierlich versichert hatte, daß er sich niemals an dem Herrn ärgern würde, dreimal diesen seinen Herrn und Meister; während der Kreuzigung ließ sich Keiner mehr sehen, als der einzige Johannes; er allein stand unter dem Kreuze, selbst die Weiber beschämten die furchtsamen Apostel, sie salbten den Leichnam Jesu und beerdigten ihn; allein von den Aposteln ließ sich Keiner sehen. Und wie waren sie nach der

Auferstehung? Sie wohnten in einem Hause zusammen, heißt es; sperrten sich aber aus Furcht vor den Juden ein. Sie fürchteten nämlich, es möchte ihnen gerade so gehen, wie Christo selber, wenn sie von den Juden ertappt würden. Daß sie es gewagt hätten, Jemanden zu sagen, sie hätten Christum nach seiner Auferstehung gesehen, oder er wäre ihnen erschienen, oder daß gar Einer den Muth gehabt hätte, öffentlich aufzutreten, den Juden ihren Mord vorzuwerfen, und ihnen Jesum den Gekreuzigten zu verkündigen, als denjenigen, in dem allein alles Heil sei, daran war gar nicht zu denken. Es mangelte ihnen noch etwas, das ihnen den Muth hiezu gab und die Unerschrockenheit, nämlich — die Firmung. Kaum aber waren die Feuerzungen des heiligen Geistes über sie herabgekommen, da war alle Zaghaftigkeit weg und Muth und Glaubensfreudigkeit an deren Stelle getreten. Das Wehen des heiligen Geistes hatte die Pforten des Hauses gesprengt, die die Furchtsamkeit zugeschlossen hatte und die mit den zwölf Feuerzungen wie zwölf Helmen ausgerüsteten Apostel ergießen sich nun über die weiten Straßen und Plätze der Stadt und predigen ohne Scheu den Glauben an den Gekreuzigten. Jener Petrus, der vor nicht gar langer Zeit noch vor der Magd des Kaiphas gezittert und seinen Herrn und Heiland verläugnet hatte, wird nun vor den Richterstuhl des Kaiphas und des ganzen hohen Rathes gestellt, und wie spricht er jetzt? Wird er abermals Jesum verläugnen? Nein, dießmal redet er anders. „Ihr Vorsteher des Volkes und Aeltesten," ruft er, „höret mich! Wenn wir heute wegen der Wohlthaten an einem kranken Mann" (sie hatten nämlich den Lahmen an der schönen Tempelpforte gesund gemacht) „vor Gericht gefordert und gefragt werden, wodurch dieser gesund geworden sei: so sei euch Allen und dem ganzen Volke Israel bekannt, daß im Namen unsers Herrn Jesu Christi, den ihr gekreuzigt habt, den aber Gott von den Todten auferweckte, und nur in ihm dieser Mann da gesund

vor euch stehe. Er ist jener von euch Bauleuten verworfene Stein, der zum Eckſteine geworden ist. Und es gibt kein Heil außer in ihm; denn kein anderer Name ist uns Menſchen gegeben, wodurch wir selig werden könnten." So sprach Petrus voll Freimuth und Unerschrockenheit; — aber wie kam auf einmal dieser Muth in ihn, den Zaghaften? Die heilige Schrift sagt es uns: Petrus wurde vom heiligen Geiſte erfüllt, bevor er diese Rede hielt. Und als die Sache immer weiter ging, als ihnen von der Obrigkeit bedeutet wurde, sie sollten sich ja nimmer unterstehen, diesen Namen zu nennen, oder davon zu predigen, da sagten sie: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen; und als sie sogar mit Ruthen gehauen wurden, da freuten sie sich, um des Namens Jesu willen Schmach leiden zu können. Und wie sie sich trennten Einer vom Andern und die Welt unter sich vertheilten, da wußten sie zum voraus, wie es ihnen ergehen würde; hatte ihnen ja ihr Herr und Meiſter vorausgesagt: Sie werden euch aus den Synagogen stoßen, euch vor Könige und Richter schleppen, ja es wird Jeder, der euch umbringt, meinen, er erweise Gott einen Dienst dadurch. Doch das Alles kümmerte sie nicht; der heilige Geiſt trieb sie und von ihm getrieben durcheilten sie die Länder und pflanzten mit ihrem Schweiße und Blute die neue Kirche, und für den Namen Jesu gaben sie unter Martern ihren letzten Blutstropfen hin, ihm hauchten sie ihren letzten Seufzer entgegen. Seht da, Geliebte, die Wirkungen der heiligen Firmung. Diese Wirkung hatte die heilige Firmung noch bei vielen Andern, namentlich bei den tausend und abermal tausend glorwürdigen Blutzeugen, die für den Namen Jesus Blut und Leben hinopferten.

Ja, sagt ihr, gerade das ist aber das Auffallende. Warum wirkte denn die heilige Firmung damals so auffallend, und warum sieht man denn jetzt so wenig? Warum fällt denn der heilige Geiſt jetzt nicht mehr in so sichtbarer wunderbarer Weise herab, wie damals? Ist's ja gerade, als wenn es nicht mehr dieselbe

Firmung wäre! Wie soll man sich diese auffallende Verschiedenheit zwischen den Wirkungen der Firmung ehemals und jetzt erklären?

Diese Verschiedenheit, Geliebte, erklärt sich leicht, wenn wir bedenken, daß damals die Zeit war, wo das Christenthum erst angebaut werden mußte. Da that es Noth, daß der Geist Gottes in der Firmung durch Wunder und Zeichen sich zu erkennen gab, daß er in feurigen Zungen und in Sturmeswehen herniederkam. Große Arbeit fand er vor sich; das Antlitz der Erde, das verunstaltete, mußte ja erneuert werden, der Rost der Sünden und Laster, den ein dreitausendjähriges Heidenthum angesetzt hatte, mußte weggefegt, der Sand der Wüsteneien und Steppen im öden, gottverlassenen, menschlichen Herzen mußte fortgeschafft werden. Wo daher das Christenthum verbreitet wurde, da zeigte sich der heilige Geist in Wundern und Zeichen; denn diese thun Noth, um den Glauben anzupflanzen und zu begründen. Aber wenn einmal der erste Pfingsttag für ein Land vorüber ist, wenn das Christenthum daselbst schon feste Wurzeln geschlagen hat: dann hört auch die außerordentliche Wirkung des heiligen Geistes auf und die Ausgießung des heiligen Geistes durch die heilige Firmung geht ohne äußeres Aufsehen, ohne Wunder und Zeichen vor sich. Nur wenn man das Bäumchen pflanzt, sagt St. Augustin, widmet man ihm besondere Pflege und begießt es fleißig; ist es aber erstarkt und zum Baume herangewachsen, dann überläßt man das Wachsthum dem gewöhnlichen Gange durch Regen, Thau und Sonnenschein. Bei uns ist das Reich Gottes bereits über tausend Jahre ausgebreitet, anfangs geschahen auch bei uns in Deutschland Wunder; aber seitdem das Christenthum bei uns stark geworden ist, wird die heilige Firmung ohne alle Wunder und Zeichen gespendet. Deßwegen dürft ihr aber nicht glauben, meine Lieben, daß die Firmung nicht mehr dasselbe wirke, wie früher, daß die Gnade abgenommen habe; nein, die Firmung wirkt noch das Nämliche, wie früher, wenn wir auch Nichts davon sehen.

Es liegt nur an euch, Geliebte, diese Wirkungen des heiligen Geistes, die er in euren Herzen hervorbringt, auch nach außen zu zeigen. Wir leben in einer Zeit, Geliebte, wo es Noth thut, daß man seinen katholischen Glauben zeigt, daß man sich desselben nicht schämt. Wenn wir auch nicht in Gefahr stehen, wie die Apostel vor den hohen Rath gestellt, mit Ruthen gehauen oder gar wegen des Glaubens gemartert zu werden: so hat man doch wegen seines Glaubens allerhand Spott und Hohn zu ertragen. Ihr kommt meinetwegen in eine Stadt, wo man euch auslacht, wenn ihr am Freitag kein Fleisch esset; laßt euch nur auslachen, zeigt nur da, daß ihr gefirmt seid, daß ihr euch eures katholischen Glaubens nicht schämt; es könnte geschehen, daß man euch mitleidig belächelte, wenn ihr beim Gebetläuten nach dem Brauche der katholischen Kirche den englischen Gruß oder wenn ihr vor und nach dem Essen betet, laßt euch nur auslachen, zeigt, daß ihr gefirmt seid und euch eures Glaubens nicht schämt; es könnte geschehen, daß man euch bigotte Menschen, Betbrüder und Betschwestern nennt, wenn ihr gerne in die Kirche gehet, öfter die heiligen Sakramente empfanget, eines tadellosen Lebens euch befleißet und es überhaupt nicht mit der Welt haltet. Laßt euch auslachen, laßt euch schimpfen, denkt daran, daß ihr gefirmt seid, und daß ihr als Gefirmte eurem Glauben treu nachleben müsset. Ja, dienet nur eifrig als Soldaten Christi muthig und unerschrocken gegen die Feinde eures Heiles, werdet keine feigen Deserteurs, laßt euch nicht durch die Lockungen des Feindes bestechen, zu ihm überzulaufen und dann hat der heilige Geist in euch bei der heiligen Firmung seine Gnaden hinlänglich entfaltet. Die Sprachengabe, die Gabe der Weissagung und Wunder brauchen wir nicht, wir können ohne sie in den Himmel kommen, gleichwie wir sammt diesen verdammt werden könnten; denn am jüngsten Tage werden Viele sagen: „Herr, haben wir denn nicht in deinem Namen geweissagt und Teufel ausgetrieben und Kranke geheilt?“ und doch

werden sie zur Antwort bekommen: „Weichet von mir, ihr Übelthäter, ich kenne euch nicht!“ Das Einzige, was uns in Folge des heiligen Sakramentes der Firmung zu thun obliegt, besteht darin, daß wir unsern Glauben standhaft bekennen und demselben treu nachleben. Thun wir das, dann zeigen sich die Wirkungen der heiligen Firmung überflüssig genug. Amen.

Predigt

auf

den heiligen Pfingstmontag.

Text: „Und es entstand plötzlich vom Himmel herab ein Wehen, wie das Wehen eines kommenden Sturmwindes... zugleich sahen sie zerstreute Zungen, wie Feuer.“ Apostelg. 2, 2 u. 3.

Geliebte Pfarrgemeinde!

In dreifacher Gestalt erscheint zu Pfingsten der heilige Geist — in Sturmeswehen, in Zungenform und in Feuer —, denn ein heftiger Wind, sagt die Apostelgeschichte, entstand urplötzlich, erschütterte das Haus, worin die Apostel versammelt waren und sie sahen feurige Zungen über ihren Häuptern; über dem Haupte eines jeden von ihnen schwebte so eine feurige Zunge. Die Sache machte Aufsehen, ganz Jerusalem durchdrang die Kunde von diesem auffallenden Ereigniß, ausländische Juden, die sich damals gerade recht zahlreich in Jerusalem versammelt hatten, hörten, wie die eilf Galiläer in verschiedenen Sprachen redeten, und wurden darüber betroffen. Die Sache kam so weit, daß die Priester und der hohe Rath von allen diesen Vorgängen Kenntniß erhielten und polizeilich

einſchreiten zu müſſen glaubten. Die ſonſt ſo ſtillen und ſchüchternen Apoſtel laſſen ſich alle Tage öffentlich ſehen und predigen; zuletzt treibt ſie der vom Himmel herabgekommene Geiſt in alle Welt auseinander und wirkt durch ſie wunderbare Dinge.

Da möchte man doch fragen: Wozu denn dieſes Geräuſch, dieſes Aufſehen, dieſe außerordentliche Bewegung? Iſt doch bisher Alles ſo in der Stille vorübergegangen; iſt doch der Heiland als ein armes Kind, ungekannt und ungenannt, in einem Stalle zur Welt gekommen; ſind doch dreißig Jahre ſeines Lebens ſo ſtill und unvermerkt verlaufen, daß man nur Weniges von den Kinderjahren des Erlöſers weiß; iſt doch der heilige Geiſt ſelber dort am Jordan bei der Taufe Jeſu in ganz anderer Weiſe erſchienen wie heute, nämlich im Bilde der Sanftmuth und des ſtillen Weſens, in Geſtalt einer Taube, und dieſer nämliche Geiſt erſcheint heute in ſo ganz anderer Weiſe, mit ſo großem Geräuſch? Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichem Gepränge, mit äußerlichen Geberden zu uns, heißt es ja (Luk. 17, 20.), und doch ſcheint heute das Gegentheil wahr geworden zu ſein; denn was kann geräuſchvoller, heftiger, durchdringender ſein, als Sturm und Feuerflammen, noch dazu in Form von Zungen? Denn von der Zunge ſteht ja geſchrieben: „Die Zunge iſt ein kleines Ding, aber ſie bewirkt große Dinge. Sieh, ein Feuerfunke ſetzt den ganzen Wald in Flammen!“

Um nun der Sache auf den Grund zu kommen und die Urſachen kennen zu lernen, warum der heilige Geiſt zu Pfingſten gerade ſo und nicht anders erſchienen iſt, wollen wir obige Fragen beantworten.

Warum erſchien der heilige Geiſt in Geſtalt von Zungen? I. Theil.

Warum erſchien er in Geſtalt feuriger Zungen? II. Theil.

Warum erſchien er in Sturmeswehen? III. Theil.

Erster Theil.

Ihr habt gewiß, meine Lieben, vom babyloniſchen Thurmbau ſchon Vieles gehört. Den Leuten fiel es damals in ihrem Hochmuthe ein, ſagt die heilige Schrift, ſich einen Thurm zu bauen, der mit der Spitze bis an den Himmel reichen ſollte. Allein Gott verwirrte ihre Sprache, die bis dahin nur eine einzige war, ſo daß ſie einander gar nimmer verſtanden und ſo unverrichteter Dinge auseinander gehen und ſich in alle Welt zerſtreuen mußten. Seitdem iſt die Sprache unter den Völkern der Erde getheilt und jedes Volk redet eine andere Sprache. Dieſe Verwirrung der Sprache war eine Strafe für das hochmüthige Menſchengeſchlecht und ein gräuliches Sinnbild ihrer innern Verwirrung in Geſinnung und Glauben; denn alle dieſe Völker, wie ſie beim babyloniſchen Thurmbau auseinander gingen, waren dem Götzendienſt auf die verſchiedenſte Weiſe ergeben. In Folge des Abfalls vom wahren Gott hatte ſich ihre Sprache verwirrt und ſie beteten hunderterlei Götzen, die entweder fabelhafte Menſchen oder gar hölzerne und ſteinerne Figuren waren, an.

Dieſem babyloniſchen Thurmbau, meine Lieben, ſteht nun das heilige Pfingſtfeſt, und der Sprachenverwirrung beim Thurmbau die Sprachenvereinigung am heiligen Pfingſtfeſt gegenüber. Wie durch den Irrglauben die Sprache verwirrt wurde, ſo daß Einer den Andern nimmer verſtand, ſo ſollte durch das Chriſtenthum, als die allein wahre Religion, die Einheit der Sprache wieder hergeſtellt werden. Dort zu Babel wurde die Eine Sprache getheilt, zu Jeruſalem aber wurden die getheilten Sprachen wunderbarer Weiſe wieder in Eine verſchmolzen, und während zu Babel Einer den Andern nimmer verſtand, verſtanden zu Jeruſalem Leute, welche verſchiedene Sprachen redeten, die Apoſtel, die nur eine einzige Sprache ſprachen. „Alle entſetzten ſich," ſagt die Apoſtelgeſchichte, „wunderten ſich und ſprachen: Sind denn nicht alle dieſe, die da reden, Galiläer? Und wie

hören wir sie jeder insonderheit in seiner Muttersprache reden?"

Die Welt sollte in diesem wunderbaren Ereignisse erkennen, daß alle Völker der Erde in Einem und demselben Glauben versammelt werden, daß die babylonische Verwirrung des Unglaubens und Irrglaubens in der wahren Kirche keinen Zutritt haben soll. In der wahren Kirche Christi, in der heiligen katholischen Kirche sollten sich die verschiedensten Völker mit den verschiedensten Sprachen vereinigen und doch sollen sie sich Alle, im Glauben vereinigt, verstehen. Und das, Geliebte, ist auch wirklich der Fall. Frage ich den katholischen Indianer, den katholischen Mohren und den katholischen Weißen, frage ich den katholischen Engländer und Franzosen, den katholischen Chinesen und Südseeländer, wie viel es Sakramente gibt, so geben sie mir Alle dieselbe Antwort; wir verstehen uns auf einander. Fragen aber jene Christen, welche von der katholischen Kirche getrennt dastehen, und in die verschiedensten Sekten zersplittert sind, einander, so versteht Einer den Andern nicht, wie beim Thurmbau zu Babel. Ein paarmal schon sind sie zusammengekommen, um sich gegenseitig zu verständigen; allein sie verstanden einander nicht und konnten sich nicht verständigen und mußten rathlos auseinandergehen. Jetzt sind sie wieder beieinander und wollen den babylonischen Thurm, den sie seit dreihundert Jahren unablässig erbauen wollen, zu Ende fördern; allein es ist voraus zu sehen, daß sie bei ihrer Sprachenverwirrung wieder von einander gehen müssen, ohne einen Stein auf den andern gelegt zu haben. — Nur in der wahren Kirche, ihr lieben katholischen Landleute, der wir anzugehören das Glück haben, ist Einigkeit auch bei Verschiedenheit der Völker, nur in der katholischen Kirche ist die Sprachengabe, und nicht das letztemal ist es am ersten Pfingstfeste gewesen, daß die Prediger des Evangeliums, die nur Eine Sprache redeten, von Nationen verschiedener Zunge verstanden worden sind. Der heilige Xaverius predigte in Italien in portugiesischer Sprache vor verschiedenen Nationen, und Alle

haben ihn verstanden zu ihrem größten Erstaunen, ja auf zwölf verschiedene Fragen gab er nur eine Antwort und diese Eine Antwort genügte. Der heilige Vinzenz Ferrerius predigte spanisch vor Italienern, Franzosen, Engländern und Niederländern, und sie Alle verstanden ihn. Dieses Wunder hat Gott zugelassen, damit der wahre Glaube leichter ausgebreitet würde. Die Apostel mußten diese Sprachengabe besitzen; denn wenn sie, die in alle Welt auseinander gingen, erst mühsam die Sprache der Eingebornen hätten auf natürlichem Wege erlernen müssen: wie hätte sich das Christenthum so schnell verbreiten können? Nachher, als die Völker ihre ständigen Bischöfe und Priester hatten, war dieses Wunder freilich nimmer nothwendig; allein Gott läßt zeitenweise die Wunder und somit auch das Wunder der Sprachengabe in der wahren Kirche nie ausgehen, damit man fortwährend den Beistand des göttlichen Geistes in derselben wahrnehmen möge.

So erschien also der heilige Geist am Pfingstfeste in Gestalt einer Zunge, um hinzuweisen auf die Einheit des christkatholischen Glaubens, auf die Eine katholische Sprache, unter der die Völker verschiedener Zunge einander verstehen sollen, im Gegensatze zur babylonischen Sprachverwirrung außerhalb der katholischen Kirche. Freuen wir uns, Geliebte, daß wir dieser Kirche angehören; aber befleißen wir uns auch, als wahre katholische Christen zu leben, damit nicht die Zunge, die am Pfingstfeste erschien, uns vor dem Richterstuhle anklage und verdamme; „denn der heilige Geist," sagte Jesus Christus, „wird die Welt überweisen wegen der Sünde, wegen der Gerechtigkeit und des Gerichtes." Schlechte Christen wird seine Anklage um so heftiger treffen, da ihnen der Weg zum Himmel gebahnt ist, da sie Jesum Christum kennen, da sie das Beispiel der Apostel und so vieler heiligen Martyrer vor sich haben. — Nun haben wir weiter zu untersuchen, warum der heilige Geist am Pfingstfeste in Gestalt feuriger Zungen erschienen ist; hievon aber im

zweiten Theil.

Der heilige Geist erschien in Gestalt feuriger Zungen, um die Stärke und Standhaftigkeit auszudrücken, die die Apostel zum Bekenntnisse und zur Verbreitung des Glaubens von ihm empfangen sollten. Unter andern Eigenschaften hat nämlich das Feuer auch diese, daß es Weiches hart macht, z. B. Eier, Töpfergeschirre, Ziegelsteine u. dgl. Unter Christi dreijähriger Leitung waren nämlich die Apostel gut geformt; aber sie waren noch nicht so fest und gehärtet, um Verfolgungen übertragen zu können. Sie waren wie weiche Eier, wie Ziegel, die an der Sonne getrocknet werden, aber durch das Feuer des heiligen Geistes mußten sie erst wie in einem Ofen gebrannt werden, um fortan Nichts mehr zu fürchten. Der heilige Geist mußte als der erste Bischof im Feuer über sie kommen, um ihnen das Sakrament der Firmung zu spenden; denn sein Geschäft ist es, das geistige Gebäude zu vollenden und zu erleuchten, das Christus der Herr aufgeführt hat. Ohne Firmung sind wir Tempel, die zwar erbaut, aber noch nicht geziert sind, die zwar mit Weihwasser benedicirt, aber noch nicht durch die Hand des Bischofs vollkommen geweiht und konsekrirt sind. Wir sind wie Messer, die noch nicht mit Stahl fest gemacht, wie Zwerge, die noch nicht ausgewachsen und somit unvollkommene Menschen sind, wie der heilige Petrus zu seinem Schüler Klemens nach dessen eigener Behauptung *) gesagt hat. Endlich sind wir, wie St. Augustin sagt, ohne Firmung wohl Christen, aber keine Soldaten. — Umgekehrt aber hat das Feuer die Eigenschaft, auch verhärtete Körper zu erweichen, wie z. B. das Eisen, ja das Eisen scheint, ganz glühend, gänzlich in Feuer übergegangen zu sein, und diese Umwandlung bewirkt die Liebe Gottes zu uns, deren Sinnbild wieder die feurige Zunge ist. „Jenes Feuer," sagt der heilige Hieronymus **), „wird zu uns

*) Epist. ad Juliam et Julianum.

**) Epist. 2. ad Damas.

gesendet, das Jeremias nicht ertragen konnte und das, indem es die geheimsten Winkel des Herzens durchdringt, uns dermaßen auflöst und dermaßen aus einem alten Menschen uns in einen neuen umkocht, daß wir ausrufen müssen: Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus in mir." Dieses Feuer nun hat Christus am heiligen Pfingstfeste über uns geschickt! Wer hätte je vermuthet, daß auf den schrecklichen Gottesmord das Feuer der Liebe nach fünfzig Tagen vom Himmel käme? Wer hätte nicht eher Steine und Blitze auf so unmenschliche Feinde herunter erwartet? Aber nein, Geschenke vielmehr, seine Liebe wollte der Herr auf seine Feinde ausgießen, um sie zu Freunden zu machen. Zerknirscht durch solche Liebe riefen Tausende von Juden: Brüder! was sollen wir thun? So sprachen sie zu jenen Aposteln, die sie bisher auf das Aergste haßten und verfolgten — natürlich, denn Gegenliebe wird ja durch Liebe am leichtesten entzündet. Gewiß waren jene ersten Christen, die all ihre Habe verkauften, beisammen wohnten, täglich kommunizirten und Alles gemein hatten, nicht wenig von diesem Liebesfeuer ergriffen — ach, wann werden wir denn unsere steinharten Herzen einmal von diesem Liebesfeuer umschmelzen lassen?

Endlich zeigt die feurige Zunge, unter welcher der heilige Geist erschien, auch noch die vollständige Vergebung der Sünden an, die durch die Verdienste Christi erworben wurde, die man eine wahrhaftige Verbrennung all unserer Schuldbriefe nennen kann. Gewiß würde ein Fürst seinen Unterthanen keine geringe Freude machen, wenn er ihre Schulden bezahlen, ihre Schuldbriefe verbrennen und die eingesandten Pfandstücke zurückgeben würde. Aber welche Freude hat erst Christus der Menschheit gemacht, da er die Schuldscheine unserer Sünden durch das Feuer des heiligen Geistes verbrannte! Heute ließ er ihre Zerreißung durch den Mund seiner Apostel verkünden und dieselbe dann durch die Taufe wirklich vollziehen; wer sollte einem so freigebigen Herrn nicht dankbar sein? Die

Großen dieſer Erde vergeben wohl auch dann und wann ihren Feinden, aber in ihre Freundſchaft nehmen ſie ihre Beleidiger nicht auf, zu Gaben ſetzen ſie dieſelben gewiß nicht ein; nur von dem ägyptiſchen Joſeph, dem Vorbilde unſers Erlöſers, leſen wir, daß er ſeinen Brüdern nicht bloß verzieh, ſondern ſie auch reichlich beſchenkte und ihnen Ländereien zum Wohnſitze anwies. So hat auch unſer erſtgeborner Bruder Jeſus uns nicht bloß verziehen, ſondern nimmt uns auch noch zu Tiſchgenoſſen an, erweiſt uns hier alles Gute und will uns jenſeits die ewige Glückſeligkeit geben. Wer iſt wohl ſo ſteinhart, daß er durch ſolche Wohlthaten nicht zur Reue erweicht werden ſollte? Wer ſollte durch ſolche Liebesbeweiſe nicht zur Gegenliebe entflammt werden? Dieſe verſchwenderiſche Liebesbezeigung unſers Heilandes gegen uns dauert noch fort, beſonders im heiligen Sakramente der Buße, das wie ein gewaltiger Scheiterhaufen alle unſere Sünden verbrennt und ſie in Aſche verwandelt. Wir haben nur das Einzige zu erwägen, daß wir von dieſer Wohlthat Gebrauch machen, ſo lange der Scheiterhaufen noch brennt. Man erzählt von König Alexander dem Großen, daß, wenn er eine Stadt belagerte, er vor derſelben eine ungeheure Fackel anzünden und dann durch Herolde ausrufen ließ, ſo lange die Fackel brenne, finden die Einwohner noch Gnade, und ſollten ſich deßhalb ergeben, ſobald aber die Fackel erloſchen ſei, ſo habe aller Pardon ein Ende. Am heiligen Pfingſtfeſte fing auch Chriſtus an, dieſe aufrühreriſche Welt zu belagern und zündete eine Feuerfackel vom Himmel an, um der Welt Gnade und Nachlaſſung aller Sünden zu verkünden, ſo lange dieſe Gnadenfackel brenne. Wer aber ſeine Bekehrung erſt auf's Todbett verſchiebt, der ſchwebt in der größten Gefahr, dieſer Gnade verluſtig zu gehen. Es bleibt uns alſo nichts übrig, als daß wir von der angebotenen Gnade Gebrauch machen, ſo lange wir können. Ja, öffnen wir unſere Herzen der Liebesflamme des göttlichen Geiſtes und ſuchen wir dieß Feuer fortwährend in uns zu erhalten!

Endlich haben wir noch zu wiſſen, warum der heilige

Geist am Pfingstfeste in Sturmeswehen gekommen ist; hiervon aber im

dritten Theil.

Wenn auf einmal ein heftiger Wind entsteht, so fragen wir gewöhnlich: Was bedeutet wohl dieser Wind? Kommt er von Nord, so deutet er auf Kälte, kommt er von Süd, so wird es heiß und regnerisch, weht er von West, so bringt er wiederum Regen, und kommt er von Ost, so zeigt er auf schön Wetter. An diesen Pfingsttagen entstand denn auch in Jerusalem so auf einmal ein heftiger Wind, daß Alles zusammenlief, und ohne Zweifel fragte damals Einer den Andern, was denn dieser heftige Wind zu bedeuten habe. Um das fragen auch wir in diesem dritten Punkte, und diese Frage möchte ich euch nun beantworten.

Dieser heftige Wind verkündigte die Gnade, die den Aposteln durch die Mittheilung des heiligen Geistes ertheilt worden war. Sie waren nämlich in Jerusalem wie Schiffe am Stapelplatze beieinander, die nur auf einen günstigen Wind warten, um auslaufen zu können. Als dieser kam, blies er in die Segel, die Schiffe stachen in die See und nahmen sogleich am ersten Tage 3000 Feinde gefangen. Der Wind ist zwar ein ganz feines Ding; geht er aber recht stark, dann entwurzelt er Bäume, bricht Thürmen das Genick, stürzt Roß und Reiter zu Boden und schiebt schwere Güterwägen vom Platze. Gerade so überwältigte die winzige Stimme der ungebildeten, armen und waffenlosen Apostel Kaiser, Philosophen, Götzendiener und Götzenpriester, Götzenbilder, Götzentempel, Wahrsager und Zeichendeuter. Sie vermochten dem heftigen Winde nicht Widerstand zu leisten. Es ging in Erfüllung, was von diesem heftigen Winde der Prophet Oseas (Os. 13.) geweissagt hat, wenn er spricht: „Der Herr wird einen brennenden Wind herbeiführen und ihre Adern austrocknen;“ so wie auch das Wort des Propheten Isaias (Is. 42, 15.) hieher bezogen werden kann: „Ich will wüste

machen ihre Hügel und Berge und all ihr Gras ausbrennen und Flüſſe zu Inſeln machen und ihre Seen austrocknen.“ Gott der Herr will mit dieſen Worten nichts anders ſagen, als daß er eine ganz andere Ordnung der Dinge durch das Chriſtenthum einführen würde. Die Fabel erzählt, daß ein altes Volk in Afrika auf den Südwind zornig geworden ſei, weil er ihre Waſſerbehälter ausgetrocknet hätte, daher ſeien ſie Raths geworden und gemeinſchaftlich gegen dieſen Wind mit den Waffen in der Hand ausgezogen. Aber plötzlich trieb der Wind ganze Wolken von Sand auf und verſchüttete ſie Alle *). Gerade ſo ging es den Großen dieſer Welt, die ſich dem Evangelium widerſetzten, und dem Geiſte, welcher durch die Apoſtel redete. Dem einzigen Stephanus konnten die Geſetzeslehrer und Gelehrten nicht Stich halten, als er von Chriſtus zu reden anfing, und als man den Apoſteln allen Ernſtes verbot, von Jeſus nichts mehr zu reden, da gaben ſie zur Antwort: Urtheilet ſelber, ob es billig iſt, euch mehr zu hören, als Gott. Jene 120 Chriſten, die in demſelben Saale beiſammen waren und auf den verheißenen Tröſter warteten, waren Pfeifen einer Orgel, ganz bereitet, Chriſti Lob zu verkünden; aber es fehlte noch der Wind, der ſie in Bewegung ſetzte. Wie aber dieſer Wind kam, fingen ſie ſogleich an, in verſchiedenen Sprachen die Großthaten des Herrn zu verkünden und ihr Schall ging aus in alle Welt. Dieſer gab ihnen Stimme und Weisheit, der Niemand zu widerſtehen vermochte; ja, je mehr die Blaſebälge getreten wurden, deſto mehr ertönten die Pfeifen, deſto lieblicher erklangen ihre Töne. Sie waren wie Adams Körper, den Gott aus Erde gebildet hatte. Starr und leblos lag er da, denn es fehlte ihm noch der inwendig wirkende Geiſt. Aber da hauchte ihm Gott den Athem des Lebens ein und er fing an zu leben und zu reden. So war auch die Welt ein todter Leib vor der Ankunft des heiligen Geiſtes; erſt nach

*) Herod. lib. 4.

ſeiner Ankunft fing ſie zu leben an. So kam alſo der Geiſt Gottes am Pfingſtfeſte in Sturmeswehen, um ſeine unwiderſtehliche und belebende Gewalt zu bezeichnen.

Ja, in Sturmeswehen kam er, um die Urſache ſeiner Sendung anzuzeigen. Gleichwie nämlich der Wind der Beſen des Himmels iſt, der die Wolken zu zerſtäuben und die Luft von ſchädlichen Dünſten zu reinigen hat, ſo ſollte auch der Geiſt Gottes die Nebel und Finſterniſſe, die über der Erde lagen, zerſtreuen und derſelben ein anderes Ausſehen geben nach den Worten des Pſalmiſten (Pſ. 103.): „Du ſendeſt deinen Geiſt aus und die Dinge werden geſchaffen und du erneuerſt das Antlitz der Erde.“ Der heilige Geiſt tilgt nämlich durch die den Prieſtern verliehene Gewalt, die Sünden nachzulaſſen, die Sünden nach jenem Worte des Propheten: „Ich machte ſchwinden wie eine Wolke deine Miſſethaten, wie einen Nebel deine Sünden.“ (Iſ. 44, 22.) Was ſind denn die Sünden anders, als ſchwarze Wolken und Nebel, die uns die Strahlen der Sonne verdecken? Sie nun tilgt der heilige Geiſt, der auch durch jenen heftigen Wind, den Moſes von Gott erflehte, vorgebildet iſt, durch jenen Wind, der das Heuſchreckenheer ergriff, und ſie im rothen Meere erſäufte, ſo daß in der ganzen Gegend nicht einmal eine zurückblieb. Was ſind dieſe Heuſchrecken, als unſere Sünden? Und das rothe Meer, was iſt es anders, als das Blut Chriſti? Sobald einmal der heilige Geiſt in dieſes rothe Meer Jemanden getaucht hat, dann tilgt er alle ſeine Sünden. Mit dem heiligen Pfingſtfeſte, Geliebte, beginnt alſo ein Jubiläum, das ſo lange dauert, ſo lange die Welt ſteht. Das fünfzigſte Jahr war bei den Juden immer ein Jubeljahr und dieſes Jubeljahr hatte der Heiland im Auge, als er am fünfzigſten Tage nach ſeiner Auferſtehung den heiligen Geiſt in Sturmeswehen und feurigen Zungen ſchickte. Heute am Pfingſtfeſte machten die Apoſtel das erſtemal Gebrauch von der Gewalt, Sünden zu vergeben, die ihnen Jeſus am Tage ſeiner Auferſtehung verliehen hatte.

Welch ein erhabenes Geſchenk! Welch hohe Würde der Prieſter! Gott ſagt zum Sünder: Ich ſtreiche dich aus dem Buche des Lebens; der Prieſter ſagt zu ihm, indem er ihn abſolvirt: Ich ſchreibe dich wieder in das Buch des Lebens hinein. Gott ſpricht zum Sünder: Ich verdamme dich zur Hölle; der Prieſter aber: Ich ſchicke dich in den Himmel! Gott ruft: Bindet den Sünder in Ketten! der Prieſter aber: Ich binde ihn los. So werden auch uns, Geliebte, die Sünden erlaſſen, wir werden frei von der Sklaverei des Teufels und kehren wieder in die vorige Freundſchaft Gottes zurück. Das Alles thut ſeine Barmherzigkeit durch die Gewalt des Prieſters dem wahrhaft bußfertigen Sünder, den ſonſt ſeine Gerechtigkeit verdammen würde. So benützen wir denn öfters, meine Lieben, dieſes große, nie erliſchende Jubiläum! Beichten wir öfters reumüthig und bußfertig unſere Sünden, beſonders an heutigen Tage, wo ihr euch ſo zahlreich zum Empfang der heiligen Sakramente eingefunden habt. Ja, bittet den heiligen Geiſt, daß er euer Herz ausfegen möge mit ſeinem Wehen, daß er mit dem Feuer ſeiner Liebe alle Schlacken und Unreinigkeiten verbrennen und das Gold eurer Tugenden läutern und reinigen möge. Vielleicht hat ein anderer Geiſt bisher in euch geherrſcht, kein Geiſt des Eifers für die Ehre und im Dienſte Gottes, ſondern ein Geiſt des Stumpfſinns, der Gleichgültigkeit und Trägheit! Das iſt ein peſtilenzieſcher Geiſt, ein Geiſt der Fäulniß und des Moders, der die ganze Seele mit unreinen, peſtartigen Dünſten und Stoffen erfüllt! Feget ihn aus dieſen Geiſt! Laſſet darüber kommen den Sturm vom Himmel herab, das Wehen des heiligen Geiſtes, daß er die Luft eures Herzens reinige, die peſtartigen Dünſte verſcheuche! — Vielleicht hat ein anderes Feuer in euch geglüht, als bisher, das ſtinkende Feuer der Wolluſt, die glühenden Kohlen der Rachgier, die Höllenflamme des Neides und der Feindſchaft! O bittet, flehet um die Feuerzunge von oben, daß ſie auflecke, wie glühendes Eiſen das Waſſer, alle dieſe abſcheulichen Beſtandtheile des Herzens! Ja, Herr, ſende deinen Geiſt

über uns, daß wir neu geſchaffen, daß das Antlitz unſerer Seelen erneuert werde! Sende ſie herab deine reinigenden Feuerzungen auf mich und dieſe zahlreich verſammelte Chriſtenſchaar, auf daß an uns in Erfüllung gehe, was in der Apoſtelgeſchichte (Kap. 10. V. 44.) geſchrieben ſteht: „Da Petrus noch dieſe Worte redete, fiel der heilige Geiſt auf Alle, die das Wort hörten.“ Amen.

Predigt

auf

das Feſt der heiligſten Dreifaltigkeit.

(Gehalten zu Oberhatzkofen vor den Sodalen der heiligen Dreifaltigkeitsbruderſchaft.)

Text: „Nicht Jeder, der zu mir ſagt: Herr! Herr! wird in das Himmelreich eingehen, ſondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel iſt, der wird eingehen in das Himmelreich.“ Matth. 7, 21.

Es wird heute hier das Feſt der heiligſten Dreifaltigkeit feierlich begangen, und zwar deßwegen feierlicher als an andern Orten, weil ſich hier eine Erzbruderſchaft unter dem Schutze und zur Anbetung der heiligſten Dreifaltigkeit gebildet hat. Zahlreich habt ihr euch von nah und ferne in dieſem Pfarrgotteshauſe verſammelt; denn nicht bloß aus der hieſigen Pfarrei zählt dieſe Erzbruderſchaft Mitglieder, ſondern auch in der Ferne ſind ihr viele Mitglieder einverleibt, und haben ſich heute hier eingefunden, um zu beichten, zu kommuniziren und die der Bruderſchaft verliehenen Abläſſe zu gewinnen.

Es iſt wahrlich bei uns kein Mangel an Bruderſchaften

und auch keiner an Ablässen; in Hülle und Fülle sind beide vorhanden und man kann auch über die geringe Theilnahme von Seite der katholischen Christen an Bruderschaften und Bemühungen, Ablässe zu gewinnen, keine Klage führen. Nein, es gibt unter dem Landvolke gar Viele, die nicht nur Einer, sondern fünf und sechs Bruderschaften einverleibt sind, und recht Viele, die Stundenweit in Kirchen gehen, in denen gerade ein Bruderschaftsfest gefeiert wird und ein Ablaß gewonnen werden kann. Vielleicht sind Mehrere von euch am letzten Montag in Laaberberg gewesen, und heute seid ihr hier, um auch hier den Ablaß zu gewinnen, wie ihr sagt. Auch von den ledigen Leuten sind sicherlich Viele in der Bruderschaft und beichten hier, und vielleicht nächstens an einem andern Orte, wo ein ähnliches Fest gefeiert wird.

Und doch werden so Viele nicht besser trotz Bruderschaften und Ablässen und Beichten und Kommuniziren und Generalbeichten. So viele Ehemänner sind dem Trunke ergeben, so viele Hausleute leben in Feindschaft und Prozessen, so viele ledige Bursche sind Raufbolde, Spieler, Nachtschwärmer, Flucher und Unzüchtige, so viele ledige Weibspersonen halten so blutwenig auf ihre Ehre, lassen sich vom nächst Besten, der ihnen das Maul macht, ihnen das Heirathen verspricht, ihnen ein Halstuch oder einen Ring schenkt, eine Zeche Bier zahlt oder sie zum Tanz führt, verführen, reißen ihren Jungfernkranz vom Kopfe herunter, treten ihn unter frechem Gelächter in den Koth und ziehen ihn von einer Pfütze der Unzucht in die andere. Und so Manche von diesen tragen Rosenkranz und Gebetbuch in der Hand, gehen in die Kirchen, lassen sich in Bruderschaften einschreiben, beichten und kommuniziren, um auch den Ablaß zu gewinnen, wie sie sagen; aber sie sind hernach und zuvor trotz Beicht und Bruderschaft die Alten, sie werden um kein Haar besser! Wo fehlt's nun da? Sind etwa die Ablässe, die Bruderschaften, das viele Beichten schuld? Keineswegs, Geliebte!

Die Bruderschaften und Ablässe wollen das Beste,
I. Theil;
aber sie werden häufig mißbraucht. II. Theil.

Verehrte Zuhörer!

Durch die gütige Einladung eures würdigen Pfarrvorstandes ist mir heute die Ehre geworden, am heutigen hohen Festtage von dieser heiligen Stätte aus Worte der Erbauung an euch zu richten. Dieser ehrenvollen an mich ergangenen Einladung glaube ich gewiß entsprechen zu können, wenn ich euch heute die Bedeutung der Bruderschaften und der damit verbundenen Ablässe, aber auch deren so häufigen Mißbrauch in möglichster Kürze zu eurer Belehrung, Erbauung, aber auch zur dringenden Warnung auseinandersetze. Ich beginne im Namen der hochheiligen Dreifaltigkeit, der Beschützerin der hiesigen Erzbruderschaft, und im Vertrauen auf den Beistand der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria.

Erster Theil.

Es fehlt nicht an solchen, Geliebte, welche auf Bruderschaften und Ablässe nichts halten und unbedingt über sie den Stab brechen. Ja, sie halten Jeden für einen Frömmler und Jede für eine Betschwester, die sich in Bruderschaften aufnehmen lassen, und meinen, das Ganze sei nichts, als frommer Betrug, äußerer Prunk, Werkheiligkeit, oder gar eine Spekulation von Seite der Geistlichen auf den Geldsäckel des dummen Volkes. Dem dummen Bauern, meinen dann solche wohlweise Leute, kann man es allenfalls hingehen lassen, wenn er in Bruderschaften sich aufnehmen läßt, denn er versteht's nicht besser; allein ein Gebildeter dürfe sich an solchen Auswüchsen religiösen Aberglaubens, solchem mechanischen Frohndienst nicht betheiligen, und könne nur mitleidig den dummen, bigotten Volkswahn, der so zäh an Bruderschaften und Ablässe sich anklammert, belächeln. Man braucht keine Bruderschaften, schreien sie, man kann so auch selig werden!

Daß man auch, ohne einer Bruderschaft anzugehören, selig werden kann, ist so wahr, als daß man verdammt werden kann, wenn man auch hundert Bruderschaften einverleibt ist. Sakramente oder Glaubensartikel sind die Bruderschaften freilich nicht; aber daß sie deßwegen nicht sehr großen Nutzen stiften und Tausende und Tausende gerade durch die Bruderschaften, Kongregationen und religiösen Vereine dem ewigen Verderben entgehen, die ohne Bruderschaften ewig zu Grunde gingen, wird Keiner bezweifeln, der die Geschichte und die segensreichen Wirkungen der Bruderschaften kennt. Nicht umsonst hat unsere weise Mutter, die katholische Kirche, die in Folge einer bald zweitausendjährigen Erfahrung die Bedürfnisse des menschlichen Herzens besser kennt, als unsere hochklügen Schreier, die religiösen Vereine und Bruderschaften von jeher begünstigt und sie durch Ablässe und Privilegien ausgezeichnet. Wollte ich nur einen Auszug liefern von dem segensreichen Wirken der Bruderschaften, ich müßte ein großes Buch schreiben; nur andeuten will ich, was in jüngster Zeit, namentlich in großen Städten, die Bruderschaften nicht bloß Gutes, nicht bloß Gewisses, sondern Außerordentliches geleistet haben. Ich meine da vor allen übrigen die Bruderschaft zum heiligsten Herzen Jesu, die besonders in Paris, dem Sammelplatze so vieler Unsittlichkeit, aber auch so vieles Treffliches, so herrliche Früchte getragen hat. Ganz verkommene, sittlich ruinirte, an Glauben und Sitten bankerott gewordene Leute wurden durch diese Bruderschaft wieder dem Himmel gewonnen und darum verbreitete sich dieselbe mit Blitzesschnelle auch bei uns. Und auch bei uns hat sie bereits die schönsten Früchte getragen. Besonders wohlthätig wirken die Bruderschaften für die arbeitende, die dienende Klasse, die am meisten dem Elend und der Verführung ausgesetzt ist. Ein großer Theil der Arbeiter in Paris hat sich unter einer erst neu entstandenen Bruderschaft vereinigt, und haben eine besondere Kirche, besondern Gottesdienst, und gemeinschaftliche Kommunion. Die Regierung sieht mit Wohl-

gefallen die guten Früchte unter den Arbeitern und begünstigt die Bruderschaft auf alle Weise. O hätten nur die armen Arbeiter in den großen Städten eine solche Bruderschaft, gewiß würde man von der entsetzlichen Sittenlosigkeit, von den scheußlichen Verbrechen, von dieser Auflehnung gegen geistliche und weltliche Obrigkeit, von dieser gottlosen und aufrührerischen, alles Eigenthum, alles Recht mit Füßen tretenden Gesinnung, die nur auf einen günstigen Augenblick lauert, um blutige Tage am Himmel unsers politischen Lebens heraufzuziehen, nichts hören. Mit größter Bestürzung schaut Alles auf diese Verworfenheit des größten Theiles der Fabrikarbeiter in unserm Deutschland, der Athem möchte stocken in der von Angst gepreßten Brust, wenn man bedenkt, wohin diese gänzliche Entsittlichung und Glaubenslosigkeit der niedern Volksklasse, die in ihrer Armuth nichts zu verlieren hat; als ein kümmerlich gefristetes Leben und daher jeden Aufstand, jeden Spektakel willkommen heißt, zuletzt, vielleicht in wenigen Jahren schon führen muß. Man hat wohl schon allerhand in Vorschlag gebracht, auch schon verschiedene Mittel vorgeschlagen und wirklich auch versucht, um diesem unheilvollen Krebsschaden, der am Körper unsers bürgerlichen Lebens immer weiter um sich frißt, Einhalt zu thun. Geld, hat man gesagt, ist das rechte Mittel, mit Geld kann man Alles; nur Geld darf man den armen Leuten geben, und dann sind sie zufrieden, dann ist nichts weiter mehr von ihnen zu fürchten. Aber das heißt die so tiefliegenden Übel der Gesellschaft nur an der Oberfläche ansehen, das heißt die Wunde an der Haut zuheilen, sie aber inwendig immer weiter fressen lassen. Man hat nicht bedacht, daß gottlose Menschen das gespendete Geld stets vergeuden und dann neuerdings die Krallen nach dem Eigenthum ausstrecken würden. Es sind dieß lauter Leute, die nicht arbeiten, aber dennoch gut essen und trinken möchten; die schreien, man solle alles Geld gleichheitlich vertheilen, damit es keinen Armen mehr gebe. Wenn sie aber Alles durchgebracht hätten, dann möchten sie, daß die Wohlhaben-

deren nochmal theilen sollten, und so fort, bis zuletzt Keiner mehr etwas hätte und lauter Bettler wären. Mit Geld allein ist da nicht zu helfen. Geld kann Straſſen bauen, Eiſenbahnen ſchaffen, Dampfſchiffe in Bewegung ſetzen, aber Menſchen umwandeln, neuſchaffen, Straſſen in ihrem Innern bauen, die zu Ordnung, Glück und Frieden führen, das kann eben ſo wenig das Geld allein, als der Arzt durch ein äußerlich aufgelegtes Pflaſter die angegriffene Lunge oder die Schwindſucht heilen kann. Äußerliche Hilfsmittel, Geld u. dgl., ſind allerdings nothwendig; aber vor Allem muß der religiöſe Sinn unter dem Volke wieder geweckt werden, der Geiſt des Volkes muß aus Staub und Nebel wieder nach Oben gelenkt werden — das vermag aber nur allein die Kirche durch ihre mannigfaltigen Mittel, insbeſondere durch religiöſe Vereine, Bruderſchaften und Sodalitäten, wie ſie ſeit den älteſten Zeiten in ihr beſtehen. Da oben in Norddeutſchland beſteht in der Stadt Köln eine Marianiſche Erzkongregation, der beſonders die Handwerksburſche angehören. Dieſe Kongregation iſt aber bereits weithin verzweigt und in der Diözeſe Paderborn ſind allein 49 ſolcher Bruderſchaften. Wie der Jüngling eintritt, legt er eine Generalbeicht ab, und verpflichtet ſich neuerdings auf das katholiſche Glaubensbekenntniß. Alle Monate hat die ganze Bruderſchaft gemeinſam Beicht und Kommunion, ſie beſitzt auch eine eigene Bücherſammlung, aus der alle Monate jedes Mitglied ein Buch bekommt. Dieſe Jünglinge erhalten ihre eigenen Exhortationen und Chriſtenlehren, auch haben ſie ihre beſondern Geſangbüchlein. Die Bruderſchaft hat auch eine eigene Krankenkaſſe, zu der reichlich beigeſteuert wird. Aus dieſer Kaſſe werden Kranke, die häufig in das Spital nicht aufgenommen werden können, während der ganzen Dauer ihrer Krankheit mit Arznei und allem Nöthigen verſehen. Die Mitglieder und die Vorſteher haben dann die Pflicht, abwechſelnd den Kranken zu beſuchen. Wer in die Fremde geht, bekommt ein Zeugniß ſeines Wohlverhaltens und kann gegen Vorweis desſelben in andern

Bruderschaften ein kleines Reisegeld erhalten und hat somit in Städten, wo er ganz fremd wäre, am Präses und Präfekten, so wie an den übrigen Sodalen einen Halt gefunden.

Man sieht hieraus, wie wichtig die Bruderschaften insbesondere für größere Städte, wo gewöhnlich die jungen Leute zusammenströmen, um sich weiter auszubilden, werden können. Mancher würde gerettet, der nun vielleicht in der ersten Zeit seines Aufenthaltes schon ein Raub der Verführung wird. Überhaupt je größer die Stadt, desto größer und mannigfacher auch die Gefahren für Glauben und Tugend, desto nützlicher und nothwendiger auch eine solche Genossenschaft. Diese Genossenschaft schützt und rettet, unterrichtet, bildet und veredelt, entfernt Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung, leitet zur Mäßigkeit, Reinheit des Lebens, Arbeitsamkeit, gründet und fördert eine gediegene katholische Gesinnung, lehrt Gehorsam gegen geistliche und weltliche Obrigkeit, gegen Staats- und Kirchengesetze, kurz sie bildet und erzieht treue Söhne der Kirche und tüchtige Bürger des Staates. Wahrlich, es dürfte die Zeit nahe sein, wo durch solche Bruderschaften höchst wohlthätig auf die niedere und mittlere Volksklasse gewirkt werden wird. Diese Bruderschaften sind wahre Wohlthätigkeitsanstalten, wie die Innungen, die Zünfte, die Gewerke, sie sind Vereine und Gesellschaften ähnlich denen der Feuerversicherungsgesellschaften, Hagelversicherungsgesellschaften, Vereinen zur Unterstützung von Wittwen und Waisen u. dergl.; denn was sind das anders, als Bruderschaften, Sodalitäten, gegründet zu wohlthätigen Zwecken?

Gerade so verhält es sich auch mit den Abläſſen. Sie sind Prämien, Belohnungen, wodurch zu innigem Anschlusse an die Bruderschaft ermuntert werden soll. Der Ablaß selbst ist eine gänzliche oder theilweise Nachlassung der zeitlichen Strafen, die der Mensch entweder auf dieser Welt oder jenseits noch im Fegfeuer auszustehen hätte als Genugthuung, die er seinerseits für die bereits verziehenen Sünden zu leisten hat. Einen Ablaß, d. h. eine solche Nachlassung der zeitlichen

Strafen kann man nur gewinnen, wenn eine würdige Beicht und Kommunion vorausgegangen ist, und die Kirche will eben durch Verheißung eines Ablasses bei feierlichen Gelegenheiten zum würdigen Empfange der heiligen Sakramente einladen, mit mütterlicher Liebe ihre Kinder anziehen. Was schon der heilige Paulus gethan hat, als er einem blutschänderischen Menschen einen Theil der Kirchenbuße nachließ, das thut die Kirche jetzt noch. Der Ablaß kann die Lauheit nicht unterstützen; er erfordert vielmehr würdigen Empfang der Sakramente, setzt also Lebensbesserung voraus — sonst ist kein Ablaß zu gewinnen.

Es ist also für einen Menschen, der fünf gesunde Sinne hat, kein Zweifel, daß Bruderschaften und Ablässe den größten und wohlthätigsten Einfluß auf Tugend und Sittlichkeit haben. Wenn aber dem nun so ist, wie kommt es denn, meine Lieben, daß dennoch so Manche, die den Bruderschaften einverleibt sind, die von einer Kirche zur andern gehen, um einen Ablaß zu gewinnen, nichtsnutze Menschen sind und daß trotz Bruderschaft und Ablaß keine Besserung an ihnen wahrzunehmen ist? Wer ist denn daran schuld? Die Bruderschaft selber ist es nicht; denn sie will ihre Mitglieder tugendhaft machen und zur Gottseligkeit führen; der Ablaß ist wieder nicht schuld; denn er kann gar nicht gewonnen werden ohne vorausgegangene Besserung. Es muß also etwas anders schuld sein und was dieses ist, wollen wir sehen im

zweiten Theil.

Viele katholische Christen und darunter namentlich das Landvolk halten sich häufig nur an das Äußere der Religion; sie haschen fortwährend nach der Schale, der Kern aber entgeht ihnen. Sie mißbrauchen da namentlich Gebete, Messen, Bruderschaften und Ablässe. Nicht selten treiben sie wahren Aberglauben mit diesen heiligen Sachen.

So z. B. meinen Viele, wenn sie gewisse Gebete fleißig verrichten, eine gewisse Anzahl Vater Unser täglich hersagen

oder einen gewissen Heiligen regelmäßig verehren, dann kann es ihnen nicht fehlen. Ist ja erst ein paar Wochen her, daß ein Gebet unter dem Volke herumging, das dem krassesten Aberglauben seinen Ursprung verdankt. Eine Weibsperson in Jerusalem, hieß es, hätte während der heiligen Messe eine Stimme gehört, die sagte, daß großes Unheil über die Menschheit kommen würde. Wer aber dieß Gebet (welches beigelegt war und an sich nichts Unrechtes enthielt) neunmal abschreibe und es unter neun Personen vertheile, den treffe dieses Unheil nicht; wer es aber nicht abschreibt, der begeht eine Sünde. Dieses Gebet soll nun von einem gewissen Bischof Benedikt, den aber kein Mensch kennt, empfohlen worden sein. Da haben nun die Leute in der ganzen Umgebung die Feder ergriffen und was schreiben konnte, schrieb das Gebet neunmal ab. — Was soll nun dieß anders sein, als purer Aberglaube? Nur Wenige haben bei der Geistlichkeit angefragt, was zu thun sei. — Gerade so geht es mit der heiligen Messe. Bekannt sind unter dem Landvolke insbesondere die sogenannten Gregorianischen Messen. Diese Messen haben ihren Namen von Pabst Gregor dem Großen, der zu Anfang des sechsten Jahrhunderts im Jahre 506 starb. Gregor erzählt nämlich von einem Mönche Justus, der seinem Bruder Kopiosus auf dem Todbette entdeckte, daß er gegen die Ordensregeln heimlich drei Gulden besitze. Kopiosus gestand dieses seinen Ordensbrüdern und so erfuhr es auch Gregor. Gregor wurde über diese Übertretung des Gelübdes der Armuth so aufgebracht, daß er den übrigen Mönchen des Klosters allen Umgang mit dem treulosen Ordensmanne verbot, ja dem Vorsteher des Klosters, mit Namen Pretiosus, befahl, den Leichnam desselben, wenn er sterbe, ohne Licht und Leichenbegängniß im Misthaufen einzugraben. Seine drei Gulden soll man über ihn hinwerfen und alle Brüder sollen schreien: Dein Geld sei dir zum Verderben! Gregors Absicht hiebei war eine doppelte. Erstens sollte diese Strenge den schwerkranken Justus zur Erkenntniß seines Fehltrittes führen, sodann aber

auch den übrigen Ordensbrüdern ein abschreckendes Beispiel sein, sich nicht ähnliche Sünden zu Schulden kommen zu lassen. Der Befehl Gregors wurde pünktlich vollzogen und seine Absicht erreicht. Justus starb mit großer Reue; die übrigen Brüder aber zogen jede Kleinigkeit hervor, die sie sich wider das Gelübde der Armuth zum heimlichen Eigenthume gemacht hatten. Endlich dreißig Tage nach dem Tode des Justus erbarmte sich Gregor auch noch des verschiedenen Unglücklichen. Er ließ den Vorsteher des Klosters zu sich kommen und sprach zu ihm: Es ist schon lange, daß jener verstorbene Bruder im Feuer leidet. Wir müssen ihm daher den Liebesdienst erweisen und ihn nach Kräften den Peinen des Fegfeuers zu entreißen suchen. Geh also hin und bring dreißig Tage nacheinander das heilige Opfer für ihn dar. Pretiosus gehorchte, und als die dreißig Messen gelesen waren, erschien der Verstorbene seinem Bruder und meldete ihm, daß er erlöst sei. Die Geschichte mit diesem Justus wurde bald in der Christenheit bekannt, um so mehr, als der allgemein verehrte Pabst Gregor sie schriftlich der Mit- und Nachwelt hinterließ. Aus dieser Geschichte nun glaubte man den Schluß ziehen zu dürfen, daß dreißig ununterbrochen nacheinander gelesene Messen einen besondern Werth hätten und sich hoffen ließe, daß eine solche Seele, sei sie übrigens noch in ihrem Leibe, oder schon abgeleibt, fast gewiß werde begnadigt werden. Wie diese dreißig Messen heut zu Tage auf sechs herabgekommen sind, ist mir unbekannt; aber das ist mir bekannt, daß Manche meinen, diese sechs Gregorianischen Messen hätten einen besondern Werth und es werde dem, der sie lesen läßt, oder für den sie gelesen werden, der Himmel verschrieben. Deßhalb wollen auch die Leute für diese sechs Messen ein größeres Stipendium zahlen wie für andere. Wer sieht da nicht, wie das Volk eine ganz abergläubische Ansicht von diesen Messen hat, und wie der Geistliche verpflichtet ist, es hierüber gründlich zu belehren?

In dem nämlichen Aberglauben sind nun Viele auch in

Betreff der Bruderschaften befangen. Sie meinen, wenn sie nur einer Bruderschaft einverleibt sind, wenn sie nur die Bruderschaftsgebete verrichten und an den Bruderschaftsfesten beichten und kommuniziren, dann fehlt's nimmer. Daher klagen sie sich im Beichtstuhle ängstlich darüber an, daß sie die Bruderschaftsgebete nicht recht gebetet hätten; mit diesen, glauben sie, müßten sie es sehr genau nehmen, Anderes schlüpfe leichter durch. Und was soll ich erst von den Vorstellungen und Begriffen sagen, die man sich vom Ablaß macht? Ich habe im ersten Theile gesagt: der Ablaß sei die gänzliche oder theilweise Nachlassung der zeitlichen Strafen. Allein wie Viele wissen denn das? Unter hunderten nicht zehn. Gewöhnlich meint man, wenn es heißt, man kann in dieser oder jener Kirche einen Ablaß gewinnen, dieß sei nichts anders, als ein eigens privilegirter Tag, an dem alle Sünden, auch die größten, in Bausch und Bogen nachgelassen werden müssen. Darum beichtet man an solchen Ablaßtagen so gerne. Da meint man, dürfe man nur seine Sünden herschleppen, der Priester mache dann ein Kreuz darüber und sie seien weg, wie Seifenblasen, und dann könne man auf's Neue anfangen. Bei solchen Begriffen von Bruderschaft und Ablaß, meine Lieben, ist es freilich kein Wunder, wenn bei so Vielen weder Bruderschaft noch Ablaß einen Nutzen hat; das heißt ja die heiligen Sachen und Gnaden der Kirche auf's Ärgste mißbrauchen! Da ist es freilich kein Wunder, wenn Bruderschaft und Ablaß in übeln Ruf kommen, wenn es heißt: Da schaut sie an, diese und jene, die sind auch in der Brudekschaft, aber was führen sie denn für einen Lebenswandel? es scheint, die Bruderschaft und der Ablaß gäben ihnen ein Privilegium hiezu. Denn sie beichten und beichten, und sind ein Mal ärger als das andere Mal.

O denkt nur, meine Lieben, welche Schande ihr euch selbst zufüget, zu welch ungerechten Urtheilen gegen die Kirche und ihre Einrichtungen ihr durch euer Betragen Bösgesinnte veranlasset! O ich bitte und beschwöre euch, suchet würdige

Mitglieder der heiligen Dreifaltigkeitsbruderschaft zu werden, Mitglieder, die der Bruderschaft Ehre und keine Schande machen. Schaut nur einmal in euren Bruderschaftsbrief hinein! Was sagt er euch denn? Ihr wollet die Anbetung der hochheiligen Dreifaltigkeit vor Allem euch zur Pflicht machen, unter dem besonderen Schutze derselben stehen. Aber wisset ihr auch, was das sagen will? Wie oft denkt ihr denn das Jahr hindurch an die heilige Dreifaltigkeit? Vielleicht heute, und dann das ganze Jahr nicht mehr, wenn ihr gleich millionenmal das Kreuz macht. Gott Vater hat euch erschaffen, euch Gesundheit, gerade Glieder, eine unsterbliche Seele und alle Güter des Leibes gegeben. Aber dankt ihr ihm auch dafür? Aller Segen, der auf euren Feldern und Wiesen steht, kommt von seiner Vatergüte. Wo ihr gehet und stehet, tretet ihr Landleute insbesondere auf Beweise der Vatergüte Gottes. Dankt ihr ihm aber dafür? — Gott Sohn hat euch erlöst, und die heiligen Sakramente zu eurer Reinigung und Heiligung eingesetzt; sein heiliges Blut reinigt euch noch immer für und für; wir Alle wären des Teufels, wenn nicht unendliche Liebe zu uns ihn bewogen hätte, vom Himmel herabzusteigen und für uns in den Tod zu gehen. Aber wie vergelten wir ihm seine Liebe? Vielleicht geschieht es heute wieder — mit Entsetzen spreche ich es aus — daß Manche unwürdig beichten, unwürdig kommunizieren, somit ihn neuerdings kreuzigen und sein heiligstes Blut mit Füßen treten, und das thun Mitglieder der Bruderschaft zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit! Der heilige Geist heiligt uns fortwährend durch seine Gnade; er will uns wenigstens heiligen; aber wie, du Bruderschaftsmitglied, du besonderer Verehrer der heiligsten Dreifaltigkeit, wenn es dir gar nie Ernst war mit deinem Beichten, wenn es dir auch heute nicht Ernst ist, wenn du fortwährend der alte Sünder bist, wenn du dem heiligen Geiste widerstehst, indem du vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigest, sag' mir, bist du es dann werth, ein Bruderschaftsmitglied zu sein?

Nochmal schaut in euren Bruderschaftsbrief hinein! Was

sagt er euch? Da steht darin, daß ihr nebst der besondern Verehrung der heiligsten Dreifaltigkeit auch noch für Christen beten sollet, die sich in türkischer Gefangenschaft befinden. Das ist recht und schön; denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit, in den Händen dieser Todfeinde des Christenthums sich zu befinden. Wenn ihr nun diese Weisung eures Bruderschaftsbriefes befolget und für deren Befreiung von dem türkischen Joche betet, aber ihr selbst liegt noch in einer weit schlimmeren Gefangenschaft als der des Türken, des Teufels nämlich, sagt einmal: wer ist dann schlechter daran, der in türkischer Gefangenschaft oder der in den Ketten des Teufels? Jener darf sich noch Glück wünschen im Vergleich zu euch, und er kann euch' keck zurufen, was der Heiland einst den Frauen Jerusalems sagte: „Weinet nicht über mich, sondern über euch selbst! Zerbrechet zuvor eure Fesseln, die noch weit drückender sind, und dann erst die meinigen! Betet zuvor für euch und dann für mich!" Seht, das sagt euch euer Bruderschaftsbrief! Wohlan denn, wenn ihr würdige Mitglieder der hiesigen Dreifaltigkeitsbruderschaft sein wollt, so thut das, was euch die Bruderschaft vorschreibt, wo nicht, so laßt euch ausstreichen aus der Bruderschaft und macht ihr nicht länger mehr eine Schande!

Habt ihr das gehört, ihr ledigen Manns- und Weibspersonen? Ihr seid Bruderschaftsmitglieder, besondere Diener der heiligsten Dreifaltigkeit, so sagt ihr; aber euer Leben straft euch Lügen, ihr dienet dem Teufel durch eure unzüchtigen Bekanntschaften, durch euren ausschweifenden Lebenswandel! Ihr stehet heute dicht bei den Beichtstühlen; ihr wollt den Ablaß gewinnen, sagt ihr. So! Nun denn, so verlasset eure bisherigen gottlosen Wege; unterlasset das Schelten und Fluchen, das Zotenreißen, die schändlichen Lieder, gebet auf eure Händel und Raufereien, lasset euer Nachtschwärmen, euren Umgang mit Personen des andern Geschlechts, eure Prahlereien mit dem Gelde, das ihr den Musikanten nur so hinwerfet, euer Sturmlaufen auf die Gesundheit durch unsinnig

rasendes Tanzen und unmäßiges, viehisches Trinken. Unterlasset das, gebet das auf, zerreißet diese Ketten, mit denen euch der höllische Türke bisher zu seinen Gefangenen gemacht hatte, und werdet andere Menschen, bessere Menschen! — wo nicht, habt ihr das nicht im Sinne, wollt ihr auch nach der heutigen Beicht das alte Leben fortsetzen, so beichtet gar nicht, geht weg, es ist euch besser, und laßt euch ausstreichen aus der Bruderschaft, die Bruderschaft ist froh, wenn sie solche Leute anbringt, die ihr nur Schande machen.

Und ihr, ihr Ehemänner, die ihr bisher eure Weiber wie der Türke seine Gefangenen behandelt habt, behandelt habt wie Sklavinnen, als wüßtet ihr gar nimmer, was ihr am Altare versprochen habt, ihr, die ihr euer Vermögen in den Wirthshäusern durch Trinken und Spielen vergeudet, fortwährend schlechtes Beispiel gebt, um eure Dienstboten euch nicht kümmert, eure Kinder aufwachsen lasset wie das Vieh, mit den Nachbarsleuten in Feindschaften, Prozessen und Zwietracht hauset, Schulden auf Schulden machet und allerhand Künste anwendet, um Geld zu bekommen: ihr seid heute da und beichtet, habt aber gar nicht im Sinne, umzukehren — bleibt weg vom Beichtstuhle, geht nicht hin und laßt euch ausstreichen aus der Bruderschaft, die Bruderschaft ist froh, wenn sie solche Leute anbringt.

Aber auch ihr, ihr Eheweiber, die ihr durch allerhand Reden Zwietracht und Unfrieden im Hause und in der Nachbarschaft stiftet, die ihr dem Manne, der das Brod hart verdienen muß, wenn er nach Hause kommt, kaum einen guten Blick schenken und kein Wort reden mögt, ihr, die ihr meint, Alles muß gerade nach eurem Kopfe gehen und wie ihr es euch einbildet, muß es gerade geschehen, ihr, die ihr euren Kindern allen Unfug gestattet und wenn der Vater mit Strenge über den ungerathenen Sohn oder die leichtfertige Tochter einziehen will, den Mantel eurer Affenliebe vorhaltet, daß ja keine unsanfte Berührung das Schooßkind treffe, ihr, die ihr gleichgültig seid, wenn sie alle Jahre von der Fremde mit der

Frucht ihrer Ausschweifungen beladen heimkommen, — ihr seid heute auch da und wollt beichten und den Ablaß gewinnen? Laßt euch nicht täuschen! Bessert euch zuvor, werdet friedsamere Eheweiber, sorgsamere Hausmütter — wo nicht, so geht weg vom Beichtstuhle und laßt euch ausstreichen aus der Bruderschaft; ihr macht ihr keine Ehre, solche Mitglieder kann sie nicht brauchen.

Nur Besserung ist es, verehrte Bruderschaftsmitglieder, was euch die Bruderschaft nutzbar machen und einen Ablaß zuwege bringen kann. Schreibt euch das mit Flammenschrift in Gedächtniß und Herz! Ohne Besserung, ohne Ablegung der alten Gelegenheit und sündhaften Gewohnheit hilft euch keine Bruderschaft etwas, trotz derselben geht ihr ewig zu Grunde und von der Gewinnung eines Ablasses ist von Weitem keine Rede. Einen Ablaß gewinnt man nur nach vorhergegangener würdiger Beicht und Kommunion; denn so sehr die Bruderschaften und Abläße nutzen, so sehr schaden sie, wenn sie mißbraucht werden; der Segen, der ihnen entquillt, verwandelt sich den Unbußfertigen in Fluch. Das habe ich euch heute gezeigt, und glaube nun, der ehrenvollen Einladung eures würdigen Pfarrvorstandes entsprochen und das Meinige nach Kräften gethan zu haben — thut nun auch ihr, ihr Bruderschaftsmitglieder, das Eurige, wozu euch die hochheilige Dreifaltigkeit Gnade geben möge. Amen.

Predigt

auf

den zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Es war ein Mensch, der machte ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein.“ Luk. 14, 16.

Geliebte Pfarrgemeinde!

In diesen Tagen der Fronleichnamsoktav wenn wir in Rom, in Wien oder auch nur in München sein könnten, da würdet ihr staunen, da würdet ihr Thränen der Freude und Rührung weinen beim Anblick all der Pracht und Herrlichkeit, die in den Kirchen, auf den Plätzen und in den Straßen entfaltet wird. Was nur Prächtiges und Kostbares sonst das ganze Jahr hinter Schloß und Riegel liegt, das wird in diesen Tagen, namentlich am heiligen Fronleichnamsfeste, hervorgezogen, um den Herrn der Heerschaaren, den König Himmels und der Erde, der in diesen Tagen segnend durch die Straßen zieht, geziemend zu ehren. Da können wir auf dem Lande freilich nicht nachkommen und der liebe Heiland muß da den Willen für's Werk annehmen. Zwar thun auch wir, was wir thun können, um unsere Fronleichnamsprozession so schön und

feierlich als möglich zu machen, ſo daß wir im Kleinen doch ein Bild haben von der Schönheit, die in den großen Städten in dieſen Tagen zu ſehen iſt; aber mehr, als wir thun können, verlangt ja unſer lieber Herr und Heiland auch nicht. Auch iſt die äußere Pracht, die in dieſen Tagen überall zu ſehen iſt, bei weitem nicht die Hauptſache, meine Lieben; denn gar Viele zieren ihre Häuſer nur, um gelobt zu werden, oder um die Nachbarn zu übertreffen, und gar Viele thun äußerlich ſchön und inwendig iſt es ihnen nicht Ernſt. Sollen unſere Fronleichnamsprozeſſionen, meine Lieben, dem Herrn angenehm ſein, dann müſſen wir ihm zuerſt eine andere Prozeſſion bereiten, nämlich — in unſer Herz durch eine würdige Kommunion. Das muß eine ſchöne Prozeſſion ſein, und wenn dieſe es nicht iſt, dann ſind alle äußeren Feierlichkeiten, alle Prozeſſionen in der Fronleichnamsoktav weiter nichts als äußerer Dienſt und ein Gräuel vor dem Herrn. Zu dieſer Prozeſſion nun ladet uns der Herr im heutigen Evangelium ein, wenn es im Eingange heißt: „Es war ein Menſch, der ein großes Abendmahl hielt und Viele dazu einlud.“ Dieſer Mann iſt niemand anderer als Chriſtus der Herr im heiligſten Altarsſakramente, und die Eingeladenen ſind wir. Wir ſollen öfter zu ſeinem Tiſche kommen, da Prozeſſion halten und ihn bei uns einführen; allein — Viele machen es da, wie die im heutigen Evangelium, ſie entſchuldigen ſich auf alle Weiſe und kommen nicht.

Ich kann gerade keine Klage führen, meine Lieben, als wenn die Pfarrgemeinde im Ganzen nicht zu rechter Zeit am Tiſche des Herrn ſich einfände; nein, Viele von euch gehen vier- oder fünfmal des Jahres zur heiligen Kommunion, ſehr Viele noch öfter; nur einige Wenige ſind es, die ſich begnügen, einmal oder zweimal der Einladung des Herrn zu ſeinem Liebesmahle Folge zu leiſten. Wiſſet ihr wohl, was ſie für Entſchuldigungen vorbringen, daß ſie ſo ſelten dieſe Fronleichnamsprozeſſion halten, ſo ſelten den Herrn in ihr Herz einführen? Dieſe Entſchuldigungen ſind es nun, die ich euch

in der heutigen Predigt auseinander setzen möchte, zur Ermunterung für Jene, die öfter im Jahre zur heiligen Kommunion gehen, zur Warnung und Besserung aber für Jene, die bisher gleichgültig das Mahl des Herrn behandelt haben.

Manche dieser Entschuldigungen sind feinerer Natur, I. Theil;

andere hingegen gröber und verwerflicher Natur, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Dem bösen Feinde kann natürlich nichts verhaßter sein, als die öftere heilige Kommunion; denn durch diese wird das Band zwischen dem Erlöser und dem Erlösten immer fester, die Freundschaft und Vertraulichkeit immer inniger, die Sehnsucht nach ewiger, innigster Vereinigung der geliebten Seele mit ihrem Bräutigam immer glühender, somit auch der Abscheu vor der Sünde und ihrem Urheber, dem Satan, immer größer und der Kampf und Sieg gegen ihn und das Böse immer leichter und gewisser. Deßwegen sucht er auf allerlei Weise die Gläubigen vom Tisch des Herrn zurückzuhalten; weil er aber weiß, daß er fromme Menschen nicht leicht durch plumpe Kunstgriffe irre machen kann, daß er als Drache und Schlange nichts ausrichten würde, so verkleidet er sich in einen Engel des Lichts und flüstert der Seele also zu: „Was denkst du dir denn, du sündhafter Mensch, daß du so oft, alle Monate, alle Wochen, oder gar noch öfter zum Heiligsten hinzutrittst? Weißt du nicht, wie rein jenes Herz sein soll, in welches der zarte Fronleichnam Jesu Christi gelegt werden soll? Wenn du die Kreuzwegstationen betest, so lieſest du ja das selbst bei der 14ten Station und doch wagst du es, zum Tische des Herrn so oft hin zu treten? Schau dich nur an, wie viele Unvollkommenheiten und Mängel du an dir hast, wie unwillig und verzagt, wie lau und matt du oft bist, wie groß

und vielfach deine Zerſtreuungen ſind, und doch kommunizirſt du ſo oft? Wie, fällt es dir gar nicht ein, daß du gar leicht unwürdig kommuniziren könnteſt, vielleicht gar ſchon gottesräuberiſch kommunizirt haſt? Sagt ja ſchon ein altes Sprichwort: Das Alltägliche achtet man nicht mehr! Wenn du nun die heilige Kommunion ſo oft empfängſt, muß ſie dir da nicht zuletzt gleichgültig werden, ſtehſt du da nicht in der höchſten Gefahr, daß du das Brod der Engel, den Leib des Herrn nicht mehr unterſcheideſt von einer gemeinen Speiſe? So erkenne denn deine Unwürdigkeit und gehe nimmer ſo oft hin. Einmal im Jahre würdig kommuniziren iſt beſſer, als zwanzigmal und da unwürdig."

So flüſtert der ſchlaue Betrüger der frommen Seele zu, um ſie irre zu machen, um ſie mit Angſt und Schrecken zu erfüllen, ſo oft ſie das Liebesmahl genießen will, um ſie ſo allmählig ihrem Beſchützer und Herrn zu entfremden. So machte es der gottloſe Kain, der ſeinen Bruder von der väterlichen Heimath immer weiter weglockte, bis er weit genug weg war, um den frommen Abel erſchlagen zu können. So macht es der Verführer, der ein unſchuldiges Mädchen immer weiter von der Heimath und der Nähe der Eltern weglockt, um ſie dann deſto ſicherer in ſeine Gewalt bekommen zu können. Allerdings iſt es wahr, daß einmal würdig kommuniziren beſſer iſt, als hundertmal unwürdig, und in der Beziehung hat der heilige Chryſoſtomus einmal geſagt: „An dieſem Opfer" (der heiligen Kommunion nämlich) „nehmen Einige im ganzen Jahre einmal, Andere zweimal, Andere aber öfter Theil. An Alle iſt alſo meine Rede gerichtet, nicht allein an diejenigen, welche hier ſind, ſondern auch an jene, welche in der Wüſte ſich aufhalten. Denn jene kommen im Jahre einmal, oft auch erſt nach zwei Jahren zum Tiſche des Herrn. Wie alſo? Welche werden uns angenehmer ſein, welche einmal, oder oft, oder ſelten kommen? Weder dieſe, noch jene, ſondern diejenigen, welche

mit einem reinen Gewissen, einem reinen Herzen und einem untadelhaften Leben kommen. Die so beschaffen sind, mögen immer hinzutreten, die nicht so sind, mögen nicht einmal kommen"*); aber so wahr dieses ist, daß es besser ist, einmal recht kommunizirен, als öfter und ungültig; so unwahr ist es, daß eine oftmalige Kommunion zur Geringschätzung des Heiligsten führe oder gar gottesräuberisch werden müßte. Das ist weiter nichts als ein Kunstgriff des Teufels, durch den er auf eine feine Weise die fromme Seele ihrem Erlöser entfremden möchte. Was müßten da wir Priester anfangen, die alle Tage die heilige Kommunion empfangen? Ja, wahr ist es, möglich ist es allerdings, und recht leicht auch noch, daß durch die tägliche Kommunion eine gewisse Gleichgültigkeit sich einschleicht; allein man darf nur die Betrachtung und das Gebet nicht fallen lassen, und die Versuchung muß weichen. Geringschätzung gegen die heilige Kommunion findet sich übrigens der Erfahrung gemäß nicht bei denen, die öfter kommuniziren, — wenn ich, was freilich schrecklich zu sagen ist, ganz erstorbene Priester, die in der Todsünde dahinleben, ausnehme — sondern bei solchen, die selten oder höchstens nur einmal im Jahre zum Tisch des Herrn kommen, und da nur, weil sie müssen. Aber der böse Feind ist bereit, ihnen sogleich eine ehrsame Entschuldigung an die Hand zu geben. O nein, sagen sie, nicht Unehrerbietigkeit gegen das heilige Sakrament ist es, die uns vom öftern Empfange desselben zurückhält, sondern Ehrfurcht vor demselben; denn wir erkennen einmal zu gut unsere Unwürdigkeit und andererseits wird die Majestät Gottes um so höher respektirt, je seltener man sich ihr naht. Könige und Fürsten halten sich immer in einer gewissen Entfernung vom Volke, lassen nur selten eine Audienz zu, weil sie wohl wüßten, daß durch häufigeren Umgang mit Untergeordneten die Achtung zuletzt Schaden leiden würde. Mit solcher Rede suchen sie

*) S. Chrysost. homil. 17. in ad Hebr.

ihr eigenes Gewiſſen einzuſchläfern und ihre Nachläßigkeit im Empfange der heiligen Kommunion zu entſchuldigen. Sie bedenken nicht, dieſe Unglückſeligen, wie ſehr der Teufel ſie unter dem Scheine der höchſten Hochachtung vor dem heiligen Sakramente hintergeht. Nicht als jener Gott des alten Teſtamentes, der in einem undurchdringlichen Lichte wohnt, nicht in Feuer und Rauch, wie in der Wolkenſäule, nicht als jener ſchreckliche Gott, deſſen Arche man ſelbſt mit der beſten Meinung nicht berühren durfte, wenn man nicht mit dem gähen Tode beſtraft werden wollte: nein, als Freund und Bruder, als Bräutigam und barmherziger Samariter iſt er zugegen, der ſeine größte Freude daran hat, bei den Menſchenkindern zu ſein, auf daß auch dieſe beſtändig um ihn ſein möchten. Er hat ja alle Majeſtät, alle Herrlichkeit, Alles, was von ihm zurückſchrecken könnte, abgelegt und kommt in einfachem Gewande, unter der unſcheinbaren Hülle des Brodes, um auch bei dem Ärmſten aus uns Eingang zu finden. Die Liebe iſt ja erfinderiſch. Wie eine Mutter, um ihr Kindlein am Leben zu erhalten, ihre genoſſene Speiſe in Milch verwandelt, um die Frucht ihres Leibes damit zu nähren, ſo wollte der Erlöſer in ſeiner unendlichen Liebe zu uns ſich in eine Speiſe verwandeln, auf daß wir durch ihren Genuß auf das Innigſte mit ihm vereinigt würden. Fühlt nun er ſeine göttliche Würde, ſeine unendliche Majeſtät nicht beeinträchtigt, daß er fortwährend unter uns armſeligen Menſchen weilt, ſo wird er gewiß auch nicht von uns verunehrt, wenn wir durch eine öftere würdige Kommunion fortwährenden Dank für ſeine gnadenreiche Gegenwart abſtatten. Die erſten Chriſten waren gewiß die größten Verehrer des göttlichen Heilandes. Niemand aber empfing öfter die heilige Kommunion wie ſie. Ohne Zweifel wollten ſie Jeſum Chriſtum dadurch nicht verunehren, ſondern ihm ihre größte Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe an den Tag legen. Täglich kommunizirten ſie. Hört es ihr, die ihr meint, durch öfteres Hingehen zum Tiſch des Herrn der Würde des heiligen Sakramentes Eintrag zu thun! „Wenn es ein

tägliches Brod ist," sagt der heilige Ambrosius *), „warum empfängst du es denn erst nach Verlauf eines Jahres? Empfange täglich, was dir täglich nützen soll. Lebe so, daß du es täglich zu empfangen verdienest. Wer nicht verdient, es täglich zu empfangen, der verdient auch nicht, es nach einem Jahre zu empfangen."

Laßt euch also, meine Lieben, durch diese feinen Betrügereien des Teufels nicht irre machen! Indem er den Christen glauben machen will, daß er das heilige Sakrament um so mehr ehre, je seltener er es empfange, indem er ihm zuflüstert, er sei es nicht werth, so oft zum Tisch des Herrn hinzugehen: ist es ihm in der Hauptsache nur darum zu thun, die innige Gemeinschaft der Seele mit ihrem Herrn und Erlöser zu hintertreiben. Gleichwie einer feindseligen, eifersüchtigen Macht Alles daran gelegen ist, ein Freundschaftsbündniß der angefeindeten Macht mit einem andern mächtigen Staat zu hintertreiben, so ist auch dem höllischen Potentaten, dem Menschenmörder von Anbeginn, nur darum zu thun, die innige Gemeinschaft des Menschen mit Gott, die durch die heilige Kommunion stattfindet, zu verhindern. Auf diese Weise hofft er ihm alle Hilfsquellen abzuschneiden, und zuletzt seiner, wenn er ihn ganz allein hat, habhaft werden zu können. Die frömmsten Seelen hat er auf diese Weise schon irre gemacht, sie wenigstens in hohem Grade beunruhigt.

Andere aber, die der Leichtsinn gar nie zur Besinnung kommen läßt über ihre Seele und Seligkeit, überredet er auf plumpere Weise, vom Tische des Herrn ferne zu bleiben. Mögen die Entschuldigungen, die diese hören lassen, noch so handgreiflich schlecht sein, es thut nichts, bei ihrem Leichtsinn beruhigen sie sich damit. Wie nun diese gröbern Entschuldigungen lauten, das erklärt der

*) S. Ambrosius de sacram. 5, 4.

zweite Theil.

Leute, die von den Kirchengeboten, namentlich vom Fastengebote gar nichts wissen wollen und dasselbe ohne Scheu übertreten, berufen sich, wenn man sie ermahnt, doch öfter zur heiligen Kommunion zu gehen, sogleich auf das Kirchengebot und sagen: Da steht's nur einmal im Jahre hindurch braucht man zu kommuniziren! Das Abgeschmackte einer solchen Berufung auf das Kirchengebot scheint ihnen gar nicht einzuleuchten. Heißt es denn im Kirchengebot: Du darfst nur einmal im Jahre beichten und kommuniziren? Nein, es heißt: wenigstens einmal. Man sieht da deutlich, daß die Kirche den Wunsch hat, daß die Gläubigen öfter im Jahre die heiligen Sakramente empfangen möchten; allein, sagt sie, wer einmal so lau und träg ist, daß er durchaus nicht dahin zu bringen ist, daß er öfter im Jahre kommunizire, der soll doch wenigstens zu Ostern, in dieser heiligen Zeit, wo unser Herr sein Liebesmahl eingesetzt hat, es thun. Es ist also dieß Kirchengebot für die Lauen und Trägen, die ohne dieß Gebot vielleicht mehrere Jahre gar nicht kommunizirt hätten, gegeben worden und gereicht uns keineswegs zur Ehre. Man sollte nun nicht glauben, daß ein vernünftiger Mensch sich auf dieß Gebot berufen könnte, um seine Trägheit damit zu beschönigen; aber doch geschieht es. Selbst mit einer so plumpen Entschuldigung vermag der Teufel so Viele in ihrer Abgestumpftheit zu erhalten. Es kommt solche Leute ordentlich ein Schauder an, wenn sie von öfterer Kommunion hören; sie sind da gleich in schrecklicher Angst und meinen, sie müssen Betbrüder und Betschwestern werden. Gottes Willen! rufen sie aus, was würden die Leute dazu sagen, wenn ich jetzt auf einmal öfter kommuniziren würde? Die ganze Welt würde mich auslachen. — Laß dir sagen, mein Christ, auslachen mußt du dich auf dieser Welt lassen; entweder lacht man dich mit Recht aus oder mit Unrecht. Die ganze Welt lacht dazu, wenn du die ärgsten Streiche machst, ein Spektakel um das

andere zum Besten gibst, die Welt lacht dich auch einmal aus, wenn du des Teufels wirst. Was kümmert sie sich um das? Genug, wenn du ihr lange genug den Narren abgegeben und für sie gelebt hast. Wie es dir jenseits geht, um das kümmert sie sich wahrlich wenig. Die Welt lacht aber auch alle die aus, die es nicht mit ihr halten, sie hat von jeher das Leben der Heiligen und Frommen für Thorheit gehalten, — wer sich daher um das Gelächter der Welt kümmern wollte, der hätte sich gar viel zu kümmern. Die Welt und ihre Lust vergeht. Laß dich also immer wegen des öftern Empfanges der heiligen Kommunion auslachen, das macht nichts; ich meine, es ist dir besser dabei zu Muth, als wenn man dich auslachen würde, weil du zum Fall gekommen bist oder dein Vermögen durchgebracht hast. Nur der Teufel ist es, der dich schrecken will, wenn er dir zuruft: Kommunizire nicht; denn erstens bist du es nicht öfter als einmal schuldig, und zweitens würden dich die Leute auslachen. Es ist überhaupt eine sehr sonderbare Sache, daß man nur einmal im Jahre, zu Ostern nämlich, nach der heiligen Kommunion ein Bedürfniß haben sollte. Dieses Bedürfniß ist bei gar Vielen, die nur zu Ostern zum Tisch des Herrn gehen, bloß ein erkünsteltes, ein durch das Kommando des Kirchengebotes hervorgerufenes. Wäre nicht das Kirchengebot da, es fiele ihnen gar nicht ein, zu kommuniziren. Daher sind diese Osterbeichten und Osterkommunionen häufig gar nichts werth. Da kommen sie daher alle Jene, die im ganzen Jahre kein Bedürfniß nach dem heiligen Abendmahle verspürt, ja öfter gesagt haben: Ich verspüre kein Bedürfniß; wozu soll ich beichten und kommuniziren? und jetzt zu Ostern da hat sich auf einmal das Bedürfniß eingestellt! Es ist gerade, als wenn sie alle ihre Gefühle an der Schnur hätten und zu einer gewissen Zeit nur daran ziehen dürften, um die Uhr ihrer Gefühle repetiren zu lassen! „Das ist das Schwere," sagt daher der heilige Chrysostomus, „daß du nicht nach der Reinheit der Seele, sondern nach dem Zwischenraume der Zeit die Würdigkeit, zum

zweite Theil.

Leute, die von den Kirchengeboten, namentlich vom Faſtengebote gar nichts wiſſen wollen und dasſelbe ohne Scheu übertreten, berufen ſich, wenn man ſie ermahnt, doch öfter zur heiligen Kommunion zu gehen, ſogleich auf das Kirchengebot und ſagen: Da ſteht's nur einmal im Jahre hindurch braucht man zu kommuniziren! Das Abgeſchmackte einer ſolchen Berufung auf das Kirchengebot ſcheint ihnen gar nicht einzuleuchten. Heißt es denn im Kirchengebot: Du darfſt nur einmal im Jahre beichten und kommuniziren? Nein, es heißt: wenigſtens einmal. Man ſieht da deutlich, daß die Kirche den Wunſch hat, daß die Gläubigen öfter im Jahre die heiligen Sakramente empfangen möchten; allein, ſagt ſie, wer einmal ſo lau und träg iſt, daß er durchaus nicht dahin zu bringen iſt, daß er öfter im Jahre kommunizire, der ſoll doch wenigſtens zu Oſtern, in dieſer heiligen Zeit, wo unſer Herr ſein Liebesmahl eingeſetzt hat, es thun. Es iſt alſo dieß Kirchengebot für die Lauen und Trägen, die ohne dieß Gebot vielleicht mehrere Jahre gar nicht kommunizirt hätten, gegeben worden und gereicht uns keineswegs zur Ehre. Man ſollte nun nicht glauben, daß ein vernünftiger Menſch ſich auf dieß Gebot berufen könnte, um ſeine Trägheit damit zu beſchönigen; aber doch geſchieht es. Selbſt mit einer ſo plumpen Entſchuldigung vermag der Teufel ſo Viele in ihrer Abgeſtumpftheit zu erhalten. Es kommt ſolche Leute ordentlich ein Schauder an, wenn ſie von öfterer Kommunion hören; ſie ſind da gleich in ſchrecklicher Angſt und meinen, ſie müſſen Bethrüder und Betſchweſtern werden. Gottes Willen! rufen ſie aus, was würden die Leute dazu ſagen, wenn ich jetzt auf einmal öfter kommuniziren würde? Die ganze Welt würde mich auslachen. — Laß dir ſagen, mein Chriſt, auslachen mußt du dich auf dieſer Welt laſſen; entweder lacht man dich mit Recht aus oder mit Unrecht. Die ganze Welt lacht dazu, wenn du die ärgſten Streiche machſt, ein Spektakel um das

andere zum Besten gibst, die Welt lacht dich auch einmal aus, wenn du des Teufels wirst. Was kümmert sie sich um das? Genug, wenn du ihr lange genug den Narren abgegeben und für sie gelebt hast. Wie es dir jenseits geht, um das kümmert sie sich wahrlich wenig. Die Welt lacht aber auch alle die aus, die es nicht mit ihr halten, sie hat von jeher das Leben der Heiligen und Frommen für Thorheit gehalten, — wer sich daher um das Gelächter der Welt kümmern wollte, der hätte sich gar viel zu kümmern. Die Welt und ihre Lust vergeht. Laß dich also immer wegen des öftern Empfanges der heiligen Kommunion auslachen, das macht nichts; ich meine, es ist dir besser dabei zu Muth, als wenn man dich auslachen würde, weil du zum Fall gekommen bist oder dein Vermögen durchgebracht hast. Nur der Teufel ist es, der dich schrecken will, wenn er dir zuruft: Kommunizire nicht; denn erstens bist du es nicht öfter als einmal schuldig, und zweitens würden dich die Leute auslachen. Es ist überhaupt eine sehr sonderbare Sache, daß man nur einmal im Jahre, zu Ostern nämlich, nach der heiligen Kommunion ein Bedürfniß haben sollte. Dieses Bedürfniß ist bei gar Vielen, die nur zu Ostern zum Tisch des Herrn gehen, bloß ein erkünsteltes, ein durch das Kommando des Kirchengebotes hervorgerufenes. Wäre nicht das Kirchengebot da, es fiele ihnen gar nicht ein, zu kommuniziren. Daher sind diese Osterbeichten und Osterkommunionen häufig gar nichts werth. Da kommen sie daher alle Jene, die im ganzen Jahre kein Bedürfniß nach dem heiligen Abendmahle verspürt, ja öfter gesagt haben: Ich verspüre kein Bedürfniß; wozu soll ich beichten und kommuniziren? und jetzt zu Ostern da hat sich auf einmal das Bedürfniß eingestellt! Es ist gerade, als wenn sie alle ihre Gefühle an der Schnur hätten und zu einer gewissen Zeit nur daran ziehen dürften, um die Uhr ihrer Gefühle repetiren zu lassen! „Das ist das Schwere," sagt daher der heilige Chrysostomus, „daß du nicht nach der Reinheit der Seele, sondern nach dem Zwischenraume der Zeit die Würdigkeit, zum

Tiſche des Herrn hinzutreten, abmiſſeſt und das für Frömmigkeit hältſt, daß du nicht öfter hinzutrittſt, nicht beachtend, daß der unwürdige Empfang, wenn er auch nur einmal ſtattfindet, dir einen Flecken einbrennt, der würdige, wenn auch öftere Empfang dagegen dein Heil bewirkt. Es iſt keine Kühnheit, öfter zum Tiſche des Herrn zu gehen, ſondern unwürdig hinzutreten, und wenn es auch nur einmal im Jahre iſt. Wir ſind aber ſo thöricht und elend, daß, während wir im Jahre unzählige Verbrechen begehen, wir auf keine Weiſe beſorgt ſind, ſie abzulegen, und es für genügend erachten, daß wir es nicht öfter wagen, den Leib Chriſti auf ſchmähliche Art zu empfangen, wobei wir nicht bedenken, daß Jene, welche Chriſtum gekreuzigt, dieß auch nur einmal gethan haben. Iſt es alſo ein geringeres Verbrechen, weil es nur einmal geſchehen? Judas verrieth den Herrn einmal. Wie? Hat ihn dieß vom Verderben errettet? Warum bemeſſen wir dieſe Angelegenheit nach der Zeit? **Die Zeit, zum Tiſche des Herrn zu treten, ſei uns die Reinheit des Gewiſſens.** Das auf Oſtern gefeierte Geheimniß iſt nicht mehr, als was jetzt begangen wird. Es iſt eins und dasſelbe, dieſelbe Gnade des Geiſtes, immer ein Oſterfeſt. Das wiſſet ihr, die ihr es gefeiert habt. Am Rüſttage, am Sabbath, am Feſte der Martyrer iſt immer dasſelbe Opfer. So oft ihr dieſes Brod eſſet und dieſen Kelch trinket, ſollet ihr den Tod des Herrn verkündigen. Er hat dieſes Opfer nicht mit beſtimmten Zeitgrenzen umſchrieben" *). Der heilige Chryſoſtomus will mit dieſer Stelle ſagen: Auf die Zeit kommt es gar nicht an, alle Tage iſt Oſtern, wenn ich ein reines Herz

*) S. Chrysost. homil. 5. in 1. ad Timoth.

habe und ſomit fähig bin, zum Tiſch des Herrn zu gehen. Wenn ich aber keine Reue, keinen Vorſatz habe, mich nicht beſſern, das ungerechte Gut nicht zurückgeben will, dann iſt auch Oſtern keine Zeit zum Kommuniziren. Und das iſt es eigentlich, meine Lieben, was im letzten Grunde Urſache iſt, daß ſo Viele vor der öſtern Kommunion einen Abſcheu haben. Es ſteckt eine andere Speiſe in ihnen, die ganz anderer Art iſt, als das Brod der Engel. Jene hat der Teufel gekocht in den Fleiſchtöpfen Ägyptens und ſie geſegnet. Das iſt die Sündenſpeiſe, der verbotene Apfel, der fortwährend im Magen liegt, es iſt Gift, was ſie mit ſich herumtragen. Dieſe Giftſpeiſe aber wollen ſie nicht von ſich geben, ſondern ſich fortwährend davon nähren; ſie iſt ihr tägliches Brod. Daher haben ſie das ganze Jahr hindurch keinen Appetit nach der heiligen Kommunion; nein, ſie leben ja von Träbern der Schweine, wie könnte ſie nach dem reinſten Himmelsbrode ein Hunger anwandeln! Wie könnten ſie dem Gift gegenüber ein Gegengift nehmen! Daher geſchieht das ganze liebe lange Jahr keine Nachfrage nach der heiligen Kommunion. Ihren Leib, ja, den ſtinkenden Madenſack, den hungert immer, den dürſtet immer, ihre Seele hat wohl auch Hunger und Durſt, allein ſie nährt ſich von der Sünde. Hörten ſolche Menſchen daher vom Kommuniziren unterm Jahr, dann müßten ſie, wenn ſie anders aufrichtig ſein wollen, ſagen, was die Iſraeliten in der Wüſte vom Manna geſagt haben: „Uns eckelt an dieſer faden Speiſe.“ Jetzt kommt aber Oſtern. Was iſt nun da zu thun? - Jetzt ſoll man nämlich pflichtmäßig kommuniziren, wenn man anders nicht für einen ganzen Heiden gehalten werden will. Aber die liebgewonnene Sünde will man nicht meiden, die alte Koſt will man nicht laſſen und doch ſoll man kommuniziren! Der Teufel thront längſt im Herzen, ſoll Chriſtus mit ihm unter Einem Dache wohnen? Geht denn das an? — O ja, ſagt der böſe Geiſt, geh du nur hin, kommunizire du nur, es bringt's die Mode ſo mit ſich; wenn's vorbei iſt, iſt's vorbei, und hernach kannſt du ja allemal wieder thun, was du magſt. Richtig! Geſagt,

gethan. Man beichtet, kommunizirt zu Oſtern, was geſchieht? Sieht man eine Beſſerung? O nein, von einer Beſſerung hat man gar nie etwas im Sinn gehabt; kaum ſind einige Tage, einige Wochen vorbei, ſo geht's ganz in der alten Weiſe wieder fort.

Jetzt ſeht ihr, meine Lieben! warum ein ſolcher Menſch keine Freude, kein Verlangen an der öftern heiligen Kommunion haben kann. Wie ſoll denn der öfter kommuniziren wollen, dem zu Oſtern nicht Ernſt geweſen iſt? Es ſitzt z. B. Einer an einer Tafel, da kommt auf einmal eine Speiſe daher, die der nicht mag. Aber er ſchämt ſich, dieſelbe an ſich vorübergehen zu laſſen, weil es allgemein auffallend wäre; deßhalb zwingt er ſich und würgt denn die fatale Speiſe trotz aller Abneigung hinunter, obwohl er ſich ſchier erbrechen möchte. Dießmal, denkt er ſich, muß ich an dieſer Tafel ſitzen, ihr ſeht mich aber ſo bald nimmer da, wenn's nicht unausweichlich ſein muß; denn dieſe Speiſe iſt mir unausſtehlich. Seht, ſo machen es ſo Viele, die nur zu Oſtern kommuniziren und ſagen: Warum öfter kommuniziren? Ich bin's nicht ſchuldig. Im Hintergrunde liegt der Eckel an der heiligen Kommunion verborgen. Da denken ſich ſolche Leute: Wenn's nur dießmal vorüber iſt, wenn nur die Oſtern wieder vorbei ſind, wo es der Anſtand fordert, bei dieſer Tafel ſich einzufinden, und von der fatalen Speiſe zu eſſen: dann ſeht ihr mich nimmer, bis wieder Oſtern kommt. So denkt Mancher auf dem Lande; in den großen Städten, wo man nicht bemerkt wird, kommuniziren ſolche Leute dann auch zu Oſtern nicht — und dieſe thun noch am beſten.

O Geliebte! ſeht da die feinen und groben Kunſtgriffe des böſen Feindes! Laſſet euch nicht irre machen davon ihr, die ihr bisher öfter die heilige Kommunion empfangen, aber beſtändig die leiſen Worte gehört habt: Du biſt es nicht werth, geh nicht ſo oft hin, du könnteſt unwürdig kommuniziren, oder das Heiligſte zuletzt geringſchätzen; es iſt dieß nur ein feiner Kunſtgriff des Teufels, der euch irre machen, euch von eurem beſten Freunde abſchneiden möchte. Aber ihr, die ihr bisher

nur einmal des Jahres die heilige Kommunion empfangen habt, fragt euch einmal aufrichtig: Warum denn gerade einmal? Und warum denn hernach gar nimmer? Der böſe Feind ſagt euch: Du haſt deine Schuldigkeit ſchon gethan. Laßt euch von dieſem groben Lügner nicht entſchuldigen! Fragt euch aufrichtig: Iſt nicht etwas Anderes ſchuld? Iſt nicht eine alte grobe Sünde da drinnen, die nicht heraus will, eine Giftſpeiſe, die das Himmelsbrod nicht leiden will? O gebt euch aufrichtig Antwort, ſäumet nicht, die unrechte Speiſe von euch zu geben und führet dann, nachdem der Teufel ausgetrieben, den Herrn in Prozeſſion in euer Herz, daß es Fronleichnam haben möge, jetzt und zu allen Zeiten. Amen.

Predigt

auf

den dritten Sonntag nach Pfingsten.

(Gehalten zu Rottenburg vor den Sodalen der Corpus-Christi-Bruderschaft.)

Text: „Dieser da nimmt die Sünder auf und ißt mit ihnen.“ Luk. 15, 2.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Festliche Tage sind jetzt an uns vorübergegangen, Tage der höchsten Feier und des Jubels, in denen die Kirche Alles aufbietet, um sie nach Möglichkeit zu verherrlichen. Am letzten Donnerstage, als der Oktav des Fronleichnamsfestes noch, wurden an einzelnen Orten Prozessionen gehalten und heute feiert hier (in Rottenburg) gleichsam noch als Nachfeier und Schlußstein des Ganzen die Corpus-Christi-Bruderschaft ihr Fest.

Es kann nun nicht fehlen, meine Lieben, daß Einzelne sich fragen: Wozu das Alles? Wozu insbesondere dieses öffentliche Schaugepränge, diese Prozessionen? Warum bleibt

man nicht wie ſonſt innerhalb der Mauern der Kirche? — Als Chriſtus der Herr einſt ſeinen Einzug in Jeruſalem feierte, indem er auf einer Eſelin ritt, da gab es allerhand Gerede. Die Einen ſagten: Wer iſt der? Andere, als ſie rufen hörten: Hochgelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn! ſprachen: Meiſter, weiſe doch deine Jünger zurecht! wieder Andere waren ungehalten über das Geſchrei der Kinder: Hoſianna dem Sohne Davids! und ſagten: Hörſt du, was dieſe ſagen? — So geht es auch heute noch. Wir haben in dieſen Tagen dem Herrn öfter einen Triumphzug bereitet, wir haben ihn in feſtlichem Jubel herumgeführt, obgleich wieder auf einem armſeligen Laſtthier, nämlich unter der unſcheinbaren Geſtalt des Brodes. Da wundern ſich denn Manche und fragen, was denn das zu bedeuten habe, wozu denn dieſe öffentlichen Prozeſſionen gehalten werden. Andere ſtoßen ſich an der Pracht und den verſchiedenen Ceremonien dieſer Feierlichkeiten. Das Singen und Läuten und Schießen, meinen ſie, iſt überflüſſiger Lärm und unnöthiger Aufwand. Dieſe Äußerlichkeiten, ſagen ſie, hat es nicht nöthig; denn Gott iſt ein Geiſt und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbeten. Es ſind dieß Reden, die man wohl nicht aus dem Munde des gutmüthigen Landvolkes vernimmt, ſondern gewöhnlich nur von Solchen hört, die der gebildeten Klaſſe angehören oder angehören wollen. Viele von dieſer Klaſſe verſchanzen ſich hinter derlei hochtrabenden Redensarten wie hinter einem unüberwindlichen Bollwerke und glauben von da ganz ſicher die Pfeile des Spottes oder doch vornehmer Geringſchätzung und kalter Gleichgültigkeit auf die in dieſen Tagen ſtattfindenden Feſtlichkeiten abſchießen zu können.

Da ich nun heute nicht auf einem Dorfe, ſchlichten Landleuten allein, ſondern einer gemiſchten Geſellſchaft zu predigen habe, ſo habe ich mir vorgenommen, vor dieſer hochanſehnlichen Verſammlung heute die Urſachen auseinanderzuſetzen, die den Prozeſſionen zu Grunde liegen, und dann den Sinn und die Bedeutung der damit verbundenen Gebräuche zu erklären.

Ich beantworte demnach folgende zwei Fragen:

Warum werden in der Fronleichnams-Oktav so feierliche Prozessionen gehalten? I. Theil.

Was bedeuten die dabei vorkommenden Ceremonien und Gebräuche? II. Theil.

Möge die heutige Predigt die gläubige Überzeugung bestärken, schiefe Urtheile aber, die vielleicht der Eine oder der Andere bisher gefaßt hatte, beseitigen, um einer bessern Gesinnung Platz zu machen! Zu diesem Ende beginne ich im heiligsten Namen Jesu!

Erster Theil.

Es läßt sich nicht läugnen, daß auch mit den Prozessionen Unfug getrieben wird, wie überhaupt mit dem Heiligsten. Besonders sind die häufigen nachmittägigen Prozessionen, wie sie an manchen Orten eingeführt sind, sehr geeignet, das heiligste Sakrament, zu dessen Verherrlichung sie ursprünglich bestimmt sind, zu verunehren, und die auf die Geldbörse berechneten Spekulationen gewisser gewerbetreibender Volksklassen zu begünstigen, daher man sie förmlich Bierprozessionen nennen kann. Nutzen werden diese Prozessionen wenig stiften, wohl aber vielfachen Schaden; denn sie geben Gelegenheit zu längst gewünschten Zusammenkünften und Excessen aller Art. Die so häufigen nachmittägigen Prozessionen in Schutz nehmen zu wollen, fällt daher keinem Freunde der Ordnung ein; es ist vielmehr im Interesse des Seelsorgers gelegen, daß diese Prozessionen möglichst eingeschränkt und so ihrer erhabenen Bestimmung, die in der höchstmöglichen äußerlichen Verehrung des heiligsten Altarssakramentes besteht, wieder zurückgegeben werden. Die Prozession am heiligen Fronleichnamsfeste und eine zweite etwa noch am Sonntag in der Oktav oder am Schlusse der Oktav selbst sind daher als der eigentliche und ächteste Ausdruck der höchsten Solennität, welche die Kirche wünscht, zu betrachten und deßhalb durchaus zu rechtfertigen.

Diese Prozession ist eingeführt, einmal, um unserm Erlöser für die Gnade, daß wir ihn, den Geber aller Gaben, selbst als Gabe, als Geschenk im heiligen Sakramente besitzen, unsern Dank abzustatten; denn es will sich geziemen, daß wir eine Wohlthat nicht bloß als solche anerkennen, sondern auch öffentlich sie als eine solche bezeichnen; darum hat schon König David gesagt: „Kommt, höret ihr Alle, die ihr Gott fürchtet, so will ich erzählen, was Großes er gethan an meiner Seele.“ (Ps. 65.) Prozessionen sind nichts Neues, meine Lieben, wie Manche etwa glauben möchten. Das Vorbild der Fronleichnamsprozession ist uns schon im alten Bunde gezeichnet. Die bekannte Arche des Bundes, die wir bei den Juden vorfinden, war nichts anders, als ein Vorbild unsers heiligsten Sakramentes. Über dieser Arche oder Bundeslade thronte die Majestät Gottes bald in einer Wolkensäule, bald in einer Feuersäule; wollte Moses sich von Gott Verhaltungsbefehle erbitten, so trat er vor die Bundeslade hin, warf sich da nieder und Gott redete da aus der Wolkensäule mit ihm. Diese Bundeslade trugen die Leviten auf dem ganzen Marsche durch die Wüste mit größter Verehrung und Feierlichkeit, bis sie in's gelobte Land kamen; unter ungeheurem Jubel trugen sie dieselbe in Davids Wohnung und endlich von da in den Salomonischen Tempel. Diese Lade war ihr größtes Heiligthum, als der stete Thron der göttlichen Majestät und ihre letzte Zuflucht in allen Leiden und Bedrängnissen. Die Israeliten erachteten es für eine Pflicht der Dankbarkeit, ihr größtes Heiligthum mit größtmöglichster Verehrung prozessionsweise herumzuführen. Werden nun wir diese Pflicht der Dankbarkeit weniger zu erfüllen haben, wir katholische Christen, die nicht mehr das Vorbild, sondern die Erfüllung, nicht mehr den Schatten, sondern die Wirklichkeit in unserm Heiligthume besitzen? Noch heut zu Tage tragen die Juden ihre Gesetzesrollen um ihre Synagogen umher; werden nun wir katholische Christen den, der das lebendige Brod ist, welches vom Himmel kommt, der der hohe Priester, der

Geſetzgeber ſelbſt iſt, nicht öffentlich herumführen dürfen, um der ganzen Welt zu zeigen, welch unausſprechlichen Dank wir ihm für ſeine gnadenreiche Gegenwart im heiligſten Sakramente ſchulden? Hat ja doch ſelbſt die Heiden das Licht der Vernunft ſo weit geführt, daß ſie uns in dieſer Beziehung mit gutem Beiſpiele vorangingen. Die Perſer waren Feueranbeter, weil ſie ſahen, daß durch die belebende Wärme der Sonne Alles aus dem Winterſchlafe zu neuem Leben erwache und durch ſie ſeine Reife erlange; aus Dankbarkeit trugen ſie daher vor ihrem König, wenn er auf Reiſen war, ſtets Feuer her *).

Die alten Römer wurden einſt im Kriege gegen die Gallier durch das Geſchrei der Gänſe noch rechtzeitig aus dem Schlafe geweckt, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen; aus Dankbarkeit trugen ſie alle Jahre an einem beſtimmten Tage in feſtlichem Zuge eine Gans auf einem Tragbette herum. Das haben Heiden gethan aus Dankbarkeit, und ſogar einem ſonſt ganz dummen Geſchöpfe, einer Gans. Nun ſagt einmal, iſt es nicht unſer Erlöſer, von dem wir das Leben und Alles, was wir beſitzen, empfangen haben? Hat nicht er durch ſein dreijähriges Predigen uns aus dem Schlafe unſerer Sünden auferweckt, der uns durch ſeinen Tod von unſerm Tod aufgerüttelt hat? Sagt er ja ſelbſt im hohen Liede (K. 8.): „Unter einem böſen Baume habe ich dich aufgeweckt, dort iſt deine Mutter verdorben worden.“ Dieſer böſe Baum iſt der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen im Paradieſe, unter welchem unſere Mutter Eva an Leib und Seele zu Grunde gerichtet wurde; unter dem Baume des Kreuzes aber hat uns der Herr unter namenloſen Schmerzen auferweckt. Und was verlangt er dafür? Er ſelber ſetzt es ſogleich bei: „Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm.“ Das Siegel enthielt gewöhnlich das Bildniß des Fürſten, das auf Münzen geprägt und dann am Halſe getragen wurde. Chriſtus

*) Herodot.

drückte nicht bloß ſein Bild, ſondern ſich ſelbſt durch des Prieſters Vermittlung der heiligen Hoſtie ein; dieſes ſein Siegel ſollen wir nicht bloß im Herzen tragen durch eine würdige Kommunion, ſondern auch auf dem Arme, indem wir es öffentlich allen unſern Wohlthätern zeigen. Tragen ja Beamte und andere Perſonen, die vom Landesherrn durch Ordenskreuze ausgezeichnet worden ſind, dieſe öffentlich an ihrer Bruſt zur dankbaren Erinnerung an den Geber, und manche Völker laſſen von Freunden, die ſie beſonders lieben, beſondere Merkmale auf Bruſt und Arme ſich drücken; warum ſollen wir Anſtand nehmen, unſern größten Freund, der uns mit ſeinem Blute gekauft und durch ſeinen Tod auferweckt hat, dem Herzen und dem Arme einzudrücken, d. h. ihn aus allen Kräften durch innere und äußere Andacht zu verehren? —

Eine zweite Urſache der feierlichen Fronleichnamsprozeſſion iſt die, daß wir an dieſem Tage durch feſtliche Anbetung des heiligen Sakramentes das, was wir im Jahre hindurch verſäumt haben, wieder hereinzubringen ſuchen. Es wird wohl Keiner von uns läugnen wollen, daß wir uns im Jahre hindurch mannigfache Vergehen gegen das Heiligſte und Ehrwürdigſte, was wir beſitzen, zu Schulden kommen laſſen. Beim beſten Willen bringt der Prieſter das heilige Meßopfer manchmal in Lauheit und Zerſtreuung zu, und ach, mit welcher Zerſtreuung und Gleichgültigkeit, mit dem Kopf voll Gedanken, und verſunken in irdiſche Angelegenheiten wohnen wir nicht gar oft der heiligen Meſſe bei! Das heilige Sakrament iſt in der Kirche öfter zur Anbetung ausgeſetzt, kaum daß wir davon einige Notiz nehmen; es wird öfter zu den Kranken getragen und wir finden es oft kaum der Mühe werth, uns von dem Stuhle zu erheben, an's Fenſter zu gehen und dem vorüberziehenden Heilande eine Verbeugung zu machen. Juden und Heiden müßten ſich oft ärgern an unſerer Lauheit und Gleichgültigkeit, wenn auch gerade der Glaube keine Schuld hat, ſondern nur die nachläßige Übung desſelben. Man kann ja auch nicht immer in der Kirche ſein und das heilige Sakrament

er wird feſtlich herumgeführt, um ihm unſere Dankbarkeit zu bezeigen. Wer möchte nun behaupten, daß die feierliche Prozeſſion am Fronleichnamsfeſte weiter nichts ſei, als eitles Schaugepränge, ein Ceremoniendienſt? Nein, dieſe Prozeſſion iſt der Höhepunkt der kirchlichen Feier im ganzen Jahre. Das Fronleichnamsfeſt iſt die Sonne in Mitte der übrigen Geſtirne, der vollendetſte Ausdruck gläubiger Geſinnung und Hingebung.

Mit der Würde und Feier dieſer Prozeſſion ſtehen nun auch noch in inniger Verbindung die dabei vorkommenden Gebräuche und Ceremonien, deren Bedeutung uns noch erkennen läßt der

zweite Theil.

Als Chriſtus der Herr einſtens in dem Hauſe des Phariſäers Simon ſpeiſte, kam Magdalena, ſalbte Jeſu Füße und trocknete ſie mit ihren Haaren. Wie der Verräther Judas dieß ſah, wurde er unwillig und ſagte: Wozu eine ſolche Verſchwendung? Selbſt die andern Jünger mißbilligten bei einer andern Gelegenheit dieſen koſtſpieligen Aufwand für Salben und meinten, das Geld hätte man beſſer den Armen geben können. Der Herr aber nahm die Magdalena in Schutz und ſprach: „Laßt ſie! Was wollt ihr ſie beeinträchtigen? Was ſie thun konnte, hat ſie gethan.“ Der Herr wollte ſagen: Ihre Liebe und meine Würde ſteht in gar keinem Verhältniſſe zu dieſem Aufwande; hätte ſie noch mehr, ſo würde ſie noch mehr thun, und das mit Recht.

Geliebte! in dieſen verfloſſenen Tagen hat unſere Mutter, die katholiſche Kirche, die Magdalena nachgeahmt, indem ſie mit den verſchiedenen, bei den Fronleichnamsprozeſſionen ſtattfindenden Gebräuchen und Ceremonien den Heiland gleichſam mit köſtlicher Salbe begoß. Wohl fehlt es auch hier nicht hie und da an einem Judas, der unwillig ruft: Wozu eine ſolche Verſchwendung? Würde man das Geld nicht beſſer den Armen geben? Wozu dieſe Lichterchen und Bilderchen

und Kleiderchen und all die Ceremonien? Allein wir antworten ihm: Was wir haben, das geben wir her; es ist wohl im Verhältnisse unserer Liebe zum Herrn und zu seiner Majestät wie nichts, und eigentlich geziemte es sich, daß wir alle Tage diesen Aufwand machten; allein da wir nicht mehr haben, so geben wir auch nicht mehr. An diese Lichterchen und Bilderchen und Kleiderchen und symbolischen Begehungen knüpft sich übrigens die ganze Feier des würdigsten Gottesdienstes, der je bestanden; es knüpft sich daran der ganze Festkalender, den die gesammte Christenheit in ihrer jährlich sich umkreisenden Sonne der Ewigkeit jedes Jahr immer wieder auf's Neue in allen seinen Häusern und Zeichen und Aspekten durchläuft. Und wie es draußen in der Natur geordnet ist, daß jedesmal, wenn die Erde an einem bestimmten Punkte ihres Umlaufes angelangt, an gewiesener Stelle bestimmte Blüthen ihre Blumenkronen freudig öffnen und vor dem Lichtgestirn ihre duftgefüllten Kelche zum Dankopfer ausgießen: so wiederholt es sich auch in dieser andern Jahresbahn, im Kirchenjahre, im Reiche der Gnade. An geordneter Stelle erblüht auch hier der Sonne der Gerechtigkeit in der Kirche immer auf's Neue dieselbe Festblume, die am Weihnachtsfeste um Mitternacht knospend dem emporsteigenden Gestirne sich immer mehr öffnet und am strahlenden Mittag, am heiligen Fronleichnamsfest nämlich, ihren vollen Blätterschmuck entfaltet, und dann am Abend, gegen den Wendepunkt und das Ende des Kirchenjahres, am Feste Aller-Heiligen nämlich, ihn wie zum Schlafe wieder zusammenfaltet, um bei der nächsten Weihnachtsmitternacht zu neuem Blühen sich anzuschicken. Aus allen diesen alljährlich knospenden und blühenden Blumen aber windet sich der Kranz zusammen, in dem das gerettete Menschengeschlecht seit unfürdenklichen Zeiten alljährlich in geheimnißvoller Blumensprache dem Erlöser seinen Dank ausspricht. An die Lieder knüpft sich sodann die ganze kirchliche Tonkunst, sei es, daß im Chorale ihre Harmonien, in großen Tonmassen gesammelt, gleich dem ebbenden und

fluthenden Meere, in großer Majestät ausballen, sei es auch, daß sie in kleineren Quellbächen vergleichbar in Fest- und Marienliedern durch die kirchliche Aue rinnen. An die Bilder endlich ist die ganze bildende Kunst gewiesen und sie hat gerade hierin ihr Bestes geleistet. Die Baukünstler haben nämlich über jene großen Säulenmassen eine Unzahl von Domen aufgebaut, die bildende Kunst hat sie innen und außen mit ergossenen, erhauenen und ergrabenen Bildern ausgeschmückt, die Maler haben darauf ihren Farben- und Formenreichthum an Altären, Wänden und Gläsern ausgelegt und um all die Herrlichkeit schmiegt sich in reicher Fülle, wie der Blätterschirm einer Palme, der Glockenklang, der von der Höhe der Thürme sich allumbreitet.

So ist es mit den Bilderchen und Liederchen und Kleiderchen in der katholischen Kirche beschaffen, so insbesondere am Fronleichnamsfeste. Jesus Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, um den sich die übrigen Festtage wie Planeten um ihren Fixstern drehen, erreicht im Laufe des Kirchenjahres mit dem Fronleichnamsfeste ihren Höhepunkt; mit diesem Tage tritt Sonnenwende ein. Was daher die Kirche aufzubieten vermag, was sie Kostbares in ihren Schreinen an kirchlichen Paramenten verborgen hält, an diesem Tage wird es hervorgezogen, die Natur leiht dazu ihre Blumen und Blüthen, der Frühling seine besten Produkte und der fromme Sinn der Gläubigen alle Kostbarkeiten.

Wenn eine Stadt so glücklich ist, den Landesherrn in ihren Mauern zu beherbergen, so scheut sie nicht Kosten und Aufwand. Alles erscheint in festlichen Gewändern, eine Deputation Bürger geht ihm entgegen, die Nationalfahnen wehen von Thürmen und Häusern, die Straßen werden erleuchtet und mit Blumen bestreut, Gedichte werden dem Monarchen überreicht, festliche Gesänge gesungen, und das Geläute der Glocken und der Donner des Geschützes verkünden es weithin, welche Ehre und Auszeichnung der Stadt widerfahren und

welch großen Herrn ſie in ihren Mauern zu beherbergen das Glück habe. Kein Menſch hat an derlei Feſtgebräuchen und Ceremonien noch etwas Unrechtes gefunden; alle Hände beeilen ſich vielmehr mit freudiger Geſchäftigkeit, die Feier nach Kräften zu verherrlichen.

Nach katholiſchem Glauben zieht nun am Fronleichnamsfeſte nicht etwa ein irdiſcher König, ſondern der Herr der Heerſchaaren, der König der Könige, freilich im ſtrengſten Inkognito, wenn ich ſo ſagen darf, unter der armſeligen Hülle der Brodsgeſtalt nämlich, durch die Städte, Märkte und Flecken ſeines Reiches; wird man wohl der himmliſchen Majeſtät weniger Ehre erweiſen dürfen, wie der irdiſchen? Werden jener allein äußere Gebräuche und Ceremonien mißfällig ſein? Die Prieſter ſind an dieſen Tagen mit den beſten Kirchengewändern bekleidet, wahrlich nicht zu ihrer Ehre, ſondern zur Ehre Jeſu Chriſti. So trugen im alten Bunde die Leviten mit den köſtlichſten Kleidern angethan, die Bundeslade, und vor Königen und Fürſten durfte weder in alten Zeiten noch jetzt Jemand in ſchmutziger oder unreiner Kleidung erſcheinen. Reiniget euch und waſchet eure Kleider, wurde den Iſraeliten bedeutet, als ihnen am Berg Sinai die Gebote Gottes verkündet werden ſollten, um ſo weniger wird man vor dem Geſetzgeber ſelbſt in ſchmutzigem Anzuge erſcheinen dürfen. — Mit Kränzen auf dem Haupte erſcheinen die Meßdiener am Altare, mit Roſen und andern Blumen geſchmückt gehen Jünglinge und Jungfrauen einher. Auch die Wege und Altäre werden mit Blumen, duftenden Kräutern und jungem Baumgeſträuche verziert. Selbſt das Gotteshaus gleicht einer grünenden Laubhütte und prangt und duftet in jungfräulicher Herrlichkeit. Kommt euch dieß etwa lächerlich vor, ihr Verſtändigen dieſer Welt? O tadelt nicht, was die kindliche Andacht hier erfunden hat! Ihre Herzen möchten die Gläubigen gerne unter des Heilandes Füße legen, da ſie aber das nicht im Stande ſind, ſo werfen ſie, gleich den Jüngern am

Palmsonntage, ihre Sinnbilder hin, Blumen und duftende Kräuter, pflanzen junge Baumzweige in langen Reihen und schaffen und ordnen kindlichfroh nach ihrer Weise.

In dem lieblichen Prangen der Jungfräulichkeit, die wohl in der ganzen Feier des Fronleichnamstages sich ausspricht, wer fände da wohl nicht sinnbildlich die heilige Kirche, als die treue Braut des himmlischen Bräutigams in ihrem hochzeitlichen Schmucke?

In den Blumen und duftenden Kräutern, wer fände da wohl nicht jedes einzelne Menschenherz, das in Christo einmal ist erneuert worden und nun ein himmlischer Geruch ist vor Gott in Tugend und Heiligkeit?

Bei der Prozession tragen ferner die vornehmsten Begleiter derselben brennende Wachskerzen in den Händen und auch auf den Altären flimmern eine Menge Lichter. Diese vielen Lichter, die während des Umzuges getragen werden, und auch sonst in größerer Zahl in der Fronleichnamswoche am Altare flammen, scheinen freilich dem befangenen Naturauge etwas Gleichgültiges zu sein und höchstens nur dazu zu dienen, um für sinnliche Menschen die Feier desto sinnlicher und glänzender zu machen. Aber das erneute Geistesauge, das schon gewohnt ist, in allen gottesdienstlichen Gebräuchen nur geistige Hüllen zu schauen, sieht mehr an diesen Lichtern, als bloße Sinnenweide. Wie, sollte denn nicht jedem Christen, dem bereits ein Licht aus jener Welt aufgegangen ist, sollte ihm denn nicht schon durch den bloßen Anblick der brennenden Kerzen, deren man sich bei allen gottesdienstlichen Verrichtungen zu bedienen pflegt, der Gedanke zugeführt werden, daß auch in diesen flimmernden Lichtern ein tieferer Gedanke verborgen sei? Sieh einmal, mein Christ, ein Licht genau an, wie es nur aufwärts flammt und aufwärts trachtet, wie es, während es Andern leuchtet, sich selber verzehrt: ist es dir da nicht, als wolltest du vor Scham vergehen, daß dieß arme Herz an wahrer Himmelssehnsucht so wenig dem

Lichte gleiche, mehr abwärts als aufwärts strebe und so wenig Opferfreudigkeit besitze? Ja, ohne Lichter wäre all unser Gottesdienst kalt und leer und das Herz hätte dabei nicht Muth und Freude. Sind aber Lichter um die heilige Handlung her, da fühlt auf einmal das Herz sich wundersam gehoben; eine Art Gottessprache weht aus den geweihten Flämmchen dem sinnigen Gemüthe zu, und es ist darin, ohne selbst zu wissen, wie und woher, als dämmerte selbst aus der andern Welt ein Morgenschein herüber.

Es werden ferner an vier Stellen unter freiem Himmel die vier Evangelien abgesungen, wobei wir die Sitte der frommen Altväter nachahmen, die an jenen Orten, wo ihnen Gott erschien und mit ihnen redete, einen Altar erbauten; die Gegenwart Christi im heiligen Sakramente macht jeden Ort, wo der Herr zugegen ist, zu einer Kirche. So ließ König David bei der Prozession mit der Bundeslade alle sieben Schritte ein Opfer darbringen, obwohl sonst außerhalb des Gezeltes nicht geopfert werden durfte; aber durch das Tragen der Arche des Bundes war ja jede Stelle, an der diese Kirche stand, durch die unsichtbare Gegenwart Gottes zum Tempel geweiht und geheiligt. Die vier Evangelien aber werden gesungen an vier verschiedenen Altären, zum Zeichen, daß der Schall des göttlichen Wortes ausging in alle vier Weltgegenden.

Der Traghimmel, unter dem sich das hochwürdige Gut fortbewegt, ist der Thron der Majestät, der Weihrauch, der zu den Wolken emporsteigt, sinnbildet das die Wolken durchdringende Gebet der gläubigen Menge, die Fahnen, die hoch in der Luft flattern, sie sind die Siegeszeichen unsers Glaubens, besonders unsers Glaubens an die Gegenwart Christi im heiligsten Sakramente, und die Glocken rufen mit ehernem Munde Allen zu, das hochwürdige Gut anzubeten, und das Militär, das in den Straßen Spalier bildet und der Donner des Geschützes, der weithin die Festlichkeit des Tages verkündet,

ſoll, wie es einerſeits zur Verherrlichung der hohen Feier dient, anderſeits auch den Feinden unſers Glaubens zeigen, daß wir mit Gut und Blut für denſelben einzuſtehen bereit ſind.

Das iſt nun in Kurzem der Sinn und die Bedeutung der Ceremonien und Gebräuche am Fronleichnamsfeſte und jeder vorurtheilsfreie Beobachter wird dieſelben eben ſo ſchön als der kirchlichen Feier angemeſſen finden. Freilich ſind und bleiben ſie nur Ceremonien, äußere Gebräuche, die erſt durch die innere Geſinnung einen Werth bekommen müſſen. Magdalena hätte wohl auch mit ihrer Salbe dem Herrn einen geringen Dienſt erwieſen, wenn ſie nicht zugleich auch ihr Herz mit der Salbe ausgegoſſen hätte. Gerade ſo iſt es auch mit den Prozeſſionen. Eine ſchönere, feierlichere, würdigere äußere Anbetung als die durch die ſolenne Fronleichnamsprozeſſion gibt es wahrlich nicht; aber ſie wäre eine Schale ohne Kern, wenn ſie nicht mit gläubiger Geſinnung gefeiert und der Weihrauch ihrer Geſänge und Gebete nicht auf den Schwingen wahrer Andacht zum Himmel emporgetragen würde. Und das iſt es, was wir katholiſche Chriſten und insbeſondere die Mitglieder der hieſigen Corpus-Chriſti-Bruderſchaft ja nicht außer Acht laſſen mögen. Alle Prozeſſionen, alle auch noch die ſchönſten Ceremonien und Gebräuche, alle Bruderſchaften helfen nichts, wenn nicht die innere gläubige und wahrhaft fromme Geſinnung dieſen äußerlichen Gebräuchen zu Grunde liegt. Wer daher ein katholiſcher Chriſt, insbeſondere ein Mitglied der Corpus-Chriſti-Bruderſchaft ſein und als ſolcher bei Prozeſſionen ſich mit gutem Gewiſſen einfinden will, der muß vor Allem einen felſenfeſten, unerſchütterlichen Glauben an die wirkliche Gegenwart Chriſti in dieſem heiligen Sakramente haben; wer dieſen nicht hat, wer an dieſe geheimnißvolle Gegenwart Chriſti nicht glaubt, der zerreiße ſeinen Bruderſchaftsbrief, noch mehr, er gehe zum Pfarramt und begehre ſeinen Austritt aus der katholiſchen Kirche; denn ohne dieſen Glauben kann er Alles ſein, nur kein katholiſcher Chriſt. Wer aber dieſen Glauben nicht hat, und

doch Prozessionen mitmacht, etwa auch, weil's so Brauch ist, bei der Wandlung oder beim Segen an die Brust klopft, der ist ein elender Heuchler, der sich selber belügt. Es hat in Frankreich eine Zeit gegeben, wo eine Prozession um die andere war und doch waren es lauter Maskeraden und Theaterstücke; denn es war allen denen, die sie mitmachten, nicht im Mindesten Ernst. Also der Glaube an dieses Geheimniß ist das Erste; habt ihr diesen, dann wird sich dieser Glaube auch nach außen hin kundgeben. Wer einen wahren, lebendigen Glauben an dieses Geheimniß der Liebe hat, den zieht es auch zur Kirche hin. Viele von Jenen, die nicht gerne zur Kirche gehen, gehen häufig deßwegen nicht hin, weil sie sich dort langweilen, weil sie Niemanden dort finden, mit dem sie sich unterhalten können. Der Geistliche, der predigt, behagt ihnen nicht immer, und an Christi Gegenwart glauben sie nicht, somit haben sie freilich Niemand, mit dem sie sich in der Kirche unterhalten könnten. Wer an das heilige Altarssakrament glaubt, der geht auch gerne zur Kommunion. Viele gehen nicht gerne hin, weil sie nicht daran glauben. Es zieht sie Nichts. Endlich wird Jeder, der an die Gegenwart Christi in diesem hochheiligen Geheimnisse glaubt, auch in der Kirche eine erbauliche Stellung einnehmen, er wird auch äußerlich zeigen, daß er wirklich glaubt, er stehe in der unmittelbaren Nähe Gottes, von der göttlichen Majestät. Seht, Geliebte, das erfordert der Name „katholischer Christ", das erheischt noch mehr die Eigenschaft eines Mitgliedes der Corpus-Christi-Bruderschaft. Fragt euch, ob ihr bisher auch diese Merkmale an euch wahrgenommen habt, und ist dieß der Fall, Heil euch dann, ihr seid gute Katholiken, würdige Mitglieder dieser Bruderschaft!

Und so möge denn die heutige Predigt ein Nachklang sein von der Oktavsaite, die am verflossenen Donnerstag zum letztenmale die erhabenen Feiertöne des Fronleichnamsfestes hören ließ; möge sie zum festen, herzinnigen Glauben an das hochheilige Geheimniß, dessen Verehrung sich die hiesige

Bruderschaft zum besondern Zwecke gesetzt hat, euch Alle ermuntern und zur Andacht und Ehrfurcht vor diesem heiligen Geheimnisse entflammen! Das ist der Zweck der heutigen Predigt, und habe ich diesen erreicht, so habe ich gewiß auch den Wunsch eures würdigen Pfarrvorstandes, durch dessen ehrenvolle Einladung ich heute auf dieser Kanzel stehe, erreicht, was Gott geben möge! Amen.

Predigt
auf
den vierten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.“ Luk. 5, 5.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wenn man ſo alle Tage das Ringen und Streben, das Rennen und Jagen und die ungemein lebendige Ameiſengeſchäftigkeit der Menſchen ſieht, ſo möchte man meinen, es handle ſich da um nichts anders, als um das Himmelreich, das ja Gewalt leidet, an ſich zu reißen. Aber da täuſcht man ſich leider! Gewöhnlich hat all dieß tägliche Mühen und Schwitzen keinen andern Zweck, als um Geld zu bekommen, um reich zu werden und ein ſorgenfreies oder doch wenigſtens erträgliches Auskommen zu haben. Der Himmel iſt wohl das Letzte, woran ſo viele Menſchen bei ihrer ganzen Geſchäftigkeit denken. Man arbeitet, als gälte es alle Tage, die ganze Welt zu gewinnen oder die ganze Welt zu verlieren, aber nicht, als gälte es, den Himmel zu gewinnen oder zu verlieren. Darum wird Mancher in der andern Welt, wenn er

ſein Netz an's Land ziehen und eine ganze Menge Fiſche gefangen zu haben glauben wird, auf die ſchrecklichſte Weiſe enttäuſcht werden und verzweiflungsvoll ausrufen: So habe ich denn Tag und Nacht gearbeitet und Nichts gefangen! So mancher Beamte, der Tag und Nacht in ſeinen Akten wühlte und faſt nie die Feder aus der Hand brachte, wird zu ſeinem Schrecken wahrnehmen, daß er nichts gefangen habe. So mancher Arzt, der unermüdet von einem Patienten zum andern lief und ſich ſeinen Beruf auf's Eifrigſte angelegen ſein ließ, wird nach dem Tode gleichfalls ſein Netz leer finden; und gar mancher Geiſtliche, der Wunder und Zeichen gewirkt und Teufel ausgetrieben hat, wird jenſeits hören müſſen: „Weichet von mir, ihr Übelthäter, ich kenne euch nicht!“ Auch mancher Bauersmann, der es hier ſchon nicht gut hatte, wird es jenſeits noch ſchlechter bekommen und für ſeine Mühe und die ausgeſtandene Hitze des Tages mit der ewigen Höllengluth ſich belohnt finden, ſo daß er verzweiflungsvoll ausrufen wird: So hab' ich mich denn Tag und Nacht umſonſt geplagt, Tag und Nacht gearbeitet und Nichts gefangen! —

Wo mag es nun da fehlen? Geliebte! Wie iſt es wohl möglich, daß man das ganze Leben hindurch umſonſt arbeitet, ohne ein Verdienſt zu haben? — Das iſt ſehr leicht möglich, meine Lieben! Vielen Menſchen fehlen nämlich bei ihren guten Handlungen die zwei nothwendigſten Eigenſchaften, die eine gute Handlung erſt vor Gott verdienſtlich machen, nämlich:

Die gute Abſicht, I. Theil;
der Stand der Gnade, II. Theil.

Dieſe beiden Punkte ſind es nun, die ich heute zu eurer Belehrung, Erbauung und Darnachachtung auseinanderſetzen werde. Zu dieſem Ende beginne ich im heiligſten Namen Jeſu und zu ſeiner Ehre!

Erſter Theil.

Es iſt gar kein Wunder, Geliebte, wenn man vor dem Richterſtuhle Gottes die erſchreckliche Bemerkung macht, daß

man sein Netz umsonst ausgeworfen und Tag und Nacht umsonst gearbeitet hat. Es kann ja häufig gar nicht anders sein. Fragt nur einmal diesen oder jenen Beamten, warum er so treu und fleißig diene, Tag und Nacht am Schreibtische sitze, am Sonntag kaum in eine Messe zu gehen wage, nur um in der Kanzlei sein zu können, und was wird er euch zur Antwort geben? Er wird sagen: Ich bin ein Staatsdiener und stehe im Dienste meines Königs. Mein Beruf verpflichtet mich, treu und redlich meiner Pflicht nach Kräften obzuliegen und so mir das Wohlgefallen und die Anerkennung meines königlichen Herrn zu erwerben; zudem bin ich Familienvater, habe also auch von dieser Seite her die strengste Pflicht, für die Meinigen zu sorgen. — Jetzt wisset ihr, warum dieser Beamte so treu und fleißig ist, jetzt kennt ihr seine Absicht. Er arbeitet für den König und für seine Familie; aber weiter denkt er nicht. Darum wirft er sein Netz für die andere Welt umsonst aus. Er arbeitet Tag und Nacht und fangt dennoch nichts. Ja, das kann sein, er erwirbt sich die Zufriedenheit seines Königs, er wird befördert, steigt von Stufe zu Stufe empor, bekommt vielleicht gar Ordenskreuze und allerhöchste Zufriedenheitsbezeugungen; auch seine Familie ist sehr anständig versorgt — er hat nun bekommen, was er gewollt hat, mehr wollte er nicht, weiter ging seine Absicht, höher sein Streben nicht und darum wird es jenseits heißen: Du hast deinen Lohn schon empfangen. —

Dort ist ein Arzt, der unermüdet ist in seinem Berufe. Er findet seine einzige Seligkeit darin, das Elend der leidenden Menschheit zu lindern; nie hört man ihn murren, wenn er auch mitten in der Nacht beim schlechtesten Wetter geholt wird. Und warum thut er das Alles? Das thue ich, sagt er, weil es mein Beruf so erheischt, weil ich durch meine Geschicklichkeit und Thätigkeit mir einen Namen machen und so mich höher schwingen will. Seht da, seine Absicht! Wie dieser Arzt stirbt, zieht er das Netz ein und nimmt nun mit Entsetzen wahr, daß es leer ist. Wie so? Nun er hat es ja

nichts anders gewollt, ſeine Abſicht, berühmt zu werden, ſich zu ſchwingen, hat er erreicht, mehr hat er nicht verlangt, darum wird es heißen: Du haſt deinen Lohn ſchon.

Aber auch vielen Geiſtlichen wird es ſo gehen. Ausdrücklich ſagt dieß der Herr im Evangelium (Matth. 7, 22.): „Viele werden an jenem Tage zu mir ſagen: Herr! haben wir nicht geweiſſagt in deinem Namen, nicht Teufel ausgetrieben in deinem Namen, nicht Wunder gewirkt in deinem Namen?“ Das müſſen keine ſchlechten Geiſtlichen mehr ſein, die Wunder wirken können, und doch werden ſie die Antwort bekommen: „Weichet von mir, ihr Übelthäter, ich kenne euch nicht!“ Aber wo fehlt es denn da, o Herr, daß du ſo ſchreckliches Urtheil fällſt? Ohne Zweifel werden dieſe Geiſtlichen nicht die rechte Abſicht gehabt haben; vielleicht daß ſie ſtolz waren auf dieſe Gaben und ſich ſelber und nicht Gott die Ehre gaben.

Meineſt nun du, Handwerker oder Bauersmann! dir könne nicht ein Gleiches widerfahren? Du arbeiteſt Tag und Nacht, das iſt wahr, immer haſt du dein Netz ausgeworfen; aber ſag' mir doch, warum plagſt du dich ſo ſehr? Nicht wahr, um dich rechtſchaffen und ehrlich fortzubringen, um deinen Kindern einmal ein anſtändiges Heirathsgut zu geben, um im Alter einen Nothpfennig zu haben? Ja, ſo iſt's, ſagſt du. Gut, dann haſt du deinen Lohn ſchon empfangen — du wirſt einſt dein Netz einziehen, aber — nichts darin finden.

Aber um's Himmels willen, ruft ihr, wie müſſen wir es denn anſchicken, daß wir unſere Sache recht machen? was müſſen wir denn für eine Abſicht haben? Das wäre ja doch das Erſchrecklichſte, wenn man ſich auf dieſer Welt da ſchon plagen und ſcheren müßte und hätte keine gute Stunde und jenſeits käme man auch noch an keinen guten Platz! — Das iſt es eben, meine Lieben, was ich euch an's Herz legen möchte. Gebt nun Acht, ich will euch eine Zauberformel ſagen, und wenn ihr dieſe Zauberformel aufmerkſam und andächtig herſaget, ſo wird Alles, was ihr anrühret, zu lauter

Gold. Wenn ihr in der Früh aufſtehet und zu eurer Senſe greifet, ſie wird zu Gold; nehmt ihr den Dreſchflegel in die Hand, er wird zu Gold; nehmet ihr den Pflug, er wird zu Gold; ja thut ihr ſelbſt die gemeinſte Arbeit, müßtet ihr meinetwegen den ganzen Tag Dünger und Koth führen, er wird zu Gold; kurz, heißt euer Handwerkszeug, den ihr in der Frühe hervorſuchet, wie er will, er wird zu Gold, ſobald ihr dieſe Zauberformel ausgeſprochen habt. Und wißt ihr jetzt, wie dieſe Zauberformel heißt? Sie iſt euch nichts Neues, ihr bekommt ſie leichten Kaufes, ja ihr betet ſie alle Sonntage in der Kirche her; aber daran werdet ihr freilich noch nicht gedacht haben, daß dieſe Formel eine ſo große Kraft hat und Alles, was ihr anrührt, in Gold verwandeln könne. Dieſe Formel heißt nun: „O mein Gott, ich opfere dir auf alle meine Gedanken, Wort und Werk, zu deiner größern Ehre und Glorie, und vereinige ſie mit dem bittern Leiden und Sterben Jeſu Chriſti, meines Erlöſers. Amen.“ Seht, das iſt die Zauberformel, die man zum Goldmachen braucht, und durch das andächtige Ausſprechen dieſer Formel werdet ihr grundreiche Leute, zwar nicht reich, wie die Welt es meint, an dem Metall, das man Gold heißt, aber reich am Gold der guten Werke. Keinen Tag arbeitet ihr da umſonſt, kein Tag iſt verloren, ſondern alle Tage wird Gold fertig und alle Tage das Netz ſchwerer. Und warum und wie denn das? Seht, deßwegen, weil ihr da die rechte Abſicht habt, weil ihr nicht arbeitet bloß wegen des zeitlichen Fortkommens, wegen des Gewinnes, wegen der Ehre und des guten Namens, ſondern wegen Gott, der euch in dieſen Stand geſetzt, wegen der ewigen Seligkeit, die er euch für treue Erfüllung eurer Berufspflichten verſprochen hat, und weil ihr mit all eurem Thun und Laſſen die Verdienſte Jeſu Chriſti vereinigt, und in ſeinem Namen arbeitet, ohne welchen Niemand ſelig werden kann. So iſt alſo die gute Meinung, die höhere Abſicht, die Hauptbedingung, ohne welche keine an ſich noch ſo gute Handlung ein gutes Werk, d. h.

verdienstlich für die ewige Seligkeit sein kann. Geh hin und mach' ein Testament und vermache all dein Vermögen den Armen, oder einer Kirche, rette du noch so vielen Menschen das Leben, übe Recht und Gerechtigkeit, so viel du nur kannst, geh hin zu den Wilden und predige ihnen das Evangelium, laß deinen Leib mit glühenden Zangen zwicken, oder von den Menschenfressern dich am Feuer langsam braten, und sagst du nicht: O mein Gott, ich opfere dir alle ꝛc., oder: Herr, zu deiner Ehre! oder: Nicht mir, o Herr, nicht mir, sondern deinem Namen sei die Ehre! so hast du so viel wie nichts gethan, dein Netz ist leer, du hast kein verdienstliches Werk. Damit dir dieß begreiflich wird, darfst du nur an jene Erzählung im Evangelium (Mark. 12, 41 — 44.) denken. „Der Herr," heißt es dort, „saß einst beim Opferkasten, und es kamen Viele, die Geld hineinwarfen; da kam eine arme Wittwe und legte einen Pfennig hinein, und der Herr sprach zu seinen Jüngern: Wahrlich, ich sage euch, diese arme Wittwe hat mehr hineingeworfen, als Alle, die in den Opferkasten geworfen haben." Wie denn das? Nun, weil Gott auf das Herz sieht, auf den guten Willen und nicht bloß auf die Gabe. Der Wille ist es, der eine an sich große Gabe klein, aber auch ein an sich ganz geringes Geschenk höchst werthvoll in den Augen Gottes machen kann. Hast du diesen guten Willen, diese gute Absicht, dann wohl dir, auch dein tägliches Taglöhnergeschäft ist angenehm in den Augen des Herrn; auch die geringfügigste, schmutzigste Arbeit ist Gold und kein Mensch darf dich in deinem auch noch so geringen Stande verachten, am wenigsten der vornehme Müßiggänger und Pflastertreter, der mit verächtlicher Miene auf dich hinschielt und sich vielleicht ein Riechfläschchen unter die Nase hält, während er an dir vorüberstutzt. — Hast du diese gute Absicht, thust du Alles deinem Herrn Jesu zu Liebe, dann darfst du nebenbei schon auch die andere untergeordnete Absicht haben, für dein und der Deinigen Fortkommen zu sorgen und deine Vermögensumstände immer mehr zu verbessern. Aber

das muß immer die Nebenſache bleiben, die Hauptſache iſt die Ehre Gottes.

Nun, wirſt du ſagen, wenn ſonſt nichts erforderlich iſt, um gute Werke für den Himmel zu ſammeln, dann iſt es ja leicht, dieſe gute Meinung kann ich ja leicht machen, jene Zauberformel kann ich ja leicht herſagen. — Da haſt du wohl recht, mein Lieber, daß das Herſagen der guten Meinung nicht ſo ſchwierig iſt; aber es gehört auch dazu, daß du in der gehörigen Verfaſſung biſt, wenn du die gute Meinung machſt, nämlich im Stande der Gnade; hievon aber im

zweiten Theil.

In der heiligen Schrift ſteht einmal (Matth. 7, 21.): „Nicht Jeder, der zu mir ſagt: Herr! Herr! wird eingehen in das Himmelreich, ſondern der den Willen meines Vaters thut, der im Himmel iſt, der wird eingehen in das Himmelreich.“ Es mag alſo Einer noch ſo viel beten, ſo viel den Herrn anrufen, es hilft ihm nichts, er kann in den Himmel nicht kommen, wenn er nicht im Stande der Gnade iſt. Und ſo iſt es auch mit der guten Meinung. Es mag Einer bei ſeiner Arbeit noch ſo oft ſagen: Herr! dir zu lieb, zu deiner Ehre! oder: O mein Gott! ich opfere dir auf ꝛc., es hilft ihm nichts, wenn er nicht im Stande der Gnade iſt.

Es iſt da gerade wie im tiefen Winter. Alles iſt todt und erſtorben. Streue du im Winter noch ſo vielen guten Samen aus, er geht nicht auf, mag die Sonne wie immer auf die Erde ihre Strahlen werfen, ſie thaut nicht auf; der milde, ſonſt ſo erquickende Thau verwandelt ſich in verſengenden Reif. Solch ein Winter, ſolche Unfruchtbarkeit iſt in einer Seele, die im Zuſtande der Ungnade, der Todſünde iſt. Alle an ſich noch ſo ſchönen und guten Handlungen, die du gethan haſt, alle guten Werke, die du geſammelt haſt, ſie ſind vernichtet und zertreten durch eine einzige Todſünde, wie wenn Totalſchauer über die Felder herfällt, und ſo lange die Todſünde in dir iſt, ſo lange du dich im Stande der Ungnade befindeſt,

kann auch kein gutes Werk aufkommen, keine gute Meinung etwas fruchten. Alles erstirbt, sobald es in die Umgebung der giftigen Schlange kommt, die im Herzen sitzt und von da aus ihren giftigen Hauch über Alles hinathmet, was Gutes aufkeimen möchte. So stirbt die blühende Nelke ab, wenn jenes feindliche Insekt, das man Nelkenstecher nennt, sich ein paar Augenblicke im Herzen der Nelke eingenistet hat; so verdorrt die schöne grünende Staude, die der Wurm benagt; so fault der Apfel, wenn ein tückischer Wurm in seinem Kerne sich aufhält, und sollte er auch von außen noch so blühend aussehen. Ja du magst die herrlichsten Werke üben in der besten Meinung, du magst wahrhafte Großthaten ausüben und bist du nicht im Stande der Gnade, so ist's so viel, als hättest du nichts gethan. Für die ewige Seligkeit wenigstens sind sie nicht verdienstlich. Das darf dich nicht befremden, lieber Christ! dieß sage nicht ich, nein, das sagt der heilige Paulus ganz klar mit den Worten: „Wenn ich die Sprache der Menschen und Engel redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich die Gabe der Weissagung hätte und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Wissenschaft, und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Güter den Armen zur Speise austheilte, und meinen Leib zum Verbrennen hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts." Die Liebe Gottes haben, in der Liebe Gottes sein, ist nun nichts anders, als im Stande der Gnade sein. Daraus ersehen wir nun, daß selbst der Martyrertod nichts nützen würde bei der besten Meinung, wenn man nicht im Stande der Gnade wäre, d. h. wenn man eine Todsünde auf sich hätte. In einem solchen Zustande hilft also weder ein noch so scheinbar großes Werk, noch eine gute Meinung etwas. Aber ach, welche Verblendung herrscht in dieser

Beziehung nicht bei Vielen? Sie meinen, eine gewiſſe Lieblingsſünde, die ſie nicht laſſen wollen, würde ihnen Gott ſchon nachſehen, wenn ſie nur ein anderes gutes Werk thun. O wie Viele gibt es, die dem Trunke ergeben ſind, oder die das bei jeder Gelegenheit treiben, was im ſechsten Gebote verboten iſt; aber dabei haben ſie ein gutes Herz, geben den Armen viel Almoſen, ſind recht dienſtgefällig und zuvorkommend und da meinen ſie, für dieſe guten Eigenſchaften, die ſie an ſich haben, ſollte ihnen Gott ihre Lieblingsſünden durchſchlüpfen laſſen! Ach, die Unglücklichen! Sie ſind ja im Stande der Ungnade, was hilft ſie da ein noch ſo bedeutendes Almoſen, was die allerbeſte Meinung? Der Drache, der in ihrem Herzen ſitzt, läßt ja keine gute Meinung, kein gutes Werk aufkommen. Es iſt allerdings möglich, daß ihnen Gott in gnädigem Hinblick auf dieſe guten Eigenſchaften noch die Gnade der Buße ſchenkt; aber daß einzelne wohlthätige Handlungen die göttliche Gerechtigkeit beſtechen könnten, daß ſie Gewohnheits- und Lieblingsſünden überſehen ſolle, das iſt eine Täuſchung ſonder Gleichen. O darum, Geliebte, bitte ich euch, trauet nicht dem liſtigen Betrüger, dem böſen Feinde! Er will euch glauben machen, man dürfe nur mit dem Munde eine gute Meinung herſagen und dann ein Almoſen geben, Meſſen leſen laſſen oder ſonſt eine gute Handlung üben und dann könne es nicht fehlen, daß zuletzt das Netz voll guter Werke werde; nein, nicht Jeder, der ruft: Herr! Herr! kommt in den Himmel, ſondern nur, wer den Willen Gottes thut. Darum weg zuerſt mit der Sünde durch eine reumüthige Beicht, tödtet zuerſt den Giftdrachen in euch, laſſet aufleben die Sonne der Gnade, damit der Winter weichen möge mit ſeinen ſchädlichen Reifen, mit ſeiner Verhärtung und Kälte. Dann erſt, wenn die Sonne der Gnade wieder in reinem Glanze leuchtet und der Stand der Gnade wieder der Zuſtand der reuigen Seele iſt, dann hilft eine gute Meinung, und dann verſäumet nicht, ſie auch täglich zu machen. Die Zeit hiezu iſt die Morgenſtunde, die erſte Zeit nach dem

Aufstehen, da muß die gute Meinung gemacht, da muß das ganze kommende Tagwerk Gott empfohlen, ihm aufgeopfert und mit dem bittern Leiden und Sterben, überhaupt mit den Verdiensten Jesu Christi vereinigt werden.

Aber da denken Viele von euch: In der Frühe hat man nicht Zeit, sich so mit dem Gebete und der Andacht zu befassen, da heißt es, schnell vom Lager auf und zur Arbeit hin, kaum daß man Zeit hat, ein Kreuz zu machen und einen Weihbrunnen zu nehmen. — Ich weiß es, meine Lieben, daß dieß so geht bei euch und so gewöhnlich ist, und das habe ich schon lange auf dem Herzen und kann deßhalb nicht umhin, es euch heute in aller Liebe zu sagen. Es ist das gemeinsame Gebet bei euch eingeführt, das weiß ich, und es ist dieß auch sehr schön und lobenswürdig. Ihr betet das Tischgebet miteinander und betet das Nachtgebet miteinander und an den Samstagen betet ihr Abends einen Rosenkranz zu Ehren Unser Lieben Frau; aber von einem gemeinsamen Morgengebet habe ich noch nichts bei euch gehört. Ich weiß wohl, ihr sagt: In aller Frühe stehen wir auf und Eins muß dorthin und ein Anderes dahin gehen und da kann man nicht gemeinsam beten; nun, das ist oft der Fall, das ist wahr, und da muß wohl der Knecht und die Magd das Morgengebet und die gute Meinung für sich allein beten; aber gebt Acht, in gar vielen Fällen seid ihr Alle beisammen auf der Wiese oder im Felde, z. B. zur Erntezeit und den ganzen Winter hindurch seid ihr im Stadel in aller Frühe schon beisammen; o wie schön und erbauend und rührend wäre es da, wenn ihr miteinander, bevor ihr die Sense oder Sichel ansetzet oder die Drischel zur Hand nehmet, zusammen das Kreuz machen, die Hände zum Himmel erheben und nun ein Vaterunser und die gute Meinung beten würdet! Da wäre nicht viel Zeit verloren und ihr hättet euer Tagwerk mit Gott angefangen und es ginge viel frischer und freudiger vorwärts und eine wunderbare Beruhigung und einen innern Frieden würdet ihr dabei empfinden. Vergesset das nicht, ihr Hausväter,

und geht da mit einem guten Beispiele voran; betet fleißig vor, das zieht dann die Dienstboten nach. Die Hausmutter freilich kann da nicht dabei sein, auch die Kinder nicht; aber die Mutter soll es ja nicht versäumen, wenn die Kinder aufgestanden und gewaschen sind, ihnen das Kreuz zu machen und mit ihnen gemeinsam den „Engel Gottes! Hüter mein," ꝛc. zu beten und so die Kinder auf sanfte Weise zur Andacht und zum Gebete zu gewöhnen.

Euch aber, ihr Dienstboten, möchte ich insbesonders ermahnt haben, ja das Morgengebet und die gute Meinung nicht zu vergessen. Ihr müßt euch das ganze Jahr hindurch plagen und schwere Arbeit verrichten und da bekommt ihr 20, 30, und wenn's hoch geht, 40 Gulden Lohn. Wenn ihr aber auch 100 fl. bekämet, so ist das nur ein zeitlicher Lohn und weiter nichts; würdet ihr nur wegen dieses Geldes da arbeiten, dann hättet ihr euren Lohn schon empfangen; zuletzt wenn ihr zehn oder zwanzig Jahre gedient hättet, und ihr würdet das Netz herausziehen, würdet ihr die Hände zusammenschlagen und schmerzvoll ausrufen: Ach, so haben wir denn Tag und Nacht hart arbeiten müssen und dennoch nichts gefangen! Für den Himmel müßt ihr arbeiten, nicht der elenden paar Gulden wegen; weil Gott es so haben will, weil er euch in diesen Stand gesetzt hat; sagt euch ja sein Apostel (Ephes. 6, 7.), wie ihr es machen müßt: „Dienet euren Vorgesetzten," sagt er, „als thätet ihres Gott und nicht den Menschen!" So versäumet denn nicht, ich bitte euch darum bei eurem Seelenheile, die gute Meinung in aller Frühe zu machen, das kostet euch kein Geld und keine Mühe; vergeßt nur aber auch nicht die andere Hauptsache, nämlich, daß ihr im Stande der Gnade seid. Da müssen nun das Fluchen und Schelten und die groben Reden und die Bekanntschaften und das theure Spielen und das Volltrinken, alle Streit- und Händelsucht unterbleiben; denn bei solchen Dingen kann man nicht in die Länge im Stande der Gnade bleiben. Nicht wahr, das sehet ihr ein und verstanden habt ihr mich auch?

Nun, so thut denn auch darnach in Gottes Namen und dann habt ihr später noch einen bessern Lohn zu erwarten, als eure 30 fl., oder was ihr habt. Wenn nämlich jene Stunde kommt, wo das Netz an's Land gezogen und untersucht werden wird, was ihr gefangen habt, da werdet ihr zu eurer Freude wahrnehmen, daß ihr, weil ihr stets im Namen Jesu und zu seiner Ehre das Netz eures Tagwerkes ausgeworfen, einen guten Fang gemacht habt, und dann wird es heißen: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über Weniges getreu gewesen bist, so will ich dich über Vieles setzen; geh ein in die Freude deines Herrn!“ Amen.

Predigt

auf

den fünften Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten, wer tödtet, wird des Gerichtes schuldig. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der sich über seinen Bruder erzürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raka! wird des Rathes schuldig sein; wer aber sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein." Matth. 5, 21 f.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Das Evangelium nimmt es streng, wie ihr so eben gehört habt. Nicht bloß der Todtschlag ist verboten, sondern auch Alles, was zum Todtschlag führt, wie z. B. Stichelreden, entehrende Schimpfnamen u. dergl. Raka heißt so viel als Taugenichts, Narr aber ist so viel als gottloser, verruchter Mensch. Wer seinem Mitbruder einen solchen schlechten Namen gibt, sagt der Herr, der ist so gut der ewigen Verdammniß schuldig, wie der, welcher Einen wirklich umbringt. — Wenn man solche Sachen liest, so möchte man meinen, es solle Einen

ein ordentlicher Schrecken befallen und Jeder würde ſich möglichſt hüten, ſich ſolche Dinge zu Schulden kommen zu laſſen, auf welche die ewige Verdammniß geſetzt iſt. Man ſollte meinen, Schimpfnamen, Streitigkeiten und Neckereien würden unterlaſſen werden, eingedenk des Wortes der ewigen Wahrheit, daß man ſeinem Mitmenſchen keine ſolchen Schimpfnamen geben, ihn überhaupt nicht reizen und zum Zorne bringen ſolle. Aber wie ſieht's da unter dem Landvolk aus? Was muß man da nicht Alles hören, was kann man da nicht Alles erleben? Was hört man da nicht für Schimpfnamen, was nicht für Spottnamen, welch rohe Ausdrücke, welch wahrhaft beſtialiſche Benennungen! Welche Titel geben nicht Eheleute einander, welch abſcheuliche Namen geben ſie oft nicht ihren größern und kleinern Kindern, welche Schimpfnamen ihren Dienſtboten, welch grobe Namen geben nicht ſchon die kleinſten Kinder, kaum ſie ein wenig lallen können, ihren Geſchwiſtern! — Aber das wäre noch das Wenigſte! Gewöhnlich geht es weiter! In den Wirthshäuſern wird zuerſt geſtichelt, dann geſchimpft, dann gerauft; auf den Feldern und Wieſen zerſchlagen ſich zwei Nachbarn, in jenem Hauſe, auf jenem Platze zanken ſich zwei Eheweiber oder ledige Perſonen, fallen ſich zuletzt wie Furien in die Haare und zerfleiſchen ſich mit den Nägeln und Zähnen. Andere, beſonders ſolche, die einen Hof oder etliche Grundſtücke zuzuſetzen haben, fangen alle Augenblicke Händel und Prozeſſe an. Ein ſchiefer Blick, ein beleidigendes Wort und ſie laufen zu Advokaten und Gerichten, und eher ſollte der ganze Hof verſtritten werden, bevor ein Haar breit nachgegeben wird. Und Jeder entſchuldigt ſich und wenn hundertmal von der Kanzel das Evangelium vom heutigen Sonntag verleſen wird, wenn hundertmal geſagt wird, Schimpfnamen und Stichreden ſind eine große Sünde, weil ſie zu Raufereien und Todtſchlag führen, wenn hundertmal geſagt wird, alle Streitereien und Neckereien ſollen unterbleiben, es geſchieht dennoch nicht — gerade iſt's, als wäre das gar keine Sünde. Da iſt es denn wohl der

Mühe werth, der Sache ein wenig besser auf den Grund zu sehen. Zu diesem Ende behandle ich

die Raufsucht der Ledigen im I. Theil;
die Prozessirsucht der Verheiratheten im II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Es ist eine schlimme Erscheinung, meine Lieben, daß man unter dem Landvolk so häufig von Raufereien hören kann. Es gibt manche Gegenden, ich könnte sie euch nennen — wo es unter den Bauernburschen fast zum guten Tone gehört, ein tüchtiger Raufbold zu sein. Es sind erschreckliche Instrumente, die sie gewöhnlich bei sich führen, namentlich wenn sie eine Tanzmusik besuchen. Stöcke, die man Prügel nennen kann, unten mit Blei eingegossen, oder mit eisernen Spitzen versehen, oder mit bleiernen Ringen umgeben, Raufringe, mit denen man sieben bis zwanzig Löcher auf Einen Schlag in den Kopf schlagen kann, deren Spitzen oft noch mit Widerhaken versehen sind, damit bei Zurückziehung des Ringes nach dem Schlage auch noch ganze Stücke Fleisch herausgerissen werden, Raufeisen zum Stechen und Schneiden, und zuletzt dann große Messer, — das sind die lieblichen Instrumente, die — Friedenspalmen, mit denen viele der jungen Bauernburschen ausgestattet sind, wenn sie an Sonn- und Festtagen Nachmittags ein Gasthaus zur Geselligkeit und Unterhaltung besuchen wollen. Man glaubt wirklich in eine Diebshöhle oder unter Banditen gerathen zu sein, wenn man das Unglück hat, gerade an einem solchen Tage in einem solchen Wirthshause, wo sie zusammenkommen, verweilen zu müssen. In letzterer Zeit ist es noch ärger geworden, das Messer reicht nimmer aus; jeder Bursche, der ein wenig als Raufer renommirt sein will, hat sein Terzerol oder Taschenpistol in der Brusttasche stecken und erscheint so in Gesellschaft. Die Polizei hat zwar strengstens verboten, die genannten Instrumente

bei ſich zu führen; allein es iſt ſchon geſchehen, daß Gerichtsdiener und Gendarmen ſolchen wilden Burſchen weichen oder das Leben laſſen mußten. Öfter beſtellen ſich ganze Parteien von ſolchen Raufbolden ſchon früher zuſammen, daß ſie bei der nächſten Kirchweih oder Tanzmuſik Dieſen oder Jenen, der ſchon lange ein Gegenſtand ihres Haſſes war, kalt machen wollen, wie ſie ſagen. Und ſo kommen ſie dann bei der verabredeten Gelegenheit zuſammen. An ihren wilden, lauernden Blicken erkennt man ſchon, was ſie im Schilde führen. Zuerſt geht es mit Stichreden an, um eine Veranlaſſung zu haben, mit Rohheiten und Neckereien aller Art, bis endlich ein förmliches Gemetzel beginnt, wobei gewöhnlich Einer todt auf dem Platze bleibt, Mehrere aber ſchrecklich verwundet oder verſtümmelt werden. Bei Vielen iſt es bereits ſo weit gekommen, daß ſie raufen, um zu raufen, daß ſie Händel ſuchen, weil ſie es ſchon gewohnt ſind. —

Seht, ſo macht es an vielen Orten die männliche Bauernjugend! Und das ſind dann chriſtliche Jünglinge, Schüler desjenigen, der geſagt hat: „Lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig von Herzen!“ Das ſind Bekenner der Religion der Liebe und des Friedens, das ſind Leute, die am fünften Sonntag nach Pfingſten in die Kirche gehen und da von der Kanzel oder vom Altare das Evangelium verleſen hören, welches heißt: „Wer zu ſeinem Bruder ſagt: Raka! wird des hohen Rathes ſchuldig, wer aber ſagt: Du Narr! wird des hölliſchen Feuers ſchuldig ſein.“ Vormittag hören ſie dieſe Rede und am Abende ſind ſie Raufbolde und Mörder; Vormittag hören ſie die Worte: Du ſollſt nicht tödten! und am Abende ſchießen ſie vielleicht ihrem eigenen Pfarrer zum Fenſter hinein, wie dieß nicht erſt einmal geſchehen iſt. Wildheit, o unbändige Rohheit! O Menſchheit im Gewande des reißenden Tigers! — Noch mehr! Dieſe Leute beichten zu Oſtern, empfangen die heilige Kommunion und — bleiben nachher die alten Raufbolde. Oft genug hat

man am heiligen Ostermontag von Raufereien und Todtschlägereien gehört! Es ist gerade, als wüßten sie nicht, was der Mund der ewigen Wahrheit gesagt hat: „Wenn du deine Gabe auf den Altar bringst, und dich daselbst erinnerst, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß deine Gabe dort vor dem Altare und geh' zuvor hin, versöhne dich mit deinem Bruder und dann erst komm und opfere deine Gabe!“ — Ja wohl wissen sie es, daß Feindschaft, Haß, Groll, Streit, Zank und Rauferei verboten ist; allein sie wollen einmal streiten und raufen, sie wollen einmal reißende Bestien sein, was kümmert die Wölfe das milde Wort des sanftmüthigen Lammes?!

O ihr Jünglinge unserer Pfarrei! Ihr Söhne und männlichen Dienstboten! ich bitte und beschwöre euch, lasset euch nicht zu Zank und Streit und Rauferei verleiten. Es ist keine Ehre dabei, nur Schande und Strafe! O lasset die Ehre, als Raufbold gefürchtet zu sein, den Wildlingen über! „Der Bösewicht sucht immer Händel,“ sagt die heilige Schrift, „aber ein grausamer Engel wird ihm geschickt“ (Sprichw. 17, 11.). Bewahret euren bisherigen guten Ruf! Dieweil ich unter euch bin, habe ich noch nie gehört, daß ein lediges Pfarrkind gerauft oder zugeschlagen hätte. Hütet euch auch in Zukunft vor allen diesen Verirrungen! Meidet solche Kameraden, von denen ihr wisset, daß sie gern zanken und streiten! Gehet ihnen aus dem Wege! Seid ihr in einem Wirthshaus, so laßt lieber euer Bier stehen und geht, wenn ihr merkt, daß es nicht mehr gut hergehe. Wo ihr aber abwehren könnt, da wehret ab! Vielen Nutzen, aber auch entsetzlich viel Unheil kann man bei solchen Gelegenheiten mit der Zunge stiften! Wehe denen, die das Feuer anblasen! Heil denen, die zu löschen suchen! „Ein jäher Streit zündet Feuer an,“ sagt die Schrift, „und ein übereilter Zank verursacht Blutvergießen. Bläsest du das Fünklein an, so brennt es als Feuer auf; spuckst du aber darauf, so löscht es aus: beides

kommt aus dem Munde" (Sirach 28, 18. 14). Unterlasset alles Stichelu und Hartreden, alles Hervorziehen der Fehler des Nächsten. Gewöhnt euch diese abscheuliche Untugend nicht an! Es muß Einen anekeln, wenn man einen Menschen beständig über seinen Nächsten schimpfen hört und seine Fehler auftischen sieht. Solche Menschen sind wie Geier und Raben, die nur allein stinkendes Aas riechen und diesem nachfliegen, für frisches Fleisch aber kein Gefühl haben. Häufig beginnen Streitigkeiten und Raufereien wegen Verleumdung und Ehrabschneidung. Also hütet euch vor allem spöttelnden Wesen! Euch wäre es auch nicht recht, und was du nicht willst, das man dir thue, thu auch du einem Andern nicht. Und was hättest du denn davon, wenn du deine Rache am Nächsten gekühlt und ihm auch das Messer im Leibe umgekehrt hättest? Wäre es dann besser? Läßt sich denn eine Beleidigung im Blute des Nächsten abwaschen? Und bist denn du Richter in deiner eigenen Sache? Darfst denn du dir mit der eigenen Faust Recht verschaffen? Hast du denn keinen Richter über dir? Wo käme denn da die Ordnung hin, wenn Jeder sich selber Genugthuung verschaffen dürfte? Mein ist die Rache, spricht Gott der Herr. — Aber, sagt da Einer, soll ich denn Alles leiden, alle Grobheiten einschlucken? soll ich mir denn Alles gefallen lassen? — Von dem ist keine Rede; bist du von Jemanden widerrechtlich, gröblich beleidigt, an deiner Ehre angetastet worden und die Umstände erfordern es, daß du dich vertheidigst, rechtfertigst, so weißt du deine gottgesetzte Obrigkeit zu finden. „Das Urtheil entscheidet die Streithändel," sagt die Schrift (Sprichw. 26, 10.). Bringt dir aber die Verleumdung, die Beschimpfung keinen Schaden, schimpft dich vielleicht ein Betrunkener oder Einer, von dem es besser ist, geschimpft als gelobt zu werden, so geh und denk: Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun. Laß dich mit einem solchen in keinen Streit ein; denn „wenn ein Weiser mit einem Thoren rechtet," sagt die Schrift, „so hat er keine

Ruhe, er mag zürnen oder lachen" (Sprüchw. 29, 9.). Einem Vernünftigen weicht euch ein Fuder Heu aus, sagt das Sprichwort, und das müßt ihr euch merken. Glaubt nicht, meine Lieben! daß man hinterher Streit- und Raufhändel durch allerhand gute Werke wieder gut machen kann. Nein, diese guten Werke helfen euch nichts, wenn ihr selber die rachgierige, zornige Gesinnung nicht lasset. So haben es die Juden auch gemacht; sie feindeten auch einander an und rauften miteinander, dabei fasteten sie aber und meinten, ihr Fasten sei Gott angenehm; aber Gott der Herr ließ ihnen durch seinen Propheten Isaias (58, 4.) sagen: „Siehe, zu Streit und Hader fastet ihr und schlaget gottlos zu mit der Faust! Fastet nicht so, wie bisher, damit euer Rufen erhört werde in der Höh'."

Nicht aber bloß zu euch, ihr Ledigen, nein, auch zu euch Verheiratheten möchte ich in dieser Beziehung reden. Auch euch, ihr Ehemänner und Eheweiber, möchte ich ermahnen, das heutige Evangelium wohl zu beherzigen; wie dieß aber geschehen soll, das erklärt mein

zweiter Theil.

Es fehlt unter den verheiratheten Leuten so wenig an Zank und Streit, als unter den Ledigen. Es ist nur eine andere Form, in der dieses zänkische Wesen erscheint; denn der Teufel hat seine eigenen Manieren, in denen er den verschiedenen Ständen beizukommen weiß; dieselbe Sünde nur in einer andern Form. Das Raufen im Wirthshause hat ein Ende, der verheirathete Landmann ist kein Raufbold mehr, der er als lediger Bursche war — nein, nun ist er ein Zänker geworden. Und nicht mehr Bauernbursche sind der Gegenstand seines Gezänkes, sondern — sein eigenes Weib. Macht das Weib einen Fehlgriff — es wird gestritten und gezankt; steht die Suppe nicht zur rechten Zeit auf dem Tische — es wird gestritten und gezankt; arbeitet das Weib nicht wie eine Magd — es wird gestritten und gezankt; erfüllt das

Weib nicht alle und jegliche Laune des Ehemannes — es wird gestritten und gezankt. Auch ist die alte Manier, wie der Ehemann als Bursche einst im Wirthshause gerauft hat, nicht verlernt; daher greift er nach Stuhl und Stecken und weiß auch seine Faust gegen das unglückliche Eheweib dergestalt zu handhaben, daß dieses oft mit Beulen und Wunden bedeckt und gerädbrecht am ganzen Leibe, Tage lang die Folgen der erlittenen Mißhandlung fühlend, einherwankt. — Umgekehrt ist es aber gar oft der Fall, daß das Weib vom Zankteufel besessen ist. Wehe dem Manne, der ein solches Weib hat! ihre Zunge wird nicht müde, Tag und Nacht zu greinen, zu belfern und zu zanken; darum sagt auch die Schrift (Sprichw. 19, 13.): „Eine beständige Dachtraufe ist ein zänkisches Weib.“ Es ist ein Vorgeschmack der Hölle, bei einem solchen Weibe sein zu müssen, und jeder Mann möchte sich wünschen, lieber, Gott weiß wo, als bei einem solchen Weibe zu sein. Darum sagt auch die Schrift: „Besser ist's, im Winkel des Daches sitzen, als bei einem zänkischen Weibe sein; besser ist's, in einer Wüste wohnen, als bei einem zänkischen und zornmüthigen Weibe“ (ebend. 21, 9 u. 19.). Bisweilen ereignet es sich auch, daß beide Ehetheile fortwährend zanken und streiten und raufen — fürwahr, eine unglückliche Ehe! Was dann noch das schlimmste bei solchen ehelichen Verhältnissen ist, ist dieß, daß keines die Schuld haben will; jeder Theil will Recht haben, jeder Theil meint, es geschehe ihm Unrecht und so wird natürlich nie Friede und Ruhe, Eines schimpft immer das Andere. Es geht da in Erfüllung, was der heilige Augustin sagt: „Welches Ende wird der Streit nehmen, wenn wir den Antworten immer wieder antworten zu müssen glauben?“*) und: „Wenn ich dir auf deine Schmähungen

*) S. Augustin. de civit. Dei, 2, 2.

mit Schmähungen antworten wollte, was wären wir dann anders, als zwei Schmähsüchtige?"*)

Doch, wir haben uns bisher bloß im Innern des Hauses umgesehen, schauen wir auch die Verhältnisse des Ehepaars zu der Nachbarschaft, zu der Umgebung an. — Was gibt's denn? heißt es auf einmal im ganzen Dorfe, brennt's etwa, daß die Leute so zusammen laufen? Nein, sagt Einer, es sind gerade die Nachbarsleute, die einander abschimpfen und abprügeln; das ist nichts Neues, das kann man von diesen Leuten öfter sehen. Bald sind es die Männer, bald die Weiber, die sich zuvor mit den abscheulichsten Schimpfnamen traktiren und dann einander wie Furien in die Haare fallen und durchprügeln. — Aber wo fehlt's denn? Handelt es sich etwa um 100 oder 1000 fl., um Haus und Hof oder um noch mehr? Nein, es ist nur ein kleiner Streifen Landes, ein sogenannter Rain, den der Nachbar zur Hälfte weggeackert hat, es ist nur eine Durchfahrt, ein Zaun, eine Henne, ein paar Tauben, um die es sich handelt. Das sind die wichtigen Dinge, um deren willen sie sich mit der Zunge und den Nägeln gegenseitig nach Kräften zerfleischen.

Noch mehr, denkt euch nur die schreckliche Beleidigung! Einer hat seinem Nachbarn einen Schimpfnamen gegeben, ihn einen schlechten Mann oder einen Lumpen geheißen, oder er hat ihm eine Peitsche entwendet oder eine Gans erschlagen, und jetzt ist die Sache anhängig bei Gericht und die Advokaten haben schon eine Signatur um die andere und eine theurer als die andere geschickt, und der Prozeß kostet jetzt schon dreimal mehr, als der ganze Bettel, um den es sich handelt, werth war, und es ist noch kein Absehens, wann der Streithandel zu Ende gehen werde. Was sagt ihr, meine Lieben! zu solchen Dingen? Oder übertreibe ich, ist es nicht wahr? Kenne ich ja doch selbst eine Gemeinde, die mit ihrem Pfarrer

*) S. August. contra Petil. 4, 1.

wegen einiger Laibe Brod, die ſie ihm alle Jahre gab, ſchon über 18 Jahre ſtreitet, und wer weiß, was ſie der Prozeß noch koſten wird und ob ſie ihn zuletzt nicht noch erſt verliert auch? Weiß ich ja doch ſelbſt Leute, die wegen jeder ſchiefen Rede, die ihnen Jemand gibt, ſogleich zu Gericht laufen und Hunderts und Tauſende als Genugthuung für die erlittene Beleidigung verlangen. Ja, Leute gibt es, die keine Ruhe haben, wenn ſie nicht prozeſſiren können, die ihr ganzes Einkommen, Haus und Hof durch ihre Prozeſſirſucht vergeuden. Nur ſtreiten, nur prozeſſiren, das iſt ihre Lebensluft, das ihr Element!

Glaubt ihr aber, meine Lieben! dieſe Prozeſſirer erkennen ihr Unrecht, ihre Sünde? O da würdet ihr euch irren! Was, ſagt der Prozeſſirer, ich hätte Unrecht? Ich ſoll mir Alles gefallen laſſen, ich Alles leiden? Gerade ſo entſchuldigt er ſich, wie der Raufbold, er will nicht Alles leiden, ſagt er. Was ſoll ich mir meinen Markſtein verrücken, was eine Durchfahrt mir gefallen laſſen? Was thut der Baum da, der früher nie da war? u. ſ. w. Und meine Ehre endlich gar ſollte ich mir antaſten, mich einen ſchlechten Mann ſchelten laſſen? Nein, das thue ich nimmermehr! Ich habe Recht, muß Recht bekommen, meine Prozeſſe ſind gerecht und Gerechtigkeit muß mir werden, und ſollte ich mit Haus und Hof darüber zu Grunde gehen. — So ſpricht der leidenſchaftliche Prozeſſirer, der einmal von dem Gedanken eingenommen iſt, daß er durchaus Recht habe.

Wenn ich einen ſolchen ſtreitſüchtigen Mann vor mir hätte, ſo würde ich alſo zu ihm reden: Guter Freund! Du haſt allerdings Recht, wenn du ſagſt, daß du es nicht zu leiden brauchſt, daß dir dein Markſtein verrückt und Holz geſtohlen oder gar deine Ehre angegriffen werde; deßwegen iſt die Obrigkeit da, deßwegen ſind die Rechtsbeiſtände, die Advokaten da, daß dir Schutz und Schirm werde, daß du und dein Eigenthum und deine Familie geſichert ſind; aber das Prozeſſiren, merk wohl auf, iſt der allerletzte Weg,

wenn sonst gar nichts mehr hilft. Bist du ein friedliebender, versöhnlicher Mann, dann wirst du um des lieben Friedens willen auch ein kleines Opfer bringen und nicht stark und steif auf dem Rechtsbuchstaben stehen bleiben; denn das höchste Recht kann gar oft das höchste Unrecht sein und ist es auch gar oft. Zum Exempel, ich habe einen Schuldner, der mir zur bestimmten Stunde das geliehene Geld zurückzahlen muß; die bestimmte Zeit kommt, aber er kann nicht zahlen. Nun habe ich das volle Recht, ihn zu verklagen, ihn auspfänden und ihm Haus und Hof verkaufen zu lassen. Beschnittene und unbeschnittene Juden thun dieß auch. Ist es aber auch billig, ist es christlich? Ist hier nicht das größte Recht das höchste Unrecht? Sieh, gerade so ist es bei dir der Fall. Man thut dir wehe, man fügt dir einen unbedeutenden Schaden zu; Jemand schimpft dich, der vielleicht betrunken ist oder es doch nicht so bös meint, du hast Streit wegen der Markſteine, aber von allem diesem bis zum Prozeß ist es noch weit. Du kannst dich mit deinem Gegner zuvor benehmen, mit ihm eine gütliche Ausgleichung zuvor versuchen; das kannst du thun, das sollst du thun; sieh, dieß gegenseitige Vernehmen, das Frieden sucht und Frieden will, gerne den Vergleich wirkt, so lang es ohne großen Nachtheil geschehen kann, dieß Benehmen und Vernehmen das ist der erste rechte Weg und dieser Weg liegt vom Prozeß noch weit weg. Rechtschaffene Leute, die den Frieden liebten, haben es zu allen Zeiten so gemacht. Daß es unter uns Menschen ohne Streit und Zank nicht ausgeht, das wissen wir leider. Aber man kann sich wieder vergleichen. Abraham und Loth waren fromme Männer, aber dennoch entstand einst Streit unter ihnen. Sie waren wohlhabende Gutsbesitzer und hatten viele Heerden. Da entstand, sagt die heilige Schrift, Zank zwischen den Hirten der Heerden Abrahams und Lothe. Deßhalb sprach Abraham zu Loth: „Lieber! laß keinen Zank sein zwischen mir und dir, zwischen meinem und deinem Hirten, denn wir sind Brüder“ (I. Mos.

12, 7. 8.). Das war eine schöne Rede; eine solche Rede wenn man heut zu Tage von unseren Prozessirern und Streitsüchtigen auch hören könnte! Laß keinen Streit sein zwischen mir und dir, soll es heißen; denn wir sind ja Brüder in Christo, der gesagt hat: Hat dein Bruder etwas gegen dich, so geh hin und versöhne dich mit deinem Bruder. Komm, wir wollen uns vergleichen auf gütlichem Wege, Einer den Andern nicht in Kosten stürzen, denn wir sind ja Christen! Aber sagt der Prozessirer je so? Ist er geneigt, einen gütlichen Vergleich einzugehen, nimmt er eine Abbitte an? Nein, streiten muß er, seinen Mitchristen um's Geld bringen, ihn in's Unglück stürzen, oder — sich selbst und die Seinen. O wer zählt sie Alle, die durch boshaftes Prozessiren schon sich und Andere unglücklich gemacht haben?! Möchte ja die heilige Schrift erlogen sein, wenn sie sagt: „Der abtrünnige Mensch sinnet mit boshaftem Herzen auf Unglück und stiftet Händel zu aller Zeit. Aber plötzlich wird sein Verderben kommen und geschwind wird er zermalmet werden, daß kein Heilmittel fürder für ihn sein wird" (Sprichw. 6, 14. 15.).

Wohlan denn, meine Lieben, so lasset uns hassen gründlich alles Prozessiren, so lange wie nur immer möglich! Ihr ledigen Leute, meidet das Prozessiren, d. h. das Streiten und Zanken mit eures Gleichen! Verabscheuet Alle, die Händel suchen, die Raufbolde und dergleichen Gelichter! Friede sei unter euch! Und auch ihr, ihr Eheleute, verabscheuet das Prozessiren! Hadert und streitet nicht mit einander Tage, Wochen und Jahre lang. „Schon das ist ein Fehler bei euch," sagt der Apostel, „daß ihr Streitigkeiten untereinander habt. Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht? Warum lasset ihr euch nicht lieber übervortheilen?" (I. Kor. 6, 7.) „Wenn Jemand meint, streiten zu müssen," sagt er wiederum, „so wisse er: wir haben eine solche Gewohnheit nicht, noch

auch überhaupt die Kirche Gottes" (I. Kor. 14, 33.). O möchtet ihr euch diese Worte recht zu Herzen nehmen, möchten dieß besonders Jene, die bisher von einem Gerichte zum andern in lauter Streithändeln laufen mußten!

Nochmal rufe ich euch mit dem Apostel zu: Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht? Ja, höret es, ihr streitsüchtigen, raufsüchtigen jungen Leute: Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht? Warum schiebt ihr eine Beleidigung nicht ein, warum begehrt ihr gleich auf, warum schlagt ihr gleich auf den Tisch hinein, warum hauet ihr gleich mit Stöcken und stechet mit Messern darein? Nochmal frage ich euch, ihr zanksüchtigen Eheleute, mit dem Apostel: Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht? Warum will jedes von euch, daß Alles nach seinem Kopfe gehe? Warum gar nichts übertragen, gar nicht nachgeben? Und ihr wollet Christen sein? Nochmal rufe ich auch euch, die ihr vom Prozessiren wie vom täglichen Brode lebt und öfter beim Advokaten und in der Gerichtsstube als zu Hause und bei euren Geschäften seid, mit dem Apostel zu: Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht, warum laßt ihr euch nicht lieber übervortheilen? Warum gleich zu Gericht laufen und hundert und tausend Gulden wegen einer kränkenden Rede verlangen? Warum nicht lieber etwas übertragen, warum sich nicht lieber übervortheilen lassen, wo es sich oft um eine Bagatelle, eine Kleinigkeit handelt? — Nun, in Gottes Namen, so folget denn einmal des Apostels Zuruf: Bedenket, daß ihr Christen seid! Von nun an sei der Prozeß das alleräußerste, allerletzte Mittel. Amen.

Predigt

auf

den sechsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Mich jammert des Volkes.“ Mark. 8, 2.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Mich jammert des Volkes, spricht der göttliche Brodvermehrer im heutigen Evangelium, und ist es nicht gerade, als hörten wir ihn alle Jahre so sprechen? Ja alle Jahre jammert ihn des Volkes, besonders in diesem Jahre, wo der Herr so reichlich eure Fluren und Felder gesegnet hat, wo ihr gerade im Einärnten begriffen seid. Ein hartes Jahr war das verflossene und die armen Leute insbesondere hatten viel Hunger zu leiden und schlechte Kost war ihre Nahrung. Kaum hatte oft eine arme Familie ein schwarzes Stück Brod und das war von der Art, daß es in der Suppe zu Boden sank. Da jammerte ihn des Volkes, je größer die Noth wurde, und nur noch wenige Tage und auch der Arme hat wieder zu leben, und Alles jauchzt und freut sich der dichtgefüllten Scheunen, die kaum allen Segen Gottes beherbergen können. So

macht der Herr alle Jahre die Wüste dieser Erde zum frohen Speisesaale und Millionen Dankgebete steigen ihm täglich zum Himmel empor. Besonders ist es dieses gesegnete Jahr, in welchem wir freudig mit dem königlichen Sänger zu dir, o Herr, emporrufen: „Du siehest nach der Erde und berauschest sie und machest sie überaus reich; Gottes Strom ist voll des Wassers, du richtest ihnen Speise; denn also ist die Einrichtung der Erde; du tränkest ihre Furchen, vermehrst ihr Gewächs an ihren Regentropfen ergötzt sie sich und sproßt, du segnest den Umlauf des Jahres mit deiner Güte und deine Felder werden voll Fettes. Es werden feiste die Triften der Wüste und mit Jubel gürten sich die Hügel. Es kleiden sich die Widder und Schafe und die Thäler haben Überfluß an Korn; Alles rufet und lobsinget“ (Ps. 64, 7—14.). Ja, Herr, in unendlicher Liebe hast du dich des Volkes erbarmt. Aller Augen haben sehnsüchtig auf dich geschaut und sieh da, du thust auf deine Hand und sättigest alles Lebendige mit Segen. So sorgst du väterlich für den Armen, es jammert dich fortwährend des Volkes.

Da nun Gott sich so sehr der Armen erbarmt, sich des Volkes so liebevoll annimmt, sollte man nicht mit Recht erwarten, daß ihm Alles danken würde? Sollten nicht auch wir Alle barmherzig sein gegen den Armen, den Nothleidenden? Sollten wir nicht von unserm Geld und Gut einen rechten, wohlthätigen Gebrauch machen? Und doch geschieht es nicht, doch gibt es Menschen, die sich des Volkes nicht erbarmen, die trotz ihres Überflusses das Volk noch aussaugen; Leute gibt es, welche die zeitlichen Güter, die ihnen Gott geschenkt hat, nicht zur Wohlthätigkeit, sondern zur Unterdrückung des Volkes verwenden.

Wisset ihr wohl, wie man jene Leute heißt, die diese Unterdrückung bewerkstelligen? Diese saubern Leute heißt man Wucherer, und von diesen will ich heute reden.

Wer iſt ein Wucherer? I. Theil; und was will der Wucherer? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Der Handelsmann, der durch glückliche Spekulationen mit verſchiedenen Waaren ſich ein anſehnliches Vermögen erwirbt, iſt noch kein Wucherer. Wenn ein reicher Kaufmann ein Schiff ausrüſtet und fährt damit nach Indien und bepackt es mit koſtbaren Waaren, z. B. Seidenzeugen, Gewürzen und Spezereien, und kommt glücklich nach Hauſe und gewinnt ſich zu Hauſe durch theuren Verkauf dieſer Waaren eine Million, ſo iſt er kein Wucherer. So iſt auch derjenige, welcher in fruchtbaren Jahren mit Getreide handelt, ſei es nun im Inlande oder in's Ausland, kein Wucherer, es iſt das Geſchäft, was er treibt, eben nur eine Handelſchaft, wie jede andere. Wer Pferde, Kühe und anderes Vieh zuſammenkauft und verhandelt, der iſt ebenfalls kein Wucherer. Was er ſich da gewinnt, iſt, wenn er anders nicht ſchlechte Waare als gute anpreiſt, kein Wucher, ſondern erlaubter Profit, gerechter Verdienſt. So iſt auch derjenige, welcher Geld bis zu fünf Prozenten ausleiht, kein Wucherer; denn es ſind dieß Zinſen, die vor geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit erlaubt und angenommen ſind. So werden Kirchengelder in der Regel zu vier Prozenten ausgeliehen und keinem Menſchen wird es einfallen, die Kirchenſtiftungen deßwegen des Wuchers zu beſchuldigen. Es liegt ja auch ganz in der Natur der Sache, daß der Geldverleiher einen Nutzen davon haben darf; es kann ja auch der, dem das Geld geliehen wird, damit gewinnen, z. B. kann ich 10,000 Gulden, die mir zu drei Prozent geliehen werden, zu 5 Prozent vielleicht ausleihen. Alſo alles das iſt noch kein Wucher weder in Getreide-, noch in Geldgeſchäften, und wer ſich mit derlei befaßt, iſt noch kein Wucherer. Darum ſeid auch ihr Landleute keine Wucherer, ſo lange ihr in geſegneten Jahren euer Getreide zuſammen-

sparet, bessere Preise abwartet oder Getreidhandel in's Große treibet; auch seid ihr keine Wucherer, wenn ihr Geld auf fünf Prozente ausleihet.

Aber gebt jetzt Acht! Die Sache wird ganz anders, wie die Zeiten und Verhältnisse anders werden. Es trifft sich z. B. der Fall, daß in einem Jahre Mißwachs ist oder ein Totalschauer ganze Striche ruinirt hat. Da fangen nun die Getreidpreise zu steigen an; allgemein heißt es und man kann dieß auch leicht muthmaßen, daß die Getreidpreise eine Höhe bekommen, die für die Mittelklasse und ihr Einkommen fast kaum mehr zu erreichen ist. Jetzt fährt der Geldteufel in dich und du sagst: Ich gebe jetzt kein Schäffel Getreide her, es hat den rechten Preis noch nicht, es muß noch theurer werden. Da kommt ein Armer zu dir, dem reichen, wohlhabenden Bauern, bei dem er Getreide in Menge vermuthen muß, und bittet dich um des Himmels willen, ihm doch ein paar Schäffel Korn zu geben, damit er mit seiner Familie nicht verhungern müsse und doch ausbauen könne. Er hat das Geld auf der Hand — du aber sagst, du hast kein Körnlein Getreid, langst selber kaum aus und weisest ihn fort. Weißt du, wer du bist? — Ein Wucherer. Von solchen Leuten sagt die Schrift: „Wer Korn verbirgt, wird verflucht unter dem Volke; aber Segen kommt auf das Haupt der Verkäufer" (Sprichw. 11, 26.).

Oder du machst es so und kaufest in theurer Zeit alle Getreidvorräthe auf, die du nur immer bekommen kannst, du bist vielleicht so ein Zwischen- oder Unterhändler, der auf der Straße vor dem Stadtthore draußen schon wartet und das Getreide gar nicht auf die Schranne kommen läßt, und auf diese Weise die Getreidpreise hinauftreibt — weißt du, wer du bist? — Ein Wucherer, ein Kornjude bist du, wenn du gleich getauft bist. Mit Einem Worte: Jeder, der in theurer Zeit die nothwendigen Lebensmittel, die er entbehren kann, nicht verkauft, sondern immer höhern Preis abwartet, Jeder, der dergleichen Vorräthe zusammenkauft, auf diese Weise

die Getreidpreiſe hinauftreibt auf Koſten des Volkes und ſeine zuſammengekauften Vorräthe in's Ausland liefert, während man ſie im eigenen Lande dringend nöthig hätte, oder ſie nur zu den höchſten Preiſen im Inlande verkauft — iſt ein Wucherer.

Doch das iſt erſt der Kornwucherer; es gibt aber auch noch Andere, meine Lieben, vor denen euch Gott gleichfalls gnädig behüten möge. Es gibt nämlich Leute, die für hohe Intereſſen Andern Geld leihen. Fünf Prozente genügen ihnen nicht, nein, ſie verlangen zehn, zwanzig und noch mehr. Unlängſt wollte ein Mann Geld aufnehmen und wendete ſich deßhalb an einen Advokaten. Dieſer aber bedeutete dem Manne, fünfzehn Gulden Intereſſe ſei jetzt ſo die gewöhnliche Summe, wenn man ein Geſchäft machen wolle. In neueſter Zeit aber macht man es noch ſchlauer. Wenn Einer Geld braucht, und will es zu vier Gulden Intereſſe, ſo ſagt der Geldverleiher: Ja, recht gern, ich gebe dir da 1000 fl. zu vier Prozent, aber du mußt mir in die Hypothek eintragen laſſen, daß du ſtatt 1000 fl. von mir 1500 fl. bekommen haſt. Iſt nun der Schuldner ſo einfältig und läßt ſich hintergehen, ſo muß er zur Zeit der Aufkündigung 1500 fl. zurückzahlen, während er doch nur 1000 fl. erhalten hat. Wiſſet ihr, was ein ſolcher Geldverleiher iſt? Ein ſolcher Geldverleiher iſt weiter nichts, als ein Geldjude, ein Wucherer.

Ferner gibt es eine andere Gattung Wucherer, die man Güterzertrümmerer oder Kipperer nennt. Dieſe kaufen Häuſer und Höfe, zerſtückeln ſie in mehrere Theile und ſuchen zum Schaden anderer Leute auf dieſe Weiſe Geld zu gewinnen. — Das ſind nun die gewöhnlichſten Wucherer. Es ließe ſich ihre Zahl noch um ein gut Theil vermehren, denn es iſt unglaublich, wie ſehr der Wuchergeiſt in allen Zweigen des Handels und Geſchäftslebens eingeriſſen hat.

Und doch, das, meine Lieben, iſt ſehr merkwürdig, will Niemand ein Wucherer ſein! Verſuch es einmal Einer, und ſage zu einem Wucherer: Du biſt ein Wucherer, ſo wird er

sehen, wie sich dieser mit Händen und Füßen gegen eine solche Zumuthung sträubt. Jeder fühlt ja das Abscheuliche dieses Geschäftes, die Unredlichkeit und Verworfenheit desselben, Jeder sucht daher dasselbe zu bemänteln, so viel es möglich ist. Wie sich der Teufel in einen Engel des Lichtes verwandelt, wo es ihm nöthig scheint, so hängt auch das Laster einen schönen Mantel um, um seine Schande zu verdecken und sich beliebt zu machen. Hoffart heißt jetzt Menschenwürde, schmutzige Gewinnsucht und Geldgier nennt man Industrie, seine Lüsternheit und Unzucht sind beliebt als Galanterie, liederliche Weibspersonen heißen Töchter der Freude und privilegirte Pflastertreter und Müßiggänger heißen Lebemänner und Löwen des Tages. Kein Wunder, wenn auch der Wucher, namentlich der feinere, der Geldwucher, in einen modernen Rock gekleidet einhergeht und viele Verehrer findet. Spekulationsgeist, Handelsgenie, ein unternehmender, geschäftsgewandter Kopf, der sein Vermögen in kürzester Zeit bedeutend zu vermehren versteht, das und andere ähnliche Ausdrücke sind es, die, in's Altdeutsche übersetzt, weiter nichts als Wucherer heißen. Hinter diesen stelzfüßigen Wörtern ahnt man gar nichts Schlimmes, vielmehr etwas Großes, und darum lassen sich so Viele auch davon berücken. Und doch ist es nichts Anderes als der langfingerige Wucherer, der seine habgierigen Knochen hinter diesem seidenen Vorhange hervorstreckt. Ja, ein Genie ist oft der Wucherer, Spekulationsgeist läßt sich ihm nicht absprechen, viel unternehmend und gewandt in Geld- und Handelsgeschäften, aber — wozu denn? Was will denn der Wucherer? Um das müssen wir doch noch fragen im

zweiten Theil.

Menschen, die in allerlei Händel verwickelt, von ihren Gläubigern gepreßt und in großer Noth sind, ist nichts angenehmer und erwünschter, als wenn sie Jemand finden, der ihnen, sei es auch für sehr hohe Zinsen, Geld, Getreide und

andere Dinge leicht. Sie glauben von ihm eine Wohlthat empfangen zu haben, und nennen ihn auch ihren Gutthäter. Dieſe gute Meinung der Schuldner kommt denn dem Wucherer ſehr gut zu Statten; denn dadurch wird es ihm um ſo leichter, ſich ſelber das Anſehen zu geben, als wäre er ein menſchenfreundlicher, gütiger Wohlthäter. Er nennt ſich auch wirklich ſo und behauptet, daß nicht Gewinnſucht, ſondern Liebe ihn bewege, Andern etwas zu leihen. Allein reißen wir dem Wolf den Schafpelz herunter! Was will denn der Wucherer eigentlich? Nichts anders will er, als das Geld ſeines Schuldners, und wenn er ihn von Haus und Hof jagen kann, thut er's auch. Wie ein Blutigel ſaugt er an dem Blute ſeines Schuldners. Bald fordert er Geſchenke, bald will er den jährlichen Zins, ein andermal will er eine gewiſſe Geldſorte. Er macht es, wie der Knecht im Evangelium mit ſeinem Mitknechte: Er ergriff ihn, würgte ihn und ſprach: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Gerade ſo macht es der Wucherer mit ſeinem Schuldner. So oft er Einen in ſeine Klauen bekommen hat, da hört man nichts Anderes mehr, als: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Der Schuldner bittet demüthig und traurig: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen; aber der Wucherer antwortet: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Der Schuldner ſeufzt und fleht, der Wucherer möge ſich doch ſeines Weibes und ſeiner Kinder erbarmen, die im größten Elende leben; aber der Wucherer verſetzt: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Der Schuldner, der ſich nimmer zu rathen und zu helfen weiß, ſtellt ſeinem hartherzigen Gläubiger vor, wie die Zeiten ſo hart ſeien und das Geld ſo rar, er könne unmöglich jetzt eines haben; aber der Wucherer weiß keine andere Antwort, als: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Er mag wollen oder nicht, er mag können oder nicht, er muß zahlen; der Wucherer weiß ſchon Mittel und Wege, ſein Geld und den Wucher obendrein zu bekommen. Der Schuldner wird eingeklagt, es kommt das Gericht und pfändet ihn aus und jagt ihn von Haus und Hof. Dabei

jammert aber der Wucherer noch obendrein und beklagt sich über den Schuldner, den er vom Hause gejagt; das Alles, sagt er, reicht nicht hin, ihn zu bezahlen; es geschehe ihm Unrecht, behauptet er, denn er müsse für das Geld, das er willig hergegeben habe, ein Grundstück annehmen, das ihm nichts helfe.

Seht da, meine Lieben, den saubern Gutthäter, den gütigen Menschenfreund! Der Wucherer scheint zwar auf den ersten Augenblick Andern das Seinige zu geben: allein näher besehen, gibt er es ihnen nicht, sondern nimmt Andern das Ihrige weg. Kein Wunder ist es unter solchen Umständen, wenn dem gepreßten Gläubiger der Wucherer bei Tag und Nacht wie ein quälender Höllengeist zur Seite steht, besonders wenn die Verfallzeit der Zinsen herbeikommt. Schon der heilige Basilius der Große schildert das Elend des Schuldners in dieser Weise, wenn er sagt: „Wenn das Geld allmählig dahinschwindet und die vorrückende Zeit die Zinsenzahlung für ihn herbeiführt, so bringen ihm die Nächte keine Ruhe, der Tag ist für ihn nicht heiter, die Sonne nicht angenehm, sondern er findet Überdruß am Leben, er haßt die zum Ziele eilenden Tage, er fürchtet die Monate als die Väter der Zinsen. Schläft er, so hat er einen schlimmen Traum, er sieht nämlich den Wucherer neben seinem Haupte stehen“ *). Ist nun der Wucherer ein solcher Plagegeist, dann ist leicht denkbar, daß das geliehene Kapital des Wucherers nicht wohlthätig, sondern zerstörend auf die Verhältnisse des Schuldners wirke; denn es ist eben keine Wohlthat, sondern nur fressendes Gift. Dergleichen anscheinend so glänzende Wohlthaten der Wucherer legt der heilige Bernhardin sehr schön aus, wenn er sagt, daß Alles, was ein Wucherer ausleiht, Zähne zu haben und damit an dem Vermögen dessen, der etwas von einem Wucherer

*) S. Basil. hom. 2. in Ps. 14.

andere Dinge leiht. Sie glauben von ihm eine Wohlthat empfangen zu haben, und nennen ihn auch ihren Gutthäter. Dieſe gute Meinung der Schuldner kommt denn dem Wucherer ſehr gut zu Statten; denn dadurch wird es ihm um ſo leichter, ſich ſelber das Anſehen zu geben, als wäre er ein menſchenfreundlicher, gütiger Wohlthäter. Er nennt ſich auch wirklich ſo und behauptet, daß nicht Gewinnſucht, ſondern Liebe ihn bewege, Andern etwas zu leihen. Allein reißen wir dem Wolf den Schafpelz herunter! Was will denn der Wucherer eigentlich? Nichts anders will er, als das Geld ſeines Schuldners, und wenn er ihn von Haus und Hof jagen kann, thut er's auch. Wie ein Blutigel ſaugt er an dem Blute ſeines Schuldners. Bald fordert er Geſchenke, bald will er den jährlichen Zins, ein andermal will er eine gewiſſe Geldſorte. Er macht es, wie der Knecht im Evangelium mit ſeinem Mitknechte: Er ergriff ihn, würgte ihn und ſprach: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Gerade ſo macht es der Wucherer mit ſeinem Schuldner. So oft er Einen in ſeine Klauen bekommen hat, da hört man nichts Anderes mehr, als: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Der Schuldner bittet demüthig und traurig: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen; aber der Wucherer antwortet: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Der Schuldner ſeufzt und fleht, der Wucherer möge ſich doch ſeines Weibes und ſeiner Kinder erbarmen, die im größten Elende leben; aber der Wucherer verſetzt: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Der Schuldner, der ſich nimmer zu rathen und zu helfen weiß, ſtellt ſeinem hartherzigen Gläubiger vor, wie die Zeiten ſo hart ſeien und das Geld ſo rar, er könne unmöglich jetzt eines haben; aber der Wucherer weiß keine andere Antwort, als: Zahle mir, was du mir ſchuldig biſt. Er mag wollen oder nicht, er mag können oder nicht, er muß zahlen; der Wucherer weiß ſchon Mittel und Wege, ſein Geld und den Wucher obendrein zu bekommen. Der Schuldner wird eingeklagt, es kommt das Gericht und pfändet ihn aus und jagt ihn von Haus und Hof. Dabei

jammert aber der Wucherer noch obendrein und beklagt sich über den Schuldner, den er vom Hause gejagt; das Alles, sagt er, reicht nicht hin, ihn zu bezahlen; es geschehe ihm Unrecht, behauptet er, denn er müsse für das Geld, das er willig hergegeben habe, ein Grundstück annehmen, das ihm nichts helfe.

Seht da, meine Lieben, den saubern Gutthäter, den gütigen Menschenfreund! Der Wucherer scheint zwar auf den ersten Augenblick Andern das Seinige zu geben: allein näher besehen, gibt er es ihnen nicht, sondern nimmt Andern das Ihrige weg. Kein Wunder ist es unter solchen Umständen, wenn dem gepreßten Gläubiger der Wucherer bei Tag und Nacht wie ein quälender Höllengeist zur Seite steht, besonders wenn die Verfallzeit der Zinsen herbeikommt. Schon der heilige Basilius der Große schildert das Elend des Schuldners in dieser Weise, wenn er sagt: „Wenn das Geld allmählig dahinschwindet und die vorrückende Zeit die Zinsenzahlung für ihn herbeiführt, so bringen ihm die Nächte keine Ruhe, der Tag ist für ihn nicht heiter, die Sonne nicht angenehm, sondern er findet Überdruß am Leben, er haßt die zum Ziele eilenden Tage, er fürchtet die Monate als die Väter der Zinsen. Schläft er, so hat er einen schlimmen Traum, er sieht nämlich den Wucherer neben seinem Haupte stehen“ *). Ist nun der Wucherer ein solcher Plagegeist, dann ist leicht denkbar, daß das geliehene Kapital des Wucherers nicht wohlthätig, sondern zerstörend auf die Verhältnisse des Schuldners wirke; denn es ist eben keine Wohlthat, sondern nur fressendes Gift. Dergleichen anscheinend so glänzende Wohlthaten der Wucherer legt der heilige Bernhardin sehr schön aus, wenn er sagt, daß Alles, was ein Wucherer ausleiht, Zähne zu haben und damit an dem Vermögen dessen, der etwas von einem Wucherer

*) S. Basil. hom. 2. in Ps. 14.

auch ein Wucherer, der einem Dürftigen Geld leiht, dem Scheine nach sein Freund, in der That aber ein Verräther, der seine Noth nicht erleichtert, sondern vermehrt. Der Wucherer scheint in der Noth zu helfen, in der That aber setzt er ihn in noch größere Noth. Der Wucherer ist ein Judas, der an seinen Anverwandten und Freunden zum Verräther wird. Öfter sieht ein Wucherer, daß sein eigener leiblicher Bruder oder sein Verwandter ein schönes Haus, einen Garten oder sonst ein Eigenthum hat, das ihn in die Augen sticht. Da bemüht er sich, seinem Verwandten durch ein Darleihen zu helfen. Der Vertrag wird geschlossen. Er läßt die Zinsen nach und nach anwachsen, bis er sieht, daß sein Bruder die Schuld nicht mehr abtragen kann. Alsdann ergreift er die Gelegenheit, trifft heimliche Vorkehrungen, nimmt die Gerechtigkeit zum Deckmantel, setzt sich gerichtlich in den Besitz des Hauses und raubt so ganz unvermerkt das Gut seines Bruders. Den Reichen räth der Wucherer, sie sollen sich dem Spielen ergeben, große Gastereien halten, prächtiges Hausgeräthe anschaffen, bei ihm fänden sie immer die nöthige Hülfe; sie sollen nur kommen, sein ganzes Vermögen stehe ihnen zu Gebote. Den Armen macht er es eben so. Haben sie eine Wiese oder einen Acker, wollen sie etwas unternehmen, wozu sie Geld brauchen, gleich ist der Wucherer bei der Hand und bietet Geld an. Allein bald darauf gehört das Vermögen des Reichen sein, so wie das Grundstück des Armen.

Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn man hört, daß Dieser und Jener nach und nach ein reicher Mann geworden sei. Wenn man anderer Leute Vermögen stiehlt, kann man freilich reich werden. Und sieh da, der Wucherer will noch religiös sein und einen christlichen Anstrich sich geben! Er geht in die Kirche, läßt Messen lesen, hat den Rosenkranz in der Hand, gibt ein Almosen und auf diese Weise will er sogar — in den Himmel kommen. Das wäre freilich so eine ganz gemächliche Manier, selig zu werden. Aber so spricht Gott der Herr beim Propheten Ezechiel (18, 13.): „Wer auf

Wucher leiht und über Gebühr nimmt, sollte dieser leben? Nein, er soll nicht leben, weil er alle diese abscheulichen Dinge begangen hat. Er soll des Todes sterben."

Hast du dieses schreckliche Wort schon gehört, Wucherer? Jetzt hörst du es vielleicht nicht, dein Herz ist verhärtet von dem vielen Erze, von den Gütern der Erde, die du in demselben aufgehäuft hast. Aber es kommt eine Zeit, wo du hören wirst. Vielleicht hörst du auf dieser Welt nicht mehr, selbst in der Todesstunde nicht, die Gnadensonne dringt nimmer durch dein verhärtetes Herz. Wehe, wehe! Wie wirst du erschrecken, wenn die verfluchte Seele umsonst an der Thüre des Himmels Einlaß begehrt, wenn das Geheul der Wittwen und Waisen dich an deine himmelschreienden Ungerechtigkeiten erinnert, wenn sich die erwucherten Summen wie Bleigewichte mit Zentnerschwere an dich hängen und dich zum Abgrunde der Hölle niederziehen!

O Geliebte! ich bitte euch bei dem Wohle eurer unsterblichen Seelen! treibet keine Wuchergeschäfte! Denket an das schreckliche Ende des Wucherers! das allein kann euch retten! Die Landleute haben oft so viele Gelegenheiten, so viele Versuchungen zum Wucher und leider widerstehen sie der reizenden Wucherschlange nicht immer. O mustert euer Geld, ihr, die ihr euch je bei solch abscheulichem Geschäfte betheiligt habt! Blutgeld ist es, der Schweiß der Armen, der Wittwen und Waisen, der zum Himmel schreit. Fort mit diesem Geld! Gebt zurück, was ihr an ungerechtem Wuchergute besitzet, sonst habt ihr an diesem Gelde die erste Hypothek auf einen Platz in der Hölle! Diebe und Räuber werden das Reich Gottes nicht erlangen, und was ist denn der Wucherer anders, als ein Dieb, und sollte er ein Graf oder Baron sein und Kreuze und Ordenssterne an seiner Brust glänzen. Ja, wenn nur der Wucherer auch etwas hätte von seinem Gelde, wenn er es nur mitnehmen könnte in die andere Welt, wenn er sich nur vom ungerechten Mammon Freunde machen möchte

dein Gott, dich segne in jeglichem deiner Werke“ (V. Mos. 23, 19. 20.). Darum tadelte auch der Prophet Nehemias es, als ein Israelite vom andern für das Geliehene Zins forderte: „Wollt ihr Wucher fordern, ein Bruder vom andern?“ fragte er sie. Wer aber dem Nächsten leiht für die erlaubten Zinsen, der thut nicht unrecht; jedoch jenes ist besser. Und so möget ihr denn recht und christlich handeln in euren Geschäften, fern von allem Wuchergeiste; damit am Ende eures Lebens an Jedem aus euch in Erfüllung gehen möge, was beim Propheten Jeremias (15, 10. 11.) geschrieben steht: „Ich habe nicht auf Wucher geliehen, noch gewonnen von Jemand und doch fluchen mir Alle. Und der Herr sprach: Wahrlich, dein Ende wird gut sein, ich will dir zu Hülfe kommen in der Zeit der Drangsale.“ Amen.

Predigt

auf

den siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern einhergehen, inwendig aber reissende Wölfe sind.“ Matth. 7, 15.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Es gibt verschiedene falsche Propheten, die in Schafskleidern einhergehen, inwendig aber reißende Wölfe sind. Die Einen suchen den Glauben zu verderben, die Andern die Sitten. An beiden war nie ein Mangel. So lange unsere heilige katholische Kirche besteht, hat es nicht an solchen gefehlt, die sich gegen sie auflehnten und sie verfolgten. Dieß thaten sie aber mit dem Schafspelz angethan und ihre Wolfsnatur so viel wie möglich versteckend. Sie traten nämlich auf mit glatter Zunge, behaupteten, es sei der wahre Glaube in der Kirche zu Grunde gegangen und verschiedene Irrthümer eingerissen; diese zu beseitigen und den wahren Glauben in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen, seien sie von Gott berufen worden.

Allein das war nur ein schöner Aushängeschild, hinter dem sie ihr Treiben hätten verbergen mögen; jedoch erkannte man sie nur zu bald an ihren Früchten; sie zerrissen nämlich die Einheit der Kirche, bewarfen sie, ihre Mutter, die sie geboren und großgezogen hatte, mit Koth und Unrath und verführten die Leute, statt sie zu bessern Sitten zu ermuntern, zur Sittenlosigkeit. Solche Leute, Geliebte, die als Wölfe in Schafspelzen einhergingen, hat es schon genug gegeben und auch unsere Tage haben wieder ein solches Gezücht hervorgetrieben. Vor drei Jahren fiel es nämlich einigen katholischen Kaplänen ein, der kathvlischen Kirche den Gehorsam aufzukünden, und unter dem Vorwande, als sei sie verdorben, gelang es ihnen, Viele zum Abfalle von der katholischen Kirche zu bringen. Allein bald gingen den Leuten die Augen auf, man erkannte den Baum sogleich an seinen Früchten und den Wölfen ist nunmehr der Schafspelz heruntergerissen.

Von diesen Leuten, die man Sektenstifter und Irrlehrer nennt, will ich nicht zu euch reden; denn wir in unserm Bayerlande haben nichts von ihnen zu befürchten; ich wollte nur im Vorbeigehen davon reden, weil ihr wahrscheinlich in der Stadt schon allerlei davon gehört oder in den Zeitungen gelesen habt.

Ausführlicher aber will ich mich über die falschen Propheten der zweiten Gattung verbreiten, über jene nämlich, die die Unschuld zu verführen und gute Sitten zu untergraben suchen. Wie die Irrlehrer, gehen auch sie in Schafskleidern einher, sind aber reißende Wölfe.

Aber wo sind sie denn diese Lügenpropheten? Das müssen wir ja doch wissen, daß wir uns vor ihnen in Acht nehmen können. Wird uns ja im heutigen Evangelium gar so dringend zugerufen: Hütet euch vor den falschen Propheten! Diese Frage ist es nun, die ich euch in der heutigen Predigt beantworten möchte. Ich sage demnach:

Die falschen Propheten sind einmal in uns selbst, I. Theil; dann aber auch außerhalb unser, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Wer sollte das glauben, Geliebte, daß wir die falschen Propheten in uns selber hätten, daß wir den Wolf mit der Lammskleidung im eigenen Hause beherbergten? Und doch ist es so. Ihr mögt euch einen Stand, ein Alter, ein Geschlecht denken, welches ihr wollt, der Wolf im Schafskleide ist ihm beigegeben. Dieser Wolf hat sich in's Paradies geschlichen und von da in das Herz unserer Stammeltern, und seit dieser Zeit hat er als unzertrennlicher Begleiter dem ganzen verderbten Menschengeschlechte von jeher lauernd und blutlechzend zur Seite gestanden. Es ist dieß die Eigenliebe, die Selbstsucht, die Lüge und Beschönigung, die in uns wohnt und uns unaufhörlich zur Sünde verleitet. Ich will euch diesen Wolf im Schafspelze näher zeichnen, wie er unter den Landleuten sich zeigt. Du hast z. B. eine Handelschaft mit Pferden; da hast du ein Pferd, das du unlängst gekauft hast und bist angeführt worden; das ärgert dich nun gewaltig und du sinnst darauf, wie du das fehlerhafte Pferd wieder anbringen kannst. Es kommt ein Pferdemarkt und da gedenkst du des schlechten Gaules los zu werden. Wie du so am Wege dahingehst, da klopft es inwendig in deinem Herzen. Da bleibst du stehen und da redet es inwendig mit dir und sagt: Hör' du, ist das aber auch recht, was du vorhast? Darfst du denn deinen Nächsten anführen? Darfst du ihm den Fehler des Pferdes verheimlichen, den er gar nicht kennen kann, wenn du ihm denselben nicht entdeckst? Darfst du dein schlechtes Pferd für ein gutes verkaufen und den Preis verlangen wie für ein gutes? — Wie diese Stimme deines Gewissens so mit dir redet und du darüber nachsinnst und es dir klar einleuchtet, daß die Stimme Recht hat, und das, was du zu thun im Begriffe stehst, nicht recht ist: da hörst du eine zweite Stimme in dir, die also spricht: Ei, das ist so arg nicht, mach dir nicht so viele Skrupeln! Bist ja du

auch angeführt worden, warum sollst du Andere nicht wieder anführen dürfen! Und was sollst du einen Schaden leiden? Wenn der Käufer den Fehler nicht kennt, ist's ja seine Schuld, da kannst du nichts dafür! — So redet diese Stimme in deinem Innern und das gefällt dir, du gehst weiter und denkst: Wird so weit nicht gefehlt sein; verkaufst dein schlechtes Pferd für ein gutes, und lachst in die Faust, daß du Einen hast anführen können, und gehst wohlgemuth mit der hübschen Summe nach Hause, nicht bedenkend, daß vielleicht der größte Theil davon ungerechtes Gut ist. Nun frage ich dich: Weißt du, wer diese Stimme war, die also verführerisch zu dir sprach und dich wirklich auch zur Sünde verleitete? Sieh, das war der falsche Prophet, der Wolf im Schafskleide, der in deinem Herzen sitzt, die Beschönigung und Habgier. So geht's dem Bauersmann oft beim Felderverkauf, beim Wiesenverkauf, überhaupt im Handel und Wandel. Der Wolf im Schafskleide ist immer bei der Stelle und wenn das Gewissen gesprochen hat, die Stimme Gottes in dir, dann redet auch der Lügenprophet mit gleißenden Worten und stellt die Sünde als das unschuldigste Ding von der Welt hin. So ergeht es bei allen den vielfältigen sogenannten Handwerksvortheilen, die es gibt. Der Handelsmann hat schlechtes Maaß und Gewicht, so auch der Metzger; etwas Blei in die eine Wagschale eingegossen und man darf weit weniger Waare hineinlegen; die Bäcker backen oft genug das Brod unter dem vorschriftsmäßigen Gewichte, die Bierbrauer nehmen schlechte Waare zur Verfertigung ihres Erzeugnisses, die Wirthe machen das ohnehin schon schlechte Bier oft noch schlechter, die Schneider behalten oft ansehnliche Tuchreste zurück, die Schuhmacher verfertigen oft ganz schlechte Waare, der Müller tauscht für das gute Getreid schlechteres ein, oder behält sogenanntes Lichtmehl, und wenn man alle diese gewerbtreibenden Klassen fragt, ob sie diese Kniffe und Pfiffe auch für erlaubt halten, dann geben sie zur Antwort: Mein Gewissen erlaubt mir das. Aber wer ist denn dieß Gewissen, das ihnen dergleichen

Betrügereien erlaubt? Es ist der Wolf im Schafskleide, der den Mantel der Beschönigung über alle diese Betrügereien wirft und sie als erlaubte „Handwerksvortheile" hinstellt. So ergeht es auch den höhern Ständen. Ein Advokat nimmt sich um Prozesse an, von denen er zum Voraus weiß, daß sie ungerecht, oder daß sie verspielt sind. Sein Gewissen sagt ihm: Thue das nicht; aber der Wolf im Schafskleide da drinnen, die Habsucht ruft: Ei was thut das zur Sache! Thu es immerhin! — Ein ungeschickter oder fauler Arzt bringt eine Menge Patienten in's Grab. Sein Gewissen macht ihm bittere Vorwürfe; Mörder! Mörder! hört er es schrecklich rufen; warum hast du nicht fleißiger studirt? warum bist du nicht eifriger? Aber der Wolf im Schafskleide da drinnen tröstet ihn und sagt: Es war eben nimmer zu helfen, die Krankheit war zu arg! — Da ist ein Geistlicher, der alle Ärgernisse hingehen läßt, nichts tadelt, alles Krumme gehen läßt, keinen Eifer, keine Thätigkeit entwickelt, sein Gewissen ruft ihm zu: Du fauler Knecht! Du Miethling! Aber der Wolf im Schafskleide beruhigt ihn: Was sollst es denn gerade du mit Allen verderben? Warum sollst denn gerade du diesen Stein heben? Haben ihn Andere auch liegen lassen! Klug muß man sein und es mit Niemanden verderben, damit man überall beliebt bleibe! — Sehet da den Wolf im Schafskleide, wie er im Herzen des Priesters, des Arztes, des Rechtsgelehrten, des Handwerkers, des Landmannes Sitz und Stimme führt, und leider nur zu häufig eine entscheidende Stimme.

Und meinst etwa du Jüngling, du Mädchen, in deinem Herzen sitze dieser verkappte Wolf nicht? Hast du nicht schon oft genug von der Kanzel herab und im Beichtstuhle gehört: Meidet die böse Gelegenheit zum Sündigen, besonders dieses Haus, diese Person, diese Gesellschaft, sie ist euch gefährlich, ihr verlieret eure Unschuld, gewiß geht es nicht leer aus? Habt ihr da nicht manchmal etwas in euch reden hören: Ja, der Geistliche hat Recht, ich darf nur meines

Gleichen anschauen, ich sehe, wie es diesen ergangen ist; mir könnte es auch so gehen, darum bleibe ich weg? — Kaum hattet ihr diese Rede vernommen, so redete auch noch ein Anderer, der also sprach: Ei, glaubt es nicht, so arg ist es denn doch nicht, wie die Geistlichen es machen; es ist schon wahr, daß Manche unglücklich geworden sind bei derlei Gelegenheiten; aber das ist ja noch keine Folge, daß es bei dir auch so weit kommt. Du bist ja gesetzter, ernsthafter, bist schon oft dabei gewesen und bist immer noch gut davon gekommen, wird dir auch in Zukunft nicht schädlich sein; darum gehe keck hin und sei froh und freue dich deines Lebens in Ehren! — Nicht wahr, diese Rede habt ihr schon oft da drinnen vernommen? Wisset ihr aber auch, wer der war, der diese Sprache führte? Das war niemand Anderer, als der Wolf im Schafskleide: die böse Lust, die Begierlichkeit der Augen und des Fleisches, die also mit süßen Worten zu euch redete. — Seht da, so ist kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht vor diesem Wolfe sicher, er haust in unserm Innern und zwar immer im Schafspelze. Fürwahr ein gefährlicher Feind dieser Wolf, weil wir ihn im eigenen Hause beherbergen, gefährlicher noch, weil er nie in seiner reißenden Wolfsnatur, sondern als unschuldiges Lamm sich naht. Und vor diesem Hausfeinde sollen wir uns hüten, sollen wir uns hüten können? Ja, Geliebte! wir können uns hüten und sollen uns hüten. Wir sind ja nicht die Einzigen, die von diesem Wolfe beständig beunruhigt werden; hat ja schon der so hoch begnadigte Paulus schwere Klage geführt über diesen Wolf: „Ich fühle ein anderes Gesetz in meinen Gliedern," sagt er, „das dem Gesetze meines Geistes widerstrebt," und schmerzzerrissen über diese innere Zerrissenheit, über diese fortwährende Bekämpfung des Geistes durch die böse Lust ruft er aus: „Wer wird mich von diesem Leibe der Sünde befreien?" (Röm. 7, 18—24.) Und dieser Leib der Sünde, dieser Stachel des Fleisches, die böse Begierlichkeit, sie ist ihm nicht abgenommen worden, sondern

der Herr vertröstete ihn und sprach: „Paulus, es genüge dir meine Gnade!“ Diese Gnade, meine Lieben! muß auch uns genügen, und sie genügt uns auch; denn durch sie können wir im Kampfe gegen den uns inwohnenden Wolf im Schafskleide, gegen die böse Lust immer Sieger bleiben. Ausdrücklich werden wir daher in der heiligen Schrift öfter aufgefordert, der Versuchung zur Sünde zu widerstehen; ein Beweis, daß wir mit Gottes Gnade widerstehen können, wenn wir nur wollen. „Nimm den Unmuth aus deinem Herzen und thu das Böse von deinem Körper; denn Jugend und Lust sind eitel,“ ruft uns der Prediger (Kap. 11, V. 10.) zu. „Folge nicht der Lust deines Herzens, wenn du auch könntest,“ ermahnt Sirachs Sohn. Und derselbe Apostel Paulus, der so viel angefochten war von dem gefräßigen Wolf der Begierlichkeit, schreibt: „Lasset die Sünde nicht herrschen in euerm sterblichen Leibe, so daß ihr seinen Gelüsten gehorchet“ (Röm. 6, 12.); und an seinen Schüler Titus schreibt er: „Die Gnade Gottes lehret uns, daß wir der Gottlosigkeit und den weltlichen Lüsten entsagen und sittsam, gerecht und gottselig leben in dieser Welt“ (Tit. 2, 12.).

Wir können uns also vor dem Wolfe der bösen Lust, der Eigenliebe, der Habgier, der Beschönigung, der in uns in Folge unserer traurigen Abstammung von verderbten Eltern wohnt, hüten, wir können wirklich dem Worte des Herrn folgen, mit dem er uns zuruft: „Hütet euch vor den falschen Propheten!“ Die Gnade Gottes und ein ernster Wille sind im Stande, ihn niederzuhalten in seinem Käfige und unschädlich zu machen. Ja, widerstehen wir der bösen Begierde durch Gebet um Gnade und Wachsamkeit über uns selbst! „Wachet und betet,“ sagt der Herr, „auf daß ihr nicht in Versuchung fallet!“ Diese Wachsamkeit ist um so nöthiger, diese stete Sorgfalt gegen den Wolf im eigenen Innern um so dringender, als sonst der Wolf von außen an dem Wolfe von innen einen treuen Bundesgenossen bekommen und beide

zuletzt unſer Meiſter werden würden. Wer aber dieſer Wolf von außen iſt, vor dem wir uns gleichfalls zu hüten haben, das erklärt mein

zweiter Theil.

Die falſchen Propheten, die von außen zu uns kommen, ſind die ſchlechten Kameraden und Geſellſchaften, die uns zur Sünde verleiten wollen. Dieſe kommen ſchon, man ſollte es kaum glauben, zu Kindern, die noch in die Werktagſchule gehen. Schon da naht ſich ihnen der Verführer, der Wolf im Schafskleide. Es ſind oft kleine Kinder beim Viehhüten beieinander, und man glaubt nicht, wie ſchlecht es da bei ſolchen Kindern ſchon zugeht. Oft iſt ein größeres dabei, ein Feiertagſchüler, und der verführt die Kleinen, mißbraucht ſie zur Schlechtigkeit und richtet ſie darin ab. Solche Kinder wiſſen oft ſelber nicht, daß dergleichen, was ſie da gethan haben, Sünde iſt; daher kommen ſie erſt nach Jahren damit in den Beichtſtuhl und klagen ſich darüber an. Das iſt Eines; nun geht's weiter: der Bube oder das Mädchen kommt frühzeitig in den Dienſt, oft ſind die Eltern recht arm, und da warten ſie denn mit Ungeduld auf das zwölfte Jahr, daß ſie ihre Kinder aus dem Futter bringen. Gewöhnlich kommen ſie zu einem Bauern zum Hüten oder zu einer geringen Arbeit. Da ſind nun größere Dienſtboten da, Knechte und Mägde; die führen nun vor dieſen jungen Leuten Reden, daß es eine Schande iſt, geben ihnen durch Liebſchaften, die ſie unterhalten, das ſchlechteſte Beiſpiel, weihen ſie in alle Geheimniſſe des Laſters ein, treiben vor ihnen ſelbſt ungeſcheut bei Tag und Nacht die ärgſten Schlechtigkeiten, und werden ſo ihre Verführer. Und will den unglücklichen Verführten das Gewiſſen rege werden, will ſich die Schamhaftigkeit ihrer bemächtigen, wollen ſie nicht Alles mitmachen, ſich nicht zu Allem brauchen laſſen, dann ſagt der Wolf im Schafskleide: „Das Alles iſt ſo arg nicht gefehlt und keine ſo große Sünde, die geiſtlichen Herren machen es zu arg.“ Sieh da den Wolf

im Schafskleide! Ich will noch deutlicher reden. Merk jetzt auf, christliche Jungfrau, das geht dich an! Es sticht dich einmal der Vorwitz, auf den Tanzboden zu gehen; du gehst hin und gehst abermal und öfter hin. Du hast bereits öfter mit demselben jungen Burschen getanzt. Dieser sagt dir nun, er möchte mit dir Bekanntschaft machen. Du erschrickst anfangs, denn du hast schon oft gehört, daß die meisten Bekanntschaften nichts taugen, sondern zur Sünde führen. Das merkt dieser Bursche dir an und sieht deine Verlegenheit, darum sucht er dir die Sache von der unschuldigen Seite hinzustellen. Er versichert dich, er habe die beste Absicht, wolle nichts Unrechtes, sondern dich einmal heirathen. Aber wann heirathen? Vielleicht hat er kein Vermögen, oder wenn er Vermögen hat, so kann es fünf bis sechs Jahre anstehen, bis ihm seine Eltern übergeben, oder vielleicht ist er gar noch einige Jahre militärpflichtig! Richtig, du lässest dich überreden, du gehst mit ihm bei Tag und bei Nacht, über Feld und Wald; das Wort „Heirathen" führt er beständig im Munde; damit dieß Wort desto mehr Geltung habe, gibt er dir einen Ring, ein Band, kauft dir ein Halstuch, zahlt dir eine Zeche Bier — und zuletzt führt er dich an und läßt dich sitzen. Weißt du, wer der ist? Sieh, das ist so ein Wolf im Schafspelze. Er hat dir einen schönen Köder hingeworfen, um dich Stockfisch zu fangen. — Um's Heirathen war's ihm nicht zu thun. Das war nur der schöne Aushängschild, sonst ließe er dich nicht sitzen. Vielleicht möchte er dich noch länger, wenn du noch länger seinen schlechten Absichten willfährig wärest, vielleicht droht er dir, er wolle dich nicht heirathen, dir kein Geld mehr geben, wenn du ihm nicht fernerhin zu Willen bist, — sieh, jetzt steht der Wolf nicht mehr im Schafspelze, sondern in seiner eigentlichen Wolfstracht, als ein Räuber, vor dir; jetzt kannst du erkennen, welch schlechtem Menschen du bisher dich hingegeben hast.

Auch der Jüngling ist nicht sicher, daß ihm solche Wölfe in Schafspelzen nahen. Du darfst nur brav Geld haben,

alsobald sammeln sich eine Menge Schmeichler und Speichellecker um dich her, diese nennen sich deine Freunde, schwören hoch und theuer, daß sie dich nicht verlassen wollen. Diese Menschen verleiten dich zum Spielen, zu Saufgelagen und führen dich in allerhand Häuser. Da heben sie überall deinen Reichthum und deinen Verstand und deine Herzensgüte heraus, und auf der ganzen Welt gibt es keinen herrlicheren Menschen als du bist. Du gewöhnst mit diesen sauberen Kameraden den Müßiggang und das Faullenzen, das liederliche Leben hast du ohnehin schon gewohnt — nun geht dir das Geld aus, arbeiten magst du nicht, was geschieht? Ei, sagen die Kameraden, laß dir keine Traurigkeiten anmerken; hast du kein Geld, so haben es andere Leute! Sie richten dich nun zum Betrügen, falschen Spielen, zum Stehlen, und vielleicht zu noch was Ärgerm ab und das Zuchthaus oder gar das Blutgerüst wird dein Grab. — Das ist nicht übertrieben. Böse Kameraden, solche Wölfe in Schafskleidern, haben schon die edelsten Jünglinge zu Grunde gerichtet und zu Räubern und Mördern oder sie doch sonst zeitlich und ewig unglücklich gemacht. O Geliebte! wollte ich euch nur von denen erzählen, welche als die blühendsten und hoffnungsvollsten Jünglinge die Hochschule besucht haben und durch schlechte Kameraden an Leib und Seele zu Grunde gegangen sind, ich müßte Tage lang fort reden. Ich habe junge Männer gekannt, die zu meiner Zeit auf der Hochschule in München waren, die zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigten, die in den untern Schulen immerdar die Ersten waren, aber durch schlechte Gesellschaft ihre Studien gar nicht zu Ende brachten, sondern als armselige Schreiber Unterkommen suchen mußten! Ich habe dann solche kennen gelernt, die als blühende Jünglinge die Hochschule bezogen, aber durch schlechte Gesellschaft zu allen Ausschweifungen verführt, verkrüppelt an Geist und Körper mit dem Stempel des Lasters gebrandmarkt, heimkehrten und einem baldigen Grabe entgegensiechten. Ich habe einen Jugendfreund gehabt, mit außerordentlichen Talenten begabt. Durch schlechte Kame-

raden zum Müßiggange und zu Ausschweifungen verleitet, ging er zuletzt als Soldat nach Algier; von dort aus schrieb er einen jammervollen Brief, den ich selbst gelesen habe, worauf seine Eltern ihn loskauften; zurückgekehrt aber gab er sich neuerdings dem Müßiggange und der Ausschweifung hin, und in einer Rauferei mit Soldaten bekam er einen Tritt auf die Milz und mußte im Krankenhause in München eines schmerzlichen Todes sterben. So könnte ich euch hundert solche Geschichten noch erzählen, viele noch aus meiner eigenen Erfahrung; aber genug. Uns liegt nur daran, zu wissen, wer diese so blühenden und hoffnungsvollen Jünglinge um ihr zeitliches und viele auch um ihr ewiges Leben gebracht und die armen Eltern ihrer besten Stützen beraubt hat. Niemand anders ist dieß, Geliebte, als jene Handlanger des Teufels, jene Wölfe in Schafskleidern, welche diese jugendlichen Opfer verschlangen. Ich sage, Wölfe in Schafskleidern; denn glaubt ihr denn, diese Verführer, diese schlechten Kameraden sagen, daß sie ihre Opfer zur Sünde verführen wollen? O nein, von einer Sünde ist gar keine Rede. Sei du kein Kopfhänger, sagen sie, und kein bigotter Mensch und genieße dein Leben! Was Sünde! Nur die Pfaffen sind es, die unsere unschuldigen Freuden, welche die Genüsse des Lebens, die Befriedigung der Triebe, die uns der Schöpfer in's Herz gelegt hat, zur Sünde stempeln! Werde uns nur du kein Pfaffe! — Seht, so sprechen diese Wölfe in Schafskleidern, ich selber habe sie so sprechen hören. Wehe allen denen, die sich von diesen Wölfen verführen lassen! O darum fliehet, Geliebte, die Gesellschaft der Bösen; denn sie sind die Wölfe von außen. Fliehet sie, wie den leibigen Teufel selbst, sie sind ja nichts anders wie seine Handlanger, führen genau die nämliche Sprache wie er, und haben sie von ihm auch ganz und gar erlernt. Der Teufel war ja der erste Wolf im Schafskleide, der unsern unschuldigen Stammeltern sich nahte. Gott hatte gesagt: Es ist Sünde. Esset nicht, sonst müßt ihr sterben. Der Teufel aber stellte ihnen die ganze Sache als höchst unschuldig vor

und sprach: Esset nur, ihr werdet nicht sterben! Seht da den Wolf im Schafskleide! So hat er es das erstemal gemacht und unsere Stammeltern verführt, so hat er es immer gemacht, so macht er es auch jetzt noch durch seine Handlanger! Seine Rede ist noch immer die: Esset nur, und ihr werdet nicht sterben! Es ist so weit nicht gefehlt, es ist so große Sünde nicht! und mit dieser Rede führt er Tausende in's Unglück und Verderben. Wer soll also nicht das Wort des Herrn zu Herzen nehmen: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern einhergehen, inwendig aber reißende Wölfe sind"? Hütet euch vor schlechter Gesellschaft! Ein Petrus, der unerschrockenste unter den Aposteln, der betheuert hatte, daß er sich nie an seinem Herrn und Meister ärgern würde, der am Ölberge noch Angesichts der Gerichtsdiener und römischen Soldaten das Schwert zog und dem Malchus das Ohr abhieb — wo kam er zum Fall? bei welcher Gelegenheit verläugnete er dreimal in Einem Athem seinen Heiland? In schlechter Gesellschaft war es, dort unter dem Gesinde des hohen Priesters am Kohlenfeuer. Der heilige Apostel Johannes hatte einst einen wunderschönen und reichbegabten Jüngling gesehen und ihn einem Bischofe zur Erziehung anvertraut. Anfangs war der Jüngling in jeder Tugend ein Muster — aber sieh da, wie der heilige Johannes zurückkommt und den Jüngling von ihm zurückverlangt, hat er ihn nicht mehr. Und wo war er denn? — Im Walde war er draußen, ein Räuberhauptmann war er geworden, der Schrecken ringsum verbreitete. Aber um Gotteswillen, wie war denn der fromme Jüngling ein Räuber geworden? Fragt nicht lange, die Wölfe in Schafskleidern waren es, die böse Kameradschaft, die hat ihn so weit gebracht.

Das ist heiligen und frommen Personen begegnet — meint etwa ihr, euch werde die böse Gesellschaft nicht schaden? Wie, kecker Jüngling! du allein fürchtest die böse Kameradschaft nicht? Du allein ziehst mit ihnen herum und meinst, es bringe dir keinen Schaden?! Was, du allein willst die Hand in's

Feuer halten und sie nicht verbrennen, du allein willst Pech anrühren und dich nicht besudeln, du willst allein unter lauter sündigen Schafen rein bleiben, unter lauter faulen Äpfeln nicht faul werden? Wie, leichtsinniges Mädchen, du allein willst wie die Fliege in's Licht flattern und dir nicht die Flügel verbrennen, dir allein soll das Gift nicht schaden? trotz deiner Bekanntschaften, deines Auslaufens, deiner nächtlichen Besuche, die du annimmst? trotz des alleinigen Umganges mit dem Wolf in Schafskleidern soll deine Unschuld keinen Schaden leiden?!

O ich bitte euch, laßt euch nicht von solchen Leuten verführen! Glaubet nicht, daß sie es gut mit euch meinen! Wölfe sind's in Schafskleidern! Auf den Sack schlägt man, sagt das Sprichwort, und den Esel meint man. Nicht um deine Freundschaft ist ihnen zu thun, junger Mensch, nein, dein Geld wollen sie; hast du keines mehr, dann siehst du die Wölfe nicht mehr im Schafspelze, nein, dann legen sie ihn weg und zeigen sich in ihrer wahren Wolfsgestalt. Nicht die Heirath ist es, was die meisten deiner Anbeter von dir wollen, liebes Mädchen, nein, nur das Geschlecht ist's, was sie an dir wollen, nur ein Werkzeug sollst du sein zur Befriedigung ihrer Lust; haben sie dich verführt, dann legen sie den Schafspelz ab und lachen dich aus. Darum hütet euch, nochmal bitte ich euch, vor diesen Wölfen, die von außen in Schafskleidern zu euch kommen. O wir haben genug mit den Wölfen, die im eigenen Herzen sitzen, zu streiten! Wir haben vollauf zu thun, daß wir diesen den Schafspelz herunterziehen, die nackte Eigenliebe, Selbstsucht, Sinnenlust und Habgier, die uns zusetzen, erkennen und sie niederhalten. Schlimm genug, wenn wir dieß nicht thun, die Wölfe von außen haben dann leichtes Spiel. Sie stehen ja im Bunde mit den Wölfen von innen, und bald werden sie uns bemeistern. Wenn ein Verräther in der eignen Festung ist, der alle Augenblicke in Bereitschaft steht, sie an den Feind draußen zu verrathen, wird es diesen wohl große Mühe kosten, die Festung einzunehmen? So würden auch die Wölfe, die von außen in Schafskleidern

uns nahen, ohne weiters uns zu Grunde richten, wenn wir die Wölfe im Innern nicht in die Ketten ſtrenger Zucht legten, und ihnen alle Thätigkeit, allen Verkehr nach Außen abſchneiden würden. Darum wachen wir über uns ſelbſt, hüten wir uns vor dem Wolfe der böſen Luſt, der uns unaufhörlich reizt, vor dem Wolfe der Habgier und Beſchönigung, dann werden wir um ſo leichter vor den Wölfen ſchlechter Kameradſchaft uns zu hüten vermögen! Amen.

Predigt

auf

den achten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Machet euch Freunde von dem ungerechten Mammon, damit sie euch aufnehmen in die ewigen Wohnungen.“ Luk. 16, 9.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Das heutige Evangelium enthält ein Gleichniß, das einer Auslegung bedarf, wenn ihr es verstehen sollet. Ein Herr, heißt es, hatte einen Verwalter über seine Güter gesetzt; allein dieser verschwendete die Güter seines Herrn. Der Herr erhielt hievon Kenntniß und verlangte von seinem Verwalter Rechenschaft über seine bisherige Verwaltung. Nun aber wußte der Verwalter gar wohl, daß er keine Rechenschaft ablegen konnte, weil er ja die Güter seines Herrn verschwendet hatte. Was that er? Er dachte nun auf Mittel, sich die Schuldner seines Herrn zu guten Freunden zu machen, damit er bei ihnen Unterkunft und Unterstützung fände, wenn er vom Herrn davongejagt würde. Er ließ also die Schuldner

seines Herrn vor sich kommen, ließ sich ihre Schuldscheine vorweisen und befahl ihnen, sie sollten weniger hineinschreiben, als sie seinem Herrn schuldig waren. Der hundert Fässer Öl schuldig war, durfte fünfzig schreiben, der hundert Schäffel Waizen schuldete, durfte sie auf achtzig zurückschreiben. Das gefiel natürlich den Schuldnern und der Verwalter hoffte von ihnen für diese Betrügerei wirklich eine Erkenntlichkeit. Aber nun heißt es: Der Herr lobte den ungerechten Verwalter. Wie so? Wie konnte er den Betrüger loben, der ihn um sein Vermögen betrog? Da müßt ihr wohl aufmerken! Der Herr lobte seinen Verwalter nicht deßwegen, weil er schlecht gehandelt und ihn betrogen hatte, sondern weil er so schlau war und für die Zukunft sich Freunde machte, auf deren Unterstützung er rechnen konnte. Aber nun kommt erst das Merkwürdigste! Der Heiland sagt am Schlusse: „So sage ich auch zu euch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Reichthum, damit euch diese Freunde, wenn ihr euren Reichthum verlasset, in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“ — Ist es möglich, daß der Heiland einen solchen Rath gibt? Also diesem ungerechten Verwalter sollen wir gleichen? Das fremde Eigenthum sollen wir verschwenden, dann die Schuldscheine fälschen, den Herrn zu allerletzt noch betrügen, um durch diesen Betrug sich Freunde zu machen? Nein, Geliebte! Der Heiland hat uns nichts Unbilliges befohlen; er, der von jedem Heller Rechenschaft fordert, straft den geringsten Betrug. Er wollte nur sagen: Seid auch ihr so klug wie dieser Verwalter, machet auch ihr euch Freunde mit eurem Reichthume, damit ihr einmal in den Himmel kommt! — Aber auffallend ist es doch, daß der Herr den Reichthum ungerecht nennt, und daß man sich mit diesem ungerechten Reichthume Freunde machen soll können, die Einem zur ewigen Seligkeit verhelfen. — Wie ist nun das zu verstehen? — Das ist es eben, Geliebte, was ich heute erklären möchte.

Warum nennt Jeſus den Reichthum überhaupt ungerecht? I. Theil.

Und was ſind das für Freunde, die man ſich mit dieſem Reichthum machen ſoll? II. Theil.

Erſter Theil.

Wenn Jeſus den Reichthum überhaupt ungerecht nennt, ſo meint er darunter nicht, daß jeder Reichthum auf ungerechte Weiſe, durch Betrug oder Diebſtahl erworben ſei, nein, das kann er nicht meinen; denn es gibt ja auch einen Reichthum, den man ſich auf rechtliche Weiſe erwirbt durch die Arbeit ſeiner Hände, durch Fleiß und Sparſamkeit. Wenn nun der Herr deßungeachtet den Reichthum, d. i. überhaupt zeitliches Hab und Gut, ungerecht nennt, ſo muß er damit einen ganz andern Sinn verbinden. Und welchen Sinn hat nun dieß wohl? Warum nennt der Heiland überhaupt den Reichthum ungerecht? Deßwegen, meine Lieben, weil der Reichthum eigentlich gar nicht uns gehört, weil wir nicht die Herren desſelben, ſondern nur die Verwalter, die Pächter ſind; der Reichthum iſt nicht ein rechtes, wahres, eigentliches Gut und deßwegen heißt er ungerecht. Kann wohl Jemand an dieſer Wahrheit zweifeln? Sollte das nicht Jeder einſehen? Bezweifeln kann es Niemand, denn es kommt der Tod und nimmt den Verwalter fort zur Rechenſchaft von ſeiner Haushaltung; aber daran denken gar Viele nicht, am wenigſten recht reiche Leute. Dieſe betrachten ſich als Herrn, als wenn ſie ewig hier zu leben hätten, und wehe dem, der es wagt, ſie an ihre Sterblichkeit zu erinnern, es ihnen nahe zu legen, daß ſie nur Verwalter ſeien und in kurz oder lang Rechenſchaft von ihrer Verwaltung geben müſſen. Dieß Leben iſt ihnen zu lieb, die Genüſſe dieſer Erde zu reizend, der Gedanke alſo, daß ſie einmal fort ſollen, der ſchrecklichſte und unausſtehlichſte, der in ihnen aufkommen kann. Der Reiche denkt nur an die

Vermehrung ſeines Reichthumes, er will ſich hier gleichſam eine bleibende Stätte aufſchlagen; nur hier leben, nur mit dem lieben Golde liebäugeln, nur ſeine Äcker, Wieſen, Häuſer immer vermehren können — dann, meint der Reiche, wäre hier gut zu leben. Aber es hilft Alles nichts! Gern gäbe der Reiche ſein Schloß, ſeine beſten Güter, Haus und Hof her, iſt ja das Geld ein goldner Schlüſſel, hat einmal ein großer Feldherr geſagt, mit dem man in jeder Feſtung ſich einen Verräther erkaufen kann; aber nur Einer iſt, der ſich nicht beſtechen läßt, der Abgeſandte des Herrn, nämlich der Tod, der den Verwalter unerbittlich mit ſich fortnimmt. Und gerade oft, wie er ſich recht gut betten will, wie er ausruhen will auf ſeinen Lorbeern, wie er ſagt: „Nun, meine Seele! du haſt ſehr großen Vorrath von Gütern auf viele Jahre! Ruhe aus, iß, trink und laß dir wohl ſein!“ gerade da oft ertönt die Stimme des Herrn an den Verwalter: „Du Thor! in dieſer Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern.“ Und nun geht in Erfüllung an dem ſchlechten Verwalter, was der Herr beim Propheten (Mich. 2, 2. 3.) ſagt: „Sie gelüſten nach Feldern und rauben ſie, nach Häuſern und reißen ſie an ſich; ſie unterdrücken den Mann und ſein Haus, den Mann und ſein Erbe. Darum ſpricht ſo der Herr: Sieh, ich ſinne wider dieſes Geſchlecht Unglück, dem ihr nicht entziehen werdet eure Hälſe, wobei ihr nicht hochmüthig handeln werdet, denn eine gar böſe Zeit wird ſein.“ Ja, wahrlich, eine gar böſe Zeit wird werden für den ungerechten Verwalter, weil er es nicht erkannt hat, daß er nur der Verwalter und nicht der Herr war, weil er im Reichthume ſeine Glückſeligkeit ſuchte und fand. „Nichts iſt laſterhafter,“ ſagt die Schrift (Sir. 10, 9.), „als ein Geiziger;“ denn ein Geiziger verſtockt dermaßen, daß er gar kein Mittel mehr ſcheut, wenn es auch noch ſo ſchlecht iſt, um ſeinen Reichthum zu vermehren und zuletzt gar nicht merkt, daß er geizig iſt, ſondern ſich für

einen armen Mann ausgibt, der alle Tage vor Noth verhungern möchte und auch für arm gehalten werden will. An's Teſtament machen denkt er gar nicht, weil er gar nicht daran denkt, zu ſterben, wenn ihm auch der Tod ſchon das Genick halb abgedrückt hat. Es mögen Freunde und Verwandte zureden, er ſolle ſich entſchließen, ein Teſtament zu machen, er macht doch keines. Wenn ich wieder beſſer werde, ſagt er mit lallender Zunge, vom Tode ſchon halb gelähmt, dann will ich, ſagt er, mit brechendem Auge auf ſeine Verwandten blickend, ſchon auf euch denken, und ein — Teſt — a — ment mach — halt! die Seele iſt ſchon entflohen, die erſtorbene Zunge konnte den letzten Laut nimmermehr hervorbringen, der Verwalter iſt zur Rechenſchaft abgefordert; weh ihm, er hat gemeint, er ſei der Herr! Der Geiſtliche wurde gar nicht gerufen, gar nicht vorgelaſſen, man hätte ſonſt den alten Herrn erſchrecken, er hätte ſonſt meinen können, er müſſe ſterben, er ſei nur ein — Verwalter! —

O lieber Bauersmann! der du Haus und Hof, Wieſen und Äcker, Geld und Waldung beſitzeſt! laß dir doch ſo manchen großen reichen Herrn zum warnenden Beiſpiel ſein! Hänge dich nicht an deinen Reichthum! Vergiß nicht, daß du nur der Verwalter und nicht der Herr biſt! Bedenke, daß dieß ein ungerechter Reichthum iſt, den du beſitzeſt, wenn du ihn auch auf die rechtlichſte Weiſe erworben haſt, wenn auch kein unrechter Heller ſich darunter befindet! Ungerecht iſt deine Habe, all dein Gut; denn nichts davon gehört dein, es iſt kein rechtes, wahres Gut, das dir gehört, du biſt nur Verwalter. Das vergiß mir nie! Und wenn du meinſt, du möchteſt dir etwas einbilden, weil du ein vermöglicher Mann biſt, und möchteſt über deinen ärmern Nachbarn verächtlich wegſehen, ſo ermanne dich ſchnell und ruf: Weich, du Hochmuthteufel! Ich bin auch nur ein Pächter, ein Verwalter wie mein Nachbar, und muß fort wie er, nur muß ich größere Rechenſchaft geben als er, weil mir mehr anvertraut iſt. Und wenn dich im vollen Beſitze deines Reichthums der Teufel

beſchleichen und dir zuflüſtern wollte: Thu dir gute Tage auf! Spar' nichts! Haſt ja Geld! Tritt auf in der Welt und laß dich ſehen, du kannſt ja etwas mitmachen und darfſt keinem Bürgersmann nachſtehen! wenn er dich auf dieſe Weiſe zum Wohlleben, zu einem leichtſinnigen Wandel, zur Verſäumung des Gottesdienſtes, zur Gleichgültigkeit gegen Religion und Chriſtenthum verleiten wollte, dann ſprich: Weich von mir, Satan! Ich bin nur Pächter, nur Verwalter, ich muß einſt Rechenſchaft geben, und du, hölliſche Beſtie, ſollſt keinen Theil an mir haben. Ja, lieber Bauersmann, hänge dich nicht an die Erdſcholle, nicht an dein Geld; denn Alles, was du haſt, iſt ungerechter Mammon! Laß dich nur vom Geizteufel nicht gefangennehmen, ſonſt bekämſt du zuletzt auch nimmer genug, und des Scharrens und Wucherns würde kein Ende! Zuletzt würdeſt du auch den Tod entſetzlich fürchten, wie der geizige große Herr, und würdeſt vor dem Geiſtlichen erſchrecken oder gar verhärtet ihm den Rücken kehren; denn das mußt du wiſſen, daß ein ſolcher Geizhals den Prieſter für den allergefährlichſten Menſchen hält, der nur komme, um ihm zu erklären, daß ſeine Pachtzeit abgelaufen und er nun daran ſei, Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung abzulegen. Ja, arbeitſam und ſparſam darfſt du ſein, du darfſt ſchon ſorgen für dein Fortkommen, für Weib und Kinder; daran iſt nichts Unrechtes, deßwegen biſt du ja Verwalter; aber grab' es dir mit großen Buchſtaben über deiner Hausthüre ein: „Von Allem, was ich habe, gehört nichts mein! Ich bin nur der Verwalter und muß fort.“ Denk', was die heilige Schrift ſagt: „Alle Arbeit des Menſchen iſt nur für den Mund, aber ſeine Seele wird nicht geſättigt“ (Pred. 6, 7.). Deine Seele will alſo mit etwas Anderm als mit zeitlichen Gütern geſättigt werden. Sie will eine ewige, unvergängliche Speiſe, aber dieſe iſt der Reichthum nicht. Aber wohlgemerkt nun, mein Lieber! iſt Geld und Gut auch nicht die Speiſe der Seele, ſo verhilft es doch dazu; denn dem Gelde gehorcht Alles, ſagt der Prediger (10, 19.),

um Geld kann man sich auch den Himmel kaufen, und dazu ist das Geld da, dazu sollst du es benützen; nicht als Zweck, sondern als Mittel sollst du es ansehen, nicht dein Himmel soll dein Mammon sein, sondern zum Himmel soll er dir verhelfen! Freunde sollst du dir machen von diesem deinem Vermögen, damit, wenn du von der Verwaltung abgerufen wirst, sie dich aufnehmen in die ewigen Wohnungen. Wie du dir aber Freunde machen kannst von deinem Geld und Gut, das erklärt dir mein

zweiter Theil.

Eine alte Geschichte erzählt Folgendes. In einem Lande hatten sie alle Jahre einen andern König. Da war es nämlich Brauch, daß sie in großer Prozession am letzten Tage des Jahres auf das Gestade des Meeres hinauszogen und da fanden sie immer einen nackten Menschen, den das Meer an's Land getrieben hatte. Diesen nahmen sie nun, bekleideten ihn mit dem königlichen Purpur, setzten ihm die königliche Krone auf das Haupt und riefen ihn als König aus. Er durfte nur befehlen und Alles geschah. Da war denn schon mancher nackte Fremdling angelandet und sah sich zu seinem nicht geringen Erstaunen auf den königlichen Thron erhoben; allein sie brachten ihre Tage in Wohlleben zu und meinten, es würde immer so fortdauern. Aber sieh da, was geschah? Sobald das Jahr zu Ende war, kamen die Bewohner der Hauptstadt wieder, zogen ihrem König ohne Gnade den Purpur wieder aus, gingen mit ihm wieder hinaus auf's Meer, zogen ihn nackt aus, wie er gekommen war, und setzten ihn in ein Schiff, das ihn an eine wüste Insel hintrieb, wo er elend verhungern mußte. Das war nun schon oft so gegangen; Viele waren nackt an's Land gekommen, ein Jahr auf dem Thron gesessen und dann wieder nackt hinausgestoßen worden. Endlich aber kam Einer, der die Sache schlauer anstellte. Erstaunt über das, was mit ihm vorgegangen, und nicht wissend, ob er es für einen Traum oder Wirklichkeit halten sollte, daß er aus

einem nackten Fremdling ein König geworden ſei: ließ er den erſten Miniſter ſeines Reiches zu ſich kommen und verlangte von ihm, er möchte ihm dieſes Räthſel löſen. Da gab ihm dieſer folgenden Aufſchluß: Es iſt bei uns Sitte, daß alljährlich ein neuangekommener Fremdling zum Könige gewählt wird; iſt aber das Jahr aus, ſo wird er wieder nackt hinausgeſtoßen und auf eine wüſte Inſel gebracht. Dort muß er verhungern, wenn er nicht geeignete Vorſorge trifft. Alle die bisherigen Fremdlinge waren Thoren und brachten ihre Zeit ſorgenlos zu, ohne ſich um die Zukunft zu bekümmern. Hiemit ſchloß der Miniſter ſeine verhängnißvolle Rede. Der neue König wußte jetzt genug und ſeine ernſtlichſte Sorgfalt ging dahin, ſein Auge auf die wüſte Inſel zu richten, die er als ſeinen künftigen Aufenthaltsort beziehen ſollte. Da bot er denn im ganzen Königreiche Leute auf, die hinüberſchiffen, das Land bebauen und Städte anlegen mußten, damit, wenn er von ſeinem Throne verſtoßen würde, er dort gute Aufnahme fände. In kurzer Zeit war die Inſel angebaut; aber auch der verhängnißvolle Tag kam herzu. Wie alle Übrigen mußte auch er den Thron verlaſſen, und nackt an das beſtimmte Schiff gehen; allein wie er der ehemals wüſten Inſel zufuhr, harrten die Bewohner ſchon mit Freudengeſchrei ſeiner am Ufer und führten ihn in feierlichem Zuge in die herrlich angebaute Inſel, ſein neues Königreich. Dort war er nun ſicher und ſeine Regierung nahm kein Ende mehr.

Meine Lieben! erkennet ihr den Sinn dieſer Geſchichte? Dieſer nackte Fremdling iſt der Menſch, wie er in die Welt kommt, ſeine Eltern nehmen ihn da mit Freuden auf und in der heiligen Taufe wird er mit dem königlichen Schmucke bekleidet. Mit freiem Willen begabt, kann er das Jahr ſeiner Regierung, ſeine Lebenszeit nämlich, zubringen wie er will. Iſt er leichtſinnig genug und kümmert ſich nicht um ſein zukünftiges Loos, ſo kommt der Tod und nackt geht er aus dieſem Leben wie er gekommen iſt; aber, ach, eine wüſte Inſel, eine grauenvolle wüſte Ewigkeit nimmt ihn auf, wo er, einen

ewigen Tod sterbend, fortwährend leben muß. Ist er aber sorglich für die Zukunft, folgt er dem Rathe einsichtsvoller Männer, dann wird er auf die wüste Insel Freunde hinschicken, die ihm eine gute Wohnung dort zurechtrichten und ihn freudig empfangen, sobald er dort anlandet. Als ein guter Verwalter hierorts wird er einen guten Platz jenseits finden.

O möchten nur Alle sich von ihrem Reichthum jenseits Freunde machen, möchten sie nur gute Werke vorausschicken, um sich dort empfehlen zu lassen! Aber, ach, wie viele reiche Leute gibt es, die sich den Himmel kaufen könnten und sie mögen nicht! Sie dürften nur thun, was Daniel dem hochmüthigen und gottlosen Könige Nabuchodonosor gerathen hat: „Lasse dir, o König, meinen Rath gefallen, mache dich los von deinen Sünden durch Almosen, von deinen Missethaten durch Barmherzigkeit gegen die Armen; so wird er dir vielleicht deine Sünden verzeihen" (Dan. 4, 24.); allein sie thun es nicht. Wenn sie hören, daß sie Tausende zu hohen Zinsen ausleihen können, ja, da rent sie das Geld nicht, da geben sie es gerne her; aber sobald sie zu einem guten Werke, für ein Krankenhaus, ein Spital, eine Schule oder gar eine Kirche etwas thun sollen, da schaudern sie zusammen und rufen mit herzzerreißender Stimme: O ich armer Mann! der ich selbst kaum zu leben habe, ich soll etwas herschenken können! Aber es gilt ja den Himmel, Reicher! du kannst ihn ja dir kaufen, du machst ja so gerne ein vortheilhaftes Geschäft; sieh, hier hast du das vortheilhafteste! „Der Himmel ist ja eine Börse und ein Handlungsgeschäft," sagt der heilige Chrysostomus; „gib Brod her, und nimm dafür das Paradies, gib Kleines und nimm Großes, gib Sterbliches und nimm Unsterbliches!"*) „Wir haben mehrere Mittel," sagt der heilige Ambrosius, „durch die wir uns von unsern Sünden loskaufen

*) Chrysost. hom. 9. de poenit.

können. Haſt du Geld? Nun ſo kauf' deine Sünden aus. Zwar der Herr iſt nicht käuflich, aber du biſt käuflich, denn du biſt durch deine Sünden verkauft worden; kauf' dich alſo los durch deine Werke, kauf dich los durch dein Geld!"*) — Haſt du das gehört, Reicher? Sieh da, wie du dir Freunde machen kannſt von deinem ungerechten Mammon, der nicht einmal dein gehört, deſſen Verwalter du nur biſt. Sieh, all dein Geld, all dein Gut iſt Eigenthum Gottes; er hat es dir geliehen, zur Verwaltung anvertraut, und nun läßt er dir mit ſeinem eigenen Gelde den Himmel kaufen, du darfſt nur Ja ſagen! Wirſt du wollen? Schnell, ſäume nicht, mache dir Freunde, vielleicht haſt du noch keinen drüben auf der wüſten Inſel! — Nun, was zögerſt du? iſt das nicht eine gute Spekulation? — Sieh da, der Geizhals, der reiche Wucherer, der Habſüchtige ſchaut auf ſeinen Geldſack hin und ſchüttelt den Kopf. Unbegreiflich, aber dann doch begreiflich! Die Habſucht führt nämlich den Menſchen zum Unglauben. Ganz und gar hingegeben an ſein Geld und Gut verliert der Habſüchtige nach und nach allen Sinn für das Höhere und endlich auch den Glauben an dasſelbe. Er hört von Gott, Tugend und Unſterblichkeit, von Armuth im Geiſte reden, der das Himmelreich gehört, das ſind ſeinem Herzen Dinge ohne Inhalt. Man kann ſie nicht anfaſſen, wie Geld, ſie glänzen nicht, wie Geld, ſie zählen und wägen nicht, wie Geld, ſie geben dem Menſchen keinen irdiſchen Schimmer und man kann davon nicht zehren. Sie ſind mit Einem Wort in ſeinem Herzen Nichts. Wie? und er ſollte ſein Geld dafür hingeben? Nimmermehr. Die Habſucht führt zum Unglauben und der Unglaube befeſtigt die Habſucht. O unbegreiflicher Thor, der Habſüchtige! Er ſelber getraut ſich kaum etwas zu genießen und ſo ſtirbt er. Der arme Mann, der immer mit einem ſchäbigen Rock einherging und kaum einen Braten zu ſich

*) S. Ambros. lib. de eleemosyn. et jejun.

nahm, er wird wahrſcheinlich kaum einen Thaler hinterlaſſen haben! Da kommt das Gericht und zählt und findet zwanzig-, dreißig-, ſechzig-, hunderttauſend Gulden, ohne liegende Gründe, Häuſer und Gärten! Ach, ſo laſſen wir ſchnell Meſſen leſen für ſeine Seele, einige Requiem und eben ſo viele Lobämter dazu halten nebſt Vigil und Libera und die Armen ausſpeiſen! Gut, ſie werden gehalten, weil man Gottes Gericht nicht vorgreifen darf, auch die Armen werden ausgeſpeist, — vielleicht zum erſtenmale vom Gelde des Geizhalſes, und könnte ſich ſein Körper rühren, müßte er das Alles mitanſehen, wie die Leiche ſo viel koſtet und der Leichentrunk, — ach, er würde ſich noch im Grabe umkehren. Zu ſpät wahrſcheinlich, ſehr wahrſcheinlich zu ſpät, werden ihm die guten Werke in die wüſte Inſel nachgeſchickt; er hätte ſich von ſeinem Mammon Freunde machen ſollen, er mit Wiſſen und Willen, nicht Andere ohne ſein Wiſſen, ohne ſeinen Willen. Da liegt es nun da das ganze unbenützte Kapital, das er zurückgelaſſen, und die lachenden Erben lauern auf die ſchöne Beute und das Ganze wird zertheilt — um ihn kümmert ſich kein Hund mehr. Ich kenne eine gnädige Frau, die ihrem Söhnchen, dem goldreichen, ſchon ſehr alten Herrn Vetter zu lieb, bei der Taufe den Namen des alten Herrn gab, ſo lange der Herr Vetter lebte; kaum war dieſer aber geſtorben, die Leiche, bei der weiter kein Armer eine Thräne vergoß, eingeſcharrt, und die Erbſchaft mit hunderttauſend Gulden einkaſſirt, da war der Name des alten geſtorbenen Herrn auf einmal zu garſtig für das Kind, und es bekam einen andern Namen. So bekümmern ſich die Erben um den verſtorbenen Geizhals.

Du, mein lieber Landmann! ſpiegle dich daran, und biſt du reich, ſo baue dir bei Zeiten mit dem Gelde eine Stiege in den Himmel! Mache dir Freunde vom ungerechten Mammon! Thue gute Werke mit deinem Gelde! denn dieſe folgen dir allein nach auf die wüſte Inſel hinüber; aber ſonſt auch gar nichts. Dein Weib und deine Kinder, deine tauſend Tagwerk Felder, Wieſen und Waldungen, ſie bleiben da, nur die

guten Werke folgen dir nach. Kommſt du dann hinüber, dann wirſt du ſchauen, was ſchon für Freunde daſtehen und dich mit offenen Armen aufnehmen: Arme, die du geſpeiſt, Durſtige, die du getränkt, halbnackte Bettler und Bettelkinder, die du bekleidet, Kranke, denen du Eſſen geſchickt, Arznei und Arzt bezahlt haſt, Fremde, die du beherbergt, arme Waiſenkinder, denen du das Schulgeld bezahlt, Hausarme, die du heimlich unterſtützt haſt. Wenn ſie auch noch nicht geſtorben ſind, macht nichts! Es ſtehen ihre Schutzengel ſchon da für ſie und tragen dem Hausherrn die Rechnungsführung des Verwalters vor. Und glaub' mir dann, mein Lieber, dir wird wohl, denn dieſe Dinge wägen ſchwer; ſicherlich wird es dich nicht gereuen, dein Geld auf ſo gute Zinſen geliehen zu haben!

So laßt uns, Geliebte, den Himmel kaufen, indem Jeder von ſeinem Vermögen den beſten Gebrauch macht und Gutes damit ſtiftet, wo und wie er kann. Ahmen wir die Klugheit des Haushalters nach und denken wir an die Zukunft und ſuchen wir uns jenſeits gute Freunde zu machen, damit ſie uns aufnehmen in die ewigen Wohnungen. Aber, ſagſt du, ich habe ſelber nichts, bin ſelber arm, wie kann ich mir den Himmel kaufen? Ich kann zu keiner Stiftung und zu keinem Spital etwas vermachen, wie wird's mir gehen? Nur Weniges hab' ich und nicht Vieles. Laß dich das nicht kümmern, mein Lieber! „Das Himmelreich gilt eben ſo viel, als Einer hat," ſagt der heilige Gregor der Große*); „dem Zachäus koſtete es die Hälfte ſeines Vermögens, der armen Wittwe zwei Heller, einem Andern einen Trunk friſchen Waſſers." So iſt es auch mit dir, der du ſelbſt nicht viel haſt. Du kannſt nicht Vieles geben, das iſt wahr; aber du kannſt z. B. dem Bettler, der keine Wohnung hat, in deiner Hütte ein Strohlager zurecht machen. Sieh, kein Reicher nimmt den Elenden auf, denn er iſt zerlumpt und ohne Anſehen; du aber laſſeſt ihn gutwillig in

*) Homil. 5. in evangel.

deinen Stall, deine Scheune oder deine Stube ein. Du haſt nicht viel gethan; aber du haſt mehr als viel, du haſt weit mehr als der Reiche, du haſt Alles gethan. Du kannſt ferner nicht Geld austheilen und reiche Gaben ſpenden; aber an deinem geringen Eſſen kannſt du dir ein wenig abbrechen und es einem Hungrigen geben, oder etwas Übriggebliebenes kannſt du für den Armen aufheben. Es ſind vielleicht nur Broſamen, aber du hältſt ſie in Liebe beiſammen. Es iſt nicht viel, aber dennoch viel darin, weil Liebe darin iſt. Du biſt nicht reich, aber du kannſt doch vielleicht ein armes Waiſen- oder ſonſt vernachläßigtes Kind annehmen, es an deinem Tiſche miteſſen laſſen und erziehen. Es fällt dein Werk nicht ſehr in die Augen, dennoch iſt es ein großes Werk und Gaben zu Hunderten kommen deinen Wérken nicht gleich. Sehet da, wir Alle können uns alſo vom ungerechten Mammon Freunde machen; erkennen wir es nur, daß er ungerecht iſt, d. h. nicht unſer wahrer Reichthum, und ſuchen wir dafür uns jenſeits Freunde zu erwerben, damit ſie uns in die ewigen Wohnungen aufnehmen. Amen.

Erſter Theil.

Fangen wir vorne an bei den Kinderſtühlen und durchgehen wir die ganze Kirche, um den Unfug kennen zu lernen, der in unſern Kirchen getrieben wird. Es heißt zwar in der Schrift: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge haſt du dir Lob bereitet;“ allein man muß leider geſtehen, daß die Kinder ſich ſchon recht gut auf die traurige Kunſt verſtehen, den Tempel Gottes durch unehrerbietiges Betragen zu entweihen. Hier ſtecken zwei die Köpfe zuſammen und lachen, dort ſchwätzen zwei andere, in jenem Stuhle ſchauen ſie neugierig herum, ſtatt den Roſenkranz zu beten, tändeln ſie mit demſelben, während der Predigt oder Lehre haben ſie ihre Gedanken ganz anderswo, und wenn ſie in die Kirche kommen oder aus derſelben gehen, oder während des Weihwaſſerausgebens um die Kirche herumgehen, ſo iſt es gerade, als ob eine Heerde Schafe daherliefe, eine ſolche Unordnung, ſo wenig Auferbaulichkeit und Eingezogenheit herrſcht. Auch treten ſie mit ihren eiſenbeſchlagenen Schuhen und Stiefeln dermaßen auf, als zöge ein Regiment Kuiraſſiere in die Kirche hinein. Ja ſo groß iſt die Ungezogenheit dieſer Kinder während des Gottesdienſtes manchmal, daß der Geiſtliche während der heiligen Handlung auf dem Altare irre wird. Mußte ich ja doch ſelber den Miniſtranten ſchon mehreremale zu den Kindern hinſchicken und ihnen Ruhe gebieten laſſen! Der göttliche Kinderfreund, Jeſus Chriſtus, hat einſt geſagt: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht!“ Ob er aber zu ſolchen unandächtigen, unauferbaulichen Kindern auch noch ſo ſagen würde, bezweifle ich ſehr. Ich glaube, er würde vielmehr den Strick nehmen und ſie zu ſeinem Hauſe hinausjagen. Habt ihr mich gehört, davorne, ihr Kinder? Wiſſet ihr, wie ihr euch betragen ſollt, wenn ihr in der Kirche ſeid? Andächtig, ſittſam, auferbaulich. Merkt es euch! Und nicht ſo hereinklappern müſſet ihr mit euren Schuhen und Stiefeln, daß Jedermann in der Andacht geſtört wird, ſondern leiſe müßt

aber war es die Entheiligung des Tempels, die Käufer und Verkäufer waren es, die im Vorhofe des Tempels ihr Unweſen trieben, was ihn ſo in Harniſch brachte. Er, der Einzige, nur mit einem Strick verſehen, fängt an, die Wucherer und Geldwechsler auszutreiben, und ihre Tiſche umzuwerfen, daß das Geld auf dem Boden herumrollt! Keine Rückſicht, keine Furcht, es mit dieſen Leuten zu verderben, ſie auf der empfindlichſten Seite zu verletzen, konnte ihn zurückhalten! Heiliges Feuer blitzt aus ſeinen Augen, etwas Übermenſchliches ſtrahlt aus ſeinem ganzen Weſen, die Wechsler laſſen ihr Geld im Stich, die Viehhändler ihr Vieh, und laufen davon. Keiner widerſetzt ſich, Keiner legt Hand an ihn! Mit Donnerſtimme ruft ihnen Jeſus zu: „Mein Haus iſt ein Bethaus, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“ Damals ging an ihm in Erfüllung, was der Prophet ſagt: „Der Eifer für ſein Haus hat ihn verzehrt.“

Es muß alſo ein ſchweres Verbrechen in den Augen des Herrn geweſen ſein, daß im Vorhofe des Tempels Handelſchaft getrieben wurde, und daraus, meine Lieben, mögt ihr entnehmen, welch ein Gräuel in den Augen Gottes die Entweihung ſeines Hauſes ſein müſſe. In unſern Tagen wird zwar kein Handel in den Kirchen getrieben, es ſtehen keine Wechslertiſche drinnen, auch der Viehmarkt iſt nicht in der Kirche; aber dennoch, fürchte ich, würde der Herr nicht etwa bloß zweimal, ſondern faſt alle Sonntage nach dem Strick greifen und das Auspeitſchen anfangen müſſen; denn es fehlt leider nicht an Unfug in unſern Kirchen, zumal auf dem Lande, und man macht ſich noch dazu ganz wenig daraus. Darum möchte ich heute dieſe beiden Punkte etwas näher auseinanderſetzen. Ich werde demnach beſprechen:

den Unfug, der in unſern Kirchen getrieben wird,
I. Theil;

und die Größe dieſer Sünde, II. Theil.

Erſter Theil.

Fangen wir vorne an bei den Kinderſtühlen und durchgehen wir die ganze Kirche, um den Unfug kennen zu lernen, der in unſern Kirchen getrieben wird. Es heißt zwar in der Schrift: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge haſt du dir Lob bereitet;“ allein man muß leider geſtehen, daß die Kinder ſich ſchon recht gut auf die traurige Kunſt verſtehen, den Tempel Gottes durch unehrerbietiges Betragen zu entweihen. Hier ſtecken zwei die Köpfe zuſammen und lachen, dort ſchwätzen zwei andere, in jenem Stuhle ſchauen ſie neugierig herum, ſtatt den Roſenkranz zu beten, tändeln ſie mit demſelben, während der Predigt oder Lehre haben ſie ihre Gedanken ganz anderswo, und wenn ſie in die Kirche kommen oder aus derſelben gehen, oder während des Weihwaſſerausgebens um die Kirche herumgehen, ſo iſt es gerade, als ob eine Heerde Schafe daherliefe, eine ſolche Unordnung, ſo wenig Auferbaulichkeit und Eingezogenheit herrſcht. Auch treten ſie mit ihren eiſenbeſchlagenen Schuhen und Stiefeln dermaßen auf, als zöge ein Regiment Kuiraſſiere in die Kirche hinein. Ja ſo groß iſt die Ungezogenheit dieſer Kinder während des Gottesdienſtes manchmal, daß der Geiſtliche während der heiligen Handlung auf dem Altare irre wird. Mußte ich ja doch ſelber den Miniſtranten ſchon mehreremale zu den Kindern hinſchicken und ihnen Ruhe gebieten laſſen! Der göttliche Kinderfreund, Jeſus Chriſtus, hat einſt geſagt: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht!“ Ob er aber zu ſolchen unandächtigen, unauferbaulichen Kindern auch noch ſo ſagen würde, bezweifle ich ſehr. Ich glaube, er würde vielmehr den Strick nehmen und ſie zu ſeinem Hauſe hinausjagen. Habt ihr mich gehört, davorne, ihr Kinder? Wiſſet ihr, wie ihr euch betragen ſollt, wenn ihr in der Kirche ſeid? Andächtig, ſittſam, auferbaulich. Merkt es euch! Und nicht ſo hereinklappern müſſet ihr mit euren Schuhen und Stiefeln, daß Jedermann in der Andacht geſtört wird, ſondern leiſe müßt

ihr auftreten, und nicht herein und hinaus laufen, ſondern langſam, ſittſam und beſcheiden gehen! — Jetzt komme ich zu den großen Leuten! Kindern verzeiht es der liebe Gott leichter, wenn ſie in der Kirche nicht auferbaulich genug ſind, eben weil ſie kindiſch ſind und den Verſtand und die Einſicht noch nicht haben, wie die Größern. Aber wenn große Leute ſich in der Kirche nicht zu betragen wiſſen, wie es ſich gehört, dann möchte man wirklich einen Strick nehmen und ſie zur Kirche hinauspeitſchen. Ich rechne vor allem andern Unfug die leidige Schlafſucht hieher, an die ſich Manche gerade in der Kirche gewöhnt haben. Schon am Sonntage Septuageſima habe ich dieſe Schlafſucht als einen geiſtigen Müßiggang bezeichnet, und heute muß ich ſie wieder als einen recht groben Unfug tadeln. Beſonders iſt dieſe Schlafſucht während der Predigt oder des Pfarramtes an den ledigen Manns- und Weibsperſonen zu tadeln, die im Wirthshauſe oder auf dem Tanzboden ganz gewiß nicht ſchlafen würden, nur in der Kirche nehmen ſie ſich Zeit dazu. Es hat einſtmals Einen in einer Komödie, der er zuſchauen wollte, der Schlaf überfallen. Wie er eine Weile ſchlief, ſtieß ihn ſein Nachbar in die Seite und ſagte, warum er denn ſchlafe, ob ihn etwa die Langweile plage. Da gab der zur Antwort: Ich habe gemeint, ich bin in der Kirche! Gerade ſo iſt es mit den jungen Leuten, die in der Kirche ſo gern ſchlafen. Überall können ſie wachen, nur in der Kirche nicht, in der Kirche, meinen ſie, ſei gerade der rechte Platz zum Schlafen. Wahrlich, da dürfte zu rechter Zeit Einer mit einem Stricke daneben ſtehen und dieſe unzeitigen Schläfer, wenn auch nicht aus der Kirche jagen, doch aus ihrem Schlafe emporſchrecken. Wiſſet ihr, was dieſes Haus iſt? Dieſes Haus iſt ein Bethaus, aber keine Schlafkammer!

Ein anderer Unfug iſt dann das Schwätzen, das ſich Manche in der Kirche erlauben. Treffen ſich in der Kirche zwei Perſonen, die ſich ſchon längere Zeit nicht mehr geſehen haben, ſogleich wird ein Geſpräch angeknüpft und ohne Scheu

oft lange Zeit hindurch geplaudert. Ja, kaum aus dem Beichtstuhle heraus und das Geplauder beginnt von Neuem. Was muß man sich da für Begriffe von der Beicht solcher Leute machen, und was müssen solche Leute für Begriffe vom Beichten haben? Kaum haben sie sich über Unfug, den sie in der Kirche verübten, über Lachen, Schwätzen und vorwitziges Herumschauen angeklagt: so gehen sie hin, um diesen Unfug auf's Neue zu treiben. Wahrlich, da dürfte man mit dem Stricke immer in der Nähe sein! In den Städten machen es sich große und kleine Herrn zum besondern Geschäfte, namentlich bei Kirchenparaden während der Zeit des Gottesdienstes miteinander zu plaudern; dieß thun sie aus Unglauben, oder weil sie meinen, es gehöre zum vornehmen Tone und man sei ein Gebildeter, wenn man sich in der Kirche ja recht unartig betrage; auf dem Lande aber findet dieser Unfug aus Dummheit oder Unachtsamkeit Statt. So ist es auch mit der Stellung, die man sich häufig in der Kirche erlaubt. Der Soldat stemmt sich auf seinen Säbel oder schlägt die Arme kreuzweis übereinander, so macht es auch der laue Beamte und der aufgeklärte Bürger, oder sie stemmen sich auf ihre Fäuste, oder sie haben die Hände auf dem Rücken, oder sie lehnen sich über die Stühle hinein. Kurz, alle möglichen Stellungen kann man von diesen Leuten sehen, nur keine andächtige. Auf dem Lande gibt es auch hie und da schon Solche, welche die Stadtherrn nachäffen; besonders wenn sie Vermögen haben und im Dorfe etwas gelten, meinen sie, sie müssen sich auch in der Kirche eine besondere Wichtigkeit beilegen, und sich als höher stehend zu erkennen geben. Dieß glauben sie aber nicht dadurch zeigen zu können, daß sie etwa andächtiger wären, als Andere, sondern dadurch, daß sie sich unartiger stellen. Wahrlich, ein trauriger Vorzug, den sich solche Leute in der Kirche beilegen! Wandelte der Heiland noch herum, er nähme den Strick in die Hand und peitschte sie zum Tempel hinaus; denn sein Haus ist ein Bethaus, aber kein Schauspielhaus!

Dann kommt wirklich auch alles Krämergeſinde, die Wechsler und Viehhändler in die Kirche und treibt darin ſeinen Unfug. Ich meine damit die freiwilligen Zerſtreuungen. Der Bauer kommt in die Kirche und nimmt ſeinen ganzen Hof mit, und der Handwerker und Gewerbsmann kommt und hat ſeine ganze Wirthſchaft und ſeine ganze Werkſtatt und ſeine Bude bei ſich. Sie ſind in der Kirche dem Leibe nach, aber der Geiſt iſt anderswo. Der iſt mit dem Viehhandel beſchäftigt oder am Wechſeltiſche und rechnet nach, wie viel er mit dieſem Geſchäfte ſich Geld gewinnen könne. Das Maul rührt ſich vielleicht und murmelt den Roſenkranz herunter, das Auge ſchaut vielleicht in ein Gebetbuch und lieſt ganze Seiten; aber der Geiſt geht draußen im Felde, im Holze oder im Viehſtalle oder im Hauſe herum und ſchaut nach, wie die Ökonomie ſteht. Wenn ſolche Zerſtreuungen nicht bemerkt, und wenn ſie bemerkt, beſeitigt werden, nun, dann ſind ſie keine Sünde; Gott hat da Nachſicht mit der Schwachheit des Menſchen; denn das kann Jedem begegnen, auch beim beſten Willen, daß ihm ſein Hausweſen in der Kirche in den Kopf kommt; wenn aber Jemand es merkt, daß er von ſolchen Gedanken aus der Kirche geführt worden iſt und doch nicht ſchnell in dieſelbe zum Gebete zurückkehrt; wahrlich, da ſoll man einen Strick nehmen und ſeinen Leib aus der Kirche peitſchen, damit er auch dahin gehen könnte, wo ſich ſein zerſtreuter Geiſt befunden hat. Hört es, die Kirche iſt kein Bauernhof und kein Marktplatz! —

Gehe ich dann endlich auch noch auf die Emporkirche und den Muſikchor hinauf, gehe ich während des Gottesdienſtes um die Kirche auf dem Friedhofe herum, ſchaue ich in das Läuthaus hinein oder auf die Oratorien und Thurmſtiegen, ſo kann ich in voller Wahrheit ſagen, daß ich im Vorhofe der Heiden mich befinde. Der Seelſorger, der die Augen ſchließt, ſieht freilich nichts; wer ſich aber die Mühe nimmt, der wird ſehen, wie es an dieſen Plätzen zugeht. Statt zu beten, ſtehen oder ſitzen oder liegen die jungen

Burſche auf der Emporkirche, namentlich während der Predigt in einem Winkel beiſammen, plaudern, lachen oder ſpielen ſogar. Draußen auf dem Friedhofe liegen ſie herum, wenn gleich in der Kirche Platz genug wäre; ſo geht es auch oft auf den Oratorien zu und auf den Thürmen und unter den Glocken ſpielen die Buben Verſtecks. In manchen Kirchen iſt ſchon noch Ärgeres geſchehen. Wahrlich, da hilft nichts, als daß man, wie der Herr, zu einem Bündel Stricke greift und dieſe getauften Heiden unter den Worten: Dieß Haus iſt ein Bethaus, aber keine Mördergrube! herab- und hinaus- und davontreibt.

Das iſt der Unfug, der in unſeren Kirchen bei Gelegenheit des Gottesdienſtes verübt wird. Und ſo gering ſchlägt man dieſen Unfug an, daß man im Beichtſtuhle keine andere Anklage hört: als: Ich habe in der Kirche umgeſchaut, gelacht und geſchwätzt und — daß man darnach es gerade wieder ſo macht, wie ehevor. Man hat gar keinen Begriff von der Schwere dieſer Sünde, weil man gar nicht weiß und gar nicht bedenkt, wie heilig der Ort, wie heilig das Haus iſt, in dem man ſich dieſen Unfug erlaubt. Oder meint ihr, umſonſt hätte der Herr nach einem Strick gegriffen? Meint ihr, das ſei gerade ſo zufällig geweſen? Nein, täuſcht euch nicht, der Unfug, an heiliger Stätte verübt, war es, der ihn ſo ſehr entrüſtete, die Größe dieſer Sünde war es, die ihn ſo ſehr empörte; und damit nun auch ihr einen Begriff bekommen möget, meine Lieben, wie groß die Sünde des Unfugs, im Hauſe Gottes verübt, ſei, ſo will ich euch dieß zeigen im

zweiten Theil.

Ihr ſelber nennt die Kirche das Haus Gottes und damit gebt ihr auch zu erkennen, wofür ihr ſie haltet. Alſo ein Gotteshaus nennt ihr die Kirche, eine Wohnung Gottes, einen Tempel Gottes. Alſo ein heiliges Haus iſt dieſes Haus; heilig iſt, was ihr in dieſem Hauſe ſehet und

höret. Unheiliges soll man daher in diesem Hause weder sehen, noch hören. Wie macht ihr's denn, wenn ihr vor einem großen Herrn erscheinen müßt? Werdet ihr da gleichgültig herumgaffen, werdet ihr da eine unanständige Stellung einnehmen, werdet ihr da lachen und schwätzen, werdet ihr, während ihr mit ihm redet, eure Gedanken ganz anderswo haben, so daß ihr zuletzt gar nicht mehr wisset, was ihr mit dem großen Herrn Alles geredet habt? Sicherlich nicht. Nun, warum sind dann so Manche in der Kirche so unordentlich, warum erlauben sie sich im Hause Gottes Unanständigkeiten, die sie sich im Hause eines andern Herrn nicht erlauben würden? Oder ist etwa der ein geringerer Herr, der in unsern Kirchen wohnt, als ein anderer? Ist es nicht Gott selbst? Ist es nicht jener Gott, der die Berge anrührt und sie rauchen? Ist es nicht jener Gott, der mit zwei Fingern die ganze Welt hält, der hier seinen Thron aufgeschlagen hat? Ist dieß nicht jener Gott, von dem geschrieben steht: „Wer ist dir gleich unter den Starken, o Herr? Wer ist dir gleich, so herrlich in Heiligkeit, so furchtbar und preiswürdig?“ (II. Mos. 15, 11.) „Der Herr, euer Gott, ist der Herr aller Götter, ein großer und mächtiger und schrecklicher Gott“ (V. Mos. 10, 17.). „Du bist der Höchste allein auf der ganzen Erde“ (Ps. 82, 19.). „Wer in den Wolken mag gleichen dem Herrn, unter den Gottessöhnen gleich sein Gott? Gott, der geehrt wird im Rathe der Heiligen, ist groß und erschrecklich über Alle, die um ihn her sind. Herr, Gott der Heerschaaren, wer ist dir gleich? Du bist mächtig, o Herr, und deine Wahrheit um dich her! du herrschest über die Gewalt des Meeres, und stillest den Aufruhr seiner Wogen“ (Ps. 88, 7—10.). „Ein großer Gott ist der Herr und ein großer König über alle Götter; denn in seiner Hand sind alle Grenzen der Erde und die Höhen der Berge sind sein. Und sein ist das Meer, denn

er hat es gemacht“ (Pſ. 94, 3—5.). „Einer iſt der Allerhöchſte, der allmächtige Schöpfer, der mächtige und ſehr furchtbare König, der auf ſeinem Throne als herrſchender Gott ſitzt“ (Sirach 1, 8.). „Wollen wir auch viel ſagen, ſo mangeln uns doch die Worte; aber unſerer Rede Schluß iſt: Er iſt in allen Dingen! Wenn wir ihn rühmen, wie weit reicht unſere Kraft? denn er iſt allmächtig über alle ſeine Werke. Der Herr iſt ſchrecklich und überaus groß und ſeine Macht iſt wunderbar!“ (Ebend. 43, 29—31.) „Herr, es iſt deines Gleichen nicht, du biſt groß, dein Name iſt groß durch Kraft. Wer ſollte dich nicht fürchten, o König der Völker? denn du haſt die Herrlichkeit unter allen Weiſen der Völker und in allen ihren Königreichen iſt deines Gleichen nicht“ (Jerem. 10, 6. 7.).

Habt ihr das gehört? Seht, ſo ſchildert die heilige Schrift die Majeſtät Gottes und dieſer majeſtätiſche Gott iſt in dieſem Hauſe und dieſes Haus iſt demnach das Haus Gottes. Jetzt mögt ihr erkennen, welche Sünde es ſei, in dieſem Hauſe, in dieſer Wohnung Gottes, die nur dazu beſtimmt iſt, ihm unbegrenzte Huldigung und Anbetung darzubringen, Unfug zu treiben, überhaupt ſich ungebührlich zu betragen. Ein ſolches ungeziemendes Betragen iſt immer eine Beleidigung, Verachtung und Verhöhnung der göttlichen Majeſtät und geht entweder aus dem Unglauben — oder, wenn der Glaube an die Gegenwart Gottes wirklich da iſt, aus unbegreiflichem Leichtſinne hervor. Als Gott der Herr auf dem Berge Sinai dem Volke Iſrael ſeine Gebote verkünden wollte, ließ er demſelben durch Moſes ſagen, er ſolle ſich reinlich waſchen und am Berge dann das Weitere abwarten, aber ja ſich nicht unterſtehen, ſich dem Berge zu nähern, bei Todesſtrafe nicht. Alſo mit allem Anſtande, aller Ehrerbietung mußten die Iſraeliten vor dem Herrn ſtehen, und wenn ihnen ſchon der Tod angedroht war, wenn ſie ſich keck und unehrerbietig dem Berge

nahen würden: wie muß denn dann die Strafe für Jene lauten, die sich heut zu Tage in des nämlichen Gottes Gegenwart unandächtig, ärgerlich und frech betragen? Und wenn der Levit Oza von Gott mit dem augenblicklichen Tode bestraft wurde, weil er die Bundeslade, über welcher der Herr unsichtbar zugegen war, berührte, und dabei noch überdieß die beste Absicht hatte: wie werden dann erst Jene gestraft werden müssen, die da in Gegenwart des Herrn Angesichts seiner heiligen Bundeslade lachen, schwätzen, frech und unanständig sich geberden? Solche böse Buben, die sich bei Gelegenheit des Gottesdienstes so frech betrugen, waren die beiden Söhne des Hohenpriesters Heli, und deßhalb mußten sie beide nebst ihrem Vater wegen seiner zu großen Nachsicht ihren Frevel mit dem Tode büßen. Im zweiten Buche der Machabäer wird erzählt, daß der König Seleukus von Syrien seinen Schatzmeister Heliodor nach Jerusalem schickte, damit er den Tempel plündern und den ganzen Tempelschatz ihm bringen sollte. Wie sich nun der Schatzmeister ungeachtet des herzzerreißenden Jammergeschreies und der Bitten des Volkes und des Hohenpriesters an den Ort des Schatzes hinbegab, um ihn zu erheben, da zeigte sich, sagt die Schrift, der Geist des allmächtigen Gottes auf eine augenscheinliche Weise, so daß Alle, die mit ihm gekommen waren, durch Gottes Macht zu Boden fielen und vor Schrecken außer sich kamen; denn es erschien ihnen ein mit dem schönsten Schmucke bedecktes Pferd sammt einem fürchterlichen Reiter; dieses stürzte heftig mit den Vorderfüßen auf Heliodorus, der Reiter aber schien goldene Waffen zu haben. Noch zwei andere Jünglinge erschienen in herrlicher Kraft, schönstem Glanze, vorzüglichstem Anzuge: die standen um ihn und geiselten ihn, Jeder auf seiner Seite und schlugen ihn unaufhörlich mit vielen Streichen. Heliodor aber fiel plötzlich zur Erde und da ihn dichtes Dunkel umfloß, setzte man ihn eilends in eine Sänfte, und trug ihn schnell fort. Zum größten Glücke kam Heliodorus noch mit dem Leben davon; denn als der Hoheprieſter Onias für seine Genesung betete, damit der

König nicht argwöhnen möchte, die Juden hätten eine Bosheit an Heliodorus verübt, da ſtellten ſich dieſelben Jünglinge, mit denſelben Kleidern angethan, vor Heliodorus und ſprachen: Onias, dem hohen Prieſter, ſage Dank; denn ſeinetwillen hat dir der Herr das Leben geſchenkt; und als Heliodor heimkehrte und der König ihn fragte, welcher denn dazu geſchickt wäre, noch einmal nach Jeruſalem geſandt zu werden, ſprach er: Wenn du einen Feind oder Einen haſt, der nach deinem Reiche ſtrebt, ſo ſende ihn dahin, und du wirſt ihn gegeiſelt wieder erhalten, wenn er anders mit dem Leben davon kommt; denn in dem Orte iſt wahrhaft eine gewiſſe Kraft Gottes. Er ſelbſt, der im Himmel wohnt, iſt gegenwärtig in dieſem Orte und ſchützt ihn, und die Böſes zu thun hinkommen, ſchlägt und tödtet er. — So redete dieſer Heliodor, der ein Heide war. Und das war der Tempel Salomons, der nur ein Schatten war von unſern Tempeln; dort war die Bundeslade, die nur ein Vorbild war von unſern Tabernakeln; dort thronte Gott unſichtbar in einer Wolkenſäule, und dieſe Gegenwart war wieder nur ein Vorbild von der gnadenreichen und geheimnißvollen Gegenwart Chriſti im heiligſten Altarsſakrament. Dieſer Heliodor wollte nur Geld rauben und wurde ſo hart dafür gezüchtigt; was würde denn, wenn die göttliche Erbarmung im neuen Bunde der ſtrengen Gerechtigkeit im alten Bunde freien Lauf ließe, einem Solchen geſchehen müſſen, der das Haus Gottes durch unehrerbietiges, muthwilliges, ärgerliches Betragen ſeiner hohen Würde, ſeines Anſehens beraubt und es zu einem gewöhnlichen Hauſe, ja, wie Jeſus ſelbſt ſagt, zu einer Mördergrube herabwürdigt? Geht da nicht in Erfüllung, was Heli zu ſeinen Söhnen geſagt hat: „Wenn ein Menſch wider den Andern ſündigt, ſo kann Gott ihm verzeihen; wenn aber ein Menſch wider den Herrn ſündigt, wer ſoll für ihn bitten?“ (I. Kön. 2, 27.) Hiemit wollte Heli andeuten, daß die Verſündigungen gegen die drei erſten Gebote weit ſchwerer ſeien, als die gegen die übrigen ſieben; denn

durch die Sünden, die gegen die letzten sieben Gebote begangen werden, wird Gott nur mittelbar beleidigt, durch die Sünden gegen die drei ersten aber unmittelbar.

Hieraus mögt ihr nun ersehen, Geliebte, daß die Sünden, die ihr durch Unaufmerksamkeit, Zerstreuung, Lachen und Schwätzen u. dergl., in der Kirche begehet, keineswegs so gering anzuschlagen seien, als ihr meinet. Nein, unter Umständen kann diese Unehrerbietigkeit in der Kirche, namentlich wenn sie Gewohnheit wird, eine Todsünde sein. Wären diese Vergehungen im Hause Gottes nicht so große Beleidigungen Gottes, wahrlich, das sanftmüthige Lamm hätte nie zu einem Stricke gegriffen und Schläge ausgetheilt. So meidet denn diesen abscheulichen Unfug und betraget euch in der Kirche, wie es gläubigen Christen ansteht. Kaum tretet ihr zur Kirche herein, so muß euch ein Blick auf das ewige Licht dort sogleich in's Gedächtniß rufen, daß dieses Haus kein leeres Bethaus, sondern ein von der Majestät Gottes erfülltes Gotteshaus, buchstäblich und im strengsten Sinne des Wortes ein Tempel Gottes ist. Der Gedanke an diese gnadenreiche immerwährende Gegenwart des Herrn muß euch mit heiligem Schauer erfüllen, sobald ihr den Fuß über die Schwelle der Kirchthüre setzet, er muß euch den Mund schließen, sobald ihr ihn zu unnützen Reden öffnet, er muß euch von der Zerstreuung zurückbringen, sobald dieselbe euch fortreißen will. So bedenket denn einmal mit Ernst das Wort des Herrn: Mein Haus ist ein Bethaus! und indem ihr jedesmal dieses Wort erwäget, so oft ihr die Kirche betretet, werdet ihr euch hüten, dieses Haus zur Mördergrube zu machen. Amen.

Predigt

auf

den zehnten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „O Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Menſchen, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, wie auch dieſer Zöllner da.“ Luk. 18, 11.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Der Apoſtel Jakobus legt in ſeinem lehrreichen Briefe folgende wichtige Ermahnungen allen Menſchen an's Herz: „Es iſt ein Geſetzgeber und Richter, der zu Grunde richten und erlöſen kann; du aber, wer biſt du, daß du den Nächſten richteſt?“ (Jak. 4, 12 u. 13.) Nichts iſt nämlich gewöhnlicher, als daß man Andere gerne verdammt, da man doch mit ſich ſelbſt genug zu thun hätte. Wir richten Andere, da wir doch ſelber voll Fehler und Gebrechen ſind. Wer hat uns denn zum Richter über unſern Nebenmenſchen geſetzt? Steht er nicht unter Gott? Hat ihm nicht Gott ſein Geſetz gegeben? Er iſt der einzige Richter, der verdammen und losſprechen kann. Unterdeſſen iſt das üble

Nachreden, das liebloſe Urtheilen und das Verleumden gleichſam zur Gewohnheit geworden. Sollten Einige aus euch, Geliebte, etwa von dieſem Laſter, lieblos zu urtheilen, oder leichtſinnig und böswillig zu verleumden, angeſteckt ſein, ſo bitte ich euch, dieſer ebenſo ſchändlichen als ſchädlichen Gewohnheit einmal zu entſagen, wenn ihr anders noch Chriſten bleiben wollet. Jeſus ſagt ja ausdrücklich: „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, wenn ihr euch einander liebet.“ Liebloſe Urtheile über die Handlungen des Nebenmenſchen ſtreiten alſo offenbar wider die Nächſtenliebe, die das Hauptkennzeichen eines Chriſten iſt. Wie verabſcheuungswürdig erſcheinen nicht die Juden, die den lieben Heiland verleumden! Und ihr ſelber, nicht wahr, fühlet euch nicht recht wohl in der Nähe eines Menſchen, der andere Leute recht ausrichtet, wie man ſagt. Wenn ein Solcher oder eine Solche zu euch kommt und euch über einen andern Menſchen allerhand ſchlimme Dinge zu erzählen weiß, ſo denkt ihr, wenn ihr anders klug ſeid: Machſt du es andern Leuten mir gegenüber ſo, ſo wirſt du es auch mir bei andern Leuten nicht viel beſſer machen. Ja, einen Menſchen, der es ſich zum Geſchäfte macht, andere Leute recht auszurichten, verachtet man, fürchtet man, man hört ihn nicht gerne, man weicht ihm aus, wo und wie man kann; denn ſolche Leute bringen nur Uneinigkeit und Feindſchaften unter die Nachbarsleute.

Heute, meine Lieben, wollen wir dieſe abſcheuliche Untugend des „Leutausrichtens“ oder der üblen Nachrede und Verleumdung noch näher kennen lernen, um dieſelbe einerſeits ſelbſt deſto gründlicher verabſcheuen, anderſeits ſolchen böſen Menſchen gegenüber ſich gehörig benehmen zu können. Zu dieſem Ende beantworte ich folgende zwei Fragen:

Woher kommen die liebloſen Urtheile? I. Theil.

Wie hat man ſich bei liebloſen Urtheilen, die Einen treffen, zu verhalten? II. Theil.

Erſter Theil.

Wenn ich heute vom liebloſen Urtheilen über Andere zu euch rede, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich damit nicht offenkundige, in die Augen fallende Sünden meine; denn wenn ich Einen, der wegen Stehlen an den Galgen oder in's Zuchthaus gekommen iſt, einen Dieb nenne, ſo ſage ich die Wahrheit, und es wäre lächerlich, wenn man mir den Vorwurf machen wollte, daß ich da lieblos urtheile. Wenn Einer in der ganzen Gemeinde als ein Dieb oder liederlicher Menſch überwieſener Maßen bekannt und verrufen iſt, und ich halte ihn für einen Dieb und nenne ihn einen ſolchen, ſo iſt das kein liebloſes Urtheil. Iſt von einem liebloſen Urtheile die Rede, ſo verſteht man darunter ein Urtheil über Handlungen, bei welchen man der Sache noch nicht völlig gewiß iſt, die man bloß von Andern hat erzählen hören, und die Neid, Haß, oder Rachgier mit den grellſten Farben auszumalen und in einem Vergrößerungsglaſe hinzuſtellen befliſſen ſind. Die Geſchichte unſers heutigen Evangeliums kann dieß am beſten erläutern. Der Phariſäer ſtellt ſich ſtolz in den Tempel hin, ſieht mit Verachtung auf den Zöllner hin und ruft: Herr, ich danke dir, daß ich kein Dieb und Ungerechter und Ehebrecher bin, wie dieſer Zöllner da. Das war eine unverſchämte, liebloſe Rede von dieſem Phariſäer. Woher wußte er, daß dieſer Zöllner ein Räuber und ein Ungerechter und ein Ehebrecher war? Allerdings waren die Zöllner nicht im beſten Rufe, man wußte, daß ſie eben nicht auf die gerechteſte Weiſe zu ihrem Gelde kamen; aber war das die Folge, daß der Zöllner, der im Tempel ſtand, auch ein ſolcher war? Konnte er kein rechtſchaffener Mann ſein? Saß nicht einſt auch Matthäus an der Zollbank und doch berief ihn der Herr zu ſeinem Apoſtel? Das Evangelium klagt ihn keiner Ungerechtigkeit an. Und wie konnte der Phariſäer den Zöllner einen Ehebrecher nennen? Ein öffentlicher Ehebrecher war er ſicher nicht, ſonſt wäre er geſteinigt worden; konnte

aber der Phariſäer wiſſen oder urtheilen, daß er ein geheimer ſei? Wenn manche gewerbtreibende Klaſſe eben nicht im beſten Rufe der Ehrlichkeit, Rechtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit ſteht, darf ich da ſagen: Dieſer und Jener iſt auch gewiſſenlos, weil er dieſem Stande, dieſer Klaſſe angehört? Gibt es nicht in jedem Stande Gute und Böſe? Gab es nicht rechtliche Zöllner, barmherzige Samariter, Phariſäer von ungeheuchelter Frömmigkeit? Was war denn nun die Quelle, aus der das liebloſe Urtheil des Phariſäers über den Zöllner floß? Bei dieſem Phariſäer war es Stolz, eingebildete Gerechtigkeit, Selbſtgefälligkeit, die ſich auf Koſten Anderer breit macht. Bei Andern hat dieſes liebloſe Urtheil wieder eine andere Quelle. — Beiſpiele werden dieß klar machen. — Die erſte Urſache liebloſer Urtheile iſt die Unwiſſenheit und der betrügliche, äußere Schein. Die alte Anna, die nachmalige Mutter des Propheten Samuel, ſteht im Tempel und ſeufzt in ihrem Herzen zu Gott, ohne die Lippen zu bewegen. Der Prieſter Heli bemerkt ſie und fällt ſogleich das Urtheil: Das Weib iſt betrunken. Woher weiß er das und warum kommen ſolche arge Gedanken in ſein Herz? Darüber konnte er ſich ſelber vielleicht nicht Rechenſchaft geben. Er bildete ſich's einmal ſo ein. — Lazarus' Schweſter Maria gießt ein Gefäß voll koſtbaren und wohlriechenden Balſams auf das Haupt und die Füße Jeſu aus. Die Apoſtel urtheilten ſogleich: Das Weib iſt eine Verſchwenderin. Und warum das? Sie urtheilten nur nach dem betrüglichen Scheine. Aber Jeſus ſieht weiter, er durchſchaut das Herz dieſer Perſon, und darum urtheilt er anders. Er ward gewahr, daß ſie dieß aus einer recht aufrichtigen Liebe zu ihm und aus ſchuldiger Dankbarkeit für die Auferweckung ihres Bruders Lazarus gethan habe. Sie wollte einem ſo würdigen Gaſte gerne eine Ehre anthun, darum gab ſie das Koſtbarſte her, was ſie hatte. Seht, meine Lieben, ſo kann man ſich in ſeinem Urtheile über Andere irren! So kann man ſich etwas in den Kopf ſetzen und als ganz richtig und ausgemacht vorſtellen, was entweder ganz falſch

oder bei weitem nicht so böse gemeint ist. Merkt euch also diese erste aller Klugheitsregeln: Beurtheile nicht Alles, was dein Nächster thut, bloß nach dem äußerlichen Scheine. Denke nicht, es müsse Alles gerade so sein, wie es dir vorkommt. Du mußt vielmehr zu dir selber sagen: Ich bin nicht allwissend, ich kann Niemandem in's Herz sehen, mir sind nicht alle Umstände bekannt, vielleicht hat er innerlich gute Absichten, die ich nicht weiß u. s. w.; das ist deine Schuldigkeit, mein Christ, daß du so denkest, das erfordert die christliche Liebe.

Die zweite unsaubere Quelle, aus der die lieblosen Urtheile über den Nächsten entspringen, sind die sogenannten Klatschereien oder Schwätzereien, wobei man nichts anders zu sagen weiß, als: Ich hab's so gehört, man hat's gesagt. Es gibt allerwärts eine Menge geschäftiger Müßiggänger, die sich immer um Neuigkeiten erkundigen und Alles, was sie hören, vergrößern, Worte verdrehen oder gar offenbare Lügen ersinnen und ausstudiren. Geht nun eine Rede durch den Mund von drei oder vier solchen Klatschweibern, die sehr oft auch Mannspersonen sind; so wird aus einer Mücke ein Elephant, noch mehr, aus dem ehrlichsten Manne wird der größte Bösewicht und aus einem kleinen Vergehen ein Hauptlaster. In anderer Weise geht da das Sprichwort in Erfüllung: Mit einem Dukaten kann man Roß und Reiter vergolden. Ferner gibt es Leute, die voller Hochmuth, Neid und Mißgunst sind. Jeder Mensch hat seine Feinde. Hat irgend ein Bauer mehr Vermögen als der andere, oder hat der Nachbar ein großes Glück, schnell regt sich der Neid. Man sucht Alles, was so ein Mann redet oder thut, verdächtig zu machen. Ja, wenn's möglich wäre, so brächte man ihn um Ehre, Gut, und seine ganze künftige Seligkeit. Gleich finden sich Leute, die dergleichen Lügen dann wieder weiter tragen, und so nach und nach in der ganzen Gemeinde verbreiten. Einfältige und kurzsichtige Leute sind schnell hintergangen und in kurzer Zeit hat der unschuldige

Mann ſeine Ehre verloren. Hütet euch doch vor dieſer Liebloſigkeit, meine Lieben, und folget dem Rathe des weiſen Mannes: „Glaube nicht Alles, was du hörſt; denn man lügt gern auf die Leute.“ — So oft du über Jemanden etwas Böſes reden hörſt, ſo frage genau: Wer hat's geſagt? und denke: Vielleicht iſt es unrecht verſtanden worden, vielleicht hat ſchon ein böſes Maul viel Falſches hinzugeſetzt, vielleicht hat das gerade ſein Feind ſo ausgebreitet, der eine verdächtige Perſon iſt, der man nicht viel glauben darf. Seht, ſolche Gedanken ſind der chriſtlichen Liebe gemäß und eine ſolche Behutſamkeit iſt nöthig, wenn man nicht in das Laſter der Liebloſigkeit verfallen will.

Endlich kommen liebloſe Urtheile noch vom böſen Argwohn her. Dem Argwöhniſchen kommt Alles verdächtig vor, was Andere thun. Man traut ihnen nichts Gutes zu, ſie mögen es machen, wie ſie immer wollen. Solche Leute beurtheilen Andere beſtändig nach ſich; denn das Sprichwort iſt wahr: Man ſucht Niemanden hinterm Ofen, außer man iſt ſelber dahinten geſeſſen. Der Stolze denkt, alle Leute ſind ſtolz, der Dieb ſieht überall Prellerei und Betrügerei. So gleicht der Argwohn einer Spinne, die überall Gift findet, auch da, wo die Biene Honig ſaugt. Gleichwie die Einbildungskraft einen Löwen, einen großen und kleinen Bären und einen Skorpion am Himmel ſieht, die doch nichts anders ſind, als hellleuchtende Geſtirne, ſo ſieht auch der Argwöhniſche häufig in ſolchen Leuten Schelme, die hellleuchtende Sterne eines gottesfürchtigen Lebenswandels ſind. — Darum merket euch, Geliebte, die dritte Regel: Glaube nicht, daß alle Menſchen ſo geſinnt ſind, wie du. Was dir ſchwer vorkommt, kann Andern leicht erſcheinen, es heißt auch hier: So viel Köpfe, ſo viel Sinne.

Das ſind nun einige Quellen, meine Lieben, aus denen das liebloſe Urtheil entſpringt. Dabei bitte ich euch, euch ja nicht einzubilden, daß dieſes Kleinigkeiten ſeien, ſondern ſeid überzeugt, daß der Allerhöchſte dieſe Sünde gewiß und ſchrecklich

ſtrafen werde. Bei der liebloſen Beurtheilung greift man Gott in ſein Richteramt ein, und ſtürzt das Hauptgeſetz des Chriſtenthums, die Nächſtenliebe um. Ein Laſter, das auf der Welt nichts als Uneinigkeit und Haß anrichtet, das vielen Chriſten Thränen und Seufzer auspreßt, die zum Himmel ſchreien, das Manchen an ſeinem ganzen zeitlichen Glücke hindern kann, muß ſchlechterdings aus dem Herzen eines jeden vernünftigen Menſchen verbannt bleiben. Vor einem Dieb, Räuber und Mörder kann man ſich hüten, aber nicht vor dem Verleumder und Ohrenbläſer. Der iſt ſicher der gefährlichſte Menſch unter allen Böſewichten des Erdbodens, er gleicht einem Meuchelmörder, der Einen rücklings niederſticht.

Aber wie nun, meine Lieben! wenn ſolch liebloſe Urtheile wirklich über uns ergehen, wie hat man ſich dabei zu verhalten und womit ſoll man ſich tröſten? Hierüber gibt euch nähere Auskunft der

zweite Theil.

Wie man ſich gegen liebloſe Urtheile zu verhalten habe, lehrt uns vor allen das Beiſpiel Jeſu.

Wir leſen nie, daß Jeſus ſich an ſeinen Verleumdern zu rächen geſucht oder Läſterreden mit Läſterreden vergolten habe. Er ſchalt nicht wieder, da er geſcholten ward, er drohete nicht, da er litt, ſondern überließ ſeine Sache dem gerechten Richter im Himmel. So, mein Chriſt, ſollſt auch du geſinnt ſein! Jeſus hat dir ein ſo ſchönes Beiſpiel hinterlaſſen, damit du ihm nachfolgeſt. Merkeſt du in deinem Herzen eine andere Neigung, regt ſich Haß, Neid und Bitterkeit gegen deine Beleidiger, ſinneſt du auf Mittel und Wege, dich wieder zu rächen, eröffnet ſich dein Mund zum Fluchen, Läſtern, oder zu abſcheulichen Schimpfwörtern, ſo kämpfe aus allen Kräften gegen dieſe Thorheit, und merkſt du, daß dieſe Gewohnheit bei dir eher zu- als abnimmt, dann ſag nur keck zu dir ſelber: Ich bin wahrlich noch ein ſchlechter Chriſt, habe Chriſti Geiſt noch

nicht. Ich bin noch nicht geſinnt, wie er geſinnt war, darum bin ich nicht werth, ſein Jünger zu heißen.

Übrigens darfſt du nicht meinen, daß du auf üble Nachreden, auf Verleumdungen und Verdächtigungen gar nichts ſagen dürfteſt; nein, du darfſt dich ſchon vertheidigen, es hat ſich ja Jeſus auch vertheidigt gegen die harten Beſchuldigungen ſeiner Feinde. Ihr thut mir Unrecht, ſagte er, als die Juden ihm nachredeten, er hätte den Teufel in ſich, denn ſo etwas zu denken, iſt ja thöricht von euch. Wie wird denn ein Teufel den andern austreiben? Da wäre ja das Reich des Satans unter ſich uneins und müßte zerfallen. Nicht der Satan, ſondern Gottes Allmacht, die in mir wohnt, iſt die einzige Urſache aller meiner Wunder. Seht da, ſo gründlich, ſo beſcheiden vertheidigte ſich Jeſus und das iſt jedem Chriſten erlaubt. So machte es auch der Apoſtel Paulus. Als man ihn einſt zum Landpfleger Feſtus führte und er vor ihm die großen Thaten Gottes verkündigte, rief der Landpfleger laut: Paulus, du raſeſt! Und Paulus antwortete ihm mit aller Beſcheidenheit und Sanftmuth: Mein theuerſter Feſtus! ich raſe nicht, ſondern ich rede wahre und vernünftige Worte (Apoſtelg. 26, 24.). So dürfen auch wir mit Gelaſſenheit unſern Feind widerlegen und uns gegen ſeine Anſchuldigungen vertheidigen. Hilft aber eine ſolche Vertheidigung vorausſichtlich nichts, dann ſchweige man lieber gänzlich; denn böswilligen Menſchen wird man doch nimmer den Mund ſtopfen, und wer lügen und verleumden will, wird es nicht laſſen. Die Fabel vom Wolf und vom Lamm macht uns dieß recht anſchaulich. Ein Wolf und ein Lamm tranken aus einem Bache, ſagt die Fabel, der Wolf ſtand oben und das Lamm unten. Wie der Wolf das Lamm ſah, ſprang er hinunter und ſchrie: Du haſt mir das Waſſer im Bache trübe gemacht. Das Lamm antwortete erſchrocken: Wie kann das ſein, da ich doch unten ſtehe, alſo das Waſſer zu mir herunterläuft, und nicht zu dir aufwärts? Du haſt mich vor ſechs Wochen einmal geſchimpft, brüllte der Wolf neuerdings. Das iſt ja nicht möglich, ſagte das Lamm, da

war ich noch gar nicht auf der Welt. Nun, ſchrie der Wolf, ſo war es dein Vater, und mit dieſen Worten zerriß er das arme Lamm. Man ſieht daraus, wer einmal Jemanden etwas Übles nachreden will, der iſt gar nicht verlegen, er weiß immer etwas Neues und alle Vertheidigung iſt da umſonſt. — So erging es auch dem unſchuldigen und ſanftmüthigen Lamme, unſerm Herrn Jeſus Chriſtus, den jüdiſchen Wölfen gegenüber. Mehrere Male vertheidigte er ſich gegen ihre Verleumdungen, namentlich als ſie ihm vorwarfen, er habe den Teufel und ſchände den Sabbath, aber zuletzt ſchwieg er ganz ſtill. Als ſie nämlich von ihm ausſagten, er wiegle das Volk auf und läſtere Gott, da gab er ihnen keine Antwort mehr, ſelbſt als ſie ihn zum Reden zwingen wollten und ihn aufforderten, er ſolle ſich gegen die falſchen Zeugen vertheidigen. Der heilige Evangeliſt Matthäus ſagt ausdrücklich: „Und als er von den Hohenprieſtern und Älteſten angeklagt wurde, **antwortete er nichts.** Da ſprach Pilatus zu ihm: Hörſt du nicht, welch große Dinge ſie wider dich bezeugen? **Und er antwortete ihm auf kein Wort,** ſo daß der Landpfleger ſich ſehr verwunderte“ (Matth. 27, 12—14.). — Warum antwortete der Herr wohl mit keiner Silbe, warum vertheidigte er ſich nicht? — Deßwegen, weil er ſah, daß ſeine Vertheidigung ganz umſonſt geweſen wäre.

So müſſen auch wir, meine Lieben, ſchweigen, wenn wir ſehen, daß eine Vertheidigung nicht hilft, daß deßungeachtet der Stab über uns gebrochen wird. Da müſſen wir denken: Wir ſind vor dem letzten Richterſtuhle noch nicht geſtanden, ſondern kommen erſt vor ihn zu ſtehen, und da wird Alles an's Licht kommen und unſere Unſchuld wird offenbar werden.

Die Hauptſache iſt und bleibt die, Geliebte, daß wir durch unſern Lebenswandel das böſe Gerede der Feinde zu Schanden machen. Das iſt die allerbeſte, die allergründlichſte Vertheidigung. So hat ſich Jeſus, ſo haben ſich die Apoſtel, ſo haben ſich die Heiligen Gottes gegen alle Verleumdungen vertheidigt. Jeſu Lebenswandel zeigte Allen, daß das, was

ſeine Feinde von ihm ausſtreuten, lauter Läſterreden waren. Und der heilige Paulus ſagt: „Unſer Ruhm iſt das Zeugniß eines guten Gewiſſens.“ So haben die erſten Chriſten die abſcheulichen Vorwürfe, die man ihnen machte, durch die größte Sittenreinheit zu Schanden gemacht. So hat einſt die heilige Marina, die in Mannskleider verhüllt in ein Kloſter gegangen war, um vor allen Nachſtellungen ihrer Verwandten ſicher zu ſein, eine ſchreckliche Verleumdung mit heldenmüthigem Stillſchweigen ertragen. Eine zum Falle gekommene Weibsperſon hatte nämlich den vermeintlichen Mönch als Vater angegeben und Marinus wurde in Folge deſſen aus dem Kloſter gejagt. Er mußte das Kind als das ſeinige annehmen und ſieh, er that es. Nicht ohne große Beſchämung lief ihm der Knabe überall hin nach und nannte ihn ſeinen Vater. Der Heilige aber ſchwieg zu Allem, übte die ſtrengſte Buße, zog den Knaben in aller Gottesfurcht auf und endlich nach zwanzigjähriger Bußübung wurde er vom Kloſter wieder aufgenommen. Marinus lebte noch eine Zeit lang ein heiligmäßiges Leben und dann verſchied er. Wie die Mönche kamen, um den Leichnam einzubalſamiren, ſahen ſie zu ihrem größten Erſtaunen, daß der vermeinte Bruder Marinus eine Weibsperſon war, und jetzt erſt kam die heldenmüthige, unerhörte Demuth der Heiligen, die ſo viele Jahre hindurch alle Beſchimpfung und üble Nachrede mit ſo tiefem Stillſchweigen ertragen hatte, an's Tageslicht und Gott ſelber verherrlichte die glänzenden Tugenden ſeiner Dienerin durch Wunder und Zeichen. Die Heilige betrachtete nämlich dieſe üble Nachrede als eine Prüfung Gottes und als eine Gelegenheit, ſich in der Geduld und Demuth zu üben, und dieß iſt auch für uns die Lehre dieſes Beiſpiels, wenn es gleich in anderer Weiſe für uns nicht nachahmbar iſt. Ja, meine Lieben, Gott iſt es, der dieſe Läſterer und Verleumder über uns kommen läßt, um uns ſeinen Heiligen und ſeinem göttlichen Sohne ähnlich zu machen. Als jener Semei den König David auf ſeiner Flucht einen

Blutmann und Mörder schalt, und ihm noch andere ehrenrührige Reden nachschleuderte, da sprach David: „Lasset ihn fluchen nach dem Befehle des Herrn!“ (II. Kön. 16, 11.) Und obwohl Davids Feldherr den Lästerer in Stücke hauen wollte, so gestattete es David dennoch nicht, sondern verzieh ihm großmüthig, in der Hoffnung, daß ihm der Herr diesen Fluch mit Segen vergelten möchte: „Vielleicht,“ sprach er, „daß der Herr mein Elend ansieht, und mir Gutes vergilt für diesen heutigen Fluch.“ So müssen auch wir sprechen, so dürfen auch wir hoffen! Ja, gewiß, Geliebte, vergilt uns der Herr, wenn uns Andere fluchen, wenn Andere uns Böses fälschlich nachreden. Das hat ja der Mund der ewigen Wahrheit selber gesagt! Jesus selber sprach die trostvollen Worte: „Selig seid ihr, wenn die Menschen fälschlich Böses von euch aussagen; freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel!“ Aber merket es euch wohl, Geliebte, fälschlich heißt es. Unser Gewissen muß uns das Zeugniß geben, daß das nicht wahr ist, was Andere von uns aussagen. Ist das Böse, was man uns nachsagt, wahr, dann sieht es anders aus, dann müssen wir uns bessern; denn vom Feind hört man die Wahrheit, dann müssen wir die begangenen Fehler gut zu machen, sie abzulegen trachten; wir müssen auf diese Weise von der bösen Nachrede Nutzen ziehen. Ist aber Alles falsch, was man ausstreut, sind es nur Wortverdrehungen, Klatschereien, Erdichtungen — desto besser! Zeigen wir in der That durch Werke der Liebe und Gottesfurcht, wie Unrecht man uns thue. Beschämen wir da unsere Widersacher durch Großmuth. Liebet euere Feinde, sagt der Herr, thut Gutes denen, die euch hassen, betet für die, die euch beleidigen und verfolgen. Das ist der beste Weg, böse Nachreden und ausgestreute Lügen von sich abzulehnen. Ehre genug für uns, wenn die Beschuldigung nicht wahr ist; mit desto größerer Wahrheit können wir die Worte des Herrn auf uns anwenden: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister.“ Haben sie den Haus-

vater Beelzebub geheißen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen also heißen! Zu unserm größern Troste können wir dann mit Job ausrufen: „Sieh da, mein Zeuge ist im Himmel, und der mich kennt, wohnt in der Höhe!“ — Der Christ steht höher als alle Beschimpfung der Welt. Amen.

Predigt

auf

den eilften Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Und sie brachten einen Taubstummen zu ihm.“ Mark. 7, 32.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Taubstumm sind wohl die wenigsten Menschen, geschwätzig und neugierig aber die meisten. Sie müssen über Alles reden und müssen Alles hören. Mund und Ohren stehen immer offen. Alles wird mit der Zunge beleckt und mit den Ohren belauscht. Das Sprichwort sagt: Rede wenig und höre viel; aber gemeiniglich redet und hört man zu viel. Sagt nur selbst, was wissen wir nicht den ganzen Tag über zu schwätzen! Reden wir von uns selbst, so geschieht dieß natürlich mit dem größten Respekte; reden wir von Andern, so reden wir, was wir wissen, Gutes selten, Schlimmes desto mehr! Rechne ich dazu erst noch die groben und unflätigen Reden, die von so vielen ledigen und verheiratheten Leuten, auf dem Lande gewöhnlich beim Essen oder bei der Arbeit, geführt werden, rechne ich hiezu das viele Fluchen und Schelten, das Lügen,

das falſch Schwören, das unſinnige, dumme Geſchwätz, das oft den ganzen Tag vollführt wird, wo man bloß ſchwätzt, um zu ſchwätzen, und vergleiche ich dann mit dieſer traurigen Wirklichkeit den ſchrecklichen Ausſpruch des Herrn: „Die Menſchen werden am Tage des Gerichtes von jedem unnützen Worte Rechenſchaft geben müſſen," dann weiß ich wahrlich nicht, ob man nicht wünſchen ſoll, ganz ſtumm zu ſein, oder ob man nicht in ein Trappiſtenkloſter gehen ſoll, um ewiges Stillſchweigen zu halten.

Und alle dieſe Reden, die geführt werden, ſie mögen noch ſo grob, noch ſo ehrenrührig, noch ſo einfältig ſein, ſie finden — bereitwillige, neugierige Ohren. Wenn nun auch Jene, die ſolchen ſündhaften Reden gerne zuhören, ſich an den Sünden der Andern betheiligen, ſollte man nicht wünſchen, man möchte gar nicht hören? Sollten ſolche Schwätzer, ſolche neugierige Lauſcher nicht zum Herrn flehen: Herr, mache mich taubſtumm! denn es iſt mir beſſer, daß ich taubſtumm in den Himmel eingehe, als daß ich redend und hörend in's ewige Feuer geworfen werde?

Seien wir doch wenigſtens vorſichtig, Geliebte, mit der Zunge und mit den Ohren! Vorſichtig

mit der Zunge, I. Theil;
mit den Ohren, II. Theil.

Dieſe beiden Punkte, Geliebte, ſind es, die ich euch näher auseinanderſetzen möchte, damit ihr in Zukunft einen Gebrauch von der Sprache und dem Gehöre machen möget, der euch nicht zur Verdammniß, ſondern zur Seligkeit iſt.

Erſter Theil.

Zur Vorſicht mit der Zunge, Geliebte, ermahnt uns der ganze Bau derſelben. Es iſt etwas ganz Eigenes um die Zunge. Gehen und Stehen lernt der Menſch eher, als reden, das Reden iſt das Letzte. Während aber das Kind zuletzt erſt reden lernt, iſt die Zunge das erſte Glied, das beim

Sterbenden erſtirbt, das Herz ſtirbt erſt zuletzt. So iſt es auch etwas ganz Eigenes um ihren Bau.

Die Zunge hat nämlich ihre Wurzel im Herzen, auf daß ſie nur ſolche Reden führen möge, die mit der innern Geſinnung übereinſtimmen, die wahr ſind. Auch ſagen die Ärzte, daß von der Zunge mittelbar zwei Adern ausgehen, eine in's Herz, die andere in's Gehirn. So will alſo die Natur, daß die Rede des Menſchen wahr und vernünftig ſei; die Lüge iſt daher eine Sünde gegen die Natur, ſie widerſtreitet dem Weſen des Menſchen. Naturgemäß iſt nämlich nur, wenn man etwas aus dem Innern herausnimmt, was wirklich darin iſt, und deßwegen hat ſchon ein alter Weltweiſer geſagt, daß die Lüge an ſich, d. h. von natürlichem Standpunkte aus ſchon, verwerflich und ſchlecht ſei und für den Menſchen eben ſo wenig paſſe, wie Bellen und Brüllen. Die Natur neigt nämlich den Menſchen zur Wahrheit hin, und darum muß er gleichſam Gewalt brauchen, um eine Lüge hervorbringen zu können, gleichwie er das Brüllen und Schreien der Thiere, ſo wie den Geſang der Vögel nur mit Mühe und nach großer Übung nachmachen kann. Und gleichwie die Vögel künſtliche Laute nur nach langer Zeit erſt hervorbringen, wie z. B. Amſeln, Staare und Papageie, ſo muß der Menſch, wenn er lügen will, ſeine Zunge gleichſam erſt dazu abrichten. Darauf deutet der Prophet Jeremias (9, 3. 5.) hin, wenn er ſagt: „Sie ſpannen ihre Zunge wie einen Bogen, um nicht Wahrheit, ſondern Lüge abzuſchießen;“ gleich als wollte er ſagen: Die Zunge iſt ihnen gegeben wie ein Bogen, um damit mit dem rechten Auge nach Wahrheit zu zielen, ſie aber ſchießen gegen alle Natur und Gewohnheit der Schützen mit dem linken Auge Lüge ab; daher ſagt er etwas weiter unten: „Man redet keine Wahrheit mehr, man lehrt ſeine Zunge, Lüge zu reden und mühet ſich ab mit Unrechtthun.“ Seht da, die Zunge muß, um lügen zu können, erſt abgerichtet werden wie ein Staar oder Papagei. Wer ſie aber abrichtet,

ist bekannt; denn die Schrift sagt: Der Teufel ist ein Lügner und der Vater der Lüge.

Betrachten wir den Bau der Zunge weiter. Der Mensch hat zwei Hände, zwei Füße, zwei Ohren, zwei Wangen, zwei Nasenöffnungen, zwei Augen, aber nur Eine Zunge. Warum das? Gewiß wollte die Natur hiedurch den Menschen belehren, daß er Alles mehr thun solle, als reden. Ein berühmter Heide wurde einst gefragt, warum der Mensch zwei Ohren habe, aber nur Eine Zunge? Da gab er zur Antwort: Weil er nochmal so viel hören als reden soll. Darum sagt auch der heilige Apostel Jakobus (1, 19.) so treffend: „Jeder Mensch sei schnell zum Hören, aber langsam zum Reden.“ Die Ursache ist einmal, weil wir mit den Ohren die Weisheit einnehmen, mit der Zunge aber wieder abgeben, durch das Gehör werden wir belehrt, mit der Zunge belehren wir Andere. Wer will aber nicht lieber Gutes nehmen, als geben? Zum Nehmen haben wir offene Hände, zum Geben aber sind sie geschlossen; deßwegen sind auch die Ohren von Natur aus offen stehend, die Zunge aber ist eingeschlossen. Junge Leute werfen das Geld weg, sind verschwenderisch, die Alten aber halten zäh daran; junge Leute beiderlei Geschlechts sind geschwätzig, aber die Alten reden wenig; warum denn? Weil sie mehr Weisheit besitzen, als jene. So geben junge Reben zwar viel Wein, alte aber bessern; daher geben auch die Thiere, je verständiger sie sind, desto weniger Laut von sich, wie der Elephant, der, so groß er auch gebaut ist, eine ganz kleine Zunge hat. Deßhalb singen auch jene Vögel, die schön und lieblich singen, nur eine kurze Zeit, die Spatzen und Raben und Elstern aber schwätzen und schreien das ganze Jahr fort.

Die Zunge ist ferner im Munde, der beständig mit Feuchtigkeit benetzt ist, und auch die Zunge hat Feuchtigkeit nöthig, wenn sie Worte hervorbringen will. „Nicht umsonst,“ sagt der heilige Augustin über Psalm 33., „ist die Zunge in der Feuchtigkeit; denn sie gleitet leicht aus.“ Der

Kardinal Hugo vergleicht deßhalb die Zunge mit einem Aal; ſie iſt ſchlüpfrig, wie der Aal, ſagt er. Wer auf ſchlüpfrigem Boden geht, fällt leicht; darum ſündigt man auch leicht mit der Zunge. Der Aal ſchlüpft leicht aus den Händen; gerade ſo entſchlüpft das Wort dem Munde und kann nicht mehr zurückgeholt werden. Wir wiſſen aus der heiligen Schrift, wie jener Held Jephte dieſe Voreiligkeit ſeiner Zunge bereut; er verſprach nämlich, was ihm am Erſten aus ſeinem Hauſe begegne, das wolle er als Brandopfer darbringen. Und ſieh da, ſeine eigene Tochter war es, die ihm begegnete. Da zerriß er denn ſeine Kleider und ſchrie: „Ach, meine Tochter, ich habe meinen Mund aufgethan zu dem Herrn und kann nun nicht anders thun!“ Darum flehte auch der Abt Siſois dreißig Jahre lang: „Herr, bewahre mich vor meiner Zunge; alle Tage falle ich durch ſie und ſündige ich!“ — Gleichwie wir auf ſchlüpfrigem Boden bedächtig einhergehen, ſollen wir uns alſo auch im Reden hüten nach der Mahnung der heiligen Schrift: „Sei mit deiner Zunge nicht ſchnell!“ (Ekkli. 4, 34.) Ein heidniſcher Weltweiſer ſchon ſchrieb an einen Freund: „Die Summe von Allem iſt: ich befehle dir, daß du bedächtig redeſt;“ und König David (Pſalm 38.) ſagt: „Meine Wege will ich bewahren, daß ich nicht ſündige mit meiner Zunge.“

Die Zunge nimmt ferner unter den fünf Sinnen des menſchlichen Körpers nicht den oberſten Platz ein, ſondern hat ihren Platz unter den Augen, den Ohren und der Naſe bekommen. Warum wohl das? Wahrſcheinlich deßwegen, damit die Zunge ihnen unterthänig ſei. Sie ſoll nicht reden, bevor die Augen umhergeſehen haben, was zu reden iſt. Der Kaufmann verkauft ſeine Waaren nach Maaß und Gewicht; um ſo mehr ſollen die Worte abgewogen werden, bevor ſie in die Welt hinaus kommen. Daher heißt es im Buche Ekkleſiaſtikus (28, 29.): „Schmelze dein Gold und Silber zuſammen und mache daraus eine Wage für deine Worte.“ Die Zunge ſoll dann unter der Aufſicht der Ohren

ſtehen; d. h. der Menſch ſoll eher hören, als reden. Deßhalb hat Chriſtus nach dem heutigen Evangelium zuerſt die Ohren des Taubſtummen geöffnet und dann erſt das Band ſeiner Zunge gelöst. Auch der heilige Geiſt kam am Pfingſtfeſte zuerſt dem Gehöre vernehmbar, in Sturmeswehen, und dann erſt in Geſtalt der Zunge.

Auch der Naſe ſoll die Zunge unterthänig ſein, d. h. wer Andere tadeln will, nehme ſich zuvor ſelber bei der Naſe, er erkenne ſeine eigenen Fehler und beſſere ſie. Wer keine Naſe hat, redet eckelhaft, ſo auch Jener, der redet, ohne ſich ſelber zu kennen.

Endlich iſt die Zunge im Munde eingeſchloſſen und mit einem doppelten Zaune umgeben, nämlich mit Zähnen und mit Lippen. Und warum wohl? Nun, deßwegen, weil die Zunge wie ein biſſiger Hund fortwährend in Gehorſam gehalten werden muß, um die Leute nicht beißen zu können. Deßwegen ſchreibt der heilige Jakobus: „Alle Naturen der wilden Thiere, der Vögel, der Schlangen und der übrigen Thiere können gezähmt werden und ſind gezähmt worden von der Menſchennatur; die Zunge aber kann kein Menſch zähmen, das nimmer müde Übel voll tödtlichen Giftes“ (Jak. 3, 7. 8.). Die Natur will uns dadurch zu erkennen geben, daß wir ſelten und bedächtig reden ſollen; denn zwei Thüren haben wir zu öffnen, bevor wir reden können. Zum heiligen Antonius kam einſt ein bewährter Religios, der zwei Brüder, die noch ziemlich geſchwätzig waren, bei ſich hatte. Antonius ſprach: „Da haſt du liebe und gute Gefährten bei dir.“ „Ja,“ ſagte Jener, „gut ſind ſie ſchon, aber ihre Wohnung hat noch keine Thüre; wer nur mag, geht in den Stall hinein und löst den Eſel los.“ Der Mann wollte ſagen, ſie ſeien Plauderer, die Alles, was ihnen in's Maul kommt, herausſchwätzen.

Seht da, Geliebte, ſo iſt die Natur ſelber unſere Lehrmeiſterin; durch den Bau der Zunge gibt ſie uns zu erkennen, daß wir vorſichtig mit ihr ſein, ſelten und wenig

reden ſollen. So halten wir denn dieſes gefährliche Glied im Zaume, weil uns die Natur ſelbſt dieß ſo dringend empfiehlt. Beſſer wäre es wahrlich, wir wären ganz ſtumm, als wenn wir unſere Zunge zum Schaden unſers Seelenheiles mißbrauchen würden. Nehmen wir es ein wenig genauer, als wir es bisher mit unſern Reden genommen haben, und bedenken wir, was der heilige Jakobus ſchreibt: „In vielen Dingen fehlen wir Alle; wer aber in keinem Worte fehlt, der iſt ein vollkommener Mann, er kann auch den ganzen Leib im Zaume halten. Sieh, den Pferden legen wir Zäume in's Maul, damit ſie uns gehorchen und wir lenken ihren ganzen Körper. Siehe, auch die Schiffe, ſo groß ſie ſind, und obgleich von heftigen Winden getrieben, werden von einem kleinen Ruder gelenkt, wohin der Druck des Steuermannes will. So iſt auch die Zunge zwar ein kleines Glied, richtet aber Großes an. Sieh, ein kleines Feuer, welch großen Wald zündet es an! Auch die Zunge iſt ein Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit; die Zunge iſt von ſolcher Art unter unſern Gliedern, daß ſie den ganzen Leib befleckt und den Lebenslauf von unſerer Geburt an entzündet, wenn ſie von der Hölle entzündet werden.“ Dieß iſt nun Warnung genug! Alſo ſei vorſichtig mit der Zunge!

Aber auch vorſichtig mit deinen Ohren und hievon im

zweiten Theil.

Es iſt zwar erlaubt, mehr zu hören, als zu reden; aber dennoch iſt es gar oft gut, wenn man taub iſt. Beſonders ſind es drei Fälle, in denen wir uns Vorſicht mit dem Gehöre, oder vielmehr Gehörloſigkeit oder Taubheit von Gott erbitten müſſen. Erſtens iſt dieß der Fall, wenn der Teufel oder ſeine Geſellen dich verſuchen wollen. Da mußt du thun, als hörteſt du nicht. Du hörſt oft ſo eine

Stimme leise oder laut zu dir sprechen: dieses und jenes sei keine Sünde; thun es Andere auch, warum solltest du dir nicht dasselbe erlauben dürfen? Diesen Betrug, sagt der Teufel zum Bauer, mußt du so hoch nicht anschlagen; es ist dergleichen im Handel und Wandel unvermeidlich; diese Gedanken und Worte, sagt er zum Jüngling und zum Mädchen, sind so weit nicht gefehlt, als du meinst. Diese Scherze und Kurzweiligkeiten, die ihr euch erlaubt, sind unschuldige Freuden; ihr seid ja jung, und bei jungen Leuten kann man nicht Alles so genau nehmen; einmal ist keinmal. Oder es kommt so ein Geselle von Teufel, den er dir über den Hals schickt, der will dein Herzensfreund und bester Kamerad von der Welt sein. Der will dich zum Spielen und Saufen und Nachtschwärmen und zur Liederlichkeit abrichten und dich in allerhand Heimgarten und verdächtige Häuser führen, mit den süßesten und einschmeichelndsten Worten möchte er dir das Gift beibringen; aber laß die Schlangen pfeifen, halte die Ohren zu, wenn du sie hörst, mache es wie der heilige Antonius der Einsiedler, der die Versuchungen des Teufels einzig und allein auf diese Weise zu Schanden machte. Nur in kein Gespräch, in keinen Streit mit dem Teufel sich einlassen! Wäre Eva stumm gewesen und Adam taub, sagt der heilige Ambrosius*), so hätten wir gesiegt. Dieser hätte die Stimme seines Weibes nicht hören, jene aber mit ihm nicht reden sollen. Der heilige Antonius that allemal, als ob er gar nicht hörte und verachtete den Teufel, und auf diese Weise schlug er ihn in die Flucht.

Überhaupt sollen wir uns die Ohren verstopfen, wenn die Lüste dieser Welt ihre Lockstimmen hören lassen. In dieser Beziehung sagt einmal der Prophet Isaias (33, 15. 16.): „Wer seine Ohren verstopft, um vom Blut nicht zu hören,.... der wird wohnen in der Höhe.“ Was heißt das anders, sagt Pabst Gregor der Große, als

*) S. Ambros. in Ps. 38.

ſeine Ohren verſtopfen, um ſolchen nicht Beifall zu ſchenken, die zu Sünden rathen, die aus Fleiſch und Blut entſtehen? Aber auch noch einen andern Sinn hat die Stelle. Wir ſollen nämlich die Ohren verſtopfen, um das nicht zu hören, was Blutsverwandte uns oft anrathen; denn es iſt gewiß, daß ſelbſt Freunde und Blutsverwandte oft vom Wege der Tugend auf Abwege verlocken möchten. Bald ſind es Schmeicheleien und Verheißungen, bald ſind es Drohungen, wodurch ſie zum Ziele zu kommen ſuchen. Eltern, Geſchwiſterte und Freunde ſtellen ſich oft dem guten Vorhaben eines Kindes in den Weg, billigen z. B. ſeine Standeswahl nicht. So hatte der heilige Thomas von Aquin von ſeinen Eltern und Brüdern harte Behandlung zu erdulden, weil er in's Kloſter ging. Seine Mutter, heftig erzürnt über ſeinen Schritt, eilte nach Neapel, um ihn aus dem Kloſter zu nehmen. Da er deßhalb in ein anderes Kloſter entfloh, mußten ihn ſeine Brüder mit Gewalt auf dem Wege aufgreifen. Sie brachten ihn nach Hauſe, ſperrten ihn in einen Thurm, zerriſſen ſein Ordenskleid in Stücke, gaben ihm ſchlechte Koſt, mißhandelten ihn, er aber blieb unerſchütterlich. Er konnte mit David ſagen: „Meine Freunde und meine Nächſten haben ſich genaht wider mich und ſich aufgeſtellt, und die meiner Seele nachſtellten, übten Gewalt; die mir Böſes wollten, haben eitel Ding geredet und Liſt erſonnen den ganzen Tag. Ich aber, einem Tauben gleich, hörte nicht und war wie ein Stummer, der ſeinen Mund nicht aufthut“ (Pſ. 37.). — So müßtest auch du handeln, wenn deine Eltern dir im Guten hinderlich wären, oder dich gar zum Böſen verleiten wollten. O wie viel wäre da zu ſagen! Ach, wie viele Eltern gibt es leider, die ihre Kinder zu Schlechtigkeiten anhalten, zum Stehlen und zu noch Ärgerem, damit ſie auf dieſe Weiſe das Brod verdienen! Da heißt es: Verſtopfe deine Ohren, daß du das Blut nicht hörſt, daß du nicht merkſt auf die eigenen Eltern. Im fünften Buche Moſis (13, 6 f.) hatte Gott folgendes Geſetz gegeben:

„Wenn dein Bruder, der Sohn deiner Mutter, oder dein Sohn, oder deine Tochter, oder das Weib in deinen Armen, oder der Freund, den du liebſt, wie deine Seele, heimlich dir zuredet: Laß uns hingehen und fremden Göttern dienen, die du nicht kenneſt, noch deine Väter, ſo willige nicht ein und gehorche nicht.“ — Es braucht gerade kein Götzendienſt zu ſein, jede Sünde, zu der die Eltern verführen wollen, berechtigt die Kinder zum Ungehorſame. Verſtopfe deine Ohren und höre nicht auf das Blut! heißt es da.

Zweitens ſollen wir taub ſein bei Beſchimpfungen und Schmähungen, die uns widerfahren. So hat es der göttliche Heiland gemacht und ihm gilt daher vorzüglich das prophetiſche Wort: „Als wäre ich taub, hörte ich nicht“ (Pſ. 47.). Als die Juden unwillig wurden, daß er ſich von den Kindern Hoſianna rufen ließ, da heißt es: Er verließ ſie und ging weg. Hiedurch wollte er ſie zum Schweigen bringen, während er ſie durch Reden wahrſcheinlich noch mehr aufgebracht hätte. So benahm ſich Chriſtus auch den falſchen Anklägern gegenüber; er konnte ſagen: „Als wäre ich taub, hörte ich nicht.“ In dieſer Beziehung iſt auch Saul zu loben. Als er nämlich zum König erwählt worden war, ſagten Einige: „Soll uns der helfen können? Er aber that,“ ſagt die Schrift, „als hörte er es nicht“ (I. Kön. 10, 27.). So machte es auch der heilige Bernard. Er ging einſt mit einem Gefährten durch die Straſſen von Siena, hinter ihnen aber liefen muthwillige Knaben und warfen ſie mit Steinchen. Er aber ſchaute nicht einmal um und ging fort, als fiele gar nichts vor. Da fuhr ſein Gefährte in die Höhe und ſprach: Merkſt du denn nicht, was dieſe frechen Buben thun? Die können thun, was ſie wollen, antwortete der Heilige; uns geben ſie Stoff, uns Kronen für das ewige Leben zu flechten. — So machte es auch jener indianiſche Miſſionär, dem ein Indianer während der Predigt in's Geſicht

ſpie. Gerade als ſah, hörte und fühlte er nicht, zog er ſein Taſchentuch und trocknete ſich ab.

Drittens müſſen wir Gott um die Gnade der Gehörloſigkeit bitten, wenn der Nächſte verleumdet wird. Der heilige Geiſt verſchreibt im Buche Ekkleſiaſtikus das Mittel, bei verleumderiſchen Reden taub zu ſein. „Verzäune deine Ohren mit Dornen," ſagt er, „und höre keine gottloſe Zunge" (Ekkli. 28, 28.). Dieſes Bild iſt hergenommen von den Dornhecken, mit denen die Bauern ihre Felder verzäunen, daß Niemand hineintreten kann. So ſollen auch wir eine verleumderiſche Zunge nicht einmal bis zu den Ohren laſſen. Was ſind aber das für Dornhecken, mit denen wir unſere Ohren gegen eine verleumderiſche Zunge ſchützen ſollen? — Wenn du ſolche Reden hörſt, ſo mußt du durch ein Wort oder ein Zeichen zu erkennen geben, daß dir ſolche Reden mißfallen. Ein Hauſirer, der ſieht, daß dir ſeine Waaren nicht gefallen, wird ſie ſogleich zuſammenpacken und dir nicht weiter läſtig ſein. Salomon ſagt in ſeinen Sprichwörtern (25, 23.): „Der Nordwind vertreibt den Regen und ein trübes Geſicht die verleumderiſche Zunge." Der Nordwind iſt rauh und kalt und treibt die Wolken auseinander, daher er auch der Beſen des Himmels heißt, ſo bringt auch ein trauriges, ernſtes Geſicht eine verleumderiſche Zunge zum Schweigen. Durch ſolche Dornen hat einſt der heilige Pachomius einen Verleumder zum Schweigen gebracht. Als ſähe er eine Schlange, ſprang er auf und ſetzte ſich vom Verleumder weg. Es gibt auch noch eine andere Weiſe, gegen ſolche Reden taub zu ſein; wenn es nämlich möglich iſt, ſo ſtelle man ſich, als ſchliefe man. Da hatte ein gewiſſer frommer Mann, Namens Maches, von dem Caſſiodorus *) erzählt, von Gott eine eigene Gnade. Es mochte nämlich Gebet und geiſtiges Geſpräch Tag und Nacht dauern, ſo kam ihm kein Schlaf; wie er aber eine

*) Lib. 5. de instit. remontiant. c. 29.

verleumderiſche Rede hörte, ſo fiel er ſogleich in einen feſten Schlaf, ſo daß das Gift der Verleumdung nicht einmal bis zu ſeinen Ohren gelangen konnte.

Endlich gibt es noch eine andere Weiſe, bei Verleumdungen wie taub zu erſcheinen, wenn man nämlich verſucht, dem verleumderiſchen Geſpräche eine andere Wendung zu geben, es auf einen andern Gegenſtand zu lenken, oder wenn man dem Verleumder ſeine eigenen Sünden vorhält. So hat Chriſtus die Ankläger der Ehebrecherin zum Schweigen gebracht, indem er ſagte: Wer von euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie. Seht, Geliebte, auf dieſe Weiſe könnt ihr eure Ohren mit Dornen gegen verleumderiſche Reden verſchließen. Ihr kommt oft in allerhand Häuſer, beſonders ſind das die Handwerksleute, die in den Häuſern oft arbeiten müſſen, Näherinnen u. dergl. Da wird denn oft allerhand geredet, viel über die Ehre des Nächſten. Da heißt es nun: Sei vorſichtig mit deinen Ohren! Mache einen Zaun um deine Ohren! Wie das geſchieht, wiſſet ihr nun. Entweder ſchweigt und zeigt durch ernſtes Weſen, daß ihr an ſolchen Reden kein Gefallen habt, oder ſucht das Geſpräch anders zu wenden, oder ſagt: Es ſind andere Leute auch nicht alle brav, es hat wohl Jeder mit ſich ſelber genug zu thun, oder wenn ihr könnt, gehet ganz davon. —

Ihr ſehet alſo, Geliebte, wie vorſichtig man im Gebrauche der Zunge und der Ohren ſein müſſe. Vorſicht im Reden empfiehlt ſchon ſehr nachdrücklich die Natur, wenn wir die Verhältniſſe betrachten, unter denen ſie die Zunge im menſchlichen Leibe hervorgebracht hat. Vorſicht iſt uns aber auch nothwendig für das Gehör, und ich habe euch die Fälle bezeichnet, in denen wir insbeſondere Gott um die Gnade der Taubheit anflehen müſſen. Der Zuſtand des Taubſtummen iſt nicht immer der unglücklichſte, wie ihr ſehet; unſer Herr war öfter taubſtumm, denn er wird uns geſchildert als ein Tauber, der nicht hört, und als ein Stummer, der wie ein

Lamm, das vor dem Scheerer ſteht, ſeinen Mund nicht öffnet. Auch die Apoſtel und Heiligen Gottes waren in gewiſſen Fällen taubſtumm. In dieſen Fällen müſſen es auch wir ſein! In dieſen Fällen iſt taubſtumm ſein kein Unglück, ſondern ein Glück, eine Gnade, um die wir Gott täglich zu unſerm Heile bitten müſſen. Amen.

Predigt

auf

den zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Wer ist mein Nächster?“ Luk. 10, 29.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wer ist denn mein Nächster? so fragt der Gesetzlehrer heute Jesum; er als Schriftgelehrter hätte dieß recht gut wissen können und sollen, aber dennoch fragt er. So geht es oft auch Manchem aus uns. Wir sehen die Stadt vor lauter Häusern und den Wald vor lauter Bäumen nicht, gehen beim hellen Tage wie mit einer Laterne herum und fragen fortwährend: Wer ist mein Nächster? Ähnlich jenem Hahne auf dem Kirchthurme, der Alles sieht, was außerhalb der Stadt vorgeht, nur das nicht, was sich in der Stadt selber ereignet, sieht er seine nächste Umgebung gar nicht, sondern schaut immer nach außen. So geht es namentlich oft auch dem Bauersmann. Mit seinem nächsten Nachbar lebt er in Hader und Feindschaft, gerade als wenn der sein Nächster gar nicht wäre, mit Auswärtigen aber steht er in bestem Vernehmen. Mit

ſeinem Kameraden, der mit ihm am Tiſche ſitzt, fängt er Streit an, gerade als wenn er ſein Nächſter nicht wäre; den Armen im eigenen Dorfe gibt er keine Unterſtützung, wohl aber wenn ein fremder Bettler kommt, gerade als wenn jener ſein Nächſter nicht wäre. Über andere Leute hat er fortwährend zu reden und zu urtheilen, und die ihm Nächſten, ſein eigenes Hausweſen ſieht er nicht. Gerade als wüßte er nicht, was bei ihm vorginge, oder auf wen er am erſten Acht haben müßte, fragt er: Wer iſt denn mein Nächſter? Du gibſt Beiträge für auswärtige Arme und Hagelbeſchädigte und Abgebrannte, das iſt ſchön und lobenswerth, mein Lieber! aber glaube ja nicht, daß dein Nächſter ſo weit von dir weg ſei, daß du ihn etwa in fernen Landen ſuchen müßteſt. Denn merk wohl auf, alle deine Geldſpenden und Beiträge zur Unterſtützung Fremder helfen dir nichts, wenn du deine Allernächſten verwildern laſſeſt oder die Noth in deiner nächſten Umgebung nicht anſiehſt. Schön iſt's und lobenswerth von dir, wenn du den armen Franziskanerbruder, der dich um eine Hand voll Getreide bittet, nicht leer ausgehen laſſeſt, ſchön iſt's und verdienſtlich, wenn du Verunglückten in der Ferne mit Kleidungsſtücken, Holz, Getreide und Geld aushilfſt; aber, mein Lieber! glaub' nicht, daß es dieß Alles iſt, was du zu thun haſt, ſei verſichert, daß du noch Andere haſt, die dir noch näher ſind. Und weißt du nun, wer dein Nächſter iſt? — Solltеſt du es nicht genug wiſſen, ſo will ich es dir beantworten.

Dein Nächſter iſt zuerſt in deinem Hauſe, I. Theil;
dein Nächſter iſt ſodann in deiner Pfarrei, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Dein Nächſter, mein lieber Landmann, iſt in deinem eigenen Hauſe. Du biſt verheirathet, darum iſt dir dein Weib der Nächſte. Sei du alſo deinem Weibe ein barm-

herziger Samaritan. Es ist arg, wie es da oft in manchem Hauswesen hergeht. Der Mann haust oft mit aller Welt gut, nur nicht mit seinem Weibe. Da redet er Tage lang keine Silbe damit, setzt sich dafür in's Wirthshaus hinein, plaudert und trinkt Tag und Nacht fort — kommt aber das Weib oder sagt sie zu Hause etwas, äußert sie ihren Unwillen über das rohe Betragen ihres Mannes, dann verwandelt sich der, der ein barmherziger Samaritan sein, der mit seinem Weibe redlich den Verdienst seiner Hände theilen sollte, in einen Räuber, der ihr den ganzen Körper wund schlägt. Käme oft ein fremder Mensch zu einem solchen Ehemann und sähe er ihn in Noth, er würde ihm helfen, kommt ein Saufbruder zu ihm in's Wirthshaus, für den hat er Geld, sähe er einen Verwundeten in einem Straßgraben liegen, er würde ihm auf der Stelle beispringen, in jedem Unglücklichen würde er seinen Nächsten erkennen, — nur in jener Person, die eigentlich sein Nächster vor Allem ist, in seinem Weibe erkennt er seinen Nächsten nicht; sein Weib zu Haus hat keinen Kreuzer Geld, während es der Mann verschwendet, sein Weib wird mißhandelt, während er Andern Gutes thut. Solche Ehemänner — in unserer Pfarrei sind sie Gott Lob sehr wenige — sollen ja ihren Nächsten nicht lange außer dem Hause suchen, sie sollen ja nicht fragen: Wer ist denn mein Nächster? Nein, schauet nur auf eure Weiber hin, die sind eure Nächsten. Erinnert euch, was der Apostel schreibt (Kol. 3, 19.): „Ihr Männer, liebet eure Weiber und seid nicht bitter gegen sie.“ „Geht vernünftig mit den Weibern um als dem schwächern, dem weiblichen Gefäße und haltet sie in Ehren, weil auch sie Miterben des Lebens sind“ (I. Petr. 3, 7.). Aber auf der andern Seite soll auch das Weib nicht vergessen, mit den Fehlern des Mannes Geduld zu tragen, und wenn er den ganzen Tag sich müde gearbeitet hat, soll sie ihn nicht zu Hause mit Vorwürfen und Zank empfangen. Auch sie soll dem Manne ein barmherziger Samaritan sein

Es gibt in dieser Beziehung Weiber, die statt des Wein- und Ölfläschchens fortwährend die Salz- und Pfefferbüchse bei sich führen, dem Manne das Leben auf alle Weise verleiden und die offenen Wunden der Trübsale obendrein noch mit Scherben reiben. Solche Weiber sind oft über alle Maßen geschwätzig und zänkisch. Alles, was außer ihrem Hause vorgeht, wissen sie, um Alles bekümmern sie sich, Alles beschnarchen sie, Alles tadeln sie, und was ihnen im eigenen Hause in den Weg kommt, beschimpfen sie. An einem solchen Weibe hat der Mann keinen liebevollen Samaritan, sondern er ist einem Räuber in die Hände gefallen. Die heilige Schrift schildert ein solches Weib in wahrhaft grauenvoller Weise: „Die größte Qual ist Herzensqual, die größte Bosheit Weiberbosheit. Alle Qual ist erträglich, nur nicht Herzensqual; auch alle Bosheit, nur nicht Weiberbosheit" (Sir. 25, 17—19.). „Kein schlimmerer Kopf, als der Schlangenkopf, kein größerer Zorn, als Weiberzorn. Besser wohnt man bei Löwen und Drachen, als bei einem boshaften Weibe. Die Bosheit ändert des Weibes Angesicht und verfinstert gleich dem Bären ihr Gesicht, daß es aussieht wie ein Sack. Ihr Mann seufzet unter seinen Nachbarn, er seufzet in der Stille, wenn er hört (von ihrem bösen Betragen). Ein böses Weib macht ein beschwertes Herz, ein traurig Gesicht und Herzenspein" (ebend. 25.). „Ein böses Weib ist wie ein Joch Ochsen, die gegen einander schieben; wer nach ihr greift, faßt einen Skorpion" (ebend. 26, 10.). Nicht wahr, Geliebte, so schrecklich sieht ein Eheweib, das ihrem Manne ein Samaritan sein soll, nicht aus? nein, so sieht nur eine Art Teufel aus. Das Weib in Gestalt des barmherzigen Samaritans wird uns anders in der heiligen Schrift geschildert: „Glücklich der Mann, der ein gutes Weib hat; denn die Zahl seiner Jahre verdoppelt sich. Ein wackeres Weib erfreut ihren

Mann, er wird die Jahre seines Lebens in Frieden zubringen. Ein gutes Weib, ein gutes Loos, sie wird den Gottesfürchtigen zu Theil und dem Manne um seiner guten Werke wegen gegeben. Er sei reich oder arm, so ist sein Herz guter Dinge und sein Angesicht allzeit fröhlich" (Sir. 26.). O so bitte ich euch denn, ihr Männer und Weiber, seid einander barmherzige Samariter, die ihr euch gegenseitig tröstet, ermuntert, stärket. Deßwegen habt ihr euch ja gehetrathet, aber nicht, daß ihr eines des andern Räuber seid und einander eure Tage abkürzet und um's Leben bringet!

Also ihr gegeneinander, ihr Männer und Weiber, seid die Nächsten und ihr sollt also am ersten zueinander barmherzige Samariter sein; dann kommen eure Kinder und Dienstboten. Auch diese habt ihr im Hause, auch diese sind euch also die Nächsten. Dürft nicht meinen, wenn ihr etwa euren Kindern alle Tage zu essen gebt, wenn ihr ihre körperlichen Bedürfnisse befriedigt, wenn ihr ihnen ein hübsches Anwesen übergeben oder ein ansehnliches Heirathgut hinausfertigen könnet, dann seid ihr an euren Kindern schon barmherzige Samariter gewesen; dürft nicht meinen, wenn ihr euren Dienstboten ordentlich Kost und Lohn gebet, wofür sie euch arbeiten, dann habt ihre eure Schuldigkeit schon gethan: nein, meine Lieben! ich habe euch das schon öfter gesagt; allein man kann es wahrlich nicht oft genug wiederholen. Wenn ihr eure Pflicht und Schuldigkeit, eure Pflichten als Nächster, die Pflicht eines barmherzigen Samariters an euren Kindern erfüllen wollt: dann müßt ihr diesen eine gute Erziehung geben und über eure Dienstboten eine gute Aufsicht führen; denn es kann recht leicht sein, daß diese eure Söhne und Töchter, daß Einer eurer Dienstboten einem Räuber in die Hände fallen, um ihre Unschuld kommen und tödtlich an der Seele verwundet werden; da müßt denn ihr Eltern, ihr Hausleute, die ihr die Nächsten seid, diesen euren Nächsten bei-

ſpringen, den Verwundeten wieder aufhelfen, ſie auf alle mögliche Weiſe wieder auf den Weg der Beſſerung zu führen ſuchen, indem ihr den Wein gehöriger Zurechtweiſung und Belehrung und das Öl der Stärkung, des Troſtes und der Ermunterung in die wunden Stellen gießet! Weh euch, wenn ihr da pflichtvergeſſene Prieſter, kalte, herzloſe Leviten ſeid, wie die zwei im heutigen Evangelium, wenn ihr euch denkt: Der und die kann ſelber wieder aufſtehen, mich gehen ſie nichts an. „Schäme dich einer ſtrengen Kinderzucht nicht,“ ſagt der weiſe Mann (Sir. 42, 5.), das geht euch Eltern an in Bezug auf die Kinder! und den Hausleuten wird geſagt: „Wer ſeinen Knecht von Jugend auf verzärtelt, der wird ihn widerſpenſtig finden“ (Sprichw. 29, 21.). „Futter, Stock und Laſt gebühret dem Eſel, Brod, Zucht und Arbeit dem Knecht. Halteſt du auf Zucht, ſo arbeitet er, um wieder zu ruhen, laſſeſt du ihm freie Hände, ſo ſucht er die Freiheit“ (Sir. 33, 25.). Man klagt heut zu Tage ſo oft über die Dienſtboten, daß man ſo ſelten mehr einen guten bekommt! Woher denn das? Nun, weil die erſten Hausleute, bei denen ſie in Dienſt waren, ihre Schuldigkeit nicht gethan, weil ſie ihre Samariterpflicht nicht an ihnen erfüllt haben, oder weil es die Eltern zu Haus ſchon an ihrer Pflicht haben mangeln laſſen; da haben ſich dann der Knecht und die Magd gedacht: Iſt uns dieß und jenes dort hingegangen, warum da nicht? Ein Dienſtbote, der beſtändig in guter Zucht gehalten wird, artet nicht leicht aus, und einen ſolchen allerdings muß man ehren, und zwar recht hoch in Ehren halten. Die heilige Schrift (Sir. 7, 23.) ſagt ausdrücklich: „Ein vernünftiger Knecht ſei dir ſo lieb, als deine Seele; weigere dich nicht, ihn frei zu geben und laß ihn nicht arm von dir gehen.“ Erkennt alſo eure Kinder und Dienſtboten für eure Nächſten, ſeid auch ihr ihnen die Nächſten, wie jener Samaritan und ihr werdet gute Kinder und Dienſtboten haben. Aber ich bin noch nicht fertig, ihr Eltern, ihr habt öfter noch

wen zu Hause, noch einen oder zwei Nächste und das sind eure — Schwiegereltern. Es ist oft ein wahres Elend und ein Spektakel, wie in einem Hause die jungen und die alten Eltern zusammenleben, gerade als wenn sie es absichtlich darauf anlegten, sich gegenseitig das Leben zu verbittern; die Alten lassen den Jungen keine Ruhe, sind unverträglich, zanksüchtig, mürrisch, werfen den jungen Eheleuten immerwährend vor, wie sie es rene, daß sie ihnen übergeben haben, sehen oft die große Noth, und hören doch nicht auf, immer in sie hineinzubohren und von ihnen zu fordern; umgekehrt aber geben die Jungen den Schwiegereltern die abscheulichsten Namen, geben ihnen oft nur auf dem Span, was sie geben müssen, wünschen den alten Eltern alles erdenkliche Übel und den Tod auf den Hals — und so leben sie miteinander wie neidige Hunde, und sitzen sie um den Tisch herum, so ist's, als säßen sie um eine Schüssel Gift, die ihnen der Teufel gesegnet hätte. — O liebe Leute, habt ihr denn ganz vergessen, daß ihr die Nächsten zu einander seid, daß ihr Einer des Andern Last tragen, daß ihr euch gegenseitig das Leben erleichtern und nicht verbittern sollt? O so seid doch in Zukunft, was der Samariter heute seinem Nächsten war! Schlaget euch die Wunden gegenseitig nicht noch tiefer, reißet die alten nicht immer wieder auf's Neue auf, sondern verbindet euch dieselben gegenseitig, leget das heilende und lindernde Pflaster der Versöhnung, der Nachgiebigkeit und Verträglichkeit über und dann habt ihr eure Pflichten als Nächsten gegenseitig erfüllt.

Nun sehet, ihr Eltern und Hausleute! wie ihr nicht weit nach euren Nächsten umsuchen dürft, sie sind in eurem eigenen Hause; ihr Eheleute selber seid euch gegenseitig die Nächsten, und euch sind es dann wieder die Kinder, die Dienstboten und die Schwiegereltern. Sparet da als barmherzige Samariter den Wein und das Öl nicht! Wein und Öl braucht man, sagt der heilige Gregor der Große; der Wein muß die Wunde beißen, das Öl sie aber lindern; der Wein muß

das Faule reinigen, das Öl das Geſunde erhalten. Wein muß man mit Öl miſchen, daß die Untergebenen durch zu große Strenge nicht erbost, durch zu große Güte aber nicht muthwillig gemacht werden. Das bedeutet auch jene Arche des Bundes, in welcher die Geſetzestafeln, mit dem Stabe Aarons und dem Manna hinterlegt ſind. Eltern müſſen Öl und Wein an ſich ſelber, an Kindern und Dienſtboten, und Eltern und Schwiegereltern an ſich gegenſeitig anwenden.

Doch wir wollen jetzt einen Blick auch außer dem Hauſe herumwerfen und ſehen, wer da unſer Nächſter iſt; hievon aber im

zweiten Theil.

Sobald du aus dem Hauſe gehſt, ſo iſt des Nachbars Haus das erſte, was du erblickſt, der Nachbar iſt dir ſomit außer dem Hauſe dein erſter Nächſter. Mit ihm kommſt du öfter in Berührung, ihr beſucht euch vielleicht gegenſeitig, deine Felder und Wieſen ſtoßen an die ſeinigen, es iſt ein altes Herkommen vielleicht, daß ihr euch über die Felder hinfahret, durch dieſe Wieſe ging immer ein Weg oder ein Waſſer oder ein Zaun an ihr vorbei. Bisher hat es gut gethan, aber ſieh, da kommt der Räuber der Eiferſucht, der Habgier, des Neides und der Unerſättlichkeit und ſchlägt deinem Herzen Wunden und du feindeſt deinen Nachbar an. Laß das nicht geſchehen, wenn du ein guter Nachbar, ein Nächſter, ein barmherziger Samaritan ſein willſt! Lauft nicht gleich zum Gericht, ſondern verſöhnet euch miteinander! Gieß das Öl der Nachgiebigkeit, der Friedfertigkeit und Verträglichkeit auf die Wunden! Redet miteinander, wie es ſich geziemt; aber fallet euch nicht an wie Hunde, nicht wie Räuber, zerfleiſchet euch nicht mit giftiger Zunge, mit abſcheulichen Schimpfwörtern, noch weniger ſchlaget einander wie wilde Raufbolde! O es thut euren geiſtlichen Vorgeſetzten entſetzlich weh, wenn ſie manchmal von euch hören und ſehen müſſen, wie ihr euch oft aus lauter

Eigensinn und Rechthaberei gegenseitig anfeindet, beschimpfet oder noch Ärgeres euch anthut. So haben es Abraham und Lot nicht gemacht miteinander. Diese hatten auch einmal einen Streit miteinander, weil ihnen die Weideplätze für ihr vieles Vieh zu klein wurden und die Hirten von beiden Theilen immer mehr haben wollten. Aber Abraham schlichtete den Streit sogleich, indem er sprach: Lieber, laß keinen Zank sein zwischen mir und dir, zwischen meinen und deinen Hirten; denn wir sind Brüder! Seht, liebe Landleute, so sollt auch ihr miteinander reden; wenn ihr mit Nachbarn über eins oder das andere euch nicht gleich einigen könnt. Wir sind Brüder! müßt ihr denken. Christen sind wir und als solche Brüder! Nächste sind wir zu einander und darum müßt ihr auch als Christen und Nächste euch miteinander vergleichen, und die etwa schon geschlagenen Wunden der Zwietracht und Feindschaft durch den Wein und das Öl der christlichen Nächstenliebe wieder zu heilen suchen. — Das ist nun gleich in der nächsten Nähe; schauen wir ein wenig weiter herum! —

Du hast einen Jugendfreund, einen Schulkameraden, eine Gespielin. Du selbst bist noch zu Hause bei deinen Eltern, aber der Kamerad ist nun schon ein paar Jahre in der Fremde oder beim Militär, oder die Jugendgefährtin ist in fremden Diensten; nun kommen sie nach ein paar Jahren wieder nach Hause, seitdem hast du sie nicht mehr gesehen, du merkst aber eine auffallende Veränderung an deinem ehemaligen Jugendfreund oder deiner Jugendfreundin, du merkst aus ihren Reden, aus ihrem Betragen, daß sie draußen verdorben worden, unter die Räuber gefallen, um ihre Ehre, um ihre guten Sitten gebracht worden sind — da hast du nun als alter Schulkamerad, als alter Jugendfreund diesem deinem Nächsten die Samaritersdienste zu leisten; du darfst schon Wein in die Wunde gießen, wenn es auch nicht wohl thut, du darfst schon sagen: Das hätte ich auch nicht geglaubt von

dir, daß du dich ſo vergeſſen, daß du ſo nach Hauſe kommen, daß du ſo verwildern, daß du deinen Eltern dieſes Kreuz anthun könnteſt! das darfſt du ſchon ſagen; das iſt Wein in die Wunde! Aber auch Öl mußt du hineinſchütten, du mußt deinen Jugendfreund wieder aufzurichten, ihn zu tröſten, ihn zu guten Vorſätzen zu entflammen ſuchen, du mußt ihn in die Herberge der Kirche zurückzuführen ſuchen, ihm zuſprechen auf alle mögliche Weiſe, ihm das Schelten und Fluchen, die ſchlechten Reden, das Herumſchwärmen u. dergl., was er ſich etwa in der Fremde oder als Soldat angewöhnt hat, durch freundliches Zureden abzugewöhnen oder ihn von einer ſchlechten, nichtsnutzigen Bekanntſchaft, die er etwa hat, wegzureißen ſuchen; ſieh, ſo biſt du deinem Jugendfreunde ein Nächſter, ein barmherziger Samariter! Das könnt und ſollt ihr Verheirathete euren verheiratheten Mitbrüdern und Mitſchweſtern auch ſein! Ja, Nächſte, barmherzige Samariter ſollt ihr ſein! Wo ihr Frieden ſtiften, ein Ärgerniß beſeitigen, einen Betrug, einen Diebſtahl verhindern könnt, da ſollt ihr es an euch nicht fehlen laſſen, nicht denken: Der und die geht mich nichts an! Sie gehen dich ſchon an, ſie ſind deine Nächſten, ſei du ihr Samariter, komm du nur mit dem Wein- und Ölfläſchchen, thue nur das Deine und du haſt deinen Nächſten geliebt.

Beſonders aber, meine Lieben, ſind es die Armen und Kranken, Leute, die gerade in der Noth ſind und auf einen Kreuzer Geld anſtehen, denen wir die Nächſten ſein und ihr Elend zu lindern ſuchen müſſen. Ich rede da nicht von leichtſinnigen Schuldenmachern, die ſelber Geld haben könnten, wenn ſie arbeiten und hauſen möchten, wenn ſie keine Verſchwender, keine Spieler und Säufer wären, die ſchon Schulden genug gemacht haben und alle Augenblicke bereit ſind, wieder neue zu machen, ohne daß ſie daran denken, je wieder zu zahlen, die gar nichts darnach fragen, wenn ſie auch auf die Gant kommen — nein, von ſolchen wahrlich rede ich nicht, dieſen Geld vorſtrecken, hieße Öl in's Feuer

gießen, ihre Liederlichkeit nur unterstützen; sondern ich rede von dürftigen Familien, die sich treu und redlich und mühsam fortschlagen, aber mit zu vielen Kindern gesegnet sind, oder unverschuldetes Unglück gehabt haben; diesen nach Kräften aufzuhelfen, ist ein verdienstliches Werk, das Werk der Nächstenliebe, das Werk eines barmherzigen Samaritans. Wer das thun kann, und es gibt Bauern in unserer Pfarrei, die dieß thun, was ich mit Freuden hier erwähne, wahrlich, dem wird es gewiß reichlich vergolten werden!

Wenn ich ferner von den Armen rede, die wir unterstützen sollen, so meine ich da zunächst nicht die herumstreifenden Bettler, die oft starke Mannsbilder und Weibsbilder sind und arbeiten könnten, sondern ich meine da die Hausarmen in unserer Pfarrei. Wir haben Leute, die sich schämen zu betteln, weil sie es nicht gewohnt sind, und stehlen mögen sie auch nicht. Andere, die den Bettel gewohnt sind, sind frech genug und machen den Leuten noch Grobheiten auch, wenn ihnen nicht gerade nach ihrem Wunsche gegeben wird. Solche Hausarme nun zu unterstützen, meine Lieben! ist ein Werk der Nächstenliebe, das Werk eines barmherzigen Samaritans. Wenn ihr einem Solchen in der Noth gerade mit einem Metzen Korn, einigen Kreuzern Geld, irgend einem Kleidungsstücke, einigen Bürden Holz aufhelfen könnt, da, meine Lieben! thut ihr ein großes, ein schönes Werk. Gerade so ist es auch mit den Gebrechlichen und Kranken, die nimmer fortkommen können, die beständig in einem Winkel hinter dem Ofen ihre armseligen Lebenstage hinbringen müssen, die da warten mit Sehnsucht, wie der Elias auf den Raben, bis ihnen Jemand ein Stücklein Brod oder eine warme Suppe bringt. Solche arme, gebrechliche Leute zu unterstützen, das ist das Werk des barmherzigen Samariters, das ist ein schönes Werk christlicher Nächstenliebe. Seid daher nicht karg, meine Lieben! besonders nicht mit den wenigen Gulden, welche die Armenpflege alle Jahre erfordert; seid nicht karg mit den wenigen

das Faule reinigen, das Öl das Gesunde erhalten. Wein muß man mit Öl mischen, daß die Untergebenen durch zu große Strenge nicht erbost, durch zu große Güte aber nicht muthwillig gemacht werden. Das bedeutet auch jene Arche des Bundes, in welcher die Gesetzestafeln, mit dem Stabe Aarons und dem Manna hinterlegt sind. Eltern müssen Öl und Wein an sich selber, an Kindern und Dienstboten, und Eltern und Schwiegereltern an sich gegenseitig anwenden.

Doch wir wollen jetzt einen Blick auch außer dem Hause herumwerfen und sehen, wer da unser Nächster ist; hievon aber im

zweiten Theil.

Sobald du aus dem Hause gehst, so ist des Nachbars Haus das erste, was du erblickst, der Nachbar ist dir somit außer dem Hause dein erster Nächster. Mit ihm kommst du öfter in Berührung, ihr besucht euch vielleicht gegenseitig, deine Felder und Wiesen stoßen an die seinigen, es ist ein altes Herkommen vielleicht, daß ihr euch über die Felder hinfahret, durch diese Wiese ging immer ein Weg oder ein Wasser oder ein Zaun an ihr vorbei. Bisher hat es gut gethan, aber sieh, da kommt der Räuber der Eifersucht, der Habgier, des Neides und der Unersättlichkeit und schlägt deinem Herzen Wunden und du feindest deinen Nachbar an. Laß das nicht geschehen, wenn du ein guter Nachbar, ein Nächster, ein barmherziger Samaritan sein willst! Lauft nicht gleich zum Gericht, sondern versöhnet euch miteinander! Gieß das Öl der Nachgiebigkeit, der Friedfertigkeit und Verträglichkeit auf die Wunden! Redet miteinander, wie es sich geziemt; aber fallet euch nicht an wie Hunde, nicht wie Räuber, zerfleischet euch nicht mit giftiger Zunge, mit abscheulichen Schimpfwörtern, noch weniger schlaget einander wie wilde Raufbolde! O es thut euren geistlichen Vorgesetzten entsetzlich weh, wenn sie manchmal von euch hören und sehen müssen, wie ihr euch oft aus lauter

Eigenſinn und Rechthaberei gegenſeitig anfeindet, beſchimpfet oder noch Ärgeres euch anthut. So haben es Abraham und Lot nicht gemacht miteinander. Dieſe hatten auch einmal einen Streit miteinander, weil ihnen die Weideplätze für ihr vieles Vieh zu klein wurden und die Hirten von beiden Theilen immer mehr haben wollten. Aber Abraham ſchlichtete den Streit ſogleich, indem er ſprach: Lieber, laß keinen Zank ſein zwiſchen mir und dir, zwiſchen meinen und deinen Hirten; denn wir ſind Brüder! Seht, liebe Landleute, ſo ſollt auch ihr miteinander reden; wenn ihr mit Nachbarn über eins oder das andere euch nicht gleich einigen könnt. Wir ſind Brüder! müßt ihr denken. Chriſten ſind wir und als ſolche Brüder! Nächſte ſind wir zu einander und darum müßt ihr auch als Chriſten und Nächſte euch miteinander vergleichen, und die etwa ſchon geſchlagenen Wunden der Zwietracht und Feindſchaft durch den Wein und das Öl der chriſtlichen Nächſtenliebe wieder zu heilen ſuchen. — Das iſt nun gleich in der nächſten Nähe; ſchauen wir ein wenig weiter herum! —

Du haſt einen Jugendfreund, einen Schulkameraden, eine Geſpielin. Du ſelbſt biſt noch zu Hauſe bei deinen Eltern, aber der Kamerad iſt nun ſchon ein paar Jahre in der Fremde oder beim Militär, oder die Jugendgefährtin iſt in fremden Dienſten; nun kommen ſie nach ein paar Jahren wieder nach Hauſe, ſeitdem haſt du ſie nicht mehr geſehen, du merkſt aber eine auffallende Veränderung an deinem ehemaligen Jugendfreund oder deiner Jugendfreundin, du merkſt aus ihren Reden, aus ihrem Betragen, daß ſie draußen verdorben worden, unter die Räuber gefallen, um ihre Ehre, um ihre guten Sitten gebracht worden ſind — da haſt du nun als alter Schulkamerad, als alter Jugendfreund dieſem deinem Nächſten die Samaritersdienſte zu leiſten; du darfſt ſchon Wein in die Wunde gießen, wenn es auch nicht wohl thut, du darfſt ſchon ſagen: Das hätte ich auch nicht geglaubt von

Schuldgeldern, die ihr alljährlich zu zahlen habt; es sind ja arme, alte Leute, arme Kinder, denen ihr Gutes thuet, und ihr wisset ja, was der Herr sagt: Was ihr dem Geringsten meiner Mitbrüder thut und sollte es auch nur ein Trunk kalten Wassers sein; wahrlich, es wird euch nicht unbelohnt bleiben. Ja, Geliebte, schön ist das Amt eines barmherzigen Samariters, unbeschreiblich süß und beseligend ist es, Armen und Kranken wohl zu thun, ihnen Wein und Öl in die Wunden ihrer Armuth und ihres Elendes gießen zu können. Besonders lohnt es aber der liebe Gott mit reichlichem Troste, mit innerer Beseligung, wenn man im Stillen Wohlthaten übt, im Stillen als barmherziger Samarit umhergeht und Gutes thut.

So lasset uns denn Gutes thun, Wohlthaten spenden, wo und wie wir können. Jesus, der barmherzige Samarit, sporne und begeistere uns hiezu! Ihm zu Lieb seien auch wir Samariter! Seht, Geliebte! wir waren ja die ärmsten, geschlagensten Kreaturen auf der Welt. Dem höllischen Räuber, dem Teufel fielen wir in die Hände, der plünderte uns, riß uns das Gewand der heiligmachenden Gnade, das Kleid der Unschuld vom Leib, brachte uns durch die vielen und großen Sünden, die wir Zeit unseres Lebens begangen haben, die gefährlichsten Wunden bei und so ließ er uns halb todt liegen. Da kam der Priester und der Levit, sah uns liegen, ging aber an uns vorbei; d. h. das ganze mosaische Gesetz konnte uns nicht helfen, uns nicht heilen, wir wären zu Grunde gegangen. Aber da kam Jesus, der barmherzige Samaritan, dieser sah uns, hatte Mitleid mit uns, goß nicht bloß Öl und Wein, sondern sein heiligstes Blut in unsere Wunden, legte uns auf sein Lastthier, auf sein heiliges Kreuz nämlich, und von da brachte er uns in die Herberge, nämlich in seine heilige Kirche, wo er uns dem Wirthe, nämlich den Priestern übergab, die uns fortwährend durch die heiligen Sakramente zu reinigen, zu pflegen und zu stärken haben. Sollten wir diesem barmherzigen Samaritan, unserm

Herrn und Heiland, für solche Gnade nicht dankbar sein? Sollten wir ihn nicht entgegenlieben, da er uns so sehr geliebt hat? Ja, Geliebte, das wollen wir thun. Wir wollen seine Jünger sein, wir wollen ihm nachfolgen, wir wollen barmherzige Samariter sein, Wohlthaten üben, wo wir können, leibliche und geistliche Werke der Barmherzigkeit, besonders in unserm Stande, in unserm Wirkungskreise, in und außer dem Hause. Amen.

iſt auf dem Lande ſtets friſche, reine, geſunde Luft zu finden. Das wiſſen denn die großen Herrn in der Stadt gar gut, und wenn es ihnen ſonſt noch ſo gut in den Städten gefallen mag, wenn ſie alle mögliche Unterhaltung, alle Genüſſe und Bequemlichkeiten haben, die große Städte gewähren können, dennoch ziehen ſie es vor, auf's Land zu gehen, weil ſie die Landluft der Geſundheit für zuträglicher halten. Deßhalb haben ſie ihre Schlöſſer und Güter auf dem Lande, und deßhalb verweilen ſie auch einen großen Theil des Jahres auf dem Lande. Nun betrachtet einmal, ihr Landbewohner, das Glück, das euch da vom Vater im Himmel beſchert iſt! Tauſende in den Städten wünſchen ſich auf's Land, Tauſenden hat die Landluft ihre geſtörte Geſundheit wieder herſtellen helfen, Tauſende ſuchen die Schönheit des Landlebens mit großen Koſten ſich zu verſchaffen; ihr aber ſeid auf dem Lande geboren und erzogen, ihr athmet draußen auf Wieſen und Feldern fortwährend die friſche, reine Luft, lebet und webet beſtändig in Gottes freier, ſchöner Natur, — wie in einem Tempel wandelt ihr draußen herum. Morgens, wenn ihr aufſteht, wenn die Sonne mit ihren erſten freundlichen Strahlen, wenn die zum blauen Himmel ſteigende Lerche, wenn die Vögel in Gebüſchen und Wäldern euch mit ihrem Morgengeſange begrüßen, wenn ihr dann freudig an euer Tagwerk gehet: meinet ihr, das ſei eurer Geſundheit nur ein wenig zuträglich? O wie viele Tauſende beneiden euch um dieſes Glück! Was gäbe wohl der Handwerksmann in der Stadt um das Glück, in aller Frühe hinaus in's Freie gehen und draußen ſeine Arbeit verrichten zu können, ſtatt daß er in ſeiner ſchwülen Stube den ganzen Tag auf ſeinem Stuhle ſitzen oder an dem Feuerherde ſchwitzen muß? Wie glücklich ſchätzte ſich nicht mancher Beamte, wenn er, ſtatt in der dämpfigen Gerichtsſtube, draußen im Freien im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod verdienen könnte! O wie geſund wäre ich, ſeufzen Hunderte in der Stadt, wenn ich auf dem Lande leben könnte! Allein unabänderliche Verhältniſſe feſſeln ſie an die Stadt.

schuldig, das sehen wir beispielsweise an den zehn Aussätzigen, die im heutigen Evangelium vorkommen. Alle zehn wurden geheilt, aber nur Einer bedankte sich, die neun andern nicht. Und wollte ich euch mehrere Beispiele aus der heiligen Schrift anführen, wahrlich, ich dürfte keinen geringen Auszug aus ihr machen; denn die ganze Geschichte des Volkes Israel ist eine Geschichte der Undankbarkeit dieses Volkes, und leider ist auch die Geschichte der christlichen Religion nicht arm an Beispielen des verruchtesten Undankes.

In allen Ständen, allen Altern und Geschlechtern wuchert dieses so häßliche Laster, und leider ist auch der Bauernstand nicht selten im hohen Grade von diesem Krebsübel angesteckt. Ich will da nicht einmal reden von dem Undanke, der häufig unter den Landleuten haufet, insofern sie als Christen Gott für alle Wohlthaten der Seele Dank schuldig wären; denn es gibt ja genug solche, welche gleichgültig sind gegen Gott und Christenthum, gegen Messe und Predigt und Gottesdienst überhaupt, die trotz der vielfach gebotenen Gelegenheit zum Empfange der heiligen Sakramente dennoch wenig davon Gebrauch machen, oder, wenn sie es auch thun, in ihren alten Sünden verharren; von diesem Undanke gegen geistliche Wohlthaten will ich heute nicht reden, nein, nur von dem unter dem Landvolke häufig herrschenden Undanke gegen die leiblichen Wohlthaten möchte ich heute zu euch reden. Zwei Punkte sind es insbesondere, die ich hier im Auge habe, nämlich:

Undank für die kostbare Gabe der Gesundheit, I. Theil;
Undank für die kostbare Gabe der Feldfrüchte, II. Theil.

Erster Theil.

Während in großen Städten, wo eine ganze Masse Menschen wie auf einem Knäuel zusammengedreht ist, in Folge der ungesunden Ausdünstungen Krankheitsstoffe sich sammeln und zuletzt sehr nachtheilig auf die Gesundheit wirken müssen,

ſolchen Plagen heimgeſucht wird; denn die reine, friſche Luft duldet keinen angeſteckten und anſteckenden Nachbarn neben ſich.

Ja, die Geſundheit, ſie iſt eine koſtbare Gabe, deren ſich das Landvolk zu erfreuen hat, und groß ſoll daher der Dank für dieſelbe ſein. Aber, ach, was iſt das nicht für ein Undank, der ſo häufig dem gütigen Schöpfer für dieſe koſtbare Gabe gezollt wird! Habt ihr ſchon gehört, daß ein junger Burſche ſich zu todt gearbeitet hat? Nein, das nicht. Aber das kann man hören, daß mancher ſtämmige, kerngeſunde Burſche durch Ausſchweifungen ſeine Geſundheit zerſtört hat. Man kann ſich nichts Wilderes denken, als die unſinnige Art und Weiſe, wie manche junge Leute vom Lande auf ihre Geſundheit losſtürmen. Sie ſetzen einen Stolz darein, mehrere Tage und Nächte fort zu tanzen und dem Körper auch nicht die mindeſte Ruhe zu gönnen. Und wenn dann die Lungenflügel von der glühenden Hitze in die größte Bewegung gebracht ſind, wenn das Blut ſiedet, wie Waſſer in einem Keſſel, da ſchütten ſie ohne Maaß und Ziel einen Krug Bier um den andern hinein, ohne nur daran zu denken, daß dieß der Geſundheit ſchädlich ſein müſſe. Rechnet man hiezu auch noch das Laſter der Unzucht, das auf dem Lande an manchen Orten oft auf eine ſchauererregende Weiſe eingeriſſen hat, ſo iſt es begreiflich, wie oft nach einigen Jahren die blühendſten Jünglinge und Mädchen hinwelken und zwar manchmal ſogar an Krankheiten ſterben, die man ſonſt nur in großen Städten kennt und ihrer Abſcheulichkeit wegen nicht einmal auf dieſer heiligen Stätte nennen kann. Wahrlich, da geht in Erfüllung, was die Schrift ſagt: „Die Schwelgerei treiben, zehren aus.“ „Wegen Unmäßigkeit ſind ſchon Viele geſtorben, wer aber mäßig iſt, verlängert ſein Leben“ (Sir. 37, 32—34). „Fäulniß und Würmer werden des Unkeuſchen Lohn ſein, er wird zu großer Warnung dienen und aus der Zahl der Lebendigen genommen werden.“

Aber nicht bloß von ledigen Leuten rede ich da, nein,

auch Ehemänner gibt es, Weiber gibt es, die besonders durch unmäßigen Genuß von Branntwein in späteren Jahren ihre Gesundheit allmählig zu Grunde richten. Was hilft es, wenn solche Leute die ganze Woche hindurch oft nur Wasser trinken, an Sonn- und Festtagen aber Bier und Branntwein in einer Menge, daß sie leicht eine ganze Woche damit ausreichen würden!

O Geliebte! habt ihr noch nicht bedacht, was dieser Mißbrauch der Gesundheit, dieses Losstürmen auf dieselbe bei Tanzmusiken, Kirchweihen, namentlich in den Fastnachtstagen, für ein schwarzer, häßlicher Undank gegen den Schöpfer ist? Wenn du deinem Kinde einen rothen Apfel schenkst, um ihm damit eine rechte Freude zu machen, das Kind aber tritt den Apfel mit Füßen, wie wird dir dabei werden? Ist das nicht häßlicher Undank? Nun sieh, Jüngling und Mädchen! Gott hat dir eine volle, rothe, blühende Wange, das schöne Kennzeichen einer üppigen Gesundheitsfülle gegeben, die Luft, in der du lebest, belebt fortwährend diese Frische der Wange; ach, wie beneiden dich Kranke und Schwächliche um diese deine strotzende Fülle der Gesundheit! Ach, vielleicht waren das auch einst blühende Jünglinge und Mädchen, aber sie haben ihre Gesundheit durch Ausschweifungen zu Grunde gerichtet; nun tragen sie den Lohn ihres Undankes am eigenen siechen Körper; so laß dich witzigen durch fremden Schaden, sei dankbar deinem Schöpfer für die Gabe der Gesundheit und bewahre dieses kostbare Kleinod. Es ist gar so schön und rührend, wenn man einen alten Mann reden hört: Ich habe in meinem Leben noch keine Medizin gebraucht, mir nie zur Ader gelassen und weder Doktor noch Bader nöthig gehabt. Seid versichert, der Mann, der also reden kann, war gewiß nicht undankbar für die Gabe der Gesundheit. So sei es denn auch du nicht, damit du auch einst eine solche Sprache führen, oder daß du doch wenigstens zu dir selbst mit gutem Gewissen sagen kannst: Ich habe meine Gesundheit nie mißbraucht, bin meinem Herrn und Gott stets dankbar dafür gewesen!

Nun wollen wir auch noch den Undank unter dem Land-

volke im zweiten Punkte kennen lernen, nämlich ſeinen Undank für die geſchenkten Feldfrüchte.

Zweiter Theil.

Der Bauer hat Alles, was nur ein Menſch zum täglichen Unterhalte für ſich und Andere braucht, und noch mehr. Er baut Waizen, Korn, Gerſte, Haber, verſchiedene Gattungen von Gemüſen und Obſt, Flachs, Hopfen und Hanf, er hat Wieſen und Holz, zieht ſich einen guten Viehſtand, vom Pferde bis zur Taube findet das zahme Vieh in ſeinem Hofe Unterkunft und von jedem zieht er ſeinen guten Nutzen. Es iſt nur Weniges, was er ſich an Nahrungsmitteln in's Haus kaufen muß, das Andere iſt Eigenthum. Es iſt keine Rede davon, meine Lieben, als wollte ich euch dieſe Dinge einzählen aus Neid; nein, wie dürfte und könnte ich, euer Seelſorger, dieß thun, ohne die Pflicht der Liebe auf's Schwerſte zu verletzen? Ich erwähne dieß Alles nur, um euere Dankbarkeit rege zu machen, und euch das Laſter des Undankes in ſeiner ganzen Schwärze zu ſchildern. Schaut einmal den Bürgersmann in der Stadt oder einen Beamten an, der keinen Halm Ökonomie hat und ſich Alles kaufen muß vom erſten Tropfen Milch an bis zum letzten Loth Fleiſch, welchen Vorzug habt ihr vor dieſen, wie müßt ihr dem lieben Gott für Alles danken! Und doch, wie häufig geſchieht es nicht! Es möchte oft Einem das Herz im Leibe umkehren, wenn man die Urtheile und Meinungen von manchen Landleuten über die Feldfrüchte hört, und wie ſie damit zufrieden ſind. Iſt ein Mißjahr oder Hagelſchlag oder ſonſt ein Unglück über die Felder gekommen — nun, da weiß man es ſchon: ſteht nichts da, ſo kann man auch nichts loben; man verübelt es da keinem Menſchen, wenn er ſich beklagt, wenn er jammert über ſchlechte Zeiten, obwohl auch da die Noth öfter größer gemacht wird, als ſie iſt, und obwohl man ſich, die Vermöglicheren wenigſtens könnten dieß thun, für ein kommendes Jahr vorſehen könnte.

Aber etwas Anderes iſt es, wenn Gott der Herr in einem

Jahre die Feldfrüchte reichlich segnet, wie dieß heuer der Fall ist, wenn die schönste Witterung fortwährend allen Wachsthum begünstigt, wie dieß heuer ist. Sollte da nicht Jeder voll Dankbarkeit bei jeder Fuhr Getreide, die er einführt, auf die Kniee sinken und mit gefalteten Händen zum Himmel rufen: Ja, gütiger Vater im Himmel! heuer hast du uns wieder entschädigt für den Abgang des vorigen Jahres. Mit freundlichem Antlitze lassest du deine Sonne während der ganzen Erntezeit auf uns herniederscheinen, Getreide von vorzüglicher Gattung, wie schon seit Jahren nimmer, hast du uns geschenkt, und kaum vermögen unsere Scheunen all den Segen zu fassen, den du uns in diesem Jahre beschert hast. Habe Dank dafür, Vater im Himmel! Du hast unsern Schweiß reichlich gelohnt, reichlich die Arbeit unserer Hände vergolten! — Ich frage: ist es nicht Pflicht und Schuldigkeit, daß Jeder so sein Dankgebet zum Himmel sendet? Spendete er etwa den Feldfrüchten ein übertriebenes Lob? Aber, meine Lieben, gibt es nicht Solche, die statt also zu beten und zu danken, nicht zufrieden sind mit der heurigen Ernte? Weil das Getreid nicht so ergiebig ist, wie es in früheren Jahren war, nehmen sie sich von daher einen Vorwand, um murren und ihre Unzufriedenheit bezeigen zu können. Es ist so arg nicht, sagen sie, als man schreit. Die Ernte hätte weit besser ausfallen können, von einem geringern Getreidpreise ist gar keine Rede. Die Hitze hat zu lange angedauert, der Regen war dann auf einmal zu viel, ein giftiger Mehlthau ist gefallen, und Gott weiß was noch Alles schuld ist, daß es nicht recht nach Wunsch ausfiel. O, sagt ein Anderer, wenn nur ich das Wetter machen dürfte, ich wollte es ganz anders anschicken! So wollen diese Menschen dem allweisen Schöpfer und Erhalter Lehren geben, wie er sich in Zukunft zu richten habe, daß die Menschen ganz mit ihm zufrieden seien. Die Sage meldet deßhalb, daß ein Bauer, der gar so gescheid sein wollte, von Gott wirklich die Vollmacht bekam, sich ein Jahr lang das Wetter ganz nach Wunsch und Belieben zu machen. Da

ließ denn der allmächtige und weiſe Bauer regnen, wenn er wollte, die Sonne mußte ihm ſcheinen, wenn es ihm gefällig war, Thau mußte zu rechter Zeit fallen, kurz, wie er meinte, daß es am beſten gerathen ſei, machte er ſich das Wetter. Als er nun zuletzt auf die Felder hinausging, um die Früchte ſeiner unübertrefflichen Weisheit einzuärnten — ſtand nichts draußen. Aber wie war das möglich? Hatte er ſich ja doch das Wetter ganz nach Wunſch machen können! Ja, das ſchon; aber eins hatte er in ſeiner Geſcheidheit vergeſſen, den — Wind nämlich, und ſo war der unglückliche Wettermacher belehrt, daß es noch einen Vernünftigeren gebe, als er ſei. Mit Beſchämung und Reue gab er Gott die gehabte Vollmacht zurück und anerkannte nun, daß ſie nicht in beſſeren Händen ruhen könne.

O möchten das alle die Undankbaren einſehen, die ſich anmaßen, Alles beſſer verſtehen zu wollen als Gott ſelber! Ja, freilich könnte in manchen Jahren die Witterung günſtiger ſein, freilich könnte der Hagel ausbleiben, der zu viele Regen und die zu anhaltende Sonnenhitze, allerdings wäre es beſſer, wenn das Ungeziefer und anderes dem Getreide Schädliche wegbliebe! Aber dieſe Mißſtände treffen nicht deßhalb ein, weil Gott etwa die Sache nicht beſſer einſieht, wie die Dummheit glaubt, ſondern weil er es nicht anders will. Und warum will er oft nicht anders? Warum kommt Hagelſchlag, Mißwachs, Theuerung? Wiſſet ihr warum? Aus keiner andern Urſache, als um den Undank der Menſchen zu ſtrafen, mit dem ſie ſeine Wohlthaten vergelten. Wenn es mehrere Jahre hindurch fortwährend Überfluß an Allem gibt, dann meinen die Leute, es muß das Alles ſo ſein. Sie äſtimiren dann den Segen Gottes gar nimmer und ſagen: Ich kann mich nicht freuen, wenn ich draußen Alles ſo ſchön ſtehen ſehe, hab' ja zu Hauſe noch alle Getreidkäſten voll. Das, meine Lieben, muß den Zorn Gottes aufregen, ſolch gräulicher Undank muß ſeine Blitze und Regengüſſe und ſeine erſchrecklichen Hagelſchauer herunterziehen. Er muß dem hoffärtigen, undank-

baren Geschlechte zeigen, was es an ihm hat, er muß ihm wieder einmal seinen Segen entziehen, damit es die Wohlthaten Gottes schätzen lerne, und Hagel und Blitz und Ungewitter müssen dann Gott preisen helfen, wie es geschrieben steht: „Preise, du Hagel, preiset, ihr Blitze und Donner, preiset, ihr Sturmwinde, den Herrn!“ Ja, die Menschen haben vergessen, Gott die Ehre zu geben, ihn für seine Wohlthaten zu loben und zu preisen, da muß nun der Hagel, da müssen die Regengüsse den Bauern Respekt einflößen, sie müssen dem Herrn die Achtung wieder verschaffen, um die ihn seine Liebe und Güte gebracht hat.

Es hat sich unlängst in einer Zeitung Einer aufgehalten, daß da drunten auf dem Dunkelboden die Bauern bei Gelegenheit einer Primiz so kostbares Pferdegeschirr und schöne Wägen, ja sogar Chaisen hatten, die Bäuerinnen und Bauerntöchter aber von Goldborten und Goldgeschmeide strotzten. Es ist dem reichen Bauersmann nicht zu verargen, wenn er bei Gelegenheit einer Primizfeier, die ohnehin in unsern Tagen zu den Seltenheiten gehört, oder bei einer Hochzeit, einen seinem Reichthum angemessenen, denselben nicht übersteigenden Aufwand macht; es redet oft nur der Neid heraus, wenn den wohlhabenden Bauernleuten bei solchen Gelegenheiten Vorwürfe gemacht werden. Die alten deutschen Burgersleute haben bei solchen Festlichkeiten auch ihre Goldstoffe und ihre kostbaren Geschmeide, die sonst das ganze Jahr hindurch sorgfältig verschlossen blieben, hervorgezogen, und diese alten Burgersleute haben gewiß nicht dem Luxus gefröhnt. Nein, kein vernünftiger Mensch verübelt es dem vermöglichen Landmann, wenn er und sein Weib und seine Kinder einen ihrem Vermögen entsprechenden Aufwand machen. Das ist noch kein Undank für Gottes Wohlthaten; gibt der Bauer von seinem Vermögen dem Armen und ist er sonst nicht verschwenderisch, dann mag er auch etwas auf seinen Körper und zu seiner Bequemlichkeit verwenden.

Aber etwas Anderes ist es, wenn der Bauersmann liederlich

und verſchwenderiſch iſt, wenn er gleich mehrere Tage gar nimmer vom Wirthshauſe heimgeht, wenn er dort mit ſeinem Gelde herumwirft und in der eckelhafteſten Weiſe prahlt; etwas Anderes iſt es, wenn er den Großen ſpielen, bei jedem Kegelſchieben, bei jedem Scheibenſchießen, bei jeder Luſtbarkeit dabei ſein muß! Ja, das iſt Luxus, das iſt Verſchwendung, das iſt grober Undank für Gottes Gaben! Und wenn die Bauernſöhne vor Muthwillen nimmer wiſſen, was ſie anfangen ſollen, wenn ſie in Wirthshäuſern Bier und Wein verſchütten, aus lauter Muthwillen Krüge und Gläſer zerbrechen, den Muſikanten guldenweiſe das Geld hinwerfen, oder es in theuren Spielen verſpielen, und dann im Nachhauſegehen Alles, was ihnen in den Weg kommt, beſchimpfen und mißhandeln, wie es häufig geſchieht: ja, da muß man laut ſchreien gegen ſolche Rohheit, gegen ſolchen Undank, gegen ſolchen Mißbrauch der Gaben Gottes! Ja, da muß freilich der Hagel kommen und ſolchen Leuten das Müthchen kühlen! Gewiß war es ein ſchreckliches Gottesgericht, daß vor ein paar Jahren der Hagel gerade die geſegnetſten und fruchtbarſten Landſtriche Bayerns verwüſtete, denn nirgends war der Übermuth und die Ausſchweifung der Landleute größer, als dort. Bei ſolchen Gelegenheiten geht noch immer in Erfüllung, was Gott durch den Propheten Haggai (Kap. 1. V. 6—11.) ſpricht: „Ihr ſäet viel und bringet wenig ein, eſſet und werdet nicht ſatt, trinket und werdet nicht trunken, kleidet euch und werdet nicht warm, und wer Lohn erwirbt, wirft's in einen durchlöcherten Sack. Warum dieß? ſpricht der Herr der Heerſchaaren. Weil mein Haus wüſte liegt, und ihr euch eilet, ein Jeglicher für ſein Haus. Darum iſt vor euch verſchloſſen der Himmel, daß er nicht thaue, und die Erde verſchloſſen, daß ſie nicht ſproſſe... Ich ſchlug euch mit Brandluft, Mehlthau und Hagel" (ebend. 2, 17. 18.). Und wiederum geht in Erfüllung, was beim Propheten Joel geſchrieben ſteht: „Verwüſtet iſt

das Land, es trauert das Feld; denn verdorben ist der Waizen, schmachvoll steht der Wein, verkommen ist das Öl. Bestürzt sind die Ackerleute, die Winzer heulen um Korn und Gerste, denn dahin ist des Feldes Ärnte" (Joel 1, 10. 11.).

Wohlan, ihr Landleute! so schätzet denn die leiblichen Wohlthaten, mit denen euch Gott segnet! Schätzet die Gabe der Gesundheit, auf daß ihr ein hohes Alter in Freude und Friede erreichen möget. Bedenket, was die Schrift sagt: „Die Furcht des Herrn verlängert die Tage, die Jahre der Gottlosen aber werden abgekürzt" (Sprichw. 10, 27.). Danket Gott aber auch für die lieben Feldfrüchte, die ihr in diesem Jahre so reichlich erhalten habt. Möge es nicht gehen, wie im heutigen Evangelium, daß unter zehn neun Undankbare und nur Ein Dankbarer war! Nein, umgekehrt soll es sein, auf zehn Dankbare soll nur Ein Undankbarer, oder vielmehr gar kein Undankbarer kommen! Machet von den Gaben Gottes einen guten Gebrauch, das ist der beste Dank, den ihr Gott darbringen könnt. Amen.

Predigt

auf

den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Sorget nicht ängstlich für den morgigen Tag; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen.“ Matth. 6, 34.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Kommt Zeit, kommt Rath! das ist so eines von den gewöhnlichen Sprichwörtern, die wir im Munde führen, aber gemeiniglich eben so falsch deuten und auslegen, wie hundert andere Sprichwörter. Kommt Zeit, kommt Rath! spricht öfter nicht nur der leichtsinnigste und gottloseste Mensch, sondern auch der mißtrauische Zweifler an Gottes weiser Regierung und der Ungeduldige. Weder diese noch jene können mit gutem Gewissen dieses Sprichwort im Munde führen. Kommt Zeit, kommt Rath! ist nur im Munde vernünftiger und frommer Christen ein wahres Sprichwort. Nur sie können mit gutem Gewissen, ohne einen Vorwurf von ihm zu bekommen, ohne der Lüge gestraft zu werden, also

sprechen. Sie fürchten den Herrn und unternehmen nichts, was seinem heiligen Willen zuwiderlauft, und erst wenn sie von ihrer Seite Alles gethan haben, was eine vernünftige Sorgfalt für das Zukünftige erfordert: so überlassen sie es Gott mit kindlichem Vertrauen, das noch Fehlende vollends zu besorgen, und warten in Geduld die Zeit ab, wo er dieß thun wird. Bei einer solchen Gesinnung, ja, da ist das Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath! eine vernünftige und christliche Rede, worauf man bauen kann; ist aber diese Gesinnung nicht da, so sind diese Worte ein leerer Schall und das Sprichwort ist sehr betrüglich.

Aber wie komme ich denn heute auf dieses Sprichwort zu sprechen? Seht, Jesus sagt zu seinen Jüngern: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen.“ Das ist nun mit andern Worten das Nämliche, was das Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath! besagt, und darum möchte ich euch zeigen, wer denn eigentlich mit Nutzen und in Wahrheit dieses Sprichwort im Munde führen darf. Dieses darf nur

ein kluger und vernünftiger Mann, I. Theil;

ein rechtschaffener und Gott vertrauender Christ, II. Theil.

Erster Theil.

Also nur vernünftige, kluge Christen, die gewohnt sind, in allen Dingen mit Überlegung zu handeln, und nicht nur ihre gegenwärtigen Angelegenheiten mit allem Ernst zu besorgen, sondern auch für die Zukunft Alles zu thun, was eigene und fremde Klugheit oder Vorsicht an die Hand gibt, nur solche können sich auf das Sprichwort berufen: Kommt Zeit, kommt Rath! Aber wenn leichtsinnige Menschen, die nicht einmal für das sorgen, was ihnen vor Augen und vor den Füßen liegt, die Sorge für das Zukünftige sich ganz aus dem Sinne schlagen, sich tröstend und beruhigend sagen wollen:

Kommt Zeit, kommt Rath! dann betrügen ſie ſich jämmerlich; denn die Zeit wird wohl kommen, aber der Rath nicht.

Unter den Dingen, die ſich in Zukunft ereignen können, gibt es ſolche, die ſich gar nicht vorausſehen laſſen. Gegen ſolche laſſen ſich denn auch keine Vorkehrungen treffen, jede Sorge wäre da unnütz. O wie zerbrechen ſich da die Menſchen den Kopf, um Dinge auszurechnen, die kein Menſch ausrechnen kann! Was kümmert ſich der Bauer nicht um das Wetter, das morgen oder übermorgen ſein wird, gleich als könnte er das Wetter machen! — Es hat ſich auch ſchon öfter der Fall ereignet, daß Leute von geringem Stande unvermuthet zu hohen Ehren gekommen ſind. Wäre es nun aber klug gehandelt, wenn heute ein gemeiner Mann allerhand Zurüſtungen und Vorkehrungen zu dem vornehmen Stande machen wollte, zu dem er etwa noch erhoben werden könnte?

Dagegen gibt es wieder andere Dinge, die von der Art ſind, daß die Aufmerkſamkeit auf dieſelben gerichtet und Vorkehrung getroffen werden muß, wenn ſie anders zu unſerm Beſten ausfallen ſollen. Kann dieſe vorläufige Sorgfalt auch nicht Alles ausrichten, ſo kann ſie dennoch beträchtlichen Einfluß auf unſer künftiges zeitliches oder ewiges Glück oder Unglück haben, und in beiden Fällen iſt ſie keineswegs als überflüſſige Sache zu vernachläſſigen. So z. B. iſt Arbeitſamkeit zur Zeit der Ausſaat zwar nicht das Einzige, worauf ſich die Hoffnung auf eine reiche Ärnte gründet; aber es kommt dennoch ſo Vieles auf ſie an, daß man ſich ſchlechterdings keine Ärnte verſprechen dürfte, wenn man die Saatzeit verſchlafen wollte. Iſt es nun mit der irdiſchen Saat und Ärntezeit ſo beſchaffen, ſo wird es auch mit jener andern, die für die Ewigkeit gilt, gleiche Beſchaffenheit haben. Ja, die Glückſeligkeit des Himmels hängt mit einem frommen Leben auf dieſer Welt ſo innig zuſammen, daß jene gar nicht erwartet werden kann, wenn dieſes nicht vorausgeht; iſt hier keine Ausſaat guter Werke, ſo iſt jenſeits auch keine Ärnte zu hoffen. Wenn nun Einer ſeine Augen vor der Zukunft

sprechen. Sie fürchten den Herrn und unternehmen nichts, was seinem heiligen Willen zuwiderlauft, und erst wenn sie von ihrer Seite Alles gethan haben, was eine vernünftige Sorgfalt für das Zukünftige erfordert: so überlassen sie es Gott mit kindlichem Vertrauen, das noch Fehlende vollends zu besorgen, und warten in Geduld die Zeit ab, wo er dieß thun wird. Bei einer solchen Gesinnung, ja, da ist das Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath! eine vernünftige und christliche Rede, worauf man bauen kann; ist aber diese Gesinnung nicht da, so sind diese Worte ein leerer Schall und das Sprichwort ist sehr betrüglich.

Aber wie komme ich denn heute auf dieses Sprichwort zu sprechen? Seht, Jesus sagt zu seinen Jüngern: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen.“ Das ist nun mit andern Worten das Nämliche, was das Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath! besagt, und darum möchte ich euch zeigen, wer denn eigentlich mit Nutzen und in Wahrheit dieses Sprichwort im Munde führen darf. Dieses darf nur

ein kluger und vernünftiger Mann, I. Theil;

ein rechtschaffener und Gott vertrauender Christ, II. Theil.

Erster Theil.

Also nur vernünftige, kluge Christen, die gewohnt sind, in allen Dingen mit Überlegung zu handeln, und nicht nur ihre gegenwärtigen Angelegenheiten mit allem Ernst zu besorgen, sondern auch für die Zukunft Alles zu thun, was eigene und fremde Klugheit oder Vorsicht an die Hand gibt, nur solche können sich auf das Sprichwort berufen: Kommt Zeit, kommt Rath! Aber wenn leichtsinnige Menschen, die nicht einmal für das sorgen, was ihnen vor Augen und vor den Füßen liegt, die Sorge für das Zukünftige sich ganz aus dem Sinne schlagen, sich tröstend und beruhigend sagen wollen:

Kommt Zeit, kommt Rath! dann betrügen sie sich jämmerlich; denn die Zeit wird wohl kommen, aber der Rath nicht.

Unter den Dingen, die sich in Zukunft ereignen können, gibt es solche, die sich gar nicht voraussehen lassen. Gegen solche lassen sich denn auch keine Vorkehrungen treffen, jede Sorge wäre da unnütz. O wie zerbrechen sich da die Menschen den Kopf, um Dinge auszurechnen, die kein Mensch ausrechnen kann! Was kümmert sich der Bauer nicht um das Wetter, das morgen oder übermorgen sein wird, gleich als könnte er das Wetter machen! — Es hat sich auch schon öfter der Fall ereignet, daß Leute von geringem Stande unvermuthet zu hohen Ehren gekommen sind. Wäre es nun aber klug gehandelt, wenn heute ein gemeiner Mann allerhand Zurüstungen und Vorkehrungen zu dem vornehmen Stande machen wollte, zu dem er etwa noch erhoben werden könnte?

Dagegen gibt es wieder andere Dinge, die von der Art sind, daß die Aufmerksamkeit auf dieselben gerichtet und Vorkehrung getroffen werden muß, wenn sie anders zu unserm Besten ausfallen sollen. Kann diese vorläufige Sorgfalt auch nicht Alles ausrichten, so kann sie dennoch beträchtlichen Einfluß auf unser künftiges zeitliches oder ewiges Glück oder Unglück haben, und in beiden Fällen ist sie keineswegs als überflüssige Sache zu vernachlässigen. So z. B. ist Arbeitsamkeit zur Zeit der Aussaat zwar nicht das Einzige, worauf sich die Hoffnung auf eine reiche Ärnte gründet; aber es kommt dennoch so Vieles auf sie an, daß man sich schlechterdings keine Ärnte versprechen dürfte, wenn man die Saatzeit verschlafen wollte. Ist es nun mit der irdischen Saat und Ärntezeit so beschaffen, so wird es auch mit jener andern, die für die Ewigkeit gilt, gleiche Beschaffenheit haben. Ja, die Glückseligkeit des Himmels hängt mit einem frommen Leben auf dieser Welt so innig zusammen, daß jene gar nicht erwartet werden kann, wenn dieses nicht vorausgeht; ist hier keine Aussaat guter Werke, so ist jenseits auch keine Ärnte zu hoffen. Wenn nun Einer seine Augen vor der Zukunft

gänzlich verschließen, nicht die geringste Anstalt für die Zukunft jetzt, wo sie gemacht werden kann und soll, machen, in der Jugend ein eitles und unordentliches Leben führen, sich dem Müßiggange und allen Ausschweifungen ergeben, sein ganzes Leben wie einen Traum hinbringen und darüber zu Rede gestellt dann sagen wollte: Kommt Zeit, kommt Rath! was müßte man sich von einem solchen Menschen denken? Wenn man Einen etwa in folgender Weise anreden würde: Lieber, junger Mensch, wie wird es dir in deinen männlichen Jahren, im Ehestand, im Alter ergehen? Was willst du anfangen, guter Freund, wenn dich deine Ausschweifungen in's Elend gestürzt haben, wenn du deine Trägheit und Unordnung mit bitterer Armuth wirst büßen müssen, und wie wird es mit dir stehen, wenn du am Ende des Lebens von deinem Traum erwachst? Und wenn nun der auf diese Fragen antworten würde: Dafür brauchst du nicht zu sorgen, laß mich sorgen, kommt Zeit, kommt Rath! wahrlich, wäre das eine Rede eines vernünftigen Menschen, der die einfachsten Regeln der Klugheit kennt? Wer so sprechen will, der muß zuvor schon Alles gethan haben, was Vernunft und Klugheit einem Menschen vorschreiben, der sein Glück in der Welt und in der Ewigkeit machen, und zeitlichen und ewigen Schaden verhüten will. Es wird dabei doch noch immer Vieles übrig bleiben, das unsere Sorgfalt bei der Schwäche des menschlichen Verstandes und der menschlichen Kräfte nicht erreichen kann. Diesen Rest können wir der Zeit überlassen und uns der Hoffnung hingeben, daß die gütige Vorsehung dafür sorgen werde. Aber die Hände in den Schooß legen, mit unbegränztem Leichtsinne sich einer gänzlichen Sorglosigkeit hingeben und dabei dennoch hoffen, daß sich Alles von selbst geben werde, wenn die rechte Zeit kommt, das streitet gegen alle Gesetze der Vernunft, gegen die ganze Einrichtung der Welt, widerspricht aller Erfahrung und darum auch dem Willen Gottes.

Ja, allerdings kommt die Zeit, auf welche dergleichen Menschen Überlegung, Eifer, Fleiß und Frömmigkeit versparen;

aber man ſehe, ob auch der Rath kommt! In den meiſten Fällen wird er wegbleiben. Und geſetzt auch, der Rath kommt noch, iſt nicht von dem Leichtſinn vieler Menſchen zu beſorgen, daß ſie den nun gekommenen Rath ſchnöde von ſich weiſen werden? Mancher ausſchweifende Menſch denkt: Kommt Zeit, kommt Rath! Wenn mich auch mein unordentliches Leben in dieß oder jenes Elend hineinführt, es wird ſchon Rath werden, mich wieder herauszuziehen. Was ſoll ich mir aber jetzt in meinen jungen Tagen ſchwere Gedanken machen und mein luſtiges Leben aufgeben? — Nehmen wir einmal an, daß auch aus beſonderer göttlicher Gnade für einen Solchen die Zeit kommt, obwohl er keinen Augenblick vor dem Tode ſicher iſt, wollen wir ferner auch zugeben, daß er allerhand Mittel vor ſich ſieht, ſich aus dem Verderben, in das er ſich geſtürzt hat, herauszureißen: iſt es jetzt auch ſchon gewiß und ausgemacht, daß er dieſe Mittel auch gebrauchen werde? Iſt es nicht vielmehr wahrſcheinlich, daß er in ſeinem Elende leichtſinnig liegen bleibt, und noch tiefer ſinkt, als er ſchon geſunken iſt? — Kommt Zeit, kommt Rath! denkt mancher Sünder, der ſeine Buße auf's Sterbebett ſpart. Wirklich iſt die Zeit gekommen, auch der Rath mit. Er liegt nun wirklich auf dem Sterbebette, es könnte ihm noch geholfen werden, Gott ſchenkt ihm noch volles Bewußtſein und Zeit zur Buße. Aber, ach! es geſchieht, was vorauszuſehen war. Er denkt an die Schmerzen ſeines Leibes, er ſinnt nach, ob ſich der Tod nicht entfernen oder aufſchieben laſſe, er denkt an ſein Vermögen, ſeine Vermächtniſſe, ſein ehemaliges Vergnügen, an Alles denkt er, nur an die Bekehrung nicht. Zeit und Rath ſind gekommen, aber ſie ſind umſonſt erſchienen. Entweder ſagt der alte Sünder: Jetzt iſt's nimmer der Mühe werth, daß ich mich bekehre, oder er ſagt: Gott kann mir nimmer verzeihen, meine Sünden ſind zu groß, als daß ich Vergebung verdiente. Wie beherzigungswerth ſind da nicht die treffenden Worte des heiligen Chryſoſtomus, wenn er ſagt: „Sprich ja nicht: „Es wird ſchon

„eine Zeit kommen, wo man ſich wird beſſern müſſen.“ Eine „ſolche Sprache reizt Gott zum Zorne. Er hat dir eine ſelige „Ewigkeit verheißen und du willſt in dieſem Leben, welches „ſo kurz und hinfällig iſt, dich keiner Mühe unterziehen, ſon„dern du biſt ſo feig und nachläſſig, daß du ein Leben wün„ſcheſt, noch kürzer als das gegenwärtige. Gibt es da nicht „täglich dieſelben Gaſtmahle, dieſelben Buhlerinnen, dieſelben „Schauſpiele, dieſelben Schätze? Wie lange wirſt du dieſe „Dinge als wahre Güter lieben? Wie lange noch fröhnen „der unerſättlichen Luſt? Bedenke doch, daß du, ſo oft du „Hurerei getrieben, dich ſelber verdammt haſt! Denn ſo iſt „es mit der Sünde! Sobald ſie begangen iſt, fällt der Richter „das Verdammungsurtheil. Haſt du dich berauſcht, mit Spei„ſen überfüllt, fremdes Gut an dich geriſſen? Halt ein! kehre „zurück auf den entgegengeſetzten Weg! Danke Gott, daß er „dich nicht mitten unter den Sünden hinweggenommen hat; „verlange keine weitere Friſt, um noch mehr zu ſündigen! „Viele ſind mit ihrem Geize beſchäftigt von hier abgerufen „worden und der gewiſſen Strafe anheimgefallen. Zittere, „daß nicht eben dasſelbe dir begegne und du keine Entſchul„digungen habeſt! Du entgegneſt mir vielleicht: Gott habe „ja Vielen bis zum höchſten Alter Zeit gelaſſen, ihre Sünden „zu bekennen. Was nun? Wird er auch dir dieſe Zeit „geben? „Vielleicht gibt er ſie mir!“ Was ſagſt du? Viel„leicht? zuweilen? oft? Bedenke doch, daß es dein Seelen„heil gilt! Nimm einmal das Gegentheil an und ſprich: Wie „aber, wenn er mir keine Zeit läßt? Zwar hat er dir Zeit „gegeben; aber ohne Aufſchub ſich bekehren, iſt ſicherer und „erſprießlicher, als aufſchieben. Fängſt du jetzt an, ein from„mes Leben zu führen, ſo haſt du Alles gewonnen, du magſt „nun eine längere Friſt erhalten oder nicht; wenn du es „aber von Tag zu Tag verſchiebeſt, ſo mag es leicht geſchehen, „daß du keine Zeit mehr findeſt. Wenn du in den Krieg „gehſt, ſo ſprich ja nicht: Es iſt noch Zeit, mein Teſtament „zu machen, vielleicht kehre ich wieder. Und wenn du über

Zeit Rath, ſo kommt er vom Herrn. Aber gerade deßwegen iſt es lauter Betrug, wenn die Gottloſen ſo oft ſprechen: Kommt Zeit, kommt Rath! Der Herr läßt ihnen freilich nach ſeinen weiſen Abſichten Manches gelingen; aber bauen können ſie nicht darauf. Sie müſſen vielmehr in beſtändiger Furcht leben, daß ihnen ihre böſen Anſchläge mißlingen werden, weil ſie zum voraus wiſſen, daß ſie Gott verabſcheut. Sie können nicht einmal erwarten, daß er das gute Werk ihrer Hände ſegnen werde, weil ihr Herz auch bei guten Unternehmungen ſo verderbt iſt, daß ſie ein Gräuel vor den Augen des heiligſten Gottes ſind. Mit deſto größerer Zuverſicht hingegen können die Frommen hoffen: Kommt Zeit, kommt Rath! denn ihr Werk gefällt Gott. Sobald ſie ihrerſeits das Nöthige gethan haben, können ſie erwarten, daß Gott auch das Seinige thun werde, um das Unvollkommene zu ergänzen. Unſer heutiges Evangelium enthält die kräftigſten und ſicherſten Gründe, wodurch das Herz vor ängſtlichen Sorgen verwahrt und zur Hoffnung ermuntert wird, daß glückliche Unternehmungen einen guten Ausgang haben werden. Aber wem hält denn Jeſus dieſe Gründe vor? Niemandem als ſeinen Jüngern und mit ihnen allen frommen Chriſten, die dieſen Jüngern ähnlich zu werden trachten. Dieſe ſollen aus der Erhaltung des Leibes und Lebens, das ihnen Gott geſchenkt, aus der Ernährung der Vögel in den Lüften, aus dem Blühen der Feldblumen die Allwiſſenheit und Liebe des himmliſchen Vaters gegen ſie kennen lernen und ſich zwar keiner leichtſinnigen Sorgloſigkeit, aber auch keiner heidniſchen Ängſtlichkeit überlaſſen, ſondern feſt glauben, daß, wenn ſie nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit trachten, das heißt, ſich befleißen, fromme Chriſten zu ſein, gewiß ihnen alles Übrige als Zugabe zufallen werde. Mit gutem Gewiſſen können ſie ſagen: Der morgige Tag wird für das Seinige ſorgen; kommt Zeit, kommt Rath! Die Gottloſen aber, die ſich das Chriſtenthum gar nicht, oder nur als Nebenſache angelegen ſein laſſen, gehen alle dieſe Verheißungen und Verſicherungen,

die wir heute aus dem Munde des Herrn hören, nichts an. Statt zu ſagen: Kommt Zeit, kommt Rath! ſollten ſie vielmehr ſagen: Es wird je länger, je ſchlimmer mit uns gehen.

Die natürlichſte Folge hievon iſt, daß das Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath! nur dann in Wahrheit geſagt werden kann, wenn das Herz mit kindlichem Vertrauen zu Gott und mit chriſtlicher Geduld erfüllt iſt; denn die ganze Wahrheit dieſes Sprichwortes gründet ſich auf die Gewißheit der weiſen und gnädigen Vorſehung, die über den Frommen waltet. Wie ſeltſam wäre es nun, dieß Sprichwort im Munde zu führen, ohne ſein Herz zu Gott zu erheben, ſeine Regierung mit feſtem Glauben zu verehren und ſich ihr mit kindlichem Vertrauen zu überlaſſen! Thun wir aber dieſes, bauen wir unſer Glück niemals auf unſern, ſondern allemal auf Gottes Rath: ſo werden wir es uns auch gefallen laſſen müſſen, die Zeit abzuwarten, wann er Rath ſchafft. Dieſe Zeit kommt nicht allemal nach unſerm Wunſche, ſie wird von der göttlichen Vorſehung öfters Jahre lang hinausgeſchoben, ja oft erſcheint ſie erſt am Ende unſerer Tage. Die Apoſtel meinten immer, Jeſus ſolle hier ein irdiſches Reich ſtiften, und ſie dann zu Miniſtern in demſelben machen; allein ihr Wunſch ging erſt nach ihrem Tode in Erfüllung. Die heilige Monika betete, ihr Sohn möchte ſich gleich bekehren; allein ſie mußte dreizehn Jahre lang warten; Paulus wünſchte jeden Augenblick aufgelöst zu werden; allein er mußte ſein Schickſal dem Herrn überlaſſen; ein Kranker fleht, Gott möchte ihn geſund werden laſſen; allein er wird es erſt nach einigen Jahren, oder nie.

Wer im Vertrauen auf dieſe göttliche Vorſehung mit Ergebung ſpricht: Kommt Zeit, kommt Rath! der wird über dieſe göttliche Einrichtung weder murren noch ſeufzen. Warum betrübſt du dich, meine Seele, wird er zu ſich ſelber ſprechen, und warum biſt du unruhig in mir? Harre auf Gott und ich werde ihm noch danken, daß er mein Heil und mein Gott iſt. Die Zeit wird kommen, der ich entgegenſehe, der Rath wird kommen, wodurch mir geholfen wird.

Das ſind nun freilich Geſinnungen eines Gott ergebenen Herzens, die man bei den wenigſten Menſchen antrifft und die Wenigſten werden daher in dem Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath! das geſucht haben, was darin liegt und liegen muß, wenn es anders ein vernünftiges und chriſtliches Sprichwort ſein ſoll. Gemeiniglich führen wir unſere Sprichwörter im Munde, ohne ſie in ihrem wahren, vollen Sinn zu verſtehen, und mißbrauchen ſie zu unſerm eigenen großen Nachtheil; wenigſtens gebrauchen wir ſie nicht, wie es Chriſten geziemt, bei denen Alles, was ſie reden und thun, aus einem gottgeheiligten Herzen kommt. Solche Chriſten müſſen wir zu werden trachten, dann werden ſich manche Vorſtellungen und Urtheile ändern, und dann wird auch das Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath! ſeine Wahrheit und Kraft an uns beweiſen, zumal wenn wir es mit den Verheißungen vergleichen, worin Gott jenen Freunden, den Frommen, die ſich ihm ganz überlaſſen, Rath, Beiſtand und Hilfe verſprochen hat. Dann wird das ängſtliche Herz ſeine Sorgen fahren laſſen, deren es ſich jetzt nicht entledigen zu können glaubt; jeder Vogel, der über unſerm Haupte fliegt, jede Blume, die unter unſern Füßen aufblüht, wird uns Zufriedenheit lehren, und unter dieſer Zufriedenheit wird ein Tag nach dem andern mit ſeinen Plagen verſchwinden, eher als wir es meinen. Allgemach wird unſer Ende herbeiſchleichen, und wir werden auch im Tode Rath finden, weil wir uns durch Glauben und gottſeliges Leben darauf vorbereitet haben, weil wir bei jedem Beginne das Ende bedachten, bei jedem Genuß der Freude eine kommende Betrübniß uns vorſtellten, und den nie vergaßen, der Freuden und Leiden ſendet, den Herrn des Lebens und des Todes. Dann werden wir ſprechen: Herr! du haſt uns noch immer nach deinem Rathe geleitet, ſo leite uns denn jetzt hinüber in die glückſelige Ewigkeit. Amen.

Predigt

auf

den fünfzehnten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Sieh, da trug man einen Todten heraus.“ Luk. 7, 12.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Dasjenige, was im heutigen Evangelium berichtet wird und was euch der Vorſpruch, den ich mir gewählt habe, andeutet, hat ſich auch bei uns ſchon hundert und hundert Mal ereignet und kann ſich noch alle Tage ereignen. Man trug nämlich einen Todten heraus, ſagt das Evangelium, es wurde eine Leiche zu Grabe getragen. Leichen gibt es auch bei uns, und es iſt keines von euch, das noch nicht eine Leiche zu Grabe geleitet hätte. Aber wiſſet ihr auch, meine Lieben, was das Alles bedeutet und heißt, was bei einer Leiche gebetet und gehalten wird? Eine Leiche iſt etwas Wichtiges. Der Chriſt verläßt nämlich dieſes Zeitliche und lebt nun in der Ewigkeit, er ärntet nun, was er geſäet hat, er bekommt den Lohn für ſeine Thaten. Wie die Kirche den Menſchen beim Eintritt in dieſes Leben empfangen hat, ſo begleitet ſie ihn auch wieder

aus demſelben hinaus; ſie ſteht an ſeinem Taufſteine und an ſeinem Grabe. Wichtig iſt ihr des Menſchen Eintritt in dieſes Leben, wichtig aber auch der Austritt aus demſelben. Wie ſie demnach eine eigene Tauffeierlichkeit hat und dieſelbe mit verſchiedenen Ceremonien umgibt, ſo hat ſie auch ihre eigene Todtenfeier und ihre beſondern Gebräuche bei dieſer. Dieſe Gebräuche werden aber größtentheils in lateiniſcher Sprache gehalten und ſind dem Volke daher unverſtändlich. Man hat freilich geſagt, es wäre beſſer, wenn man dieſe Ceremonien in der deutſchen Sprache abhalten würde; allein die deutſche Sprache iſt zu vielen Veränderungen unterworfen, während die lateiniſche Sprache unveränderlich und als Kirchenſprache ehrwürdig iſt. — Dem Seelſorger liegt es daher ob, dem Volke dieſe Feierlichkeit und ihre Ceremonien zu erklären, damit es wiſſe, was dieß Alles zu bedeuten habe, und deßhalb habe ich mir vorgenommen, euch die Leichenceremonien auseinanderzuſetzen:

Die Ceremonien vor und bei dem Begräbniſſe, I. Theil; die Ceremonien nach dem Begräbniſſe, II. Theil.

Erſter Theil.

Es gibt zweierlei Leichen, wie ihr wiſſet, Kindsleichen und Leichen von Erwachſenen. Bei Kindsleichen geht der Prieſter in weißer Stole zu der Leiche, und nachdem er den Leichnam des Kindes mit Weihwaſſer beſprengt hat, fingt er voran: **Sit nomen Domini**, und darauf ſingen die Chordiener den Pſalm: **Laudate pueri Dominum.** Dieſer Pſalm iſt ein Lobgeſang auf Gott den Herrn, der von einem Ende der Erde bis zum andern geprieſen wird. Iſt dieſer Pſalm geſungen, dann wird er geſchloſſen mit den Worten: **Gloria patri etc.**, d. h. Ehre ſei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiſte, als er war im Anfang, jetzt und allweg und zu ewigen Zeiten, Amen. Dann ſpricht der Prieſter: Kyrie eleiſon, d. h. Herr, erbarme dich unſer; ſodann betet

er ein Vaterunſer und ſpricht: **Me autem propter innocentiam suscepisti**, d. h. mich haſt du meiner Unſchuld wegen aufgenommen, und der Kirchendiener antwortet: **Et confirmasti me in conspectu tuo in aeternum**, und haſt mich vor deinem Angeſichte in Ewigkeit befeſtigt; alsdann ſagt er: **Dominus vobiscum**, der Herr ſei mit dir, und der Kirchendiener antwortet: **Et cum spiritu tuo**, und mit deinem Geiſte. Endlich betet der Prieſter folgendes Gebet: „Allmächtiger und gütigſter Gott, der du allen kleinen Kindern, die im Taufbade wiedergeboren ſind, wenn ſie aus dieſem Leben gehen, ohne ihr Verdienſt, ſogleich das ewige Leben ſchenkeſt, wie wir glauben, daß du der Seele dieſes Kleinen heute gethan haſt: verleihe, wir bitten dich, o Herr! daß wir durch die Vermittlung der allzeit ſeligen Jungfrau Maria und aller deiner Heiligen dir mit gereinigtem Herzen dienen und im Paradieſe mit den ſeligen Kleinen vereinigt werden, durch Chriſtum unſern Herrn, Amen.“ Dann beſprengt er die Leiche mit Weihwaſſer, ſtimmt wieder einen Lobgeſang an, der Jung und Alt, Thiere und Menſchen und die ganze Natur zum Lobe Gottes auffordert, und die Leiche wird nun zu Grabe getragen.

Die Leiche der Erwachſenen iſt aber von einer Kindsleiche in mehreren Stücken verſchieden. Der Prieſter geht mit einer ſchwarzen Stole angethan in das Haus, wo die Leiche liegt. Statt der beiden Lobgeſänge: **Laudate pueri** und **Laudate Dominum de coelis** werden zwei Bußpſalmen geſungen, nämlich der Pſalm: **De profundis**, und der Pſalm: **Miserere**; ſtatt daß die Pſalmen mit dem **Gloria patri** ſchließen, ſchließen ſie mit den Worten: **Requiem aeternam dona ei Domine et lux perpetua luceat ei**, d. h. auf deutſch: Herr, gib ihm oder ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm (ihr). Es wird geſungen: **A porta inferi erue animam ejus**, d. h. von der Pforte der Hölle erlöſe ſeine (ihre) Seele! und im Gebete heißt es: „Befreie, o Herr, wir bitten dich, die Seele deines Dieners (deiner Dienerin), auf daß ſie, nachdem ſie der Welt geſtorben, dir lebe, und was

ſie bei der Schwachheit des Fleiſches bei Lebzeiten begangen hat, das löſche du aus durch deine verzeihende überaus große Barmherzigkeit durch Chriſtum unſern Herrn, Amen."

Worauf beruht nun der Unterſchied dieſer Feier? Dieſer Unterſchied iſt ganz klar, meine Lieben. Das geſtorbene Kind, das noch keinen Verſtand hatte, iſt ein ſchöner Engel im Himmel, ſeine Leichenfeier iſt alſo keine Trauer-, ſondern eine Freudenfeier, daher die weiße Stole, daher die Lobgeſänge, daher das Gloria patri; der Erwachſene aber ſtirbt als ein ſündiger Menſch, daher werden die Bußpſalmen gebetet, die uns an unſere Sündhaftigkeit erinnern und zu Gott um Hilfe und Rettung rufen. So rufen wir mit dieſen Bußpſalmen um Hilfe, Rettung und Erbarmung für den Verſtorbenen, und flehen, daß ihm Gott ſeine Sünden verzeihen, die ewige Ruhe ſchenken und das ewige Licht leuchten laſſen möge. Es iſt Trauer, Mitleid und Beſorgniß für die Seele des Verſtorbenen, die ſich in allen dieſen Geſängen und Gebeten ausſpricht, während bei der Leiche des Kindes nur Freude zu ſehen iſt.

Wir ſind nun am Grabe angelangt. Während des Zuges haben die, welche die Leiche begleiteten, fortwährend gebetet — bei den Erwachſenen: Herr, gib ihm die ewige Ruhe, bei den Kleinen: Ehre ſei Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiſte ꝛc. Am Grabe angekommen, beſprengt der Prieſter das Grab mit Weihwaſſer und beräuchert es, und wird nun die Leiche des Kindes in's Grab geſenkt, ſo ſpricht der Prieſter: Nimm du, Erde, was dein iſt, Gott aber nehme, was ſein iſt; der Leib iſt von unten geformt, die Seele aber von oben eingehaucht; dann beſprengt er die in's Grab geſenkte Leiche und beräuchert ſie, ergreift dann eine Schaufel und indem er drei Schaufeln voll Erde auf den Sarg wirft, ſpricht er: Gedenk, o Menſch, daß du Staub biſt und wieder in Staub zurückkehren wirſt. Hierauf ſtimmt er den Lobgeſang der drei Jünglinge im Feuerofen an und fordert die ganze belebte und unbelebte Schöpfung zum Lobe Gottes auf, betet

dann: Herr, erbarme dich unſer! und das Vaterunſer. Darauf ſingt er: Laſſet die Kleinen zu mir kommen, und die Sänger antworten: denn ihrer iſt das Himmelreich; und endlich betet er folgendes Gebet: „Allmächtiger, ewiger Gott, du Liebhaber der heiligen Reinheit, der du dich gewürdigt haſt, die Seele dieſes Kleinen heute barmherzig in den Himmel zu rufen, würdige dich auch, o Herr, mit uns ſo barmherzig zu verfahren, daß wir durch die Verdienſte deines heiligſten Leidens und durch die Fürbitte der allzeit ſeligen Jungfrau Maria und aller deiner Heiligen in demſelben Reiche mit allen deinen Heiligen und Auserwählten uns erfreuen mögen. Gott, in deſſen Erbarmung die Seelen der Gläubigen ruhen, verleihe deinen Dienern und Dienerinnen, die hier und überall in Chriſto ruhen, gnädige Verzeihung der Sünden, auf daß ſie, von allen Strafen befreit, ſich mit dir ohne Ende erfreuen mögen durch Chriſtum unſern Herrn, Amen.“ Hierauf heißt es: Sie mögen ruhen im Frieden, Amen; und dann wird mit den Worten: Das Zeichen des Erlöſers, unſers Herrn Jeſu Chriſti, der dich in dieſem Bilde erlöst hat, ſei gezeichnet über dir; Friede ſei mit dir! das Grab geſegnet, und hierauf an das Volk die bekannte Ermahnung gehalten: Weil uns auch durch dieſes unſchuldige Kind die Sterblichkeit der Menſchen vorgeſtellt wird ꝛc. Auch hierin weicht das Begräbniß der Erwachſenen etwas von dem der kleinen Kinder ab. Schon beim Eintritt in den Gottesacker ſpricht der Prieſter ein Gebet, das bei Kindsleichen nicht geſprochen wird. Er ſagt nämlich: „Kommt zu Hilfe, Engel Gottes, eilet herbei, ihr Engel des Herrn, nehmet in Empfang ſeine Seele und bringet ſie vor das Angeſicht des Allerhöchſten. Es nehme dich auf Chriſtus, der dich berufen hat, und die Engel mögen dich in den Schooß Abrahams geleiten. Herr, gib ihm die ewige Ruhe.“ — Und wie die Träger mit der Leiche zum Grabe treten, ſpricht der Prieſter: Die Engel mögen dich in das Paradies geleiten, bei deiner Ankunft mögen dich aufnehmen die Martyrer, und führen dich in die heilige Stadt Jeruſalem. Der Chor

der Engel nehme dich auf und mit dem ehemals armen Lazarus mögeſt du ewige Ruhe haben. Und wie der Prieſter das Grab ſegnet, ſpricht er: „Gott, durch deſſen Erbarmung die Seelen der Gläubigen ruhen, würdige dich, dieſen Grabhügel zu ſegnen, gib ihm deinen heiligen Engel als Wächter bei, und befreie von allen Banden der Sünden die Seelen aller derjenigen, deren Leiber hier begraben werden, auf daß ſie ſich immer in dir mit deinen Heiligen erfreuen mögen durch Chriſtum unſern Herrn, Amen.“ Nachdem dann der Leichnam in's Grab geſenkt, mit Weihwaſſer beſprengt und beräuchert iſt, wird das Benedictus geſungen mit dem Vorſpruch: Ich bin die Auferſtehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er gleich ſchon geſtorben iſt, und Jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht ſterben. Dieſer Lobgeſang des heiligen Zacharias, den man Benedictus nennt, ſpendet Gott dem Herrn Lob und Preis, daß er durch ſeinen Sohn die Welt von der Finſterniß befreit und ſie aus dem Schatten des Todes errettet hat, und gilt ſomit jedem Chriſten, der in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor ihm wandelt. Der Erlöſer iſt unſere Hoffnung und er iſt es, der auch den, welchen man jetzt in's Grab legt, aus dem Grabe wieder zu einem ewigen Leben auferwecken wird. Es iſt dieß der Geſang der Hoffnung und des Troſtes, den die noch ſtreitenden Brüder dem Hingeſchiedenen in die Ewigkeit hinüber ertönen laſſen, daß er ſeine Hoffnung auf den Herrn baue, und auch uns, die wir am Grabe ſtehen, erfüllt dieſer heilige Geſang mit wehmüthiger Freude und ertönt uns wie Geiſterſang aus der jenſeitigen Welt.

Schlüßlich wird dann noch in deutſcher Sprache eine Anrede gehalten und für den Verſtorbenen und Alle, die im Gottesacker liegen, gebetet.

So haben wir alſo den Todten zur Erde beſtattet. Das Kreuz des Erlöſers wird bei ſeinem Haupte aufgepflanzt und das Kränzlein der Unſchuld liegt auf dem Grabe des kleinen Kindes. Das vor der Leiche brennende Licht erinnert, wie

die Seele des Verstorbenen noch lebt, obgleich der Leib der Verwesung anheim gegeben wird; auch ist es eine Aufforderung für die Gläubigen, daß sie für dessen Seele um das ewige Licht beten möchten. Das Kruzifix aber, das dabei steht, erinnert an Jesus Christus, der durch seinen Tod dem Tod die Macht genommen hat, so daß wir Alle rufen können: Tod, wo ist dein Stachel? ich fürchte dich nicht!

Wollen wir nun auch noch die Leichenfeier nach dem Begräbnisse betrachten, und zwar im

zweiten Theil.

Nach der Beerdigung beginnt der eigentliche Leichengottesdienst. Bei Kindsleichen liest der Priester keine Todtenmesse, sondern zu Ehren der heiligen Engel in weißer Farbe, weil auch die Seele des verstorbenen Kindes bereits sich unter der Engelschaar befindet. Bei Leichen von Erwachsenen aber wird in schwarzer Farbe eine Todtenmesse oder ein Todtenamt gehalten und zwar für die Seele des Dahingeschiedenen. Nach katholischem Glauben kann nämlich eine Seele, die zwar von Sünden rein ist, aber geringe Sünden noch auf sich, oder solche noch nicht hinreichend abgebüßt hat, nicht zur Anschauung Gottes gelangen, sondern muß im Fegfeuer erst von ihren Mängeln gereinigt werden. Die auf Erde lebenden Mitchristen jedoch können durch Gebet und Almosen, besonders aber durch Darbringung des heiligen Opfers den leidenden Seelen Linderung und Abkürzung ihrer Peinen verschaffen, und deßwegen lassen wir für die Seelen der Verstorbenen Messe lesen. Die Seelenmesse beginnt nun mit den Worten: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen, und in ihrem ganzen Verlaufe wird für die leidende Seele um Erlösung gefleht. Bei einer größeren Leiche werden drei Leichenämter gehalten nebst Vigil und Libera. Die zwei andern Ämter nennt man den siebenten und den dreißigsten — Seelengottesdienst nämlich. Da wird nun kaum Eines von euch wissen, was es mit diesem

Siebenten und Dreißigſten für eine Bewandtniß habe. Dieſer Siebente und Dreißigſte ſind eine Wiederholung der Todtenfeier und finden ſich ſchon in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche. Der uralte Tertullian ſagt ſchon: Wir bringen am Jahrestage Opfer für die Verſtorbenen dar. Alſo hat man ſchon 160 Jahre nach Chriſtus Jahrtage gehabt, wie wir ſie haben. Der Jahrestag wurde gehalten, damit das Andenken an den Verſtorbenen nicht erlöſche, ſagen die apoſtoliſchen Konſtitutionen; auch ſprechen dieſe Verordnungen von einer Feier des Dritten und Neunten, der heilige Auguſtin redet von einem Vierzigſten, der ſpäter der Dreißigſte wurde. Es war alſo in den erſten Zeiten des Chriſtenthums ſchon Brauch, am Jahrestage, am dritten, am neunten, am dreißigſten oder am vierzigſten Tage nach dem Begräbniſſe ein neues Seelenamt zu halten. Der Siebente wurde gehalten wegen der Ruhe Gottes am ſiebenten Tage, der daher mit Recht den Verſtorbenen, die auch ruhen, gewidmet iſt, ſagt der heilige Auguſtin; der Dreißigſte ſodann, weil auch das Volk Iſrael den Prieſter Aaron dreißig Tage lang betrauerte. Seht, ſo findet der katholiſche Chriſt die Gebete, die Opfer für die Verſtorbenen ſchon in den früheſten Zeiten; er erkennt in dem heiligen Glauben der heiligen Väter ſeinen Glauben, und wenn dieſe auferſtünden, ſie würden ſich nur in der katholiſchen Kirche wieder erkennen; denn ihr Glaube iſt heute der nämliche, wie vor achtzehnhundert Jahren, er iſt keinem Wechſel unterworfen. Die Todtenmeſſe, wie ſie der Prieſter lateiniſch betet, habt ihr ohnehin deutſch in euren Meßbüchern und ich brauche euch daher nicht weiter dieſelbe zu erklären. Nur die Vigil und das Libera, wie ſie bei uns gehalten werden, muß ich euch noch erklären, weil ihr ſonſt gar keinen Begriff davon haben könnt. Die Vigil hat ihren Namen wie alle Vigilien daher, weil in den älteſten Zeiten die Pſalmen und Gebete bei Nacht gebetet wurden, welche heute bei Tag gebetet werden. Was ſteht nun in dieſen Vigilien? was iſt der Sinn derſelben? Dieſe

Vigilien beſtehen aus Pſalmen und Abſchnitten aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern, die an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdiſchen, an die Kürze unſerer Tage, an das Gericht und die Strafe, die unſer jenſeits warten, erinnern. In Folge deſſen werden wir aufgefordert zur Buße und zu einem frommen Leben, werden hingewieſen auf die Auferſtehung und zum Vertrauen auf den Herrn ermuntert. Wir ſollen ſprechen mit dem geduldigen Job, der bei all den Plagen und Mißgeſchicken, die ihn verfolgten, ſich mit der Hoffnung einer fröhlichen Auferſtehung tröſtete: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, daß ich am jüngſten Tage auferſtehen und in meinem Fleiſche Gott, meinen Erlöſer, ſchauen werde. Wir ſollen rufen mit den Worten der Kirche: Herr, wann du kommen wirſt zu richten die Erde, wo werde ich mich vor dem Antlitze deines Zornes verbergen, denn zu viel habe ich in meinem Leben geſündigt? Ich erſchrecke bei dem Gedanken an die Sünden, die ich begangen, und erröthe vor dir. Verdamme mich nicht, wenn du zum Gerichte kommen wirſt. Gedenke meiner, o Gott! denn mein Leben iſt Wind; gedenke aber nicht mehr meiner Sünden, ſondern leite meinen Weg vor deinem Angeſichte. Ich, der ich täglich ſündige, ohne Reue zu haben, erſchrecke beim Anblicke des Todes; denn aus der Hölle iſt keine Erlöſung mehr. Darum richte mich nicht nach meiner Miſſethat, o Herr! ſondern tilge ſie aus und waſche mich von meiner Ungerechtigkeit; denen aber, die ſchon geſtorben ſind, gib die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen. In dieſer Weiſe wird fortwährend gebetet bis zu den Laudes. In den Laudes der Todtenvigil aber frohlocket der Chriſt wegen der frohen Hoffnung, daß ſein Fleiſch und ſeine Gebeine auferſtehen und zum Herrn kommen werden, und fleht zu Gott, daß die Auferſtehung nur keine Auferſtehung zur Verdammniß ſein möge. Von der Pforte der Hölle errette meine Seele, o Herr! ruft er angſtvoll aus. Selig die Todten, die im Herrn ſterben, ſo ruft eine Stimme vom Himmel; denn ſie können getroſt ihrer Auferſtehung entgegenharren.

Dieß iſt der Grundgedanke der Laudes in der Todtenvigil und den Schluß davon bildet ein Gebet für den Verſtorbenen, daß Gott ihm ſeine Sünden verzeihen möge, damit er Gott lebe und einſt eine fröhliche Auferſtehung feiern möge. — So wiſſet ihr nun Inhalt und Sinn der Todtenvigil, und nun auch noch etwas über das Libera, das bei uns am Schluſſe des Dreißigſten gehalten wird. Libera heißt es, weil das Lateiniſche, was der Kantor ſingt, mit dem Worte Libera anfängt. Das Ganze aber, was er ſingt, heißt auf deutſch alſo:

Herr, rette mich vom ewigen Tod
An jenem Tag, der Schrecken droht,
Wo Erd' und Himmel beben einſt,
Wann du zum Weltgericht erſcheinſt.
Der Sünder dann iſt tief beklemmt,
Wenn dieſer Tag der Rechnung kömmt,
Wo dieſes All erbebet einſt,
Weil du zum Weltgericht erſcheinſt.
O großer Tag, o Tag der Rach'!
Erfüllt von ſchwerem Ungemach;
Des Himmels Bau erzittert einſt,
Weil du zum Weltgericht erſcheinſt.

Und am Schluſſe heißt es dann wieder: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen. Nachdem dieß geſungen wird, betet der Prieſter Kyrie eleiſon und während er ein Vaterunſer in der Stille betet, geht er zweimal um das in der Kirche aufgeſtellte Todtengerüſt herum, und beſprengt und beräuchert es. Zuletzt betet er ein Gebet für den Verſtorbenen. Was iſt nun das für ein Brauch? Ihr müßt wiſſen, Geliebte, daß vor Zeiten es Brauch war, den Leichnam in der Kirche in einem ſolchen Gerüſte, wie es bei Leichen immer aufgerichtet iſt, zur Schau auszuſtellen. Die Abſicht der Kirche bei der Ausſtellung der Leiche zur Schau iſt theils der Wunſch, die Gläubigen zur eifrigen Fürbitte aufzumuntern, theils das Verlangen, ſie durch den Gedanken, daß nun der Todte den gefahrvollen Streit auf Erden ausgeſtritten hat, mit Freude zu erfüllen. Etwas Ähnliches mit

dieſem alten Brauche hat jetzt noch das Wachen bei dem Todten, und das Beten für denſelben. Da nun dieſer Brauch abgekommen iſt, den Todten in der Kirche zur Schau auszuſtellen, ſo iſt doch noch das Gerüſte, in das derſelbe gelegt wurde, ſtehen geblieben. Auf dieſes Gerüſt nun wird ein Kruzifix geſtellt, Lichter neben demſelben angezündet, dasſelbe mit Weihwaſſer beſprengt und beräuchert. Daß dieß nicht dem Gerüſte, ſondern dem Verſtorbenen gilt, iſt euch klar. Das Beſprengen mit Weihwaſſer bei Leichenfeierlichkeiten bedeutet die Kühlung und Linderung, die wir den armen Seelen wünſchen, und der Gebrauch des Weihrauches deutet auf unſer Gebet hin, das für den Verſtorbenen zum Throne Gottes emporſteigt, oder auch auf den himmliſchen Wohlgeruch, den wir der abgeleibten Seele wünſchen. Darum ſagt auch der Prieſter bei der Beerdigung, während er den in's Grab geſenkten Sarg beräuchert: Mit himmliſchem Wohlgeruche weide deine Seele Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geiſt, Amen. Das ganze Libera, wie es in der Kirche und draußen am Grabe gehalten wird, iſt alſo ein Bittgebet für den Verſtorbenen, daß er am jüngſten Tage, als dem ſchrecklichen Gerichtstage, vor Gott beſtehen möge.

So habe ich euch denn nun, Geliebte, in gedrängter Kürze das Wichtigſte und Nothwendigſte unſerer Leichenfeierlichkeit erklärt, auf daß ihr doch wiſſet, was das Alles zu bedeuten hat. Ich kann demnach nichts weiter mehr wünſchen, als daß ihr mit Verſtand und Herz euren Todten die letzte Ehre erweiſet, daß ihr wiſſet, was gebetet wird, daß ihr euch aber auch Mühe gebet, recht zu beten. Insbeſondere muß ich euch ermahnen, bei dem ſogenannten Leichentrunk die Gränzen des Anſtandes und der Mäßigkeit nicht zu überſchreiten, damit die Leichenfeier euch nicht Gelegenheit zur Sünde ſein möge und ihr nicht, kaum ihr für den Verſtorbenen um ein gnädiges Gericht gefleht habt, euch ſelber ein ſchweres Gericht bereitet. Aber auch auf dem Wege vom

Hauſe bis zum Grabe müßt ihr in ſchöner Ordnung einhergehen und nicht durch Lachen oder Schwätzen zum Ärgerniſſe aller guten Chriſten die Zeit vergeuden. Ein würdiges Gebet allein hilft den Verſtorbenen, und gewiß wünſchet ihr, daß auch für eure armen Seelen in rechter Weiſe möchte gebetet werden. So thuet denn ihr zuvor Andern, was ihr ſelber wünſchet; denn mit welchem Maaße man ausmißt, mit dem wird wieder eingemeſſen werden. Amen.

Predigt

auf

den ſechzehnten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Wer von euch, deſſen Eſel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht ſogleich herausziehen am Tage des Sabbaths?“ Luk. 14, 5.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Schon vor dieſer Begebenheit, die uns im heutigen Evangelium erzählt wird, war Jeſus öfter von den Phariſäern geläſtert und getadelt worden, daß er am Sabbath Kranke heilte; ja ſie hatten ſchon einmal den Verſuch gemacht, ihn deßwegen als einen Sabbathſchänder nach ihrem Geſetze zu tödten (Mark. 3. Luk. 6.). Trotzdem war er abermals geſonnen, einen Waſſerſüchtigen am Sabbath geſund zu machen. Er befand ſich in dem Hauſe eines Oberſten der Phariſäer, wo zugleich mehrere andere Schriftgelehrte und Phariſäer verſammelt waren, und hielt es für nöthig, ſich wegen ſeines Vorhabens zu rechtfertigen. Er fragte zuerſt: Iſt's erlaubt, am Sabbath geſund zu machen? Und da ſeine Gegner auf

dieſe Frage keine Antwort gaben, ſo nahm er den Kranken, heilte ihn und ließ ihn gehen. Hierauf fragte er ſie: Wer iſt wohl unter euch, der ſeinen Eſel oder Ochſen, wenn er ihm am Sabbath in den Brunnen fiele, nicht aus demſelben herauszöge? Auf dieſe Frage wußten ſie natürlich keine Antwort; denn jeder von ihnen mußte ſogleich einſehen, wie unvernünftig und unbillig es ſei, es für erlaubt zu halten, ein Stück Vieh am Sabbath aus der Gefahr zu retten, aber es für eine Sünde auszugeben, einen kranken Menſchen geſund zu machen. Das mußten ſie doch bei aller Bosheit begreiflich finden, daß der Menſch den Vorzug habe vor dem Vieh!

Man ſollte meinen, liebe Zuhörer, es begreife dieß auch ein Jeder, daß der Menſch vor dem Vieh den Vorzug habe; aber meint ihr, alle Landleute begreifen dieß? O, da würdet ihr ſehr irren! Es gibt Bauern, die mehr für ihr Vieh, als für ihre Nebenmenſchen ſorgen. Oder glaubt ihr dieß nicht? Ich habe zwar ſchon öfter in meinen Predigten darauf angeſpielt; aber heute will ich ausführlich ſein. Heute will ich euch zeigen:

wie vielfältig dieß geſchieht, I. Theil; und

wie thöricht und ſündhaft dieß iſt, II. Theil.

Gott gebe, daß dadurch mancher Liebloſe beſchämt und gebeſſert, und in euch ein neuer Eifer angeregt werde, nach der Vorſchrift des Chriſtenthums thätige, ſorgfältige Liebe an dem Nebenmenſchen zu üben.

Erſter Theil.

Wer als ein guter Hausvater ein ordentliches Hausweſen führt, der ſorgt unter Anderm auch für die gehörige Verpflegung ſeines Viehes. Er läßt es nicht Hunger leiden, gibt jeder Art ihre beſonderen Nahrungsmittel, ſucht im Sommer für ſeine Pferde, Rinder und Schafe die nahrhafteſten und geſündeſten Weideplätze, iſt eifrig bedacht, das dürre Futter, womit er ſie im Winter ernähren will, gut einzubringen,

damit es weder übelschmeckend, noch ungesund sein möge, und sorgt dafür, daß sie sich auf einer fetten Weide nicht überfressen. Er beobachtet bei ihrer Fütterung und Pflege Reinlichkeit und Ordnung, säubert sie von Staub, Schweiß und Unflath, gibt ihnen ihr Futter zu bestimmten Stunden und in bestimmtem Maaß und läßt sie, wenn sie von Arbeit erhitzt sind, nicht sogleich zum Futter, noch viel weniger zur Tränke oder in's Wasser zur Abkühlung, weil er weiß, daß dieß ihrer Gesundheit schädlich wäre. Er überladet auch sein Vieh nicht auf einmal mit zu vieler Arbeit, daß es darunter erliegen, darüber erkranken oder vor der Zeit unbrauchbar werden müßte, sondern theilt dessen Arbeit ordentlich ein, daß es dabei ausdauern kann, und das thut er theils aus Mitleiden, theils aus vernünftiger Klugheit.

Nun frage ich: Beobachtet ein Jeder, der das thut, dieselbe Sorgfalt auch in Verpflegung seiner Nebenmenschen, seiner Kinder und derer, die in seinem Dienste stehen? Ich will jetzt davon nicht einmal reden, daß Viele, die kein Vieh ohne Unwillen und Mitleid hungrig sehen können, dabei ungerührt bleiben, wenn Arme, Alte, Gebrechliche unter ihren Nebenmenschen den bittersten Mangel leiden und die Billigkeit des christlichen Gebotes: „Brich dem Hungrigen dein Brod!“ nicht fühlen. Ich will auch nicht untersuchen, ob die öftern Klagen der Dienstboten über eine spärliche und schlechte Kost allemal ungegründet seien, wenn sie es auch öfter sind; nur daran will ich euch erinnern, wie unreinlich, unvorsichtig und unordentlich oft die leibliche Verpflegung euerer Kinder ist, wie ihr ihnen mit der größten Sorglosigkeit gestattet, daß sie bald im Übermaaß, bald die ungesundesten Dinge, unreifes, vor der Zeit von den Bäumen gerissenes Obst u. dgl., essen, daß sie nach einer heftigen Erhitzung schnell trinken oder sich plötzlich auch wohl im Wasser erkälten, und im Essen und Trinken keine Zeit und Ordnung beobachten; wie so manche Hausmütter bei dem Reinigen, in der Kleidung und in den Schlafkammern ihrer Kinder oft lange nicht so viele Sorgfalt

beweiſen, als bei Verpflegung ihres Viehes. Auch die ſchädliche und liebloſe Unordnung muß ich noch erwähnen, daß viele Hausväter und Hausmütter die Arbeiten ihrer erwachſenen Kinder und Dienſtboten nicht gehörig vertheilen, ſondern ihnen bald mit unerbittlicher Strenge mehr auflegen, als ſie thun können, bald aber auch ſie zu ihrem eigenen Nachtheil müßig gehen laſſen.

So ſorgen ferner Viele mehr für ihr Vieh, als für ihre Nebenmenſchen, wenn's auf Beiſtand und Hilfe in Noth und Gefahr ankommt. Ich habe in dieſer Beziehung mit inniger Wehmuth ſchon die traurigſten Bemerkungen gemacht. Wenn dem Landmann ein Stück Vieh erkrankt, ſo läßt er es gewiß niemals ohne Hilfe; entweder hat er ſich ſelbſt einige Geſchicklichkeit erworben, oder er holt auf der Stelle einen Vieharzt und vertraut ſein krankes Vieh gewiß nicht Jedem an, der ſich für einen Vieharzt ausgibt. Aber ſeinen Ehegatten, ſeine Kinder und Dienſtboten, ſeine Anverwandten läßt er oft in den gefährlichſten Krankheiten ganz ohne Hilfe, oder er braucht ſelber, ohne etwas zu verſtehen, die ſogenannten Hausmittel, oder folgt dem Rath eines alten Weibes, eines ſchlechten Baders, oder in den allermeiſten Fällen den Verordnungen des Schinders. Ja, mit großer Entrüſtung muß ich es ſagen: der Schinder iſt der Erſte, der um Rath und Hilfe erſucht wird, der Doktor aber der Letzte. Wenn einmal alle Pfuſcher und Schinder an das Weib oder den Mann oder das Kind hinaukurirt haben und Alles nichts geholfen hat: dann erſt wird zum Doktor gegangen, und der ſoll nun Wunder wirken, und Alles wieder gut machen, was die Quackſalber verdorben haben. Ein wahres Elend iſt es bei ſo vielen Bauern: für Vieh und Menſchen haben ſie einen und den nämlichen Arzt.

Ihr hütet euer Vieh, wenn es ſich an gefährlichen Orten auf der Weide befindet, wo es ſich leicht verirren oder beſchädigt werden könnte; aber eure kleinen Kinder laßt ihr oft ohne alle Aufſicht am Waſſer oder bei Kalkgruben ſpielen,

laßt sie auf Leitern und Bäume steigen, auf Wägen fahren, mit dem Vieh umgehen oder sonst an gefährlichen Orten sein; was aber noch mehr zu bedeuten hat, ihr laßt die, deren Leib und Seele Gott eurer Aufsicht anvertraut hat, sorglos zu solchen Zusammenkünften, zu solchen Menschen, an solche Orte, wo sie geärgert oder verführt werden, wo ihre Seele in die größte Gefahr des Verderbens kommt. Nicht leicht wird Jemand so grausam sein, daß er einen Ochsen oder Esel, der in eine Grube fällt, nicht herausziehen und einem Vieh nicht beispringen sollte, das unter seiner Last erliegt oder am Wagen niederfällt oder sonst in Lebensgefahr gekommen ist. Aber so grausam sind viele Menschen, daß sie, wie jener Priester und Levit, vor einem Fremdling vorübergehen, der in Krankheit und Todesnoth daliegt, oder vor Hunger, Elend und Ermattung verschmachtet, daß sie die Noth vieler ihrer Nebenmenschen sehen und hören, ohne sich zu ihrer Hilfe zu regen, daß sie sich für entschuldigt halten, wenn sie kaltblütig sagen: Der oder die gehen mich nichts an. Und so grausam sind noch weit Mehrere, daß sie ihre Nebenmenschen, selbst ihre nächsten Verwandten in der größten Seelengefahr, in verdammlichen Lastern und im Unglauben sehen, aber sich entweder gar keine oder doch nur zum Schein einige kaltsinnige Mühe geben, sie daraus zu erretten, höchstens etwa nur mit Worten strafen, wie Heli, warnen, seufzen und klagen, aber weiter nichts thun.

Und jetzt noch eine Probe zum Beweis, daß Viele für ihr Vieh mehr sorgen, als für ihre Nebenmenschen. Was für Sorgfalt und Mühe wendet der Bauer an, um sein Vieh zu nützlichen Geschäften brauchbar zu machen! Er zäumt sein Füllen schon sehr frühzeitig, damit es lerne, seinen Hals beugen und am Zügel zu gehen. Er führt es anfangs an der Hand, damit es lerne, gehorsam sein; dann versucht er es zu reiten, spannt es zuerst mit Vorsicht an die Seite eines schon gewöhnten Pferdes, legt ihm anfänglich nur wenige, nach und nach immer mehrere Arbeiten auf. Mit Geduld und Achtsamkeit richtet er es ab! Er braucht meistens nur gute Worte

und nur, wo es die Noth fordert, Schläge. Wenn ſein Thier eine Unart annimmt, ſo verſucht er hundert Mittel, ſie ihm abzugewöhnen, ſteht auch nicht davon ab, bis er lang genug erfahren hat, daß alle Klugheit und Mühe umſonſt ſei.

Ihr werdet ſchon merken, wo ich hinaus will, daß ich damit eure Kinderzucht und euer Benehmen gegen die in euren Dienſten ſtehende Jugend vergleichen will. Ja, unterſucht nur einmal ſelbſt, und ihr werdet finden, wie viel weniger Fleiß und Sorgfalt hierauf verwendet wird. Wie manches Kind, beſonders armer Eltern, wächst halbwild, faſt ohne alle Unterweiſung und Bildung auf! Solche Kinder werden wohl manchmal zur Arbeit abgerichtet, aber um den Unterricht im Chriſtenthum, um Beſſerung des Herzens kümmert ſich der Bauer wenig. Wenn's recht gut geht, ſo überläßt er das ganz allein dem Schullehrer und dem Geiſtlichen; er hat genug zu thun, daß er ſein Vieh eingewöhne und ſeine Kinder zur Feldarbeit abrichte. Und wo iſt denn bei eurer Kinderzucht die Überlegung, die Sorgfalt für alle Kleinigkeiten, die unermüdete Geduld, die unüberwindliche Standhaftigkeit, die man beim Abrichten eurer Thiere an euch bewundern muß? Allzu große Nachſicht und Verzärtlung bei Einigen, Jähzorn, unbeſonnenes, oft mörderiſches Zuſchlagen bei Andern, leichtſinnige Erziehung der Kinder in den jungen Jahren, wo ſie noch beiſammen ſind, wo ſie ſich das Böſe zwar leicht angewöhnen können, wo man ihnen aber auch dasſelbe leichter abgewöhnen kann, Überdruß, wenn nicht Alles gleich nach Wunſch von Statten geht, Nachläßigkeit in Anwendung der Mittel und Wege, falſche Sicherheit, mit der man ſich einwiegt, indem man denkt: das hat nichts zu bedeuten, oder das wird ſich ſchon geben — das ſind die Fehler, die man an euch nicht leicht beim Abrichten eures Viehes, aber deſto häufiger bei eurer Kinderzucht und in eurem Benehmen gegen eure Dienſtboten bemerken kann.

Ich glaube euch nun genug bewieſen zu haben, wie häufig und vielfältig es geſchieht, daß man mehr für ſein Vieh als

für seine Nebenmenschen sorgt. Nun aber will ich euch auch noch zeigen, wie thöricht und sündhaft dieß sei, im

zweiten Theil.

Wie nun, denkt ihr vielleicht, will man uns also das zur Sünde machen, daß wir für unser Vieh sorgen? — Nein, gewiß nicht. Loben will ich es vielmehr; denn der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes (Sprichw. 20, 10.). Recht und christlich will ich's nennen, wenn ihr für euer Hausweſen gehörig besorgt seid, denn ihr erfüllt dadurch euren zeitlichen Beruf. Aber nur nicht für euer Vieh mehr, als für eure Nebenmenschen! Nur wenigstens eben so gut, sonst ist's wahrhaft Sünde; denn ein Mensch, meine ich, hat denn doch einen etwas höheren Werth als ein Thier. Geht dieß auch zu Grunde, so ist's aus mit ihm und es hat weiter keine nachtheiligen Folgen für die Zukunft zu befürchten. Aber des Menschen Leben auf Erden ist nur ein kleiner Anfang eines unaufhörlichen Lebens in der Ewigkeit und die Vorbereitung auf sein zukünftiges Schicksal. Es kommt also Alles darauf an, wie er auferzogen, unterwiesen, zum Guten oder Bösen angeleitet wird. Nachläßigkeit hierin kann die Ursache seiner Verdammung werden, Fleiß und Sorgfalt aber können ihn für den Himmel vorbereiten. Und nie dürft ihr fahrläßig mit der Gesundheit und dem Leben eurer Mitmenschen umgehen — ein Jahr, das aus Nachläßigkeit an ihrem Leben abgekürzt wird, wäre vielleicht der Zeitpunkt gewesen, in dem sie sich bekehrt und ihre Seele von der Verdammniß errettet hätten. Ein einziger Tag auf der Erde wohl angewendet, ist eine Saat, von der wir im Himmel mehr als tausend glückselige Jahre einärnten.

Ihr könnt euch auch nicht ausreden wegen Nachläßigkeit in diesem Stücke; ihr könnt nicht etwa sagen: Wir sind deßwegen so besorgt für unser Vieh, weil es unser Eigenthum, ein Theil unserer Habe ist, weil wir's zu unsern Berufsgeschäften und zu unserm Unterhalt nöthig haben, weil es uns

alſo ſehr nahe angeht. Das wäre eine einfältige Entſchuldigung, und doch kann man ſie hören! Gehen euch denn eure Kinder nicht noch näher an? Sind ſie nicht noch mehr als euer Eigenthum? Sind ſie nicht euer eigenes Blut? Sind ſie nicht wirklich oft für den armen Landmann ein wahrer Reichthum, indem ſie ihm ſein Brod erwerben, wenn nur die erſten Lebensjahre bei ihnen vorüber ſind? Wie mühſam wird dem der Feldbau, der Alles mit fremden Leuten beſorgen muß! Doch, Geliebte, nicht bloß eure Kinder, oder überhaupt die, welche mit euch in eurem Hauſe leben, gehen euch weit näher an, als euer Vieh, ſondern alle, alle eure Nebenmenſchen. Sind ſie doch alle eure Brüder und Schweſtern, Kinder Gottes, der aller Menſchen Vater iſt, und Erlöste Jeſu Chriſti! Hat ſie euch doch Gott und euer Erlöſer ſo nahe gegeben, daß er euch mehr als einmal befohlen hat, ſie wie euch ſelbſt zu lieben. Ein Vieh ſtirbt euch auf immer weg, oder ihr laſſet es, wenn ihr ſterbet, zurück, aber eure Nebenmenſchen werdet ihr, wenn ihr rechtſchaffen und chriſtlich für ſie geſorgt habt, in der zukünftigen Welt wieder finden.

Und wenn ich frage: Was iſt denn die eigentliche und wahre Urſache, warum Viele mehr für ihr Vieh, als für ihre Nebenmenſchen ſorgen, was wird die Antwort ſein? Die eigentliche und wahre Urſache iſt der — Eigennutz, die Habſucht, der Nimmerſatt, das Scharren und Wuchern. Und doch, wie ſchlecht verſteht ſich ein ſolcher auf ſeinen Vortheil, der die gehörige Sorge für ſeinen Nebenmenſchen verabſäumt! Gerade der Eigennutz iſt es, der einen ſolchen bewegen ſollte, für ſeinen Nebenmenſchen beſſer zu ſorgen, wenn ihn Chriſtenthum und Chriſtenpflicht nicht dazu bewegen kann. Die Sklavenhändler ſehen dieß recht gut ein, ihr Eigennutz treibt ſie, ihre Sklaven recht zu füttern und gut zu halten, damit ſie von denſelben größern Nutzen haben, ſie um einen höhern Preis verkaufen können. Vernachläßigt ihr die Geſundheit eurer Kinder, ſo werden ſie euch nachher zu euren Geſchäften unbrauchbar, ihr müßt mit großen Unkoſten ſie verſorgen und

ſie verdienen euch wenig oder nichts. Wendet ihr rechtſchaffene Sorgfalt und thätigen Fleiß auf ihre Unterweiſung an, ſo werdet ihr ſie weit nützlicher zu euren Geſchäften verwenden und weit leichter und beſſer in der Welt unterbringen. Sorget als gewiſſenhafte, liebreiche Hausväter und Hausmütter auch für die hinlängliche Verpflegung, Unterweiſung und Beſſerung eurer Dienſtboten, das wird euch in eurem Hausweſen reichlich wieder einkommen; denn wenn der Dienſtbote gut gehalten wird, ſo wird er mit mehr Liebe, Treue, Fleiß und Geſchicklichkeit ſeinen Dienſt zu eurem Vortheile verſehen. Und wer auch für Andere ſeiner Nebenmenſchen als liebreicher Chriſt ſorgt, Hungrige ſättigt, Nothleidenden beiſpringt, Kranke pflegt, Arme unterſtützt, Verirrte zurechtweiſet, Fehlende warnt, Betrübte tröſtet, Jedermann dient und behilflich iſt, wo er kann, der ſchafft ſich hiedurch ſelbſt vielfältigen Vortheil. Er macht ſich Freunde, die dann auch wieder für ihn ſorgen, wie er's für Andere that, und darf ſicher auf die reichlichſte Belohnung jenes Gottes rechnen, der verſprochen hat, am jüngſten Tage die Werke der Barmherzigkeit öffentlich und feierlich zu belohnen.

Und nun bin ich zu Ende. Vielleicht hielten Einige dieſen Vortrag anfangs für eine harte Rede. Unter Chriſten Leute zu ſuchen, die mehr für ihr Vieh, als für ihre Nebenmenſchen ſorgen und dann ſolche erſt eines Beſſern belehren wollen, iſt das nicht zu viel? dachtet ihr vielleicht. Aber iſt's denn nicht wahr, daß dieß ſo häufig und allenthalben geſchieht? Könnt ihr die Proben läugnen, die ich euch angeführt habe? Oder ſoll man das nicht tadeln, was freilich augenſcheinlich ungerecht und unvernünftig iſt, aber von Vielen doch nicht dafür erkannt wird? Ich hoffe, daß doch Mancher bei dem, was ich angeführt und erinnert habe, in ſich gegangen, vor ſich ſelbſt erſchrocken iſt und gedacht hat: Iſt's möglich, daß ich bisher ſo unbeſonnen, ſo unchriſtlich war, und oft mehr für mein Vieh, als für meine Nebenmenſchen ſorgte? Es iſt auch wahrhaftig ſehr nöthig, daß man das ſo ſehr überhand

nehmende liebloſe Weſen gegen Anverwandte und Freunde von allen Seiten beleuchte und auf alle Weiſe davor warne; denn das iſt ganz gewiß nur gar zu oft Urſache des zeitlichen und ewigen Verderbens, in das ſo Viele gerathen. Hingegen, meine Chriſten, wird euer irdiſcher Wohlſtand und die ſichere Hoffnung eurer künftigen Seligkeit in eben dem Maaße wachſen, in welchem eure Nächſtenliebe und die Sorge für das Wohl eurer Mitmenſchen zunimmt. Und welche Freude wird es erſt für euch ſein, wenn ihr im Himmel Jemanden findet, deſſen Seele ihr vom Untergange gerettet und der ewigen Seligkeit zugeführt habt! O wie wird er euch danken, wie wird er Gott mit euch preiſen! Welches Glück für ihn, welches Glück für euch! Amen.

Predigt

auf

den ſiebenzehnten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Du ſollſt Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, deinen Nächſten aber wie dich ſelbſt.“ Matth. 23, 37 u. 39.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Das Wort „Gottes- und Nächſtenliebe“ kennen wir eigentlich erſt, ſeit es ein Chriſtenthum gibt, ſeit Jeſus Chriſtus. Die Heiden wußten Nichts von einer Gottesliebe, ſie kannten nur eine Gottesfurcht und auch dieſe nicht in dem Sinne, wie wir meinen, ſondern in einem ganz eigenen Sinne. Sie zitterten nämlich vor ihren Rachegöttern wie ein Sklave, der etwas verbrochen hat, vor ſeinem Herrn; aber von einer kindlichen Liebe Gottes, wie ſie das Chriſtenthum vorſchreibt, wußten ſie Nichts. Wie hätten ſie aber auch ihre elenden, mit allen Leidenſchaften und menſchlichen Laſtern befangenen Götter lieben ſollen? Liebe beruht auf Achtung. Gottheiten jedoch, die in ſolchem Lichte erſcheinen, wie die heidniſchen,

derlei Unglück und Drangſal habe ich auch ſchon erfahren und da habe ich mir gedacht: Es iſt nicht wahr, daß Gott die Liebe iſt, wie man ſagt, wenigſtens gegen mich war er es in dieſem und jenem Jahre nicht, gegen mich war er vielmehr hart und grauſam. —

Wie alſo, dürfen wir Gott der Grauſamkeit beſchuldigen, meine Lieben? Wäre es alſo wahr, daß Gott partheiiſch wäre, gegen den Einen hart, gegen den Andern liebevoll? Das ſei ferne, daß wir uns eine Gotteslästerung zu Schulden kommen laſſen! Gott iſt die Liebe, auch wenn er ſtraft, wenn er Mißwachs, Schauer, Unglück, Seuchen, Krieg und Peſt ſchickt. Alle Strafen, alle Prüfungen und Heimſuchungen, die er auf dieſer Welt über uns verhängt, fußen im letzten Grunde auf ſeiner Liebe. Er züchtigt den Leib, um die Seele zu retten oder zu läutern; er nimmt das Irdiſche weg und entrückt es für eine Zeit, um das Himmliſche zu geben oder näher zu rücken. So ſucht er den reichen Grundbeſitzer Job heim und gibt ihm hernach das Genommene wieder, um ihn zu prüfen, ihn im Vertrauen und in der Liebe zu ihm zu befeſtigen; ſo gibt er dem verlornen Sohne Kleien, damit er wieder Sehnſucht nach guter Speiſe bekomme; ſo läßt er die Teufel in die Schweine der Geraſener fahren, um ihren irdiſchen Sinn höher zu lenken, und ſo läßt er Unzählige krüppelhaft, lahm, blind, ſtumm und taub zur Welt geboren werden, weil ſie mit geſunden Gliedern durch wahrſcheinlichen Mißbrauch derſelben in die Hölle geſtürzt würden. So müſſen die Werke Gottes verherrlicht werden. Gott iſt die Liebe, und er meint es gut mit unſerm ewigen Heile, wenn auch dieſe Liebe ſchneidet, brennt und kreuzigt. Darum gibt es auch auf dieſer Erde im ſtrengen Sinne des Wortes keine Strafen, ſondern nur Heimſuchungen, die dazu dienen, uns zu beſſern oder zu läutern. Ewig feſt ſteht das Wort: Gott der Vater iſt die Liebe.

Aber auch Gott der Sohn iſt die Liebe. Schau dich nur an, lieber Landmann! was wäreſt du denn ſammt deinem

Haus und Hof, und wenn du ein Königreich, ja die ganze Welt dein eigen nennen könnteſt — ein elender Menſch wäreſt du, wenn Gott der Sohn für dich nicht geſtorben wäre und in ſeinem Blute dich nicht rein gewaſchen hätte. Erſt ſeit du ein Erlöster biſt, kannſt du jauchzen, haſt du Hoffnung auf ewige Seligkeit.

Dieſe Erlöſung vermittelt Gott der heilige Geiſt durch die Anſtalt, über die er geſetzt iſt als Leiter, nämlich durch die von Chriſtus geſtiftete katholiſche Kirche. Durch ſie wurdeſt du Chriſt, durch ſie lebſt du als Chriſt, durch ſie ſtirbſt du als Chriſt und wirſt ſo der ewigen Seligkeit theilhaftig.

So iſt alſo der dreieinige Gott lauter Liebe gegen dich — ſieh da, Aufforderung genug, auch ihn wieder zu lieben. Ja, Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geiſt ruft dir zu: Gott iſt die unendliche Liebe! und ſie ſollſt du wieder lieben. Aber wie das? Frage nicht lange oben, ſuche nicht lange unten — halte nur die Gebote Gottes und du liebſt Gott.

Insbeſondere aber, wenn du Gott lieben willſt, liebe deinen Nächſten! Warum du aber dieſen lieben ſollſt, das erklärt mein

zweiter Theil.

Liebe deinen Nächſten! befiehlt das zweite Hauptgebot des Chriſtenthums. Nun kann man nicht läugnen, daß es eine Nächſtenliebe unter den Chriſten gibt, aber was für eine? Wenn z. B. eine Mutter ihr Kind ſo verhätſchelt und verzärtelt, daß ſie ihm kaum ein ernſtes Wort zu ſagen traut; wenn Jeder ſogleich einbüßt, der das Töchterchen ſcheel anſchaut oder äußert, es gefalle ihm nicht Alles an ihr, wenn eine Mutter ihr Kind dermaſſen liebt, daß ſie ihm alle Untugenden durch die Finger ſieht: iſt das eine wahre Nächſtenliebe? Bei Gott nein! das iſt eine falſche, eine Affenliebe. Oder es hat Einer meinetwegen Umgang mit einer

Perſon, von der er weiß, daß er ſie erſt nach vielen Jahren oder gar nie ehelichen kann, und an dieſer Perſon hängt er nun mit Leib und Seele, und ſagt, daß er eher ſterben oder gar in die Hölle kommen, als ſie laſſen wolle: hat ein Solcher eine wahre Nächſtenliebe? Bei Gott nicht! das iſt eine ganz fleiſchliche und verkehrte, eine unreine Liebe. Solche Nächſtenliebe iſt freilich ſehr häufig unter den Chriſten, aber eine chriſtliche Nächſtenliebe iſt dieß nicht. Es gibt aber auch noch eine andere Art Liebe, die eben ſo ſchmählich als verwerflich iſt, und auch ſie findet man häufig auf dem Lande. Ich will euch auch dieſe Liebe in einem Beiſpiele vorführen. Es iſt bekannt, daß der Bauer nur auf das einen Werth legt, was einen Nutzen gibt, wie er ſagt. Was ihm keinen Nutzen gibt, das achtet er auch nicht. Nun gibt es oft alte, gebrechliche Leute, die bereits die Führung ihrer weltlichen Sorgen jüngern Schultern anvertraut oder „übergeben“ haben, wie man bei uns ſagt. Dieſe beiden alten Leute, die ſich aber etwas Ziemliches erſpart haben, leben nun in einer Kammer bei fremden Leuten beieinander. Auf einmal aber kommt ſo ein weitſchichtiger Vetter oder ſonſt ein Anverwandter, und dieſer macht nun den alten Leuten ein Langes und Breites vor, wie lieb er ſie habe, wie gerne er ſich ihrer annehme, wie freundlich und liebevoll er ſie beherbergen und verpflegen wolle und wie glücklich er ſich ſchätze, ihnen einſt die Augen zudrücken zu können. Man weiß recht gut, daß ſolche alte Leute keinen Handgriff mehr thun können, daß man ſie nimmer in's Joch ſpannen kann, daß ſie alſo in dieſer Beziehung keinen Nutzen mehr geben. Aber man weiß etwas Anderes, nämlich, daß die alten paar Leute noch ziemlich viele Batzen haben, und dieſes Sümmchen möchte man behaglich erben.

Der liebevolle Vetter oder die Baſe, die ſo ſchön mit den zwei Alten thun, denken ſich: Recht lange werden die zwei alten Häute nicht mehr herhalten, und ſo kann man ſie wohl zu Tode füttern, um das allerliebſte Sümmchen nach ihrem Ableben einſtreichen zu können. Seht da nur, was dieſe

Leute für Nächſtenliebe haben! O abſcheuliche, ſchmutzige, geldgierige Nächſtenliebe! Witterte man bei den Alten kein Geld, man würde ſie nicht anſchauen, ſie wie einen alten Schuh in ein Ofeneck ſchieben, beſtändig würden die Armen im Wege umgehen, und gar oft könnte man hinter den knirſchenden Zähnen murmeln hören: Wenn nur die alten Drachen einmal aus dem Hauſe wären! Ja, noch abſcheulichere Reden, die ich gar nicht nennen mag, kann man zu hören bekommen, und das iſt und heißt dann — Nächſtenliebe!

Nein, Geliebte! wer ſeinen Nächſten chriſtlich und nicht ſündhaft lieben will, der muß ihn vor Allem lieben, weil er das Ebenbild Gottes an ihm erblickt. Deßwegen iſt auch jeder Menſch unſer Nächſter, er ſei Heide, Türke, Jude, katholiſcher oder unkatholiſcher Chriſt. Jedem Menſchen iſt Gottes Ebenbild aufgeprägt, Jeder iſt zur ewigen Seligkeit berufen, Jeder kann dieſer ewigen Seligkeit theilhaftig werden; denn Gott will, daß alle Menſchen ſelig werden. Wir müſſen alſo alle Menſchen ohne Unterſchied des Glaubens lieben, und zwar deßhalb, weil Jeder Menſch iſt, Jeder eine unſterbliche Seele im Leibe hat, und zur gleichen Seligkeit berufen iſt. Deßhalb muß man auch ſeinen Feind lieben, deßhalb auch einen Gottloſen und Sünder. Wir lieben nicht das Gottloſe, wir lieben nicht die Sünde in ihm, ſondern das göttliche Ebenbild, das in dem größten Böſewicht nie ganz vernichtet, ſondern nur entſtellt werden kann. Der größte Böſewicht kann ſich noch im letzten Augenblicke ſeines Lebens bekehren und ein Kind der Seligkeit werden, während du, der du einen ſolchen verachteſt, vielleicht zu Grunde gehſt. Und wie? hat denn dein Mitmenſch nur das Ebenbild Gottes an ſich? Iſt er denn nicht auch dein Miterlöſter? Hat nicht der Heiland auch für ihn am Kreuze geblutet? Iſt denn das Lamm Gottes nicht für die Sünden der ganzen Welt geſchlachtet worden? Iſt der Sohn Gottes nicht für Alle geſtorben? Alſo Alle ſind wir Brüder, Alle haben Anwartſchaft auf das nämliche Erbe. Und hat der Herr es nicht ver-

ſchmäht, die Sünder aufzuſuchen, bei ihnen einzukehren, ſie liebreich zu behandeln, für ſie zu ſterben und für ſeine Feinde ſterbend noch zu beten, wie ſollteſt du deine Liebe irgend Einem vorenthalten dürfen? Wiſſe, mein Chriſt, dieſe deine Nächſtenliebe iſt der Maaßſtab, nach dem man beurtheilen kann, ob du auch Gott liebſt. Oder meinſt du, Gott lieben zu können, ohne deinen Nächſten zu lieben? Es ſcheint, daß man auf dem Lande herauſſen ſo ziemlich dieſer Meinung iſt. Gar häufig meint man, wenn man ſein Gebetbuch und ſeinen Roſenkranz zur Hand nimmt und in der Kirche einer Meſſe oder dem ſonntäglichen Gottesdienſte beiwohnt, etwa ein paar Pfennige Almoſen gibt oder eine Meſſe leſen läßt, man habe, Gott weiß was, für eine brennende Liebe Gottes. Aber kaum iſt man draußen vor der Kirchthüre, da fängt man ſchon wieder an, die Leute auszurichten, ihre Fehler ſchonungslos aufzudecken, an dem Nächſten vorüberzugehen, ohne ihn zu grüßen und etwa gar vor ihm auszuſpeien. Und das ſoll Nächſtenliebe ſein! Noch mehr, ſchauen wir die Nächſtenliebe auf den Bierbänken an! da wird Streit geſucht, geſtichelt, dann gerauft und geſtochen und zugeſchlagen. Ein ſolches Beiſpiel von Nächſtenliebe habt ihr erſt unlängſt in der Nachbarſchaft wahrgenommen, wo am Kirchweihſonntage ein junger Menſch von zwei Andern meuchelmörderiſch niedergeſtochen wurde. Vormittag waren dieſe zwei Menſchen noch in der Kirche desjenigen Gottes, der geſagt hat: „Wenn du eine Gabe auf den Altar legen willſt, und du weißt, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, ſo gehe hin und verſöhne dich zuerſt mit deinem Bruder und dann erſt komm und opfere deine Gabe;“ wahrſcheinlich haben dieſe zwei auch gebetet: Vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern, und am Abend um 8 Uhr wurden ſie Meuchelmörder, nachdem ſie mit dem Plane dazu ſich längſt getragen hatten. Seht da, das iſt Nächſtenliebe! Doch, meine Lieben, gehen wir nicht in die Nachbarſchaft, ſchauen wir im eigenen Hauſe herum. Ich bin jetzt bald vier Jahre hier — von Hauen

und Stechen, von Raufereien und Mordthaten habe ich, Gott ſei Dank, bis dato Nichts vernommen; aber es ſcheint, Viele von euch wiſſen nicht, daß man die Nächſtenliebe noch auf andere Weiſe verletzen kann. Namentlich den Diebſtahl ſcheinen ſo Manche nicht für eine Sünde zu halten. Es iſt gewiß und ausgemacht, daß Manche ſich kein Gewiſſen daraus machen, Holz zu ſtehlen, Streu zu ſtehlen, und wenn ſie ein Schaf, ein Schwein, oder auch einiges Hausgeräth erwiſchen können, ſo verſchmähen ſie es auch nicht. O was iſt das Trauriges für einen Pfarrer, zu wiſſen, beſtimmt zu wiſſen, daß er Diebe unter ſeinen Pfarrkindern habe! Schon lange habe ich dieß auf dem Herzen, aber heute muß es heraus! Alſo iſt der Diebſtahl keine Sünde! Alſo heißt das ſeinen Nächſten lieben, wenn man ihn beſtiehlt, wo und wie man kann! Dem ſchadet es nicht, hört man oft ſagen, der vermißt eine ſolche Kleinigkeit gar nicht. Alſo das iſt Grundſatz der Nächſtenliebe! Wie, du leichtſinniger Dieb, wenn man dir etwas nähme und wollte ſich ausreden: Dir ſchadet es nicht! wäreſt du mit dieſer Ausrede zufrieden? Biſt du kein Chriſt? und kennſt du nicht den Grundſatz des Chriſtenthums: Was du nicht willſt, daß man dir thue, thu auch du einem Andern nicht? Oder meinſt du, du kannſt Gott lieben, wenn du deinen Nebenmenſchen beſtiehlſt? Haſt du noch nicht gehört, was in der heiligen Schrift ſteht: „Wer ſeinen Bruder nicht liebt, den er doch ſieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht ſieht?“ Oder meinſt du, Stehlen und Nächſtenliebe können nebeneinander beſtehen? Haſt du noch nicht gehört, daß es heißt: Diebe, Mörder, Räuber, Geizhälſe und Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht erlangen? Sieh da, in welch ſchöner Kameradſchaft die Diebe ſich befinden, unter Mördern und Räubern! Und doch hältſt du den Diebſtahl für keine Sünde! Doch meinſt du, Stehlen ſei nur eine Kleinigkeit, meinſt, wenn du nur kein Geld ſtiehlſt, ſo ſei es ſo weit nicht gefehlt! O ich fürchte, daß dich das geſtohlene Holz einſt fürchterlich brennen wird!

Ich fürchte, daß du dir auf der geſtohlenen Streu nicht ſonderlich gut betten wirſt! Ich fürchte, daß dir das geſtohlene Getreide, das geſtohlene Brod, die geſtohlene Speiſe nicht ſonderlich gut bekommen wird!

O Geliebte, ich beſchwöre euch, iſt denn das Gottes- und Nächſtenliebe? Meint ihr, euer Vaterunſer und euer Roſenkranz machen eure Gottesliebe aus? Irret euch nicht, ohne Nächſtenliebe keine Gottesliebe! Nun denn, ſo ſcheuet euch in Zukunft, den Nächſten zu beſtehlen oder ihn wie immer zu beleidigen. Zurück mit dem fremden Gut, ſonſt iſt keine Vergebung zu hoffen! Was hilft euch das geſtohlene Gut, wenn unſre Seele ewig zu Grunde geht? Liebet euch doch ſelber! Habt doch auf euer eigenes Heil Bedacht! Bedenkt, daß man den Baum an ſeinen Früchten erkennt! So bringet denn würdige Früchte der Gottes- und Nächſtenliebe! Liebet Gott durch Haltung ſeiner Gebote, liebet den Nächſten, indem ihr ihm nur das thut, was ihr wollt, daß man euch thue. Amen.

Predigt

auf

den achtzehnten Sonntag nach Pfingſten.

Text: „Da Jeſus ihre Gedanken ſah, ſprach er: Warum denkt ihr ſo Arges in euren Herzen?“ Matth. 9, 4.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Gedanken ſind zollfrei, hört man oft die Leute reden. Obwohl verſtändige Chriſten das nur ſcherzweiſe zu ſagen pflegen, ſo iſt doch dieſes Sprichwort wie viele andere weit ſchädlicher, als man glauben möchte. Es gibt Leute, die auf ſolche Sprichwörter, die in Jedermanns Munde ſind, oft eben ſo viel oder noch mehr halten, als auf die Ausſprüche der heiligen Schrift. Ich wenigſtens habe es ſchon mehr als einmal gehört, daß ſich Manche, die man mit der heiligen Schrift zurechtweiſen wollte, auf ſolche Sprichwörter berufen haben. Wirklich fehlt es nicht an Leuten, die da meinen, Gedanken wären zollfrei, ſie hätten nichts zu bedeuten und könnten auch nicht zur Rechenſchaft gezogen werden. Wenn man etwa glauben will, ſolche einfältige Menſchen gebe es nur höchſt wenige, ſo will ich das zugeben; dagegen aber läßt ſich gar nicht widerſprechen, daß ſich Viele ſo verhalten, als

wenn ſie davon überzeugt wären, daß Gedanken zollfrei ſeien. Sie erſchrecken nicht über die ſträflichen Vorſtellungen und Begierden ihres Herzens, denken nicht daran, daß ſie darüber Buße zu thun hätten, und gerathen unvermerkt, von ihrem böſen Herzen betrogen, auf Übelthaten und Laſter, weil ſie nicht gehörig darauf bedacht waren, ihre Gedanken im Zaume zu halten. Wenn dieſe gleichwohl keiner Überweiſung bedürftig ſind, indem ſie nicht läugnen, daß man auch für ſeine Gedanken bei Gott verantwortlich ſei, ſo haben ſie doch eine ernſtliche Erinnerung nöthig, weil ſie in ihrem Leben ſo häufig gegen ihre Überzeugung handeln, und ſich in Gedanken aufhalten und erluſtigen, die an den Koth erinnern, in welchem ſich die Schweine wälzen. Ich will euch demnach, Geliebte, zeigen, daß Gedanken nicht zollfrei ſind, ſondern daß der allwiſſende Gott, der Herzen und Nieren erforſcht und vor dem Alles aufgedeckt iſt, auch unſere geheimſten Gedanken weiß. Alſo, Gedanken ſind nicht zollfrei; ſie ſind es nicht:

Weil ſie nicht verborgen bleiben, I. Theil; und

weil ſie an und für ſich ſchon viel zu bedeuten haben, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erſter Theil.

Was will man denn eigentlich mit dem Sprichwort: Gedanken ſind zollfrei, ſagen? Was anders, als daß man von ſeinen Gedanken keine Rechenſchaft zu geben habe, weil ſie außer uns Niemand weiß, wenn wir ſie nicht ſelber bekannt machen wollen. Aber es iſt nicht wahr, daß ſie Niemand weiß, außer wir ſelber. Gedanken ſind nicht zollfrei, denn ſie bleiben nicht verborgen. Das ſehen wir klar im heutigen Evangelium. Die Schriftgelehrten, die aus Unwiſſenheit und Haß gegen Jeſus bei ſich ſelber ſprachen: Dieſer läſtert Gott, weil er dem Kranken die Vergebung ſeiner Sünden ankündigt, bildeten ſich wohl nicht ein, daß Jemand dieſe ihre geheimen

Gedanken wiſſen ſollte. Aber Jeſus wußte ſie, und entdeckte ſie zu ihrem Erſtaunen öffentlich. Etwas davon hätte er vielleicht ſchon errathen können, wenn er auch nur ein bloßer Menſch geweſen wäre; denn er wußte, daß dieſe Leute ſeine Feinde waren, die bei jeder Gelegenheit ihm Alles auf's Ärgſte deuteten und ihn nicht als den Sohn Gottes erkennen wollten, der die Macht habe, Sünden zu vergeben. Ihr Unwille über das Verfahren Jeſu zeigte ſich vermuthlich auch auf ihrem Geſichte. Und wirklich bleiben unſere Gedanken ſchon verſtändigen Menſchen nicht immer verborgen, wenn wir ſie auch noch ſo geheim zu halten ſuchen. Wer einen Menſchen vorher hat kennen lernen, der kann in manchen Fällen mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit errathen, was er ſich denkt. Die Geſichtsfarbe, die Augen, Mienen und Geberden ſind gar oft die Verräther unſerer Gedanken, ſo daß wir zuweilen mit Verwunderung wahrnehmen, wie gewiſſe Leute ſie ſo ſicher zu errathen vermögen. Alſo auch bei den Menſchen ſogar ſind unſere Gedanken nicht immer zollfrei, und ſchon das ſoll uns vorſichtig machen, daß wir uns nicht unverſehens in eine üble Meinung, in Verachtung und Schaden ſetzen. Doch Jeſus kannte die Gedanken ſeiner Feinde als der allwiſſende Sohn Gottes ſo genau und gewiß, daß ſie erſtaunt und beſchämt es nicht läugnen konnten, was ihnen Jeſus vorhielt. Auf eine ſolche Weiſe kennt Gott jederzeit alle unſere Gedanken; nicht Einer bleibt ihm verborgen. Oft drängen ſie ſich in unſerm Kopfe ſo ſchnell aufeinander, daß wir in wenigen Augenblicken ſelber nicht alle mehr wiſſen, unſere Begierden ſind manchmal ſo verſteckt, daß wir ſie ſelbſt nicht deutlich ſehen und erkennen. Aber Gott erkennt ſie alle auf das Deutlichſte, er vergißt nicht das Geringſte hievon, die guten und böſen weiß er genau und merkt ſie, ohne nur das Mindeſte davon zu vergeſſen. Darum ruft König David aus: „Du merkeſt meine Gedanken von ferne; ... wunderbar kommt mir vor dein Wiſſen, gar hoch iſt es, ich kann es nicht erreichen. Wo ſoll ich hingehen vor deinem Geiſte und wohin fliehen

vor deinem Angeſicht? Stieg' ich gen Himmel, ſo wärſt du da, ſtieg' ich in die Hölle, ſo wärſt du da; nähm' ich mir Flügel von der Morgenröthe, und wohnt' ich am äußerſten Ende des Meeres, ſo würde auch dahin deine Hand mich führen, und deine Rechte mich halten! Und ſpräche ich: Vielleicht kann Finſterniß mich decken, ſo wäre die Nacht mir Licht in meinen Lüften; denn die Finſterniß iſt nicht dunkel vor dir und die Nacht iſt hell wie der Tag, die Finſterniß iſt wie das Licht vor ihm!" (Pſ. 138.) „Weh euch!" ruft der Prophet Iſaias, „die ihr tief im Herzen euren Anſchlag vor dem Herrn verberget, deren Thun im Finſtern iſt, die ſagen: Wer ſieht uns, wer kennt uns? Verkehrt iſt dieſes euer Denken" (Iſ. 29, 15.). „Ich kenne die Gedanken eures Herzens," ſpricht Gott beim Propheten Ezechiel (11, 5.). Er wäre ja nicht Gott, nicht der allergrößte, der allervollkommenſte, nicht der allwiſſende Gott, wenn ihm auch nur das Allergeringſte verborgen bleiben könnte.

Aber nicht genug, daß Gott alle unſere Gedanken weiß; es kommt auch eine Zeit, da der Herr ſie öffentlich bekannt machen wird. „Der Herr, der Richter der Menſchen," ſagt Paulus, „wird einſt an's Licht bringen, was im Finſtern verborgen iſt, und die Abſichten der Herzen offenbaren." Wie wird alsdann der Gottloſe erſtaunen, wenn vor den verſammelten Engeln und Menſchen ſo manche ſeiner geheimſten, ſchändlichen und boshaften Gedanken, Begierden und Anſchläge, auch ſolche, die er ſelbſt nimmer weiß, aber doch nicht läugnen kann, öffentlich und laut bekannt werden! Wie wird der Fromme ſich freuen, wenn zu ſeinem ewigen Ruhme ſo mancher gute Gedanke und fromme Wunſch an den Tag kommt, der ſtill und unbemerkt in ſeiner Seele verſchloſſen blieb! Nun ſoll noch Einer hergehen und ſagen: unſere Gedanken ſeien zollfrei. Sollen wir nicht unaufhörlich bedenken: Gott kennt alle unſere Gedanken, er ſieht ſie, er wird ſie offenbaren, und ſollen wir uns alſo nicht ſorgfältig hüten, mit Vorſatz etwas Böſes zu denken oder zu wünſchen? Möchtet ihr das, Ge-

liebte, recht zu Herzen nehmen! Ihr ſeht da, wenn man auch nicht viel redet, ſo kann man ſich dennoch in Gedanken ſtark verſündigen. Das Landvolk hat es häufig im Brauche, daß es nicht viel redet, aber deſto mehr denkt. Manche ſind ſo tiefſinnig und gehen umher, ohne den ganzen Tag ein Wort zu reden. Solche Leute nennt ihr feindſelige Leute und es gibt ſolche Ehemänner und Eheweiber. O möchten dieſe bedenken, daß ſie auch für ihre Gedanken werden Rechenſchaft ablegen müſſen! Es kocht und grollt und ſiedet oft bei ſolchen Leuten den ganzen Tag im Herzen, tauſend argwöhniſche, zornmüthige, geldgierige, rachgierige und feindſelige Gedanken durchkreuzen ſich in ihrem Gehirne! Meint ihr, das ſei recht, meint ihr, das ſei keine Sünde? Meint ihr, Gott ſehe dieſe eure Gedanken nicht, er werde euch darüber nicht zur Rechenſchaft ziehen? O nein, täuſcht euch nicht! Gott ſieht alle eure Gedanken und wird ſie einſt alle an's Licht ziehen. — Oder meint ihr vielleicht, dieſe eure Gedanken ſeien Kleinigkeiten, um die ſich zu bekümmern es Gott gar nicht der Mühe werth hielte? O da würdet ihr euch ſehr irren, wenn ihr meintet, eure Gedanken wären deßwegen zollfrei! Dieß ſoll euch klar werden im

zweiten Theil.

Mancher junge Menſch meint, wenn er nur keine unreinen Handlungen und Reden ſich erlaube, ſo habe er genug gethan. Mit den Gedanken, meint er, habe es nicht ſo viel auf ſich; wenn er ſich auch in unreinen Gedanken aufhält und beluſtigt, ſo ſei das ſo weit nicht gefehlt. Ein Anderer iſt zwar mit Worten freundlich gegen ſeinen Nachbarn, aber im Herzen iſt ihm ganz anders. Er denkt Böſes von ihm und macht ſich allerlei unrechte Gedanken, ohne dieſe gerade für beſonders ſündhaft zu halten; er meint eben, ſie wären zollfrei, Gott nehme es ſo ſtreng nicht damit, wenn er ſie auch wiſſe. Aber laßt euch vom böſen Feinde nicht blenden, meine

Lieben! Allerdings iſt es wahr, dem menſchlichen Gerichte ſind ſolche Gedanken nicht unterworfen; Geldſtrafe, Gefängniß, Schwert, Galgen und Rad ſind nicht auf böſe Gedanken geſetzt; da ſind ſie allerdings zollfrei; aber etwas Ärgeres iſt noch darauf geſetzt, als dieß, die Hölle nämlich. Aber das iſt doch zu arg, werdet ihr ſagen, das kann ja doch nicht ſein, daß man wegen eines einzigen unrechten Gedankens ſchon in die Hölle käme! Mag es euch arg vorkommen oder nicht, meine Lieben, auf das kommt es nicht an; es kommt uns das auch arg vor, daß der liebevolle Vater im Himmel einen Menſchen ewig verdammen kann, und doch iſt es ſo. Gerade ſo iſt es aber auch mit den böſen Gedanken. Wer ſich freiwillig an einem unreinen Gedanken beluſtigt, begeht eine ſchwere Sünde und würde, wenn er in dieſer Sünde ſtürbe, ewig zu Grunde gehen; denn durch dieſe freiwillige Beluſtigung an einem unreinen Gedanken wird das Herz dergeſtalt von Gott, dem höchſten Gute, weggewendet, daß es für dieſen Augenblick wenigſtens die ſinnliche Luſt Gott vorzieht. Darum hat Gott zwei eigene Gebote gegeben für die Gedankenſünden nämlich: Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib und ſollſt nicht begehren deines Nächſten Gut. Alſo nicht bloß die böſe Handlung, nicht bloß die böſe Rede iſt verboten und wird beſtraft, ſondern auch der böſe Gedanke. Deßwegen hat Jeſus auch geſagt: „Wer ein Weib nur mit Begierlichkeit anſieht, hat im Herzen die Ehe mit ihr gebrochen.“ Warum aber gar ſo ſtrenge? Deßwegen, weil es Gott nicht gleichgültig ſein kann, was für gute oder böſe, nützliche oder ſchädliche Vorſtellungen, Begierden und Anſchläge in unſerm Herzen ſind. Sobald wir uns einmal Gott als den Allerheiligſten denken, ſo können wir leicht begreifen, daß die Gedanken bei ihm viel zu bedeuten haben. Oder wie? ſollte es wenig bei Gott zu bedeuten haben, wenn ein frommer Chriſt ſeine ganze Geſinnung auf ihn richtet, ihm ſeine Begierden aufopfert, ihn im Geiſte ehrfurchtsvoll anbetet, die Ehre des Allerhöchſten und das Glück ſeiner Brüder eifrig

wünſcht und in der Stille überlegt, wie er es anfangen ſolle, um es zu befördern? Wie? das ſollte bei Gott wenig zu bedeuten haben, wenn der Gottloſe ihn in ſeiner Seele verachtet, läſtert und ſchmäht, bei ſchändlichen und ſträflichen Dingen ſich freiwillig aufhält, giftigen Haß in ſeiner Seele trägt, und mit Ränken und finſtern Plänen umgeht, um ſie ſobald als möglich durchzuſetzen? O wahrhaftig, das muß viel zu bedeuten haben, wenn Gott heilig iſt! Sind doch ſchon rechtſchaffene Menſchen gegen die Gedanken Anderer nicht gleichgültig, ſobald ſie dieſelben kennen. Es freut den guten Chriſten, wenn er hie und da ein lauteres Gemüth entdeckt, und er betrübt ſich, wenn er ſo viele laſterhafte Gedanken und Begierden bei Andern gewahr werden muß. Gedanken ſind alſo nicht zollfrei.

Das bisher Gezeigte wird noch klarer, wenn wir bedenken, daß aus den Gedanken ſich gemeiniglich auf die gute oder böſe Beſchaffenheit unſers Verhaltens ſchließen läßt. Ein nahes Beiſpiel hievon ſehen wir an den Feinden Jeſu in unſerm Evangelium. Dieſe Leute dachten bei allen Gelegenheiten immer das Ärgſte von ihm und daher kam es, daß ſich ihr Haß gegen ihn täglich vergrößerte, daher kamen die Läſterungen und Schmähworte, die ſie wider ihn ausſtießen, daher kamen die Verfolgungen, Beſchimpfungen und Martern, die ſie ihm anthaten, und daher kam es, daß ſie ſich endlich durch den Mord des Unſchuldigſten zu den ſchrecklichen Strafen vollends reif machten, die in Zeit und Ewigkeit über ſie ausbrachen.

Und ſo iſt es immer und überall. Das bedarf überhaupt keines Beweiſes, daß alle unſere Reden und Thaten, gute und böſe, zuletzt aus Gedanken, Vorſtellungen und Begierden entſtehen. Wir ſtellen uns etwas vor, wir überlegen es, es ſcheint uns gut zu ſein, unſere Begierde darnach wird rege, wir faſſen einen Entſchluß, machen Entwürfe und Anſtalten zur Ausführung — das iſt die gewöhnliche Ordnung, wie

alle unsere Unternehmungen anfangen. Jesus redet der Erfahrung gemäß, wenn er sagt: „Aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Mordthaten, Ehebrüche, Hurereien, Diebstähle, falsche Aussagen, Lästerungen.“ Man mache nicht die schale Einwendung: „Wenn man sich auch etwas Böses denkt, muß denn deßwegen schon der böse Gedanke zur bösen That werden? Ich will mich nur am Gedanken belustigen, sagt Einer, aber zu bösen Worten oder Werken soll's nicht kommen.“ Eine solche Ausrede ist vom Vater der Lüge eingegeben. Alle, auch die größten Sünden haben mit Gedanken angefangen. Und gesetzt auch, ein Mensch wäre seiner selbst so vollkommen Meister, daß er seine Gedanken und Begierden nach Belieben abbrechen und sich von sträflichen Worten und Werken hüten könnte: immerhin üben sie einen großen Einfluß auf sein ganzes Verhalten und sind deßwegen nicht unschädlich, nicht zollfrei. Wenn wir böse Gedanken oft in uns erregen und unterhalten, uns unerlaubte Dinge oft vorstellen, ein Vergnügen daran finden und ein Verlangen darnach fühlen: so werden wir nach und nach mit dem Laster vertraut und es macht uns weniger Abscheu, die Begierde darnach wächst und unvermerkt wird unser bisher vielleicht gutes Herz von demselben umstrickt. Hingegen lenkt Beschäftigung mit guten Gedanken eben so unvermerkt zur Frömmigkeit. Das sind Wahrheiten, die Jeder an sich erfahren kann und gewiß schon oft genug an sich erfahren hat. Daraus erfolgt aber eben, daß nicht ein einziger Gedanke unbedeutend, ohne Nutzen oder Schaden, gleichgültig oder zollfrei sei.

Wer sollte demnach nicht wünschen, immer gute Gedanken zu haben, die Gott und Menschen wissen dürfen, die Beifall verdienen und nützliche Früchte bringen? Wünschen wir das von ganzem Herzen, so wollen wir uns vorzüglich ein fleißiges Andenken an Gott, an seine Allgegenwart, Allwissenheit und Heiligkeit empfohlen sein lassen und einen

öftern Umgang mit ihm durch ein herzliches Gebet. Der lebhafte Gedanke: Gott iſt da, Gott ſieht und weiß, was ich jetzt denke, wünſche und mir vornehme, und eine öftere Erhebung zu ihm in einem andächtigen Gebete wird unſere Gedanken ſo ordnen und leiten, daß wir dereinſt nicht mit Schande beſtehen, wenn der Herr an's Licht bringen wird, was im Finſtern verborgen iſt. Amen.

Predigt

auf

den neunzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Meine Mahlzeit habe ich bereitet,.... kommet zur Hochzeit. Aber sie verachteten das und gingen hin; der Eine auf seinen Acker, der Andere zu seiner Handthierung.“ Matth. 22, 4. 5.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Dem jüdischen Volke war durch Jesum und seine Lehre das größte Glück angeboten, und es würde desselben auch theilhaftig geworden sein, wenn es solches nur hätte annehmen wollen. Aber weil dieß Glück eigentlich kein Weltglück war, und das Dichten und Trachten der Juden größtentheils nur auf das Irdische gerichtet wurde, so verachteten sie die gnädigen Anerbietungen Jesu, beraubten sich selbst des ihnen zugedachten Glückes und kamen darüber sogar in's äußerste Verderben. Dieß wollte ihnen Jesus in der Gleichnißrede des heutigen Evangeliums zu erkennen geben, worin er sie mit Leuten vergleicht, die zu einem königlichen Gastmahle

eingeladen waren, sich aber unbesonnener Weise durch ihre Geschäfte hindern ließen, an dem für sie bereiteten Glücke Theil zu nehmen. Sie gingen hin, heißt es, Einer auf seinen Acker, der Andere zu seiner Handthierung; und wie viele von den Christen werden, wenn sie redlich sein wollen, gestehen müssen: Hier sind wir vollkommen getroffen; so pflegen wir es auch zu machen, über unsern Äckern verfehlen wir oft unser wahres Glück; sie gereichen uns und vielen Andern zum Verderben. Laßt uns doch der Sache weiter nachdenken und vernehmen, wie es zugeht, daß so oft euer Acker euer Verderber wird, damit ihr euch vor diesem Verderben verwahren könnet. Ich zeige euch also:

daß euer Acker zwar oft euer geistliches Verderben nach sich zieht, I. Theil;

daß er es aber nicht nothwendiger Weise nach sich ziehen müsse, II. Theil.

Erster Theil.

Euer Acker ist, leider! nur gar zu oft euer Verderber; ich will euch zu euerm Besten zeigen, wie das zugeht. Selbst rechtschaffenen Christen ist ihr Acker schon oft sehr verderblich geworden. Wenn sie gleich darüber ihr ewiges Glück nicht verloren haben, so hat er ihnen doch schon mehrmal an ihrem zeitlichen Glücke Eintrag gethan. Die Früchte, die sie von ihren Äckern erwarteten, oder bereits eingesammelt hatten, sind ihnen durch allgemeine Landplagen oder durch besondere Unglücksfälle, durch Hagel, Krieg, Feuer entrissen worden, und sie haben dadurch einen beträchtlichen Schaden erlitten, von dem sie vielleicht frei geblieben wären, wenn ihr Vermögen aus andern Dingen bestanden wäre. Zuweilen sind sie durch ihre Äcker aus Unwissenheit, Unverstand und Unvorsichtigkeit in's Verderben gekommen; denn redliche Christen sind nicht allemal auch die verständigsten Leute und klügsten Hauswirthe. Sie sind schon zuweilen beim Güterkaufen und Ver-

ſie denken an nichts und ſorgen für nichts, als wie ſie ackern, ſäen, ärnten, ihre Früchte verkaufen und ſich zu Nutzen machen wollen. Darüber wird die Begierde nach der Gnade Gottes und nach dem ewigen Leben ſo geſchwächt, daß ſie nach und nach faſt gänzlich verloren geht. Da findet ſich dann bei der verlorengegangenen Begierde darnach auch weiter keine Bemühung, die Gnade Gottes zu erlangen und des ewigen Lebens ſich zu verſichern. Wie viel dankbare Liebe gegen Gott und Jeſu wird nun bei einem ſolchen Menſchen übrig bleiben, dem ſein Acker und der jährliche Ertrag desſelben über Alles geht? Oder wie viel Vertrauen wird er auf ſeinen Vater und Heiland im Himmel ſetzen? Seht doch, mit welch ſtolzem Muthe ein ſolcher Menſch den Segen ſeines Feldes in fruchtbaren Jahren hauptſächlich ſich ſelbſt und ſeiner Arbeit beimißt und Gott gleichſam nur Ehren halber nennt. Hört! wie er, wenn Wetterſchlag und Mißwachs ſeine Hoffnung zernichtet hat, ſo kläglich und gottvergeſſen jammert, als wenn ſich's nun weiter der Mühe nicht verlohnte, ſich an Gott zu halten und dem Erlöſer zu vertrauen, der uns die Gnade Gottes erworben und verſichert hat. Gewiß, bei einem ſolchen Menſchen iſt kein wahrer Glaube vorhanden. Mit dem wahren Glauben iſt die wahre Gottſeligkeit auf's Genaueſte verbunden. Was jenen hindert, hindert auch dieſe, und wenn alſo euer Acker ein Hinderniß des Glaubens wird, ſo wird er es auch der wahren Gottſeligkeit. Dieſes zeigt ſich in der That alſo, wenn wir an die beſondern Erforderniſſe der chriſtlichen Gottſeligkeit denken wollen. Ein gottſeliger Chriſt wartet fleißig dem öffentlichen Gottesdienſte ab, und liegt auch zu Hauſe den Übungen der Andacht ob, um ſich und Andere in der Gottesfurcht zu beſtärken. Aber wie oft laſſet ihr euch durch euern Acker und Feldbau von dieſem Geſchäfte der Gottesfurcht abhalten und unterlaſſet ohne Noth das Gebet und die Andacht! Die wahre Gottſeligkeit will von uns Wolluſt und Geiz gleich weit entfernt wiſſen. Aber wie Vielen wird nicht ihr Acker und Feldbau eine Verführung zur Wolluſt oder zum

Geiz! Diejenigen, welche dadurch mehr als die nothdürftige Nahrung des Leibes für ſich und die Ihrigen gewinnen, werden öfters durch ihren Überfluß gereizt, ihn in Üppigkeit zu verſchwenden; ja dazu laſſen ſich wohl gar auch ſolche leicht verleiten, denen ihr Acker und Feldbau nicht ſo viel trägt, daß ſie davon ein ſchwelgeriſches Leben führen könnten, indem ſie ſich bereden, ſie dürften gar wohl im Müßiggang und Wohlleben einen Tag zubringen, nachdem ſie mehrere Tage bei ihrem Feldbau ſich müde gearbeitet hätten. Andere verfallen leicht auf das Gegentheil. Je mehr ihr Acker einträgt, deſto mehr wächst ihre Begierde nach Geld und Gut, bis ſie zuletzt der leidigſte Geiz beherrſcht; da hingegen diejenigen, die von ihrem Acker kaum ihr nothdürftiges Auskommen ſchneiden, ſich zu dem nämlichen Geiz für berechtigt halten, den ſie an Andern tadeln. Die wahre Gottſeligkeit macht es einem Chriſten zur Pflicht, ſeines eigenen Leibes gehörig zu warten. Aber wie Viele vernachläßigen dieſe Pflicht der Gottſeligkeit ihres Ackers und Feldbaues wegen? Sie ſtürmen auf ihre Geſundheit ohne Bedenken los und erwarten in Krankheiten die rechte Zeit der Wiedergeneſung nicht, um nur je eher, je lieber an ihre Feldgeſchäfte gehen zu können. Die wahre Gottſeligkeit fordert hauptſächlich Liebe von uns. Aber, liebe Chriſten! wie liegt doch über euerm Feldbau die Liebe oft ſo ſehr darnieder! Manche glauben, er berechtige ſie, Niemand mit Liebesdienſten an die Hand gehen zu dürfen. Andere überladen ihre Knechte, Mägde und Taglöhner mit Feldarbeiten, ohne ihnen die erforderliche Koſt zu geben, oder die nothwendige Erholung zu geſtatten, ſie gehen mit ihren Dienſtboten härter als mit ihrem Zugvieh um, und erſchweren ihnen die Laſt des Tages, welche ſie tragen müſſen, durch ihr ungeſtümmes Verfahren, durch gräuliche Flüche und ſchändliche Scheltworte, welche ſie über dieſelben ausſchütten. Sieh: der Arbeiter Lohn, die das Land eingeſammelt haben, und denen abgebrochen worden iſt, ſchreit auch manchmal. Mit karger Hand leſen die Geizigen die kleinſten Überbleibſel der Ärnte,

welche den Armen zukommen sollten, auf. Die Kinderzucht wird, so lange die Feldgeschäfte währen, noch mehr, als wenn sie geendet sind, versäumt. Und wie Viele erlauben sich beim Kaufe oder Verkaufe ihrer Äcker und der Früchte, die sie davon eingeärntet haben, alle Arten von Betrügereien und Ränken, welche nur zu gewöhnlich sind, und welche sie entweder mit List ausführen oder mit Geld und Gewalt durchtreiben zu können glauben. - Wo bleibt bei dem Allen die wahre Gottseligkeit, und welch ein Hinderniß an ihr können euch eure Äcker machen?

Dadurch werden sie aber auch unstreitig euer Verderben. Gott hat in der heiligen Schrift Glück und Segen in Zeit und Ewigkeit an Glauben und Gottseligkeit gebunden. Wo diese nicht sind, da ist auch kein Heil zu finden, da muß Alles langsam oder geschwind dem Verderben zugehen. Laßt ihr euch also durch Acker und Feldbau vom Glauben und von der Gottseligkeit abhalten, so laßt ihr euch von euerm wahren Glücke abhalten, und unvermeidlich ist euer Verderben, unvermeidlich euer geistiges Verderben. Man sieht es, wie diejenigen, die nicht über ihren Acker und Feldbau hinausdenken, und sich um weiter nichts, als um ihren Feldbau bekümmern, zuletzt gar verwildern theils durch die Unwissenheit, in der sie liegen bleiben, theils durch die Sünden, in welche sie bei einer solchen Denkungsart gerathen. Sehr besorglich ist solcher Leute zeitliches Verderben. Es ist zu befürchten, daß Gott durch seine gerechten Strafgerichte das irdische Glück solcher Leute erschüttern und umstürzen werde, die keine höhere Glückseligkeit kennen, als Äcker zu besitzen und ihr Brod davon einzuschneiden. Und wenn auch der Allmächtige sie mit keinem solchen Strafgerichte heimsucht, so führt doch ihr irdischer Ackersinn seine natürlichen Bestrafungen schon bei sich. Solche Leute machen sich viel verderbliche Unruhe, belasten sich mit zu vielen und zu schweren Arbeiten, ziehen sich durch Geiz und Betrug viel Verdruß und manchen unnöthigen Streit zu; sie entziehen sich durch ihre Lieblosigkeit und ihr eigennütziges

Wesen die Liebe und Dienstfertigkeit des Nebenmenschen; sie übersehen aus Begierde, zu gewinnen, wie's manchmal geschieht, ihre besten Vortheile, wo sie am meisten zu erobern meinten; ihre Verschwendung bringt sie von einem größern Gut auf ein kleineres und von diesem zum Bettelstab; sie berauben sich mit Einem Worte aller der zeitlichen Vortheile, welche die wahre Gottseligkeit ihren Liebhabern gewährt, indem sie sich durch ihre Äcker hindern lassen, der Gottseligkeit von ganzem Herzen und auf's Eifrigste ergeben zu sein. Unvermeidlich ist dann endlich, wenn sie ihren Sinn nicht ändern, so lang er noch zu ändern ist, ihr ewiges Verderben. Ohne Heiligung wird Niemand den Herrn schauen, sagt die Schrift, und die bloße Vernunft sagt nicht anders. Was uns von der Heiligung abzieht, das verschließt uns den Eingang in das ewige Leben. Dieß thut also auch der Acker und Feldbau, sobald wir uns damit so stark abgeben, als ob wir weiter sonst nichts zu besorgen hätten und als ob Gott in seinen Himmel jeden fleißigen Ackersmann aufzunehmen verheißen hätte, ohne darnach zu fragen, ob dieser Ackersmann bei seinem Leben auf Erden und bei seinem Feldbau auch dem Glauben und der Gottseligkeit nachgestrebt habe.

Zweiter Theil.

So ist es zu verstehen, wenn ich sagte: „Euer Acker ist euer Verderber;" und hoffentlich wird Niemand aus euch so unverständig sein und daraus den Schluß ziehen wollen: „Also müssen wir unsere Äcker verkaufen oder ewig brach liegen lassen und ein anderes Gewerbe ergreifen." Nicht doch! das würde der albernste Gedanke sein, den ihr fassen könntet. Wie würde das menschliche Leben und das Glück dieses Lebens bestehen können, wenn der Feldbau aufgehoben würde? Gott hat euch dazu großentheils verordnet; ihr seid, indem ihr das Land bauet, seine Werkzeuge, durch welche er für Menschen und Vieh sorget; ihr könnt, ihr dürft ihm nicht aus der Hand gehen, sondern sollt euern Beruf treulich fortsetzen. Wenn

ich ſagte, euer Acker ſei euer Verderben, ſo war dieß nicht ſo gemeint, als ob der Feldbau Jedem, der ſich damit beſchäftigt, zum Verderben ausſchlagen müßte. Die Meinung war nur dieſe: Man kann ſich durch ſeinen Acker ſo leicht als durch irgend etwas Anderes in's Verderben ſtürzen, weil der Feldbau leicht ein Hinderniß des Glaubens und der Gottſeligkeit ſein kann.

Nothwendiger Weiſe iſt er es nicht. Man kann dabei ſeine Sache ſo angreifen, daß man dadurch am Glauben und am gottſeligen Leben nicht gehindert, ſondern vielmehr darin befördert wird. Es hat immer ſolche Landleute gegeben, und gibt es noch, welche ihren Feldbau ſehr verſtändig und mit großer Aufmerkſamkeit beſorgt haben, und dennoch mit Begierde und Eifer der Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten nachſtrebten; dennoch Gott und ſeine Gnade und ſeinen Himmel den geſegnetſten Äckern eines irdiſchen Paradieſes vorzogen; welche den, der ſie zuerſt geliebt, auf's Innigſte wieder liebten, alle ſeine Wohlthaten dankbar annahmen und auf ihn ihr zuverſichtlichſtes, demüthigſtes Vertrauen ſetzten; dennoch dem öffentlichen Gottesdienſte fleißig beiwohnten; dennoch ſich Zeit nahmen, dem Gebete und der Andacht in ihren Häuſern obzuliegen; die weder habſüchtig, noch wollüſtig, noch verſchwenderiſch waren, die ihrem Leibe die erforderliche Pflege geſtatteten und aus Liebe zu ihrem Nächſten für ſein Vergnügen, für ſeinen Vortheil, für ſein zeitliches Glück, für ſeine Erquickung und Unterſtützung, für ſeine Seele mehr Sorge trugen, als für den beſten Acker, den ſie hatten, oder zu erwerben hofften. Dieſe hinderte ihr Feldbau keineswegs am Glauben und an der Gottſeligkeit. Ja, man kann aus demſelben wohl gar eine Beförderung für Beides ziehen, wenn man will, und ſich darauf verſteht. Ihr habt bei euerm Feldbau immer die Natur in ihrer Schönheit und in dem vollen Umfange ihres Segens vor Augen. Wo ihr beim Pflanzen, Säen und Ärnten hinblicket, da erblicket ihr Spuren von der Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers. Ihr habt mitten unter

euern Arbeiten auf dem Felde Zeit, eure Gedanken zu ſammeln und auf das hinzurichten, was zum Glauben und zur wahren Gottſeligkeit gehört. Wenn ihr wollt, ſo fehlt's euch an Ermunterungen und Anleitungen dazu nicht. Und wenn ihr euch ſolche zu Nutzen machet und euch durch euern Feldbau im Guten vielmehr beſtätigen als daran hindern laſſet: ſo iſt er euer Verderben gewiß nicht; dann iſt er euer Segen, dann bringt er euch zeitliches und zuletzt ewiges Glück. Denn Gott belohnt aus Gnaden eine jede Arbeit, ſo mühſam und geringſcheinend ſie auch ſein mag, wenn ſie mit gläubigem und gottſeligem Herzen verrichtet wird. Künftig wird alſo auch der gläubige nnd fromme Ackersmann Segen vom Herrn ärnten; ja ſchon hier wird man von ihm ſagen können, daß er es gut habe, denn ſchon hier wird er die Früchte ſeiner Werke genießen. Amen.

Predigt

auf

den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Der Mann verließ ſich auf das Wort Jeſu und ging heim.“ Joh. 4, 50.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Der vornehme Hofbediente, von welchem unſer Evangelium redet, hatte noch viele Vorurtheile, da er zu Jeſu kam und bei ihm Hilfe für ſeinen kranken Sohn ſuchte; aber weil er mit einem gelehrigen Herzen dem Befehl Jeſu gehorchte und auch da glaubte, wo ſeine Vernunft Bedenklichkeiten finden mußte, ſo wurde er in kurzer Zeit von der Wahrheit ſo überzeugt, daß er mit ſeinem ganzen Hauſe glaubte. Sein Beiſpiel iſt nachahmungswürdig und werth, daß wir es genauer betrachten. Ich will euch daher nach Anleitung unſers Evangeliums die großen Vortheile einer willigen Folgſamkeit gegen die Befehle Jeſu vorſtellen. Der königliche Bediente lehrt uns mit ſeinem Beiſpiele:

Wie unſere Folgſamkeit gegen die Befehle Jeſu beſchaffen ſein muß, I. Theil;

welche Vortheile wir uns davon zu verſprechen haben,
II. Theil.

Jeſu! ſtärke uns im Glauben und Gehorſam gegen dich und dein Wort.

Erſter Theil.

Der königliche Hofbediente, allem Anſehen nach ein Heide, hatte einen todtkranken Sohn, den bereits alle Ärzte aufgegeben hatten. Er hegte aber die Hoffnung, daß der wohlthätige Jeſus, der ſchon ſo viele Kranke dem Tode entriſſen hatte, auch dieſem ſeinem todtkranken Sohne Geſundheit und Leben wieder ſchenken könne. Sobald er demnach vernahm, daß Jeſus wieder aus Judäa nach Galiläa gekommen ſei und ſich jetzt in Kana aufhalte, kam er, von Kapharnaum aus eine Tagreiſe, zu ihm und bat ihn, er möchte ſogleich mit ihm gehen und ſeinen todtkranken Sohn geſund machen. Das gute Zutrauen, welches dieſer Mann zu Jeſus hatte, war allerdings rühmlich. Aber ein Kennzeichen ſeines noch ſchwachen Glaubens war es, daß er von ihm verlangte, er möchte ſelbſt mit ihm die Reiſe nach Kapharnaum anſtellen. Denn er ſtellte ſich vor, Jeſus könne nur gegenwärtig, wie etwa ein anderer Arzt, oder durch gewiſſe geheime Künſte Kranke geſund machen. Dieſes Vorurtheil verdiente allerdings eine Ahndung. Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſehet, ſpricht Jeſus, ſo glaubet ihr nicht. Ihr habt noch immer nicht das Zutrauen zu mir, das ihr mir nach ſo vielen augenſcheinlichen Wundern ſchenken ſollt. Noch immer betrachtet ihr mich als einen bloß leiblichen Arzt; noch immer wollt ihr nicht einſehen, was ich euch ſchon ſo oft ſagte, daß ich von Gott geſandt ſei, euch den Weg zur Seligkeit zu lehren, und daß durch dieſe meine Wunder die Göttlichkeit meiner Sendung beſtätigt werden ſoll; und es ſcheint, daß ich noch viele Thaten werde verrichten müſſen, bis ihr euch Begriffe von mir macht, die ihr euch von mir machen ſollt. Ein Vorwurf, der nicht nur den

königlichen Bedienten, ſondern alle gegenwärtigen Zuſchauer traf. Dieſe Lehre konnte indeſſen bei dieſem bekümmerten Manne nicht ſogleich den gewünſchten Eindruck machen. Er war noch zu ſehr um ſeinen kranken Sohn beſorgt, als daß er ſich mit Vorſtellungen von anderer Art jetzt hätte beſchäftigen können. Herr! antwortete er ihm, komm hinab, ehe mein Kind ſtirbt.

Er erhält die beruhigende Antwort: Geh hin, dein Sohn iſt geſund! Und nun verſchwinden alle Zweifel. Er dringt nicht mehr darauf, daß der wunderthätige Menſchenfreund mit ihm reiſen ſoll, ſondern legt wenigſtens das Vorurtheil, daß derſelbe nur gegenwärtig, nicht auch abweſend helfen könne, gänzlich ab. Er tritt ſeine Rückreiſe ruhig an, eben ſo getröſtet und voll guter Hoffnung, als ob Jeſus mitgereist wäre. Dieß iſt einſtweilen genug. Nach und nach, wenn er nur erſt, von ſeiner Sorge befreit, zum ruhigen Nachdenken kommt, wird ſich die Wahrheit immer mehr in ſeinem Verſtande aufklären, und er wird auch dieſe leibliche Wohlthat zur Beförderung ſeiner geiſtigen Wohlfahrt anwenden. Wie dieſes geſchehen und wie vortheilhaft für ſeine Seele die Folgſamkeit geweſen ſei, werde ich euch zeigen, wenn ihr nur erſt werdet geſehen haben, inwiefern ſein Beiſpiel von uns nachgeahmt zu werden verdient. Dieſer Mann war folgſam in einer Sache, wo ſeine Vernunft viele Bedenklichkeiten hätte haben können. Es wurde ihm etwas befohlen, das ſeinen bisherigen Erwartungen und Begriffen ganz entgegen war. Dennoch gehorchte er ohne Bedenken, glaubte dem Worte, das Jeſus zu ihm ſagte, und ging hin. So müſſen auch wir allen Verheißungen Jeſu glauben, ob wir gleich die Erfüllung derſelben nicht vor Augen ſehen, allen ſeinen Befehlen und Vorſchriften nach Möglichkeit gehorchen, wenn wir gleich den unmittelbaren Nutzen davon nicht verſpüren. Dieſer Glaube, dieſe Folgſamkeit iſt der geſunden Vernunft ſo wenig entgegen, daß vielmehr der ſchärfſte Verſtand dieſes Verhalten,

billigen muß. Wenn uns Jemand ſchon Beweiſe gegeben hat, daß es ihm weder am Vermögen, noch am guten Willen fehle, das, was er verſpricht, in Erfüllung zu bringen, ſo wäre es Beleidigung, wenn wir ihm dennoch bei jedem neuen Falle nicht eher trauen wollten, als bis wir erſt neue Beweiſe ſeiner Macht und Güte geſehen hätten. Wenn wir aus vielen Erfahrungen wiſſen, daß der Regent eines Landes keine anderen als heilſame Geſetze zu geben gewohnt iſt, ſo haben wir keine Urſache, Mißtrauen in ſeine Weisheit zu ſetzen, wenn uns auch die Urſachen nicht einleuchten, warum er Eins und das Andere befiehlt, was uns beſchwerlich zu ſein dünkt. Wir werden vielmehr das Zutrauen zu ihm haben, daß alle ſeine Verordnungen auf das Beſte ſeiner Unterthanen abzielen. Und doch können Menſchen nicht Alles thun, was ſie wollen. Sie können auch irren und bisweilen Anordnungen machen, die den gewünſchten Zweck mehr hindern als befördern. Unſern Erlöſer hingegen kennen wir als den eingebornen Sohn unſers himmliſchen Vaters, der in allen ſeinen Verheißungen treu und wahrhaft iſt; der es ſchon durch die einleuchtendſten Proben bewieſen hat, wie zärtlich er uns liebt, wie ſehr ihm unſer Wohl am Herzen liegt. Wir müſſen alſo zu ihm ein uneingeſchränktes Zutrauen haben und allen ſeinen Geboten gehorchen, wenn uns gleich die Ausübung mancher ſeiner Befehle im Anfang unangenehm ſein ſollte. Wir können nicht ſagen, daß wir ihm gehorchen, wenn wir Ausnahmen machen, und nur in den Dingen, wo es unſere Gemächlichkeit zuläßt, ſeine Vorſchriften beobachten, im Übrigen aber nach unſerm Sinne leben wollen. Geſchieht aber dieß nicht täglich? Der Zornige will in andern Sachen, wie er ſagt, gern ſeinen Pflichten nachkommen; aber um Chriſti willen ſeinen Zorn mäßigen, das zugefügte Unrecht vergeben und vergeſſen, Geduld und Nachſicht mit den Fehlern Anderer haben, auch die Boshaften mit Langmuth und Güte tragen, das kommt ihm zu ſchwer vor. Er bleibt alſo in dieſem Stücke wie er immer geweſen. Iſt das willige Folgſamkeit gegen

Jesum? So auch der Geizige und Zänkische, der Ungerechte, der Unkeusche, der Falsche, und ein Jeder, der noch von seinen Begierden beherrscht wird. Er hört immer predigen und ermahnen, daß man dieses Laster ablegen, diese Tugend ausüben müsse, weil es der ausdrückliche Befehl unsers Gottes und Heilandes ist; aber die trüben Vorstellungen der großen Beschwerlichkeit, die mit einem solchen Wandel verbunden sind, die ewigen Bedenklichkeiten, man könne so in der Welt nicht fortkommen, man würde sich den Mißhandlungen und Bosheiten anderer Menschen zu sehr aussetzen, man würde sich zu viele Vergnügen rauben, die man doch auch mitnehmen könne: diese und andere Bedenklichkeiten lassen es nie dahin kommen, daß man mit Beiseitsetzung aller Vortheile und mit der so nöthigen Verläugnung seiner selbst einmal einen ernstlichen Anfang im Christenthume mache. Solche Menschen können dann aber eigentlich gar nicht sagen, daß sie dem Willen ihres Gottes und Erlösers gehorchen. Sie leben in allen Stücken nach ihren eigenen Neigungen, und wenn es sich von ungefähr trifft, daß sie aus Eigennutz oder aus andern weltlichen Absichten etwas thun, das mit dem göttlichen Willen äußerlich übereinstimmt, so halten sie dieß für Gehorsam gegen Gott und ihren Erlöser, da sie doch im Grunde bloß das thun, was sie nach eigenem Gutdünken und aus irdischen Absichten für gut und nöthig halten. Die rechte Folgsamkeit gegen die Befehle Jesu besteht darin, daß wir Alles, was Sünde heißt, verabscheuen und meiden, weil es seinem Willen entgegen ist; daß wir eine jede Tugend nach unserm besten Vermögen stets auszuüben trachten, weil er es uns geboten hat. Wenn wir diesen Sinn haben, so werden wir nicht lange fragen: Was verlangt in diesem Falle mein zeitlicher Vortheil? Was ist meinen natürlichen Neigungen gemäß? Was kostet mich Überwindung, Kampf und Mühe? Wir werden vielmehr so fragen: Was ist dem Willen meines Erlösers gemäß? Was würde er in diesem Falle gethan haben? Was hat er mir ausdrücklich im Evangelium befohlen?

Und nachdem wir ſeinen Willen unpartheiiſch geprüft und erkannt haben, ſo wird unſere Wahl nicht mehr ſchwer ſein, was wir zu thun haben. Es komme mich leicht oder ſchwer an, es bringe mir für die Gegenwart Nutzen oder Schaden, die Welt ſage dazu, was ſie wolle: — genug, das iſt der Wille meines Erlöſers, und dem muß ich gehorchen. Das iſt willige Folgſamkeit gegen Jeſu Befehle; und was für große Vortheile man ſich von derſelben zu verſprechen habe, das will ich noch kurz zeigen im

zweiten Theil.

Erinnert euch, was für große und wünſchenswerthe Vortheile dem königlichen Hofbedienten, von welchem unſer Evangelium redet, zu Theil geworden ſind, als er einmal mit Beiſeitſetzung aller Bedenklichkeiten und Vorurtheile dem Befehle Jeſu gehorcht hatte. Er erlangte nicht nur die leibliche Hilfe, die er verlangt hatte, ſondern er wurde auch eines geiſtlichen Segens theilhaftig, den er von nun an für ſein größtes Glück auf Erden ſchätzen konnte. Die Zuſammenhaltung der Umſtände, die ihm von ſeinen Knechten entdeckt wurden, mit dem, was er von Jeſu gehört hatte, überzeugte ihn völlig, daß er die Geneſung ſeines Sohnes dieſem wohlthätigen Wunderthäter zu danken habe. Er dachte weiter über das nach, was er vielleicht ſchon vorher von der göttlichen Sendung Jeſu und der wichtigen Abſicht ſeiner Erſcheinung in der Welt gehört hatte. Er ſchloß aus dieſer augenſcheinlichen Probe ſeiner Macht und Allwiſſenheit auf ſeine Größe und auf die Wahrhaftigkeit ſeiner übrigen Verheißungen, das geiſtliche und leibliche Wohl der Menſchen betreffend, und glaubte mit ſeinem ganzen Haus. Ohne Zweifel machte dieſe erfreuliche Erfahrung ſeine Begierde rege, die große Abſicht der Wunder Jeſu und ſeiner Lehre noch deutlicher und gründlicher einzuſehen. Da es ihm anfangs nur um eine irdiſche Wohlthat zu thun geweſen war, ſo ſehnte er ſich nunmehr

auch nach den höhern Gütern der Seele, die Jeſus ſeinen lernbegierigen und folgſamen Schülern anbot und mittheilte. Er fand nicht nur für ſeine eigene Perſon Erquickung und Ruhe für ſeine Seele, ſondern es war ihm auch Alles daran gelegen, ſeiner Familie dieß große Glück zu verſchaffen. Er und all die Seinigen waren nunmehr gehorſame Schüler und Anhänger Jeſu, tugendhafte, zufriedene, glückliche Menſchen. Wenn denn auch wir den Befehlen unſers göttlichen Erlöſers in allen Stücken zu gehorchen bereitwillig und geneigt ſind, ſo haben wir uns die ſeligſten Vortheile davon zu verſprechen. Wir werden nämlich immer mehr überzeugt und erfahren es in der That, daß ſeine Lehre der ſicherſte Weg zur wahren Gemüthsruhe und Zufriedenheit iſt. Das habe ich euch ſchon mehr als einmal geſagt, meine Zuhörer! und dennoch ſcheint es, daß ſehr Viele unter euch entweder nicht glauben, oder gar noch nicht überlegt haben, was ich damit ſagen will, und Beides verräth einen Leichtſinn, der einem bedachtſamen Menſchen kaum zu verzeihen iſt. Indeſſen iſt doch die Sache zu wichtig, und es liegt mir euer wahres Wohl zu ſehr am Herzen, als daß ich die Hoffnung, euch von dieſer Wahrheit zu überzeugen, aufgeben ſollte. Ich werde es demnach abermal verſuchen, euch auf dieſen wichtigen Umſtand aufmerkſam zu machen. Merkt, was ich ſage, und bedenkt, daß es eine Sache iſt, die eure wahre Zufriedenheit und Seligkeit betrifft. Ihr Alle, die ihr noch nicht nach Chriſti Sinn und Lehre lebt, ihr Alle werdet geſtehen müſſen, daß ihr hauptſächlich dadurch von einem beſtändigen, durchgängigen Gehorſam gegen ihn abgehalten worden ſeid, weil ihr befürchtet, zu viel von eurem bisher gewohnten Vergnügen zu verlieren, weil es euch zu ſchwer ankommt, euren Willen zu brechen, euren unordentlichen Begierden den Krieg anzukünden und euch gleichſam mit Gewalt irgend etwas zu verſagen, was eurem Herzen angenehm, oder in eurem Temperament zu tief eingewurzelt iſt. Kurz, es dünkt euch mühſam und beſchwerlich zu ſein, ſo zu leben, wie es der Wille Gottes und des Heilandes ver-

langt. Nun will ich gern zugeben, daß es im Anfang viel Mühe und Überwindung koſten wird, bis ſich ein Menſch von all dem, was mit der Gemeinſchaft des Erlöſers nicht beſtehen kann, gänzlich losreißt und ſich ernſtlich beſtrebt, durchgehends und in allen Stücken ohne Ausnahme nach dem Willen desjenigen zu leben, dem er ſeine ganze Seligkeit zu danken hat. Aber wer ſich durch die Vorſtellung dieſer Schwierigkeiten von einem treuen Gehorſam gegen ſeinen Herrn Jeſum abhalten läßt, der iſt höchſt leichtſinnig und ein Feind ſeiner eigenen Wohlfahrt. Was würden wir von einem Menſchen denken, der ein augenſcheinliches Glück, welches ihm angeboten wurde, von ſich ſtieße und bloß deßwegen, weil es ohne Mühe nicht erlangt werden konnte? Würden wir ihn nicht als einen trägen und unverſtändigen Menſchen verachten? Bedenket nur ſelbſt, wie ſauer ihr es euch oft werden laßt, ſolche Vortheile zu erjagen, die entweder noch ungewiß, oder doch ſehr unbeſtändig ſind. Man arbeitet Tag und Nacht, man unterwirft ſich den größten Unbequemlichkeiten, man duldet Alles, was man kann. Und warum? Seinen Unterhalt zu erwerben, oder ſich Reichthümer zu ſammeln; ſich einen großen Namen zu machen, oder ſich ſonſt in der Welt empor zu ſchwingen. Sehr Viele, die nach ſolchen zeitlichen Vortheilen trachten, verfehlen ihres Endzweckes, und werden das bei weitem nicht, was ſie zu ſein wünſchen. Dennoch laſſen ſich Andere nicht abſchrecken, alle mögliche Mühe anzuwenden, in der Hoffnung ein Glück zu erwerben, welches ſo ungewiß und unbeſtändig iſt, als ihr Leben ſelbſt. Und hier wird euch ein größeres und dauerhafteres Glück angeboten, nur unter der Bedingung, eurem Herrn zu gehorchen und euch nach ſeinen Vorſchriften zu richten. Wollt ihr denn dasſelbe bloß deßwegen nicht, weil es euch Mühe koſtet? Was hat man denn ohne Mühe? Warum wollt ihr denn gerade in der allerwichtigſten Sache allen vernünftigen Grundſätzen entgegen handeln? Was habt ihr denn für Vortheile von dem Dienſte der Sünde, dem ihr euch ergebt? Was man ſchon ſo oft angeführt hat,

das iſt in der täglichen Erfahrung gegründet, daß es ſich die Gottloſen weit ſaurer werden laſſen, in die Hölle zu kommen, als ſich's die Tugendhaften werden laſſen, ſelig zu werden. Überlegt es doch nur! Ihr müßt es doch nunmehr einſehen, daß ihr bei herrſchenden Laſtern und bei einem unchriſtlichen Lebenswandel doch nie recht vergnügt und zufrieden ſein könnt. Bald nagt an euch ein böſes Gewiſſen; bald ſchmerzt euch der Verluſt eures zeitlichen Vermögens, das bei Verſchwendungen und Unordnungen nothwendig abnehmen muß; bald verurſacht ihr euch durch vorſätzliche Beleidigungen anderer Menſchen allerhand Verdrießlichkeiten und unangenehme Begriffe; bald ſchadet ihr durch ausſchweifenden Zorn eurer Geſundheit; und wer will alle die großen Beſchwerlichkeiten, die aus einem laſterhaften Leben folgen, nur nennen? Aber werdet Chriſten und lebt ſo, wie ein Chriſt leben ſoll. Ihr werdet bald erfahren und einſehen, daß euer Leben ſchon jetzt weit zufriedener und glücklicher ſein wird, als es ehedem war. Die Mühe, die euch der Kampf gegen eure böſen Begierden verurſacht, wird euch tauſendmal vergolten werden. Schon der Troſt eines guten Gewiſſens iſt allein unendlich mehr werth, als die eingebildeten Freuden des Laſterhaften, die ſich gemeiniglich mit Verdruß und Schmerzen enden oder ein nagendes Gewiſſen zur Folge haben. Und es iſt doch gewiß angenehmer, wenn man mit gutem Gewiſſen Jedermann frei unter die Augen gehen darf, als wenn man in Furcht und Sorgen leben muß, daß die Sünden, die man heimlich begangen hat, an den Tag kommen dürften; weit angenehmer, wenn man in Friede und Eintracht mit den Seinen und mit andern Menſchen lebt, als wenn man ſeine Tage in bitterm Streite und in Feindſeligkeiten zubringen muß; weit angenehmer, wenn man durch chriſtliches Nachgeben ſeinen Feind verſöhnt, als wenn man ſchimpft und wieder geſchimpft wird, verleumdet und wieder verleumdet wird? Von der großen Freude, welche aus dem Bewußtſein entſteht, gut und recht gethan zu haben, habe ich noch gar nichts geſagt; nichts von dem göttlichen

Vergnügen, welches der wahre Christ darüber empfindet, daß er Gott zum Freunde hat. Nun stellt euch dagegen den Sünder vor, der gleichsam mit Gott und Menschen in Krieg und Feindschaft lebt, der täglich von seinen eigenen Begierden gequält wird, der sein Herz nie freudig zu seinem Gott erheben, nie mit Ruhe und Hoffnung an die Ewigkeit denken kann. Welcher von Beiden ist glücklicher? Alles zusammen genommen, traue ich mir mit Gewißheit zu behaupten, daß der Tugendhafte bei allen seinen Leiden und Verfolgungen, denen er vielleicht ausgesetzt ist, schon hier auf Erden tausendmal zufriedener lebt, als der Gottlose, wenn er auch das glänzendste Glück genießen sollte. Und bedenkt es doch, meine Freunde! das Alles ist nur ein geringer Vorgeschmack von jenen weit größern Seligkeiten, die uns in einem andern Leben bereitet sind, ein Vorgeschmack von ganz unvermischten, reinen, endlosen, göttlichen Seligkeiten, die unendlich mehr zu bedeuten haben, als Alles, was wir uns auf Erden Angenehmes und Erfreuliches denken können. Diese sollt ihr ganz gewiß ohne Ende und Aufhören genießen, wenn ihr den Vorschriften eures Erlösers mit folgsamem willigem Herzen gehorchet; so wie ihr euch hingegen ganz gewiß in ewigen Jammer stürzt, wenn ihr seine Befehle vorsätzlich außer Augen setzet und nach euren eigenen Lüsten lebt. Wollt ihr denn lieber nach eurem Willen leben und ewig verdammt sein, als eure bösen Begierden beherrschen und ewige Seligkeit genießen? Oder glaubt ihr, daß ihr bei all eurem Trotz und Ungehorsam dennoch am Ende Gott seinen Himmel werdet abbetteln können, ihr mögt dazu bereit sein oder nicht? Wollt ihr ihm Gesetze vorschreiben und trotz allen seinen deutlichen Erklärungen auf einem andern, als auf dem von ihm vorgeschriebenen Wege selig werden?

Ach, bittet Gott, daß er euch in Gnaden aufnehme, eure bisherigen sündhaften Gewohnheiten und Übertretungen seiner Gebote verzeihe, daß er euch vor dieser entsetzlichen Thorheit

bewahre und euch ſtärken wolle, ſeinen Willen zu thun. Ohne Heiligung kann Niemand in den Himmel kommen! Mache uns alſo immer reiner und heiliger, daß wir würdig werden, dich in deiner Herrlichkeit am Throne des Himmels zu ſehen, dich mit allen lieben Heiligen und Auserwählten ewig zu loben und zu preiſen und in dir die ewige Freude und Glückſeligkeit zu genießen. Amen.

Predigt

auf

den einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Bezahle mir, was du schuldig bist.“ Matth. 18, 28.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Wer borgt, ist des Lehners Knecht, sagt Sirach. Ich dachte an diesen weisen Spruch bei Durchlesung unsers heutigen Evangeliums, als ich auf die Stelle kam, wo der hartherzige Knecht einen seiner Mitknechte über eine Schuld von 20 Gulden wie einen Missethäter anhielt und beinahe erwürgte. Der das that, dachte ich, war ein Knecht, der nur so erst seiner eigenen Schulden wegen mit Weib und Kindern in die Sklaverei verkauft werden sollte; der wie ein Wurm vor den Füßen seines Herrn niederfiel und um Gnade bat, dem sogar eine Millionen starke Schuld gänzlich erlassen wurde, und gleichwohl ging er mit seinem Kameraden, der ihm nur hundert Zwölfer (etwa zwanzig Gulden) schuldig war, gerade so um, als ob er selbst im ganzen Leben keine Schulden gemacht, und über

den armen Mitknecht wie ein Tyrann über ſeinen Sklaven zu gebieten hätte. Ja wohl haſt du Recht, weiſer Sirach! wer Schulden macht, die er nicht bezahlen kann — der iſt des Lehners Knecht; der muß ſich fürchten, ſo oft er ſeinen Gläubiger anſieht, wie ſich ein Sklave vor ſeinem Herrn fürchtet. Da weicht mancher ſtolze Herr im Treſſenrock allen Kaufmannsläden furchtſam aus, um nicht ermahnt zu werden, und mancher Bauersmann, der aller Welt Grobheiten ſagt, läßt ſich unter vier Augen wie ein Bube den Text leſen von einem Juden, der bloß dadurch ſein Herr geworden iſt, weil er ihm heimlich geborgt hat. Mit Einem Worte, der Schuldenmacher iſt der elendeſte Menſch unter der Soune. Wie froh wollte ich daher ſejn, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, daß hie und da Einer, der ſchon angefangen, aus dem Borgen ein Geſchäft zu machen, noch weil es Zeit iſt, umkehrte und klug würde! Wie froh wollte ich ſein, wenn ich das Elend des Schuldenmachers ſo vorſtellen könnte, daß junge Leute, noch ehe ſie ihre eigene Haushaltung antreten, ſich's vorläufig zur Warnung dienen ließen! Doch vielleicht ſegnet Gott meine heutige Predigt mehr als ich denke, wenn ich mit euch rede

von Schulden und Schuldenmachern:

wodurch man in Schulden kommt, I. Theil;

was der Schuldenmacher für ein verächtlicher und geplagter Menſch iſt, II. Theil.

Erſter Theil.

Der Wege, worauf die Menſchen in's Schuldenmachen gerathen, ſind ſo vielerlei, daß Keiner im Stande iſt, ſie alle mit einander herzunennen; indeß will ich doch der vornehmſten gedenken, auf welchen ſo viele Landleute zu Grunde gehen. Der ehrliche Mann, der durch große Unglücksfälle, durch Feuersnoth oder durch ein anderes Herzenleid um das Seine kommt und am Ende hin und her nicht bezahlen kann, iſt kein Schuldenmacher; denn nicht er hat die Schulden gemacht,

ſondern das Unglück hat ihn in Schulden verſetzt. Von dergleichen Leuten alſo rede ich gar nicht; wenn ich von Schuldenmachern ſpreche, da meine ich nur diejenigen, die durch Prahlerei und Verſchwendung, durch Faulheit und Unordnung, durch Unvernunft und Thorheit, und Gott weiß durch was all für Dinge in ihrer Wirthſchaft zurückkommen, Schulden machen und nicht mehr zahlen können. Kein Menſch in der Welt hat den Schuldenmacher ſchöner beſchrieben als Sirach, der von ihm ſagt: „Mancher meint, es ſei gefunden, was er borgt, und macht den unwillig, der ihm geholfen hat. So lange man ihm leiht, küßt er einem die Hand und redet gar demüthig, um Geld zu bekommen. Aber wenn die Zeit zum Zurückzahlen kommt, verzieht er es und klagt ſehr, es ſei ſchwere Zeit. Auch wenn er zahlen kann, gibt er kaum die Hälfte und rechnet es dem Gläubiger als Gewinn an. Kann er aber nicht zahlen, ſo bringt er ihn um's Geld. Der Gläubiger hat ſich alſo mit ſeinem eigenen Gelde einen Feind gemacht und der Schuldner zahlt ihn mit Fluchen und Schelten und gibt ihm Schmähworte für Dank.“

Aus dieſer Schilderung ſeht ihr, daß die Schuldenmacher zu Sirachs Zeiten gerade ſo waren, wie ſie jetzt noch ſind. Beim Borgen nehmen ſie die demüthigſte Stellung an; beim Wiederbezahlen zaudern ſie betrüglich, läugnen auch wohl einen Theil der Schuld, zahlen oft nicht einmal den eingeſtandenen, und endlich, wenn es zum herrſchaftlichen Zwang kommt, fangen ſie an, über ihre Gläubiger zu fluchen, und geben ihnen ſtatt des Dankes Schmähworte. Wahrlich, ein elender Zuſtand! Ich will euch nun einige der vorzüglichſten Quellen des Schuldenelendes hernennen, denn alle anzuführen iſt nicht möglich.

Die erſte und beſte Weiſe, in Schulden zu gerathen, iſt die Prahlerei; denn es iſt bekannt, daß viele Leute gar keine größere Ehre kennen, als die, reich zu ſein. Sie ſuchen alſo

auf mehr als eine Weiſe ihren Reichthum ſehen zu laſſen. Einige bringen aus bloßer Großthuerei das Geld elender Weiſe durch; Andere überladen ſich, um reich zu ſcheinen, mit Gütern, und kaufen ein, als ob Alles verſchenkt würde. Von dieſen beiden Arten, ſich arm zu prahlen, wollen wir alſo zuerſt reden. Die allerelendeſten Prahler ſind die, welche mit ihrem Gelde in allen Wein- und Bierſchenken groß thun. Da ißt und trinkt man nicht nur ſelbſt, was Küche und Keller vermögen, ſondern man läßt auch noch 4 oder 5 andere Leute auf ſeine Koſten mitgehen. Bier zu trinken ſchämen ſich dergleichen Prahler, gießen es auf den Boden, werfen oft die Trinkgefäße auf den Boden oder hinter die Thüre. Sie wollen es großen Herren gleich thun und trinken Wein, oft ſogar im Übermaaß. Den Spielleuten zahlen ſie überſchwenglich und glauben, alle Zuſchauer werden ſich wundern, wenn man das Geld ſo auf den Tiſch hinſchleudert. Iſt eine Geſellſchaft zur Karte vorhanden, ſo ſpielen ſie auch da um den höchſten Einſatz, und ziehen dann, wenn die halbe oder ganze Nacht durchgeſchwärmt iſt, mit leerem Beutel und vollem Kopfe, von Muſik begleitet, nach Hauſe. Vorzüglich thun das Leute, welche ſchon tief in Schulden ſtecken, um die Zuſchauer zu überreden, daß ſie noch Geld genug hätten. Die Leute zu — da und da — denken ſie nun, werden aber was Ehrliches von mir reden! Ja freilich werden ſie von dir reden, Verſchwender! aber was? das iſt eine andere Frage. Was hälfe es dich indeß, wenn ſie alle dich lobten und für den reichſten Trinker hielten; wer gibt dir einen Heller vom verlornen Gelde wieder? Wer nährt Weib und Kind, die du dadurch in's Elend bringſt? Aber wiſſe: gelobt und bewundert wirſt du nicht. Nein, ſo heißt es: Der Großſprecher wird bald mit Hab und Gut fertig ſein und um's Taglohn arbeiten! — Wie recht hat daher Strach, wenn er ſagt: Es gibt oft Einer etwas, da er es übel anlegt; dagegen gibt Einer, da er es ſehr wohl anlegt. Wer ſehr prangt, der verdirbt darüber; wer aber nicht groß thut, der kommt empor. Dieſe Lehren mögen ſich

auch diejenigen geſagt ſein laſſen, die zwar nicht eben ſo grob, ſo niederträchtig hochmüthig verſchwenden, aber dennoch im Kleinern das thun, faſt täglich im Wirthshauſe liegen, auf allen Märkten herumziehen, die Zeit verſäumen und das Geld durchbringen. — Das wäre denn alſo die eine Art von Großthuerei, die in Mangel und vom Mangel in Schulden ſtürzt; denn der Prahler läßt nicht nach, bis ihm kein Menſch mehr borgt. Es gibt aber noch gar viele Arten von Großthuerei, die zwar nicht ſo ſchändlich ſind, aber denſelben Ausgang haben. Da gibt es z. B. Landleute, die ſich der Armuth ſchämen. Der Söldner will ein kleiner Bauer und der kleine Bauer will ein großer werden. Beide kaufen alſo mit lauter Schulden Güter auf Güter zuſammen oder treten gleich anfänglich einen Hof an, den ſie, wie man zu reden pflegt, nicht heben können. Freilich haben die Leute nicht die Abſicht groß zu thun allein, ſie hoffen auch zu gewinnen und reich zu werden; aber das erſtere, nämlich groß zu thun, iſt doch immer die Hauptabſicht, und in Anſehung des letztern, des Reichwerdens, fehlt's immer am Ende. Von dieſen Leuten ſpricht Sirach: Sie eilen zum Reichthum und hindern ſich ſelbſt daran. Die Zinſen eſſen mit ihnen, wie das Sprichwort ſagt, aus der Schüſſel. Wenn ſie das ganze Jahr als reich ſcheinende Bauern ſich mit dem Überlaſt von Gütern geplagt haben, ſo bringen ſie am Ende nicht ſo viel heraus, um ihre Zinſen entrichten zu können. Die vielen Güter können ſie nicht überſehen und alſo fehlt's bald hier, bald da. Die Einnahmen davon ſind ſtark; man lebt alſo beſſer, hält eine Menge Geſinde und vergißt darüber die Gläubiger, bei denen man Kapitale aufgenommen hat. Kommen dieſe nun und mahnen, ſo borgt man auf's Neue darauf los und entrichtet damit die Intereſſen. Fehlt's endlich auch daran, kann man nichts mehr geborgt bekommen, ſo macht man allerlei Schwänke, bittet, ſchmeichelt und verſpricht Alles zuſammen, lügt und betrügt, gibt erſtaunliche Zinſen an Juden und Wucherer, und nun iſt das gänzliche Verderben gewiß. Oft hab' ich ſogar bemerkt, daß Viele ſich ſchon zu der Zeit an Juden und Wucherer hängen

und übermäßige Zinſen geben, da ſie noch gar wohl mit Ehren und um ein billiges Intereſſe bei andern Gläubigern ein Darlehen bekommen könnten; oder ein anderer Gläubiger verlangt eine amtliche Obligation und das macht Aufſehen; alſo lieber ein Prozent mehr gegeben und heimlich bei einem Wucherer aufgenommen! Ein ſolcher Wucherer läßt ſich überreden, ohne Vorwiſſen der Frau Geld vorzuſtrecken; er inkommodirt nicht ſo mit der Zinsforderung, ſondern läßt hübſch die Intereſſen zum Kapital ſchreiben u. dergl. Aber wie geht es am Ende? Sobald der wucheriſche Gläubiger ſieht, daß es mit der Bezahlung nicht mehr richtig ſtehen möchte, fängt er an, faſt täglich zu mahnen. Um nur ſeiner auf einige Zeit los zu werden, gibt man ihm, was er verlangt, an Getreid und andern Viktualien, ohne jedoch das an der Schuld abrechnen zu dürfen. Man ſchreibt ihm Schuldſcheine 6, 8 bis 10 Gulden weiter, und treibt das ſo lange, bis die Sache doch zur Klage kommt. Da nun, wie man zu reden pflegt, ſchwarz auf weiß vorhanden iſt, wird der betrogene Schuldner gezwungen, die ungerechte Summe zu bezahlen, und weiß nicht, wie er darum kommt. Ferner: Man kauft ſehr gerne Vieh von ſolchen Juden oder Wucherern, weil ſie Jahr und Tag oder noch länger zuſehen und dieß und jenes daran zu nehmen verſprechen. Dieſe Nachſicht darf man aber immer theuer genug bezahlen, indem entweder ſchon ſechsfacher Zins beim Einkauf darauf geſchlagen iſt oder auf eine andere Art zuletzt noch hingemacht wird. Da heißt's denn wörtlich, wie Sirach ſagt: Mancher kauft am erſten wohlfeil, nachher aber muß er es theuer genug bezahlen. Aus dem bisher Angeführten werden meine Zuhörer eingeſehen haben, daß der unvernünftige Hochmuth die Leute gar leicht in Schulden ſtürzen kann. Wie viel klüger handeln daher diejenigen, die ſich lieber klein zuſammenfaſſen und nicht mehr ſcheinen wollen, als ſie wirklich ſind! Die Leute, die immer die eine Lücke auf- und die andere zumachen, mit vielen Gütern prahlen und die darauf haftenden Schulden zu verbergen ſuchen, kommen mir vor wie ein

Mensch, der sich die Schwindsucht an den Hals geschwelgt hat und sich rothe Backen malt, daß ihn die Leute für gesund ansehen sollen. Am Ende zeigt sich der Schaden doch und der Tod ist ihm um so gewisser, je länger er seine Krankheit zu verbergen gesucht hat. Gescheide Landleute werden sich also nie mit Gütern überladen, die sie am Ende nicht bezahlen können. Besser ist es, werden sie denken, daß man mich nur für einen Mittelmann hält, als daß man etliche Jahre mich für reich schätzt und am Ende mich dennoch für Taglohn arbeiten sieht. Wer gemach thut, bringt es gewöhnlich weiter als ein Anderer, der's durch überlästige Güter erzwingen will; denn wahr ist's und bleibt's, was die Schrift sagt: „Mancher läßt es sich sauer werden und eilet zum Reichthum und hindert sich dennoch nur selbst daran." Viel gescheider ist's also, man verkauft bei Zeiten einen Theil seiner Güter aus eigener Hand, wenn zu viele Schulden darauf haften, damit wo möglich die übrigen, und sollten es noch so wenige sein, schuldenfrei werden, fängt dann wieder von Neuem an zu arbeiten und spart desto unverdrossener, als daß man es bis zur amtlichen Schuldenaustheilung kommen läßt, und seine Gläubiger aus der dritten und vierten Klasse um ihr Geld bringt.

Vorsätzlich habe ich mich bei den ersten beiden Arten, in Schulden zu gerathen, etwas lange aufgehalten, weil diese, wie mich däucht, bei uns die gewöhnlichsten sind. Bei den übrigen aber werde ich desto kürzer sein können; denn manchen Weg, auf dem man in Schulden geräth, darf man nur nennen, so ist's schon genug. Überflüssig wäre es z. B., wenn ich erst aus der Bibel oder Erfahrung beweisen wollte, daß Faulheit, wenn man seinen Sachen nicht selbst nachgeht, und Alles an Knechte und Mägde hängt, reiche Leute in Armuth und die verarmten in Schulden stürzt. Wem ist ohnehin nicht bekannt, was Salomon in seinen Sprichwörtern sagt: „Ja, schlaf noch ein wenig, schlummere ein wenig, schlage die Hände in einander, daß du schlafest, so wird dich die Armuth ereilen wie einen Fußgänger, und der Mangel wie ein gewappneter Mann"?

Nicht allein aber die Faulheit thut das, ſondern auch eine unzweckmäßige Geſchäftigkeit. Was ich darunter verſtehe, wird ſich gleich zeigen. Bei euern Arbeiten habt ihr, wenn es nicht gerade Frohn- oder Liebesdienſte ſind, die Abſicht, etwas zu verdienen und euch in der Welt fortzubringen. Treibt ihr nun aber euere Geſchäfte ſo, daß ihr wenig oder gar nichts dabei verdient, oder wohl gar verliert oder zuſetzt, ſo iſt das eine unzweckmäßige Geſchäftigkeit. Der Eine will ſich z. B. durch Handel und Wandel bereichern; aber er ſtellt es dabei ſo an, daß er immer mehr verliert als gewinnt. Um etlicher Batzen willen läuft er zehnmal Stunden weit hin und her; verſäumt andere nöthigere und einträglichere Arbeiten; verzehrt dreimal ſo viel darüber und reißt durch einen Gang den Profit an den Kleidern herunter; oder er verſteht ſich nicht recht auf Kauf und Verkauf, büßt daher bei der ſauerſten Mühe, die er ſich koſten läßt, allzeit ein und fällt in Schulden. Der Andere fuhrwerkt ſich zu Schanden, weil er keinen richtigen Überſchlag zu machen weiß und ſich nicht gehörig dazu anſchickt und Gott weiß, wie's der Dritte, Vierte, Fünfte und Sechſte macht, um mit ſauerer Mühe in Schulden zu gerathen.

Hiezu kommt noch die unordentliche Wirthſchaft, die manche Leute führen. Da wird keine Einnahme mit der Ausgabe verglichen; nicht ordentlich eingetheilt; bald lebt man im Wohlauf, bald darbt man wieder u. ſ. w. Doch, meine Abſicht war nur, etliche der gemeinſten Fehler zu rügen, wodurch ſchon ſo viele Landleute in ihrer Wirthſchaft zurückgekommen und endlich in eine Schuldenlaſt gerathen ſind, die ſie nicht wieder tilgen konnten. Wenn ich vor einer andern Gemeinde zu predigen hätte, ſo würde ich hier noch nicht abbrechen können, ſondern zuvor eine Heerſtraſſe des Verderbens und der Schuldenmacherei, des Lotterieſpieles gedenken müſſen. Gottlob aber, daß wir von jeher meiſtens ſo klug waren, uns von dieſer Krebskrankheit nicht anſtecken zu laſſen, durch welche das ganze Vermögen ſo vieler tauſend Menſchen iſt aufgefreſſen worden. Gott ſegne die Fürſten, die endlich anfangen,

einzuſehen, daß ſie durch das elende Spiel ihre eigenen Unterthanen zu Grunde richten; Gott ſegne ſie, daß ſie endlich dem Unheil, wozu ſie von falſchen Rathgebern verleitet wurden, wieder abhelfen und jenes unglücksvolle Rad des Schickſals nicht mehr umdrehen laſſen. Doch genug! Es iſt Zeit, den erſten Theil abzubrechen, wenn ich gleich noch nichts Vollſtändiges geſagt habe, um auch noch etliche Minuten für den zweiten übrig zu behalten.

Zweiter Theil.

Laßt uns alſo ſehen, was der Schuldenmacher für ein verächtlicher und geplagter Menſch iſt. Er iſt verächtlich, weil er nicht für ſich und die Seinigen ſorgt. Paulus ſagt: „Wenn Jemand die Seinigen, ſonderlich ſeine Hausgenoſſen, nicht verſorgt, der hat den Glauben verläugnet und iſt ärger denn ein Heide.“ Vor ihren eigenen Kindern müſſen ſich daher die Schuldenmacher ſchämen, wenn ſie das Vermögen durchgebracht haben und nun dieſen nicht mehr forthelfen können. Aber eben ſowohl haben ſie Urſache, auch vor fremden Leuten zu erröthen; denn nach vielen Jahren weiſt man noch mit Fingern auf ſie und erzählt es Kindeskindern, was dieſer oder jener für ein wohlhabender Mann war, wie er geprahlt und wohlauf gelebt hat, bis es ſo weit kam, um faſt von anderer Leute Gnade leben zu müſſen. Ja, das war ein ſauberer Mann, ſagen die Leute — mich hat er um ſo und ſo viel und den um ſo viel gebracht; andere Leute ließen ſich's ſauer werden, bis ſie zu etwas kamen, und der faule Böſewicht hat's ihnen ſammt ſeinem eigenen Gute verſchwendet! Das, denke ich, heißt doch Einen ſo arg verachten, als man kann. Wie verächtlich iſt es ferner, wenn Einer nicht einmal mehr mit dem Seinigen ſchalten und walten darf, wie er will, wenn die Obrigkeit zugreift und ihm die Güter verſteigern läßt, die dennoch am Ende nicht hinreichen, um die Gläubiger ganz und alle zu befriedigen. Leider aber ſind gar viele Schuldenmacher ganz unbekümmert darum, ob ihre Schulden alle bezahlt

werden können oder nicht; nur das ſchmerzt ſie, daß ſie nicht länger mehr fortborgen können und daß auch nur ein kleiner Theil ihrer Schulden gedeckt wird. Hätte man mir nur noch 5 bis 10 Jahre zugeſehen, ſagen ſie, ſo ſollte kein Menſch bei mir eingebüßt haben; aber das Amt iſt an Allem ſchuld u. ſ. w.

Daß das nicht wahr iſt, weiß man aus Erfahrung; denn um deßwillen, weil die meiſten Schuldenmacher das Sparen und Zahlen für ſo leicht halten, gerathen ſie in Schulden und hoffen auch noch, bei der größten Schuldenlaſt ihre Gläubiger befriedigen zu können. Noch falſcher iſt's aber, wenn der Schuldenmacher, der die Seinigen um ihren Erbtheil und viele der Gläubiger um ihr Darlehen bringt, ſich gleichwohl auch immer noch in dem Punkte für einen ehrlichen Mann hält. Ich habe keinen Menſchen zu betrügen verlangt, heißt es; aber meiſtens iſt ſchon das nicht wahr, denn der rechte Schuldenmacher geht immer auf Betrug aus; — und dann, geſetzt, daß er anfangs die Abſicht nicht hatte, Einen um das Seine zu bringen, ſo machte er doch allerlei betrügliche Schwänke, um Geld oder Waaren herauszupreſſen, ohne gewiß zu wiſſen, ob er das Geborgte wieder werde zurückerſtatten können. Und am Ende könnte mich gar Einer todtſchlagen, ohne die Abſicht zu haben, mich umzubringen. Er ſoll auch nicht leichtſinniger Weiſe mir das Leben nehmen. Genug, der boshafte Schuldenmacher iſt nicht weniger als der Dieb! Der Schleichdieb betrügt mich im Schlaf und der Schuldenmacher im Wachen. Jener nimmt ohne meinen Willen, was ihm beliebt, und dieſer überredet mich, es ſelbſt herzugeben; am Ende iſt aber eins wie das andere geſtohlen und verloren. Das Gewiſſen iſt nicht frei, wenn man ſein Hab und Gut unter amtlicher Aufſicht verſteigern läßt, und dann ſagt: Ein Schelm gibt mehr als er hat! — Nein, ein Schelm borgt mehr als er zahlen kann, und der ehrliche Mann hütet ſich, um nicht mehr ſchuldig zu werden, als er wiederzugeben vermag. Der Gottloſe, ſagt die Schrift, borgt und zahlt nicht.

Doch, wir wollen nun auch weiter ſehen, was der

Schuldenmacher für ein geplagter Menſch iſt. Er iſt geplagt, wenn er keine Schulden mehr machen kann, und noch geplagter, wenn er ſie macht. Er hat immer drei Sorgen auf dem Herzen — die eine, wie er Schulden machen, die zweite, wie er Schulden zahlen, und die dritte, wie er Schulden nicht zahlen, d. h. wie er ſich anſtellen will, nicht zahlen zu müſſen. Das Schuldenmachen ohne Kredit ſcheint mir immer eine Hauptplage zu ſein, und mich dünkt, bloß um der Beſchwerlichkeit willen, die man dabei hat, wollt' ich lieber Hunger leiden, als in einem ſolchen elenden Zuſtande borgen, wenn mich auch die Unmöglichkeit des Wiederbezahlens gar nicht abſchreckte. So lange man freilich noch in guten Umſtänden iſt und ohne Anſtand wiederbezahlen kann, ſo lange iſt das Borgen eben ſo gar läſtig nicht; aber das iſt auch keine ſolche Schuldenmacherei, wie ich ſie hier meine; denn ich denke mir eben einen Menſchen, der ſchon anfängt, den Kredit zu verlieren, oder ihn ſchon verloren hat; der mehr zu erborgen ſucht, als er bezahlen kann, und folglich allenthalben Anſtand findet. Wie nicht ein ſolcher Tag und Nacht darauf ſinnen muß, wo er Geld hernimmt, wie er ſich durch Schwänke irgendwo wieder Kredit verſchafft, wie er ſich drehen und wenden muß, um ohne Vorwiſſen der Obrigkeit Geld zu bekommen und Weib und Kinder zu hintergehen! Und wenn er nun lang und lang hin und her geſonnen und ſeinen Anſchlag in's Reine gebracht hat, welch ein Hin- und Herlaufen von einem Orte zum andern, bis er das Geld auftreibt! Wie er da Alles mühſam verſucht, bald prahlt, bald wieder demüthig um des Nächſten Geld redet, Bürgen und Zeugen aufſucht und ſich durch alle niederträchtigen Kunſtgriffe hilft! Und wozu braucht er das Geld? Um alte Gläubiger, die des Borgens ſatt ſind und die Schuld entweder ſchon eingeklagt haben oder noch einklagen wollen, wieder zur Ruhe zu bringen. Aber nun hat er doch keine Schuld bezahlt, ſondern nur mit den Perſonen, denen er ſchuldig war, gewechſelt und vielleicht gar die Summe vergrößert. Beſtändig muß er ſich alſo noch immer vor

mahnenden Gläubigern fürchten, auf neue Ausreden dichten und ſich Grobheiten ſagen laſſen. Immer iſt er von Geld entblößt und immer ſoll er zahlen. In der Noth hilft er ſich wohl gar am Ende mit Betrügereien; läugnet, macht falſche Gegenrechnungen, ſchiebt die Zahlung unter allerlei Vorwand hinaus, und treibt es damit ſo lange, bis ſeine Güter ſammt und ſonders in die Hände der Gläubiger fallen. Aus ſeinem Eigenthume verſtoßen, behält er nun kaum ein Bett, auf dem er ruhen kann, und ſtirbt, oft zu arm, um ſich in ſeinen letzten Tagen nur die nöthigſte Erleichterung und Bequemlichkeit verſchaffen zu können. Kann alſo wohl ein Menſch in der Welt geplagter ſein, als der Schuldenmacher? Und doch habe ich nicht die Hälfte geſagt, was ſich von ſeinem Elende ſagen läßt. Verzeiht mir nun, ihr guten und ordentlichen Hauswirthe, daß ich euch ſo lange mit der Beſchreibung der unordentlichen aufgehalten habe. Wenn man es aber ganz vermeiden wollte, von ſolchen Dingen zu reden, die nicht alle Zuhörer zugleich, ſondern vielleicht nur wenige darunter angehen, ſo müßte man auch von allen Laſtern ſchweigen, weil doch immer viele in der Gemeinde ſind, die dieſes und jenes Laſter, von dem geſprochen wird, nicht begehen. Meine Abſicht ging eigentlich dahin, diejenigen, die vielleicht ſchon wanken, zu warnen, daß ſie nicht fallen; den ordentlichen Wirthſchaftern zu zeigen, wie weit glückſeliger ſie ſind, als die unordentlichen, und vorzüglich jungen Leuten, die zur Verſchwendung und Schuldenmacherei geneigt ſind, eine gute Lehre zu geben, noch ehe ſie ihre eigene Haushaltung antreten.

Geſetzt aber, wenn auch in dieſem Stücke Niemand über uns zu ſeufzen Urſache hat — wie manche andere Schuld haben wir dennoch auf unſerm Herzen, die wir an jenem Tage, wo unſer Schuldregiſter aufgeſchlagen wird, nicht werden bezahlen können! Da wird es heißen: Hier biſt du einem deiner Mitmenſchen die Barmherzigkeit, dort einem Andern den Beiſtand, einem Dritten den Rath, einem Vierten die Verträglichkeit und Verzeihung, einem Fünften alle dieſe Pflichten

zugleich ſchuldig geblieben. Mir, wird Gott gleichſam ſagen, mir bleibſt du ſo und ſo viel tauſend Dankſagungen, mir bleibſt du die verdiente Liebe, das Vertrauen, die Geduld, die Hochachtung u. dergl. ſchuldig, und ach! da werden wir ſtehen, auf tauſend nicht eins antworten können und nicht wiſſen, wovon wir bezahlen ſollen. Wir geſtehen es redlich: unſere Schuld iſt groß; aber noch größer iſt deine Güte. Verſtoß uns alſo nicht, unendlich gütiger Herr im Himmel! laß uns unſere vielfältigen Schulden nach; ſo wie wir denen ihre Schuld nachlaſſen, die uns etwa ſollen beleidigt haben. Amen.

Predigt

auf

den zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Die Phariſäer hielten einen Rath, wie ſie Jeſum in ſeiner Rede fangen möchten.“ Matth. 22, 15.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Liebloſigkeit und Bosheit iſt ein ſo großes, gemeines und hartnäckiges Übel, daß man nicht oft genug davor gewarnt werden und nie zu viele Mühe anwenden kann, ſich davon zu befreien. Dieß Übel zeigt ſich aber auch in einer ſo vielfachen Geſtalt, daß man nicht zufrieden ſein darf, den Chriſten nur zuzurufen: Fliehet doch alle Liebloſigkeit, entſaget doch aller Bosheit! Man muß ihnen bald dieſe, bald jene beſondere Art vor Augen ſtellen; man muß ihnen das Unrecht und die Sündhaftigkeit derſelben zur Warnung und Beſſerung deutlich und nachdrücklich zeigen. In dieſer Abſicht will ich jetzt auf eine beſondere Art von Liebloſigkeit und Bosheit, die an dem Nächſten verübt werden kann und oft verübt wird, aufmerkſam

machen. Ich will nämlich zeigen, wie unerlaubt und sündhaft es sei, den Nächsten in seiner Rede zu fangen, und zwar:

Wie man den Nächsten in seiner Rede zu fangen pflegt, I. Theil;

wie unerlaubt und sündhaft dieß sei, II. Theil.

Jesus! der du stets die Wahrheit gelehrt hast, gib uns deinen Geist, daß auch wir in Wahrheit und Aufrichtigkeit gegen unsern Nächsten zu Werke gehen, damit wir am Tage des Gerichts vor dir nicht zu Schanden werden.

Erster Theil.

Daß lieblose und boshafte Leute ihren Nebenmenschen in seiner Rede zu fangen suchen, ist nichts Ungewöhnliches. Es hat zu aller Zeit dergleichen Leute gegeben; und man findet sie auch heut zu Tage noch, und zwar mehr, als für die Ehre des Christenthums und das Glück der Welt gut ist. Ein merkwürdiges, warnendes Beispiel finden wir im heutigen Evangelium an den Pharisäern. Diese waren bekanntlich die abgesagtesten Feinde unsers Erlösers und hatten schon oft auf Mittel gedacht, seiner los zu werden. Aber bisher wollte es ihnen immer nicht recht gelingen. Sie mußten daher etwas Neues ausfindig machen, um ihre Absicht zu erreichen, und sie beschloßen bei einer angestellten gemeinschaftlichen Berathschlagung, ihn wo möglich in seiner Rede zu fangen. Das jüdische Volk stand damals unter der Botmäßigkeit des heidnischen römischen Kaisers, und nun wäre es ein unfehlbares Mittel gewesen, Jesum zu stürzen, wenn man ihn als einen Aufrührer gegen die römische Obrigkeit hätte angeben können. Aber wo sollten sie die Gelegenheit, ihn als einen Aufrührer anzuklagen, hernehmen? In seiner ganzen Aufführung fanden sie solche nicht; denn er that im Geringsten nicht, was einer Empörung oder Aufwieglung der Leute gegen den Kaiser auch nur von weitem ähnlich war; sondern er betrug sich allenthalben so, wie es einem getreuen und gewissenhaften Unterthanen gebührt.

Es blieb alſo ſeinen Feinden nichts übrig, als zu probiren, ob ſie ihn nicht in ſeiner Rede fangen und etwas aus ihm herauslocken könnten, wodurch er ſich bei der römiſchen Regierung verdächtig und verhaßt machen könnte. Und dieß ſchien ihnen ſo gar ſchwer nicht zu ſein. Sie wußten, wie freimüthig Jeſus lehrte, und ſeine Gedanken von dem, was recht und nicht recht wäre, zu eröffnen pflegte; und nun ſchicken ſie einige Leute an ihn ab, die ihm die Frage vorlegten, ob die Juden, als ein freies Volk, dem römiſchen Kaiſer zum Beweiſe ihrer Unterwürfigkeit die auferlegten Abgaben entrichten müßten oder nicht. — Und um ihn nach ihrer Meinung deſto treuherziger zu machen, wurden ihm zuvor allerhand Lobſprüche wegen ſeiner großen Einſicht, Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit gemacht. Hätte er nun die Entrichtung der Steuern und Abgaben für unrechtmäßig erklärt, ſo wäre er bei der römiſchen Regierung in hohe Ungnade und ſchwere Strafe gefallen; hätte er ſie aber für rechtmäßig ausgegeben, ſo würde er das Volk, das auf ſeine Freiheit trotzte und dem römiſchen Kaiſer mit dem größten Widerwillen gehorchte, vor den Kopf geſtoßen haben. Konnte etwas liebloſer und boshafter ſein, als Jeſum auf dieſe Weiſe in ſeiner Rede fangen zu wollen? Die Phariſäer hatten es nicht bloß bei dieſer Gelegenheit, ſondern bei mehrern verſucht. So hatten ſie ihm einmal die Frage vorgelegt: ob es recht ſei, am Sabbathe zu heilen; ein andersmal: ob es erlaubt ſei, daß ſich ein Mann von ſeinem Weibe ſcheide. Es war ihnen dabei nicht um ihre Belehrung zu thun, ſie wollten vielmehr bei jeder von dieſen Fragen Jeſum in ſeiner Rede fangen und in Mißkredit bringen. Eben dieß hatten die Sadduzäer im Sinne, die keine Auferſtehung der Todten glaubten, als ſie Jeſum fragten, welchem von ſieben Brüdern, die nacheinander ein Weib gehabt hatten, dieß Weib in der andern Welt gehören werde. Auch ſie wollten ihn hiedurch in ſeiner Rede fangen. Und wie viele Chriſten haben öfter die nämliche Abſicht, wenn ſie mit ihrem Nebenmenſchen ſprechen und ihn zum Reden bringen!

Liebloſe und boshafte Gemüther ſind nämlich auf nichts mehr bedacht, als ihrem Nebenmenſchen einen Vortheil zu entziehen und einen Schaden zuzufügen. Sie thun das meiſtens aus Eigennutz, weil ſie glauben und hoffen, der Verluſt und Nachtheil des Nächſten werde ihr Gewinn und Nutzen ſein. Zuweilen aber thun ſie es aus bloßem Haß gegen ihn, ohne ſich den geringſten Vortheil von ſeinem Schaden und Unglück zu verſprechen. Sie geben ſich daher alle Mühe, etwas von ihm zu erfahren, das ihnen Gelegenheit gibt, ihn zu verläſtern, um ſeinen Kredit zu bringen, bei der Obrigkeit ſtraffällig zu machen, ihm die Liebe ſeiner bisherigen Freunde zu entziehen, übelgeſinnte Leute noch mehr gegen ihn einzunehmen, ihrer eigenen Feindſchaft gegen ihn eine Farbe anzuſtreichen, etwas von ihm an ſich zu ziehen, und überhaupt ſein Glück zu ſchmälern oder wohl gar zu vernichten. Und wenn ſie ihm ſelbſt nicht beikommen können, ſo ſuchen ſie ihn zum Werkzeug ihrer Bosheit gegen Andere zu machen und zur Ausführung ihrer böſen Abſichten zu gebrauchen. Nun ereignen ſich aber tauſend Fälle, wo ſie Beides nicht thun können, wenn ſie den Nächſten nicht in ſeiner Rede zu fangen wiſſen. Er beſitzt vielleicht zu viel Vernunft und Klugheit, iſt zu rechtſchaffen und gewiſſenhaft, und hat zu viel Schutz und Beiſtand, als daß ſie hoffen könnten, ihm etwas anzuhaben, oder ihn zur Beförderung ihrer boshaften Abſichten auf ihre Seite zu bringen, wenn ſie ſich offenbar und geradezu an ihn machen. Sie müſſen ihn durch Argliſt in ihr Netz ziehen, und ſelbſt der Argliſt bleibt zuletzt nichts als das Mittel übrig, den Andern in ſeiner Rede zu fangen. Wenigſtens erreicht der Boshafte ſeine Abſicht deſto geſchwinder, leichter und ſicherer, wenn er dieß Mittel mit den übrigen vereinigt, die ihm ſonſt offenbare Gewalt oder tückiſche Falſchheit an die Hand gibt. Da ſucht man denn den armen Nächſten in ſeiner Rede zu fangen, daß er etwas von ſich oder von Andern offenbart, was ihm und ihnen zum Schaden gereicht. Man lockt eine Läſterung, ein Scheltwort gegen Höhere und Niedrigere

von ihm heraus, um ihm Verdruß und Strafe zuzuziehen. Man weiß ihn dahin zu bringen, daß er etwas verspricht, z. B. die Ehe oder Bürgschaft, welches er entweder gar nicht halten kann, so daß er sich mit großem Schaden von seinem Versprechen wieder los machen muß, oder durchaus zu seinem noch größern Nachtheil und gänzlichen Verderben in Erfüllung zu bringen gezwungen wird. Man verwickelt ihn so, daß er sich zu einem schädlichen Kauf oder Verkauf bereden läßt und hernach sein Wort nicht mehr zurücknehmen kann. Man spricht so lange und so viel mit ihm, bis er etwas Ungereimtes, oder sonst etwas hervorbringt, wodurch er verächtlich gemacht und um seine Ehre und seinen guten Namen gebracht werden kann. Und wer will alle die verschiedenen Arten nennen, wie man den Nächsten in seiner Rede zu fangen pflegt? An einfältige und unvorsichtige Leute wagt sich die arglistige Bosheit am meisten; denn diese hofft sie am leichtesten und gewissesten in ihren Reden zu fangen. Doch zuweilen macht sie sich sogar an verständige und kluge Personen. Ein arglistiger Mensch bildet sich gemeiniglich auf seinen Verstand nicht wenig ein; er beredet sich, Niemand sei so klug wie er, und man könne ihn nicht leicht austisten. Daher getraut er sich zuweilen auch solche Leute in ihren Reden zu fangen, die ihm an Verstand und Klugheit weit überlegen sind. Die Kunstgriffe, deren man sich hiebei bedient, sind unzählige. Man schläfert die Leute durch allerhand Lobsprüche ein; man macht sie durch mancherlei Gefälligkeiten vertraulich; man rühmt ihre Aufrichtigkeit und Liebe zur Wahrheit, vermöge welcher sie Niemand etwas zu lieb und etwas zu leid redeten; man versichert sie zugleich, daß sie ja nach Niemand zu fragen hätten, oder bestärkt sie in dieser Meinung; man nimmt noch andere Leute zu sich, von denen sie nichts weniger als etwas Arges vermuthen, und denen sie mehr trauen sollen als dem, der es eigentlich mit ihnen zu thun hat. Besonders hat man sich immer der Trunkenheit als eines Mittels bedient, Andere in ihren Reden zu fangen; und boshafte Menschen suchen daher

denjenigen, die ſie auf dieſe Art beſtricken wollen, nur gar zu oft einen Rauſch anzuhängen, in welchem ſie Alles ungeſcheut herausſagen, was ſie auf dem Herzen haben, und leicht zu allen Verſprechungen zu bereden ſind, die man gern von ihnen empfangen möchte. — Habe ich hier etwas Falſches angeführt? Und habe ich nicht genug zu eurer Prüfung erinnert? Sind euch nicht Beiſpiele bekannt, daß Leute auf ſolche und vielfach andere Art in ihren Reden gefangen worden ſind? Und gehört ihr nicht ſelbſt zum Theil unter die Anzahl dieſer Betrogenen? So ſehr ihr in dieſem Falle zu bedauern wäret, beſonders wenn euch dadurch ein beträchtlicher Schaden zugefügt worden wäre, ſo wäret ihr doch noch mehr zu beklagen, wenn ihr ſelbſt auch andere Leute in ihren Reden zu fangen geſucht hättet; es möchte euch nun gerathen ſein oder nicht. Dieſes wäre höchſt unrecht; es iſt allemal beſſer, Unrecht leiden als Unrecht thun.

Zweiter Theil.

Vielleicht glauben es Wenige, wie unerlaubt, ſündhaft und ſchädlich es ſei, ſeinen Nächſten in der Rede zu fangen; und doch erhellet dieß ſchon deutlich daraus, weil man dadurch jenen Feinden Jeſu, den jüdiſchen Phariſäern, ähnlich wird. Was für verderbte Menſchen waren dieſe Phariſäer! Wie viele Klagen führt Jeſus über ſie! Wie oft ruft er ein „Wehe euch!“ über ſie aus! Wie ſchändlich und traurig muß es alſo ſein, wenn Chriſten ſolchen Leuten gleich und, wie ſie, ihren Nächſten in der Rede zu fangen befliſſen ſind! Dieſe Kunſt und Bemühung iſt ein Geſchäft der Falſchheit, Argliſt und des Betrugs. Was daher wider dieſe in der heiligen Schrift geredet wird, das muß auch den Leuten gelten, welche ihren Nächſten in ſeiner Rede zu fangen ſuchen. Was ſagt aber Gott in ſeinem Wort von den Falſchen, von den Betrügern, den Argliſtigen? Billigt er ihre Werke? Rühmt er ihre Unternehmungen? Verheißt er ihnen Gutes? Keineswegs. Er eifert wider ſie und droht ihnen die unausbleiblichſten

und geschärftesten Strafen. „Die falsche Zunge besteht nicht lange. Dein Maul lässest du Böses reden, und deine Zunge treibt Falschheit; das thust du, und ich schweige; da meinest du, ich werde gleich sein wie du; aber ich will dich strafen und dir's unter die Augen stellen. Sechs Stücke hasst er und am siebenten hat er sein Gräuel: hohe Augen, falsche Zungen, Hände, die unschuldig Blut vergießen; ein Herz, das mit bösen Tücken umgeht, Füße, die behende sind, Schaden zu thun, falscher Zeuge, der frech Lügen redet und Hader zwischen Brüdern anrichtet. Darum wehe denen, die mit bösen Tücken umgehen; denn sie werden zu Schanden. Leget daher ab alle Bosheit und allen Betrug! Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!" (Sprichw. 12, 19. — Ps. 49, 19. — Sprichw. 6, 16. — Mich. 2, 1. — I. Petr. 2, 1. — Matth. 10, 16.) So redet die Schrift; und gehen denn diese Aussprüche diejenigen nicht an, welche ihren Nächsten in seiner Rede zu fangen suchen? Oder wie können sie solche hören, und sich doch noch rechtfertigen wollen?

Das Gebot der Nächstenliebe ist ein unwiderrufliches Gesetz; es kann durch nichts aufgehoben werden. Wie schwach am Verstande, oder wie muthwillig blind müßte aber derjenige sein, welcher nicht einsehen sollte, es könnte mit der Liebe des Nächsten, die uns von Gott und Jesu Christo so hoch und theuer anbefohlen worden ist, durchaus nicht bestehen, wenn man den Nächsten in seiner Rede fängt! Diese Liebe erlaubt und billigt es zwar, etwas aus dem Nächsten heraus zu locken, wenn es zu seiner Besserung und zum Nutzen Anderer, wenigstens ohne seinen und Anderer Schaden geschieht. Aber ihm und Andern zum Unglück ihn in seiner Rede zu fangen, das ist die unwidersprechlichste Übertretung des Gesetzes der Liebe, welches uns befiehlt, für das Beste unseres Nebenmenschen wie für unser eigenes besorgt zu sein. Durch

ein ſolches Fangen in der Rede wird er wenigſtens in ſeiner Ruhe geſtört; es wird ihm mancher Verdruß zubereitet; es wird ihm mancher kleine Vortheil entzogen.

Und ſchon dieſes ſollte hinreichend ſein, um ihn davor zu warnen. Denn wer erlaubt uns, dem Nächſten an ſeiner Ruhe, an ſeinem Vergnügen, an ſeinem Glücke auch nur im Geringſten hinderlich zu ſein? Aber zuweilen hat Mancher den größten Theil ſeines irdiſchen Glückes eingebüßt, oder er iſt völlig in zeitliches Verderben geſtürzt worden, weil ihn ein Boshafter in ſeiner Rede fing; ja man kann dabei ewig verloren gehen, wenn man ſo in ſeiner Rede gefangen wird, daß man in eine Sünde fällt und nachher unbußfertig darin beharrt. Wie ſchwer muß es nun einem Menſchen auf ſeinem Gewiſſen liegen, wenn er ſich den Vorwurf machen muß: Dieſen, Jenen habe ich durch eine unvorſichtige Rede, die ich aus ihm oder aus Andern herausgelockt habe, auf ſeine ganze Lebenszeit, ja auf ewig unglücklich gemacht! Solche Leute, welche ihren Nächſten in ſeiner Rede zu fangen ſuchen, gehören unter ſeine heimlichen Feinde. Nun wiſſet ihr aber und werdet es leicht begreifen, daß heimliche Feinde allemal deſto ſtrafbarer ſind, je weniger man ſich vor ihnen in Sicherheit ſetzen kann. Daß ſie es mit klugen Leuten zu thun gehabt haben, entſchuldigt ſie nicht. Denn der klügſte Menſch iſt ein ſchwacher Menſch, der auch berückt werden kann, weil er Niemand in's Herz ſehen und nichts völlig durchſchauen kann. Aber noch weit unverantwortlicher handeln ſie, wenn ſie ihre Argliſt zum Schaden der Einfalt anwenden, die ſo leicht gefangen werden kann. — Was iſt nun die Weisheit, welcher ſich dergleichen Boshafte gemeiniglich zu rühmen pflegen? Sirach mag's beantworten: „Argliſtigkeit," ſchreibt er, „iſt nicht Weisheit, und der Gottloſen Tücke iſt keine Klugheit" (Sir. 19, 19.). Wie wahr iſt dieß geredet! Nur der iſt weiſe, der etwas Gutes gut anzugreifen und hinauszuführen weiß. Wer böſe Abſichten hat, verdient den Namen eines weiſen Mannes nicht, wenn er auch noch ſo geſchickt iſt, ſie anzu-

ſpinnen und durchzuſetzen. Und daher iſt es eine eitle Anmaßung, wenn der, welcher ſeinen Nächſten in der Rede zu fangen gelernt hat, ſich weiſe zu ſein dünkt. Er iſt ein Thor, und ſeine Thorheit wird gar oft durch das Mißlingen ſeiner Abſicht offenbar.

Es mißlang den Phariſäern. Jeſus merkte ihre boshafte Abſicht und ſagte es ihnen frei heraus: „Ihr Heuchler, was verſucht ihr mich?“ Er ließ ſich eine von den Münzen zeigen, in welchen die Abgabe entrichtet werden mußte, und fragte ſie, weſſen das Bild und die Umſchrift darauf ſei. Und als ſie antworteten: Des Kaiſers! ſprach er: „So gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt;“ und geſtand ihm alſo das Recht der Oberherrſchaft zu; damit er aber auch auf der andern Seite nicht anſtoßen möchte, ſo ſetzte er hinzu: „Doch gebt auch Gott, was Gottes iſt,“ und entrichtet diejenigen Pflichten, die ihr nach eurer Religion als das Volk Gottes zu leiſten ſchuldig ſeid.

So entging Jeſus der Schlinge, die ihm heimlich gelegt war. So wenig konnten ihn ſeine Feinde fangen! Sie mußten den Vorwurf, daß ſie Heuchler wären, auf ſich liegen laſſen. Einander anſehen, ſchweigen und ſich entfernen war Alles, was ſie thun konnten. Sie konnten ſich ſogar der Verwunderung über die vernünftige Antwort Jeſu nicht enthalten. So wahr iſt's, was Salomon ſchreibt: „Der Böſe wird gefangen in ſeinen eigenen falſchen Worten; aber der Gerechte entgeht der Angſt“ (Sprichw. 12, 13.).

Es gehört nicht allemal die Weisheit Jeſu dazu, um den böſen Abſichten derer, die ihren Nächſten in der Rede fangen wollen, zu entgehen und ſie zu Schanden zu machen. Es reicht zuweilen menſchliche Weisheit und Vorſicht dazu hin; und öfter iſt es ſchon dem Einfältigen gelungen, den Sieg über den ſtolzen Argliſtigen davon zu tragen, der ihn in ſeiner Rede fangen wollte. Gott wenigſtens weiß und bemerkt dergleichen Tücken ſo gut als die offenbarſte Bosheit; und wenn

er den Arglistigen seine heimliche Bosheit in's Werk setzen läßt, so ist das kein Beweis, daß er nicht darauf achte, oder die Sache gut heiße, sie nicht bestrafe, oder des Betrogenen sich nicht annehmen werde. Er wird es zu seiner Zeit, in jener Welt wenigstens, wo einem Jeden nach seinen Werken vergolten wird, gewiß thun. Wehe dann dem, dem der Richter entgegenrufen wird: „Du Heuchler, was versuchtest du deinen armen Nächsten und mich, mit dem du es mehr zu thun hattest, als mit ihm, da du ihn in seiner Rede zu fangen suchtest? Werde nun ewig zu Schanden! Ungnade und Zorn, Trübsal und Angst sei der Lohn deiner arglistigen Bosheit."

Wohl hingegen an jenem Tage dem Frommen, der nach dem Beispiele Jesu wahrhaftig ist, und sich bei Allem, was er redet und thut, aufrichtiger Liebe und Treue befleißt! Seine Seligkeit wird durch keine Bosheit und Arglist der Welt mehr gestört werden können, und schon hier wird er sich der Liebe aller Rechtschaffenen und der Liebe des treuen Vaters im Himmel zu erfreuen haben. Amen.

Predigt

auf

den dreiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Das Mägdlein iſt nicht todt, ſondern es ſchläft.“ Matth. 9, 24.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Die erblaßten Gebeine der Todten, die im ſtillen Grabe unter dem Schatten der Verweſung ruhen, ſollen an einem Tage, den die Weisheit Gottes beſtimmt hat, wieder lebendig hervorgehen und beſeelt werden. Dieß iſt eine Wahrheit, zu der wir uns feierlich bekennen; dieß iſt unſer Troſt, wenn uns diejenigen, die wir herzlich liebten, von der Seite geriſſen werden; oder wenn Krankheit und Abnahme der Kräfte uns ſelbſt ein nahes Ende verkünden. Aber ſind wir darin nicht etwa leichtgläubig? Laſſen wir uns nicht etwa von einer ungewiſſen Hoffnung täuſchen, die keinen ſichern Grund hat? — Aber wie? können wir von dieſer Erwartung eine feſte Gewißheit haben? Beinahe könnte es Einem unglaublich vorkommen, daß ſo viele tauſendmal tauſend verworfene und zerſtreute

Gebeine sollen wieder mit Fleisch und Haut umzogen werden, und daß so viele längst Verweste, deren Namen man nicht einmal mehr weiß, aus ihrem Grabe sich wieder in die Höhe richten sollen. Es läßt dem ersten Ansehen nach dieses fast eben so unglaublich, als wie ihr es, Geliebte, würdet für unmöglich halten, daß ihr solltet die jetzt todten Gewächse der erkalteten Erde in blühendem Schmucke wieder zu sehen bekommen, wenn ihr dieß Letztere nicht schon aus vieljähriger Erfahrung wüßtet. Sehet an den Erdboden, welche traurige Gestalt er uns jetzt zeigt! Die Felder stehen entblößt und kahl; man kann über ihre dürre ausgebrettete Fläche weit hinwegsehen. Auf den Wiesen, wo sonst zwischen dem Grase manche Blume hervorragte, liegen ausgetrocknete Wurzeln sammt einigen welken Kräutern niedrig herum. Hohe und stark belaubte Bäume haben ihre grüne Zierde abgeschüttelt und lassen ihre Zweige ohnmächtig hängen. Überall sehen wir gleichsam Verwüstungen der sterbenden Natur und kein Zeichen eines wiederkommenden Lebens. Was meint ihr, sollten diese entblößten Felder wohl wieder ihren Schmuck bekommen, und die erstarrten Bäume wieder ausschlagen? Hättet ihr dieses noch nie erlebt, so würdet ihr euch bedenken, und wie der Prophet Ezechiel, dem der Herr ein weites Feld verdorrter Gebeine zeigte, antworten: Meinst du, fragte Gott, daß auch diese Gebeine wieder lebendig werden können? Herr, antwortete Ezechiel, Herr, das weißt du wohl. Die Absicht Gottes bei dieser Frage war, dem Propheten die Schwäche der Vernunft vorzustellen und seinen Glauben zu prüfen. Möchtet doch auch ihr euch aufrichtig prüfen, ob ihr das vom Herzen glaubet, was ihr mit dem Munde bekennet, ob ihr einer künftigen Auferstehung vom Tode mit unbezweifelter Zuversicht entgegensehet. Ich meines Theils werde trachten, euch in diesem Glauben zu befestigen und euch die Gewißheit der künftigen Auferstehung der Todten vorstellen in folgenden zwei Theilen:

Sie ist möglich und höchst wahrscheinlich, wenn wir die Aussprüche der Vernunft betrachten, I. Theil;

sie ist im höchsten Grade gewiß, wenn wir die Offenbarung darüber zu Rathe ziehen, II. Theil.

Herr, gründe und stärke diesen Glauben, daß wir nie wanken!

Erster Theil.

Die Erzählung von einer Tochter, die der Vater in den letzten Zügen verlassen hatte, und die, während er zu Christo kam, schon gestorben war, die der Heiland aber vom Tode mit so leichter Mühe erweckte, als wir einen Schlafenden von seinem Schlafe ermuntern, führt uns ganz ungezwungen auf die künftige Wiederaufweckung der Todten. Die Macht, Todte zu erwecken, war ein Strahl der Gottheit, den der Heiland nach seinem freien Willen nicht allzu oft, aber doch zu Zeiten blicken ließ. Unzählige Kranke hat er geheilt, aber nur drei Todte erweckt. Er wollte das größte seiner Wunder nicht allzu sehr häufen, um nicht den Eindruck davon zu schwächen. Doch machte er Todte lebendig, um in seiner tiefen Erniedrigung seine göttliche Herrlichkeit zu beweisen und den Menschen alle Zweifel daran zu benehmen. Denn er hatte diese Macht eben so eigenthümlich wie sein Vater. Er sagte es und zeigte es auch: Wie der Vater die Todten auferweckt und sie lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, welche er will. Nach seinem weisen Wohlgefallen hat er drei Todte wieder zum Leben zurückgerufen: ein Kind auf dem Bette, einen Jüngling auf der Bahre, einen Mann im Grabe. Also hat er von beiden Geschlechtern und aus jedem Lebensalter einen Menschen wieder lebendig gemacht, um sich als den allgemeinen Heiland und den Wiederbringer des Lebens zu beweisen, welcher die ganze Nachkommenschaft Adams, Alles, was je vom Tode weggerafft werden sollte, wieder aufrichten und zum Leben hervorbringen wird. Gleichwie in Adam Alle sterben, so werden Alle in Christo lebendig gemacht. Diese Wiederherstellung des Lebens wird eine Ähnlichkeit haben mit der ersten Schöpfung des Lebens. Drei besondere Handlungen

waren es, welche die Schöpfung des ersten Menschen ausmachten. Gott sonderte einen gewissen Theil Erde ab; er bildete daraus den Leib des Menschen, er blies ihm den lebendigen Odem ein, und gab ihm die Seele. Auf eine ähnliche Weise wird Gott unser Herr verfahren, wenn er uns vom Tode erweckt. Er wird den Staub und alle Theile, die zu jedem Leibe wesentlich gehört haben, zusammenbringen; er wird den Staub emporheben und den zusammengebrachten Theilen das Leben wiedergeben; er wird die Seele wieder mit dem Leibe vereinigen, sie nicht in eine fremde, sondern in ihre eigene Wohnung zurückführen. Die Zeit, da diese allgemeine Wiederbelebung der Leichname geschehen soll, ist der letzte Tag der Welt. Da werden die Gerechten auferstehen zum ewigen Leben und die Ungerechten zur ewigen Schmach und Schande.

Aber auf welchen Gründen beruht diese Lehre? Wenn man eine Sache gründlich untersuchen will, so prüft man selbe nach drei Regeln: Ist die Sache möglich? Ist sie glaublich? Ist sie bestätigt und gewiß?

Laßt uns einmal diesen Maßstab hier brauchen und zuerst die Frage aufwerfen: Sollte die Auferstehung der Todten wohl möglich sein? Sollte sie wohl Gott bewirken können? Wenn wir selbst zu unserer Auferstehung Hilfe leisten müßten, so möchte die Sache wohl ihre Schwierigkeiten haben. Es ist wahr, ein jeder Leib wird nach dem Tode durch die Verwesung aufgelöst, auch werden die aufgelösten Theile wohl zerstreut. Allein sie werden doch niemals vernichtet, sondern wie weit sie sich auch von einander trennen und sich in andere Gestalten verwandeln, so bleiben sie doch stets im Gebiete Gottes. Alle verwesten Leichname, von der ersten Leiche des gerechten Abel bis auf die letzte und neueste, sind noch im Reiche der Schöpfung da. Gott sieht die Enden der Erde, er weiß Alles, was unter dem Himmel ist. Er zählt die Tropfen im Regen, er kennt alle Stäubchen der ganzen Welt. Wie ein Meister sein Werk auseinanderlegt, und alle Theile, die er gemacht hat, vor seinen Augen sind: so kennt Gott

auch jeden Menſchen, ſowohl ehe er zu leben anfängt, als nachher, da er zu leben aufgehört hat. Dem die Gebeine nicht verborgen waren, ehe ſie bereitet wurden, dem ſind ſie auch nachher nicht verborgen, da ſie der Tod getrennt hat. Sein Auge ſieht alle Theile des zerſtörten Leibes und ſeine Hand kann ſie zuſammenbringen. Was ſeine Allwiſſenheit kennt, das kann ſeine Allmacht. Bei ihm iſt Rath und That. Seht die Sonne an, wie hoch erhaben und doch erwärmt ſie die Erde. Sie leuchtet nun ſchon ſo viele Jahrhunderte, und ihr Licht nimmt nicht ab, ihre erwärmende Kraft verringert ſich nicht. Sehet die Erde an, ſo viele unzählige Menſchen und Thiere nähren ſich ſchon ſo viele tauſend Jahre von ihr und ſie wird doch nicht weniger. Gott, der täglich große Dinge thut, die nicht zu erforſchen ſind, kann den Leib, den er zum erſtenmale bereitet hat, zum andernmale leicht wieder zuſammenfügen. Ohne ihm die Schöpfung unſers Leibes abzuſprechen, können wir alſo auch die Auferſtehung nicht als unmöglich läugnen. Er fragt uns: Sieh, ich der Herr bin ein Gott alles Fleiſches, wie ſollte mir etwas unmöglich ſein? Sollte aber nach dem Urtheile der Vernunft die Auferſtehung der Todten wohl glaublich ſein? Wegen der Gerechtigkeit Gottes iſt ſie allerdings wahrſcheinlich und glaublich. So lange dieß Leben dauert, ſo lange duldet Gott den Böſen und prüft den Gerechten. Der Sünder thut, was ſeinen Lüſten gefällt, und es geht ihm wohl. Der Fromme lebt unſträflich und muß dabei viel leiden. Dieß kann nicht immer ſo fort gehen. Hier iſt bloß der Prüfungsort, Belohnung oder Beſtrafung wird dort nachfolgen. Damit kann ſich aber die Gerechtigkeit Gottes nicht genügen laſſen, daß ſie bloß den abgeſchiedenen Seelen in ihrer Abſonderung vom Leibe die Vergeltung zutheile. Der Menſch hat geſündigt. Gleichwie beide Theile des Menſchen in ihrer Arbeit miteinander verbunden geweſen ſind, ſo müſſen ſie auch im Genuſſe des Lohnes wieder einmal zuſammentreten. Wie viele Leiden hat nicht oft ein Gerechter an ſeinem Leibe erdulden müſſen! Man denke an die Martyrer

der ersten Zeiten des Christenthums! Man denke an solche Fromme, die in schmerzhaften Krankheiten viel ausstehen mußten, oder die frühzeitig in der ersten Blüthe des Lebens weggenommen wurden! Sie haben viel um Leibe gelitten, Vieles für den Leib entbehrt; sollten sie nicht auch dem Leibe nach eine Vergeltung dafür erwarten können? Hingegen haben so viele Lasterhafte ihren Leib zur Wollust und Ungerechtigkeit mißbraucht. Wenn nun zwischen Strafe und Sünde eine Gleichheit sein soll, so müssen sie nothwendig auch am Leibe gestraft werden. Soll nun dem Menschen nach dem, wie er bei seinem Leben gehandelt hat, eine gerechte und vollständige Vergeltung widerfahren, so muß der Leib auch daran Theil nehmen, er muß wieder aus dem Staube hervorkommen und auferstehen.

Zweiter Theil.

Was nun nach der Vernunft die höchste Wahrscheinlichkeit hat, das hat nach der Offenbarung oder nach dem Worte Gottes seine völlige Gewißheit. Gott hat seinen Willen und gefaßten Rathschluß nicht dunkel oder zweifelhaft, sondern auf's Deutlichste und Zuverläßigste hierüber bekannt gemacht. „Es kommt die Stunde," sagt Christus, „in welcher Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Menschensohnes hören und hervorgehen werden, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Übels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts." Er versichert, daß dieß ein fester, unwiderruflicher Rathschluß Gottes sei.

„Das ist der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, daß Jeder, der den Sohn kennen lernt, und an ihn glaubt, ewiges Leben habe und ich werde ihn am letzten Tage auferwecken." Nun würde der wahrhaftige Gott nicht versprechen, was er weder erfüllen könnte noch wollte. Ganz frühe muß der Herr diesen Rathschluß den gläubigen Vätern schon entdeckt haben; denn es ist eine

uralte Lehre. Bloß die Heiden trauerten bei den Leichen der Ihrigen, weil sie keine Hoffnung einer bessern Zukunft hatten; aber bei dem Volke Gottes ist diese Lehre schon vom Anfange her bekannt gewesen. Abraham, da er den Befehl erhielt, seinen einzigen Sohn zu opfern, dachte sich: Gott kann ihn auch vom Tode erwecken. Hiob erwartete, mit seiner Haut umgeben zu werden und in seinem Fleische Gott zu schauen. Hanna preist die Allmacht Gottes, der die Menschen in das Grab hineinführt, aber auch wieder heraus. David unterscheidet die Freude, die seine Seele gleich nach dem Tode, und die Freude, die Seele und Leib zugleich am jüngsten Tage genießen würden: „Ich will dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde.“ Als Martha über den Tod ihres Bruders Lazarus sehr betrübt war, gab ihr der Heiland die Versicherung: Dein Bruder soll auferstehen. Freilich, sprach sie, wird er auferstehen am jüngsten Tage. Der Glaube an die Auferstehung war also bei Allen, die an Gottes Wort glaubten, angenommen. Man wußte Beispiele von Solchen anzuführen, die auferstanden waren, und dieß bestärkte den Glauben. In der That sind auch alle Beispiele der Auferweckten, die uns in der heiligen Schrift berichtet werden, Vorspiele und Versicherungen einer allgemeinen künftigen Wiederbelebung. Es sind die Erstlinge, daraus man den Schluß machen soll, daß die Ärnte kommen, daß die allgemeine Auferstehung der Todten unausbleiblich nachfolgen werde. Es ist allemal die Absicht Gottes dabei gewesen, das Überschwengliche seiner Kraft zu zeigen, wie er alle Dinge, auch die entseelten Leichname sich könne unterthänig machen. Einen ganz nahen Beweis davon haben wir in der Geschichte des heutigen Evangeliums vor uns. Das wußten die Eltern, die deßwegen Alles, was zur Trauer nöthig war, bestellt hatten. Davon waren alle Anwesenden überzeugt, die eben darum Jesum verlachten, als er sagte: Das Mägdlein schläft, weil sie mit aller Gewißheit wußten, daß es todt war. So thöricht, so höhnisch, so

ſündlich ihr Lachen war, ſo mußte es doch dazu dienen, den Tod des Kindes außer allen Zweifel zu ſetzen, und die Gewißheit der geſchehenen Auferſtehung unwiderruflich zu beſtätigen. Jeſus ergriff das Mägdlein bei der Hand und ſprach: Mägdlein, ſteh auf! Und das Mägdlein ſtand auf und aß dann. Warum ſagte aber der Heiland: das Mägdlein ſchläft? warum ſagt er nicht gerade heraus: es iſt todt? Er wollte eben damit die Anweſenden und auch uns auf den rechten Begriff leiten, was die Todten vor ſeinen Augen und in ſeiner Hand ſind. Sie ſind für ihn nicht todt, wie ſie es von unſern Augen ſind, ſondern vor ihm ſind ſie nur wie die Schlafenden. Er kann ſie ohne alle Mühe eben ſo leicht vom Tode erwecken, als wir einen Schlafenden wieder munter machen können. Und dieß iſt der Begriff, den uns das Evangelium von dem Tode der Gläubigen gibt: Sie ſind Entſchlafene Gottes. Der letzte Abſchied erfolgt ſanft, wie das Einſchlafen; der entſchlummerte Leib wird eben ſo gewiß aufwachen, wie ein Schlafender, wenn er eine ſtarke Stimme hört, ſich wieder aufrichtet und emporhebt. Nachdem Jeſus verſichert hat, daß er die Todten auferwecken wolle, und bewieſen hat, daß er ſie auferwecken könne, ſo hat die Sache ihre vollkommene Gewißheit. Es ſteht auch dieſe Lehre mit dem ganzen Worte Gottes in einem ſolchen Zuſammenhange, daß ſie nicht herausgenommen werden kann, ohne dem ganzen Worte Gottes ſeine Glaubwürdigkeit abzuſprechen. Sie gründet ſich auf die erhabenſten Eigenſchaften Gottes; der die Menſchen ſterben läßt, der wird auch rufen: „Kommet, ihr Menſchenkinder! Seine Güte iſt ewig! Er wird das Werk ſeiner Hände nicht zu Grunde gehen laſſen.“ Die Seligkeit der Auserwählten würde nicht ihre ganze Vollkommenheit erreichen, wenn ihr Leib ewig im Grabe bleiben ſollte! Die Erlöſung Chriſti würde nicht vollkommen ſein, wenn der Tod die Erlöſten in ſeiner Gewalt behielte. Jeſus hat für uns Alle den Tod erduldet; nun wird dieß Sterbliche die Unſterblichkeit anziehen, damit das Wort der Schrift

erfüllt werde: Der Tod iſt verſchlungen in dem Sieg. Er muß die Gräber der Seinigen aufthun, er muß am Tage ſeiner Herrlichkeit dem Tode ſeine Gefangenen abnehmen und den Tod in einer völligen Aufhebung verſchlingen. Dieß fordert ſeine Ehre, dieß fordert die Vollkommenheit ſeiner Erlöſung. Um ſeine Erlöſten davon gewiß zu machen, iſt er ſelbſt vom Tode auferſtanden. Mit ſeinem Leben iſt das Leben aller Gläubigen verbunden, wie er ſelbſt bezeugt: „Ich lebe, und ihr ſollt auch leben.“ Um ſie dieſer Hoffnung gewiß zu machen, gibt er ihnen im heiligen Abendmahle die Speiſe der Unſterblichkeit. Er ſelbſt vereinigt ſich mit ihnen als der Urheber der Unſterblichkeit; er ſelbſt vereinigt ſich mit ihnen als der Urheber des Lebens. „Wer mein Fleiſch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngſten Tage.“ Vergeblich wird dieſe Wahrheit von einigen Zweiflern angefochten, die ſie gern umgeſtürzt wiſſen wollen, weil ſie ihren Theil mehr in dieſem als in jenem Leben ſuchen, weil ihr Gewiſſen ſie heimlich quält, verdammt und ihnen keine ſelige Zukunft verſpricht. Die Auferſtehung der Todten wird unausbleiblich erfolgen; ſie wird allgemein, aber doch in ihren Verhältniſſen ſehr verſchieden ſein. Die Gerechten werden zu einer unvergänglichen Herrlichkeit in einer glänzenden Geſtalt hervorgehen; aber die Ungerechten werden als Übelthäter zu immerwährender Schmach und Schande auferſtehen. Der Jeſus, den ſie heimlich nicht achten, wird als allgemeiner Richter die Todten an jenem Tage erwecken, er wird die Frommen verklärt hervorführen zur ewigen Freude im Himmel, die Gottloſen aber voll Schande zur ewigen Marter in der Hölle. Deßwegen müſſen alle Sünder ſich vor der Auferſtehung fürchten und entſetzen. Was ſie nun fürchten, wollen ſie nicht glauben. Um ihren Unglauben zu entſchuldigen, erdenken ſie Einwürfe, deren Nichtswürdigkeit und Falſchheit ſie ſelbſt leicht einſehen können. O ihr Unglücklichen! wäret ihr eures Gnadenſtandes verſichert, ſo würdet ihr ſolche Einwürfe nicht

hervorbringen! Leget den Grund zur Beſſerung eures Lebens durch eine wahre Bekehrung; laſſet euch befreien von der Furcht der ewigen Verdammniß; ſo werden eure Widerſprüche aufhören, ſo wird euch dieſe Lehre gar nicht mehr zuwider, ſondern vielmehr angenehm und tröſtlich ſein.

Doch iſt es nicht genug, daß ihr die Wahrheit zugebt, und euch mit der allgemeinen Erwartung tröſtet, ihr müſſet für euch die beſondere Verſicherung einer freudigen und ſeligen Auferſtehung haben. Zu dem Ende ſchlage ich euch zwei Mittel vor. Erſtens: Trachtet immer ein gutes Gewiſſen zu erhalten, dann habt ihr gar nicht Urſache, vor der Auferſtehung zu zittern. So ſprach Paulus: Ich trage die Hoffnung zu Gott, daß eine Auferſtehung der Todten — der Gerechten und der Ungerechten — ſein wird. Eben deßwegen laſſe ich mir's recht angelegen ſein, allzeit ein reines Gewiſſen gegen Gott und gegen die Menſchen zu haben. Zweitens: Laſſet die Liebe zu dem auferſtandenen Erlöſer täglich in eurem Herzen zunehmen. So wird auch die zuverſichtliche Erwartung wachſen: Sterben wir mit ihm, ſo werden wir auch mit ihm leben.

Bilder von der künftigen Auferſtehung habt ihr immer um euch, die euch dieſe Wahrheit nicht vergeſſen laſſen. Was bildet die jetzige Geſtalt des Erdbodens ab? Unſer Schickſal, das uns Alle über kurz oder lang erwartet. Auch unſer Herbſt rückt heran, und der Winter des Todes wird alle Lebhaftigkeit, alle Stärke, alle Schönheit bei uns vernichten. Dieſe Gebeine werden verwelken, wie das Gras auf dem Anger welk geworden; dieſer Leib wird fallen, wie die reife Ähre von der Hand des Schnitters fällt; dieſe Glieder werden im Grabe ſo unkenntlich werden, wie jetzt die Keime in der Erde und die Knospen der Bäume unkenntlich ſind. O Wahrheit, die mich demüthigt, aber nicht leer an Troſt iſt! Es kommt der Frühling, der wird die Geſtalt der Felder, Wieſen und Gärten erneuern. Auch für die in der Erde ruhenden Leichname kommt ein Frühling. Da wird die Allmacht des Schöpfers

einen Tag schaffen, dem keiner unter allen Tagen gleich gewesen ist.

Er selbst wird als Sonne in hoher Majestät am Himmel emporgehen. Alle Gebeine werden sich regen, und wenn sie gleich wie Waizenkorn vermodert sind, so werden sie doch neu belebt aus ihrer Wurzel hervorschießen und ihre Frucht bringen. Dann wird es heißen: Wachet auf, die ihr lieget unter der Erde! Das wird der Ruhm und der Preis sein, den Alle dir bringen werden, unser Heiland! O wie wohl wird uns sein, wenn wir dich in deiner Herrlichkeit, umgeben von Millionen der Engel, erblicken werden! Amen.

Predigt

auf

den vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Alsdann wird eine große Trübsal sein.“ Matth. 24, 21.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Schlechte, sehr schlechte Zeiten sind es, die nach dem heutigen Evangelium vorausgesagt werden. Gott Lob, daß diese Zeiten erst eintreffen am Ende der Welt, das wohl wir kaum erleben werden. Wir haben gute Zeiten, keine Hungersnoth, keine Pest, kein Krieg rafft die Völker hinweg; nein, wir genießen die süßen Früchte des Friedens, der Landmann baut seine Felder, ohne daß er befürchten müßte, daß sie ihm von den Kriegsvölkern oder ihren Rossen zertreten würden; der liebe Gott segnet alljährlich das Getreide, daß keine Hungersnoth zu befürchten ist, und auch der Schrecken früherer Jahre, die Cholera, hat unser Land nicht mehr heimgesucht; also gute, schöne Zeiten sind es, in denen wir leben, und wir dürfen nichts thun, als inständig zu Gott bitten, daß er diese guten Zeiten lange erhalten möge.

Doch wie es in der Welt geht, es gibt immerhin viele, viele Leute, denen unſere Zeiten nicht gut genug ſind. Statt: Gute Zeiten! zu ſagen, ſchreien ſie: Schlechte Zeiten! Man kann ſich nichts mehr verdienen, ſagen ſie; bei aller Mühe und Anſtrengung will doch nichts vorwärts gehen. Von den Stadtleuten und ihrem Geſchrei über ſchlechte Zeiten will ich gar nicht reden; nein, auch auf dem Lande hört man genug über ſchlechte Zeiten jammern, Alles klagt über Mangel und Dürftigkeit. Manchmal iſt dieſe Klage auch wahr; allein im Hintergrunde iſt es der liebe Gott, der immer die Schuld an allem Mangel, an aller Dürftigkeit tragen muß. Deßhalb habe ich mir heute vorgenommen, die Urſache zu unterſuchen, woher dieſe Klagen kommen, um genau ausmitteln zu können, in wie weit Gott oder der Menſch daran ſchuld ſei. Ich unterſuche alſo heute die Frage: Woher kommt es, daß Mangel und Dürftigkeit bei unſern Landleuten ſo ſehr überhandnehmen? und gebe zur Antwort: die Urſache kann eine zweifache ſein; entweder kommt dieſer Mangel

von Gott, I. Theil; oder

von den Menſchen, II. Theil.

Laſſet uns dieß im Vertrauen auf Gott unterſuchen!

Erſter Theil.

Das Volk im heutigen Evangelium folgte Jeſum überall auf dem Fuße nach, wo er auch hinreiſete, und verblieb ſo lange bei ihm, daß es nothwendig Mangel an Brod haben mußte. Ungeachtet nun dieſes ihr freier guter Wille war, ſo kann man doch einigermaßen ſagen, daß Jeſus die Urſache ihres Mangels geweſen ſei. Sein Ruf von den Wunderzeichen, die er wirkte, war allgemein, und die ſchönen Reden, die er bei aller Gelegenheit an das Volk hielt, bewegten Viele, ſo lange als möglich in der Geſellſchaft dieſes liebenswürdigen Propheten zu bleiben. Eben ſo gibt es einen gewiſſen Mangel, von dem man Gott als den Urheber angibt. Ich rechne

hieher allgemeine Landplagen, Mißwachs, Wetterschaden, Feuersbrünste, ferner Geburt von armen Eltern, oder andere Unglücksfälle, daran wir nicht schuld sind. So gibt es Zufälle, die den Reichsten geschwind zum Dürftigsten machen können. Der beste Wirth, der fleißigste Arbeiter steht oft bei aller seiner Klugheit und Vorsicht, daß ihm eine höhere Macht widersteht. Von solcher Armuth und Dürftigkeit fällte Hanna schon das Urtheil: „Der Herr macht reich und arm.“ Allein, meine Geliebten! diese Armuth kann für Landleute wirklich nicht so fürchterlich und schädlich sein, als sie es zu sein scheint. Denn ich habe euch schon zu einer andern Zeit gesagt, daß Gott, wenn er zu strafen scheint, dem Menschen immer wohl wolle und oft durch ein kleines Übel ein weit größeres von ihm abwendet, nicht zu gedenken, daß eine gewisse Armuth und Dürftigkeit für Landleute weit vortheilhafter ist, als viel Reichthum und Vermögen, wodurch sie leicht stolz und faul gemacht werden können, und daß also Gott, wenn er ihre Ausschweifungen und Sünden, zu denen der Überfluß Gelegenheit gibt, vorher sieht, manchmal aus Liebe zu ihrem wahren Besten dergleichen kümmerliche Tage zuläßt. Gottesfürchtige Landleute fürchten sich vor dieser Armuth und Dürftigkeit, die von Gott kommt, nicht, murren auch nicht wider die weisen Verordnungen Gottes; denn sie wissen, daß er nach dem Ungewitter wieder die Sonne scheinen läßt, daß er auch das Wenige an Speise und Nahrung dergestalt segnen kann, daß es eben so wie Vieles zureichend sei. Die ganze Bemühung so frommer Leute geht also dahin, eine sparsamere Eintheilung ohne allen Geiz in ihren Wohnungen zu machen, mit Wenigem zufrieden zu sein, nicht verzagt und nachläßig in ihrer Arbeit und ihrem Christenthume zu werden, sondern vielmehr sich Alles zu Nutzen zu machen, was zu ihrem Unterhalte, ihrer Hoffnung auf die Hilfe des Herrn dienen kann. Und ach! wie viele Gelegenheit haben sie nicht zu dem letzten! Das Wort Gottes enthält einen Überfluß von Versicherungen, daß der Herr Jene nicht verlassen

werde, die auf ihn hoffen, und daß er bei der größten Noth mit ſeiner Hilfe immer am nächſten ſei. Man leſe die Geſchichte Davids, wie er vor Saul und Abſalon floh, Schaubrode aß, den Nabal um Speiſe und Trank anflehen mußte. Hat Gott dieſen Gerechten je verlaſſen? Gewiß nicht. Man leſe die Geſchichte jener frommen Ruth und Noemi, welche die Theuerung aus ihrem Lande getrieben hatte. Wie wunderbar leitete ſie Gott in ihrer Angſt und Noth zu ihrer Freude! Man leſe die Geſchichte der Stadt Jeruſalem, wie viele Chriſten, die nach dem Rathe des Herrn auf die Berge geflohen waren, in der ſchrecklichen Theuerung und Kriegsnoth erhalten wurden. Ja, was ſchadete es den Hochzeitleuten zu Kana in Galiläa, daß Jeſus nebſt ſeinen Jüngern allda den Mangel des Weines vermehrte? Erſetzte er das nicht hundertfältig wieder, als er Waſſer in Wein verwandelte? Was ſchadete es Jeſu, daß er vierzig Tage in der Wüſte faſtete? Traten nicht endlich Engel zu ihm und brachten ihm Speiſe? Was ſchadete es dem Hiob, als ihm all das Seinige genommen wurde, da ihm Gott weit mehr wieder gab? Liebſte Freunde! bei den verborgenen Führungen Gottes verliert der Chriſt nie etwas, wenn er nur fromm bleibt. Die Verheißungen des göttlichen Wortes ſind viel zu groß, als daß man dieß läugnen ſollte. Einige davon, beſonders in den Propheten und Pſalmen, gehen freilich den Worten nach das iſraelitiſche Volk an, und ſind gewiſſe Weiſſagungen in den damaligen Umſtänden, in welchen ſie ſich befanden. Aber wir ſehen doch daraus, was Gott thun könne, wenn er wolle, und machen den Schluß: Konnte er Iſrael in der Theuerung ernähren, ihre Speiſe ſegnen und den Armen Brods genug geben, ſo iſt ſeine Hand auch in unſerer jetzigen Noth nicht verkürzt, daß er nicht helfen könnte. Paulus ermahnt uns ja ausdrücklich: „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.“ Damit tröſten und beruhigen ſich gottesfürchtige Landleute und ſprechen mit Paulus: Weder Hunger noch Durſt, weder Armuth noch

Dürftigkeit soll mich von der Liebe Gottes scheiden. Ich höre darum nicht auf, Gott zu lieben, weil ich arm bin, und Gott schämt sich darum meiner nicht, weil ich weniger habe, als andere Leute. Ich will bitten, und er wird mir in der Noth zu Hilfe kommen. Und gesetzt auch, daß es Gott besonders bei allgemeinen schrecklichen Landplagen auch über mich beschlossen hatte, ich sollte in dieser Noth umkommen, so hoffe ich doch auf ihn. Ich weiß, Gott kann nichts Böses machen. Er muß mir gerade so gut sein. Gnade genug für mich armen Sünder, daß er meine Umstände erträglicher macht, als sie sein würden, wenn er nicht für mich sorgte; Ehre genug, daß ich bei dieser Noth nichts verliere. Ich gehe aus einer bösen Welt frühzeitig in den schönsten Himmel und ich weiß, daß Gott dort alle Thränen von meinen Augen abwischen wird, und daß der vor Elend und Hunger hier verschmachtete Lazarus dort mit Abraham, Isaak und Jakob alle Freude genießen wird. So viel von der Armuth, die von Gott hergeleitet wird. — Diese Armuth kommt aber auch von den Leuten, und hievon im

zweiten Theil.

Ich will hier nicht sowohl von Diebereien und andern Schäden reden, welche uns böse Menschen auf der Welt zufügen können, ob es gleich sichtbar ist, daß die Einwohner der Dörfer, in denen durch den Einbruch des Viehes und durch die Verwüstung der Feldfrüchte so vieler Schaden angerichtet wird, gemeiniglich sich in sehr dürftigen Umständen befinden, sondern ich will bloß die Abgaben betrachten, die Landleute zu entrichten haben. Wie kann es anders sein, lautet ihre Sprache, als daß Armuth und Dürftigkeit in unsern Wohnungen überhandnehme? Bald müssen wir fürchterliche Kriege ausstehen, bald erhöht man die Abgaben. Des Gebens ist kein Ende und wir müssen nothwendig in Schulden, Armuth und Noth gerathen. Wir sehen nicht, wie wir uns erhalten und zugleich die Abgaben entrichten können. Ich

läugne es nicht, Geliebte! ſondern geſtehe es offen, eure Klagen haben einigen Grund. Bei Einigen entſteht die Armuth zuweilen aus dieſer Quelle. Aber daß dieſe Quelle durchaus die einzige ſein ſollte, kann ich ganz und gar nicht zugeben. Denn wenn ich auch mit aller Liebe von euch rede, lehrt es ja die Erfahrung, daß es unter den Landleuten viele eigenſinnige, halsſtarrige und prozeßſüchtige Unterthanen gibt, die ihre Obrigkeiten oft ſelbſt zu unangenehmen Schritten zwingen. Wenn ihnen hart geſchieht, ſo iſt immer die Frage: ob ſie durch Grobheiten, Widerſpenſtigkeiten oder Meutereien nicht ihren Vorgeſetzten Gelegenheit gegeben haben, hart mit ihnen zu verfahren. Und in dieſen Umſtänden müſſen ſie die Urſache des einreißenden Mangels bei ſich ſelbſt ſuchen. Sagt aber Einem das Gewiſſen, daß ihm ohne ſein Verſchulden hart geſchehe, ſo hat er ja den Troſt, der aus einem ſolch guten Gewiſſen entſteht: Ohne Gottes Willen kann mir nichts begegnen. Wer weiß, wozu es gut iſt! Überdem wiſſet ihr ja, daß die hohe Landesobrigkeit zur Führung eines fürſtlichen Staates, zur Beſoldung ſo vieler Räthe und Diener, ja zur Unterhaltung großer Armeen auch viel Geld haben muß, und daß Gott ſelbſt deßwegen in ſeinem Worte allen Unterthanen befohlen hat: Gebet dem Kaiſer, was dem Kaiſer gebührt. Es iſt freilich möglich, daß die Obrigkeit ihre Forderungen übertreiben kann; allein laßt uns dieſes unſerm beſten Landesvater zutrauen, daß er ſein Recht nicht mißbrauchen und in ſeinen Forderungen allemal gelind gegen uns ſein werde. — Es gibt noch viele andere Urſachen, aus denen eigentlich Armuth und Dürftigkeit entſteht, und es iſt offenbar, daß wir ſelber die Leute ſind, von denen ſie herkommen. Manche Menſchen dünken ſich arm zu ſein und ſind es nicht. Ihre böſen Begierden, der Geiz, die Ungenügſamkeit und die Einbildung machen ſie zu armen Leuten. Wenn ſie gottſelig lebten, wenn ſie mit dem Ihrigen zufrieden wären und ſich begnügen ließen, ſo hätten ſie genug. Aber da wollen ſie immer Alles im Überfluſſe, die Speiſe ſoll bei ihnen in Menge

angetroffen werden, daß man ſich ausſuchen könnte, welche am beſten ſchmeckt. Die Sitten und Gebräuche anderer unſers Gleichen, die reicher ſind als wir, ſollen mitgemacht werden. In keinem Stücke wollen wir uns etwas abbrechen, es ſoll immer wie aus einem vollen Beutel zugehen; und wenn das nicht iſt, dann ſchreien wir über ſchlechte Zeiten, über Mangel und Dürftigkeit; ſo laſſen wir den Armen und Nothleidenden ganz unbegabt, weil wir glauben, daß wir ſelbſt arm ſind und es für uns brauchen; ſo ſehen wir immer auf die Reichen, die über uns, nicht aber auf die noch Ärmern, die unter uns ſind, haben nimmermehr genug und verbittern uns durch Sorge und unabläßige Begierde nach irdiſchen Gütern das Leben. Iſt das nicht eine Armuth in der Einbildung? Iſt es nicht recht ſichtbar, wie ſehr die böſen Begierden den Menſchen verführen können? Ach, Chriſten! denkt doch an den Spruch eures Erlöſers: „Hütet euch, daß euere Herzen nicht mit Sorgen der Nahrung beſchwert werden. Hütet euch vor dem Geiz, denn er iſt eine Wurzel alles Übels; und Niemand lebt davon, daß er viel Güter hat.“ Denkt, zu welchen Sünden der Reichthum den Menſchen verführen könne. Sagt alſo vielmehr mit Paulus: „Es iſt ein großer Gewinn, wenn man gottſelig iſt und ſich genügen läßt. Wir haben nichts in die Welt mitgebracht, wir werden auch nichts mit hinausnehmen. Laſſet uns alſo zufrieden ſein, wenn wir Nahrung und Kleider haben.“ Wenn uns Gott das gibt, was wir nothwendig brauchen, warum ſollen wir wider ihn unzufrieden ſein? Wenn euch Dürftigkeit drückt, ſo ſtrebet deſto mehr nach dem Reichthume in aller Gottſeligkeit. Was hilft es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an ſeiner Seele Schaden leidet? Aus dieſen ſündlichen Leidenſchaften der Menſchen entſtehen dann freilich allerlei große Sünden, welche Armuth verurſachen oder vermehren, die Sünde iſt immer der Leute Verderben, und jeder Sünder macht ſich ſelbſt am

meisten unglücklich. War es nicht die Sünde, welche unsere ersten Eltern im Paradiese zu armen Leuten machte? War sie es nicht, um derentwillen Gott sein Volk verfluchte? Und ist sie es nicht noch bis auf den heutigen Tag? Müssen nicht viele Landleute ganz offenbar bekennen: Wir sind kaltsinnig in der Religion, wir schätzen das Christenthum nur mit halbem Herzen; und da Gott sieht, daß wir das Irdische höher achten, als das Geistliche, so entzieht er uns auch den Segen. Wir plagen uns Tag und Nacht mit der Arbeit, und haben doch nichts als eitle Sorgen und Armuth in unsern Wohnungen? Es kann auch nicht anders sein, meine Freunde! Laßt uns nur das göttliche Wort darüber zu Rathe ziehen, so werdet ihr bald sehen, woher es kommt, daß Armuth und Dürftigkeit bei einigen Landleuten so sehr überhandnimmt.

Bei Einigen ist es die Faulheit und der Müßiggang. Hört, was Salomon sagt: „Wie lange wirst du schlafen, o Fauler? Wann willst du von deinem Schlafe aufwachen? Du wirst noch ein wenig schlafen, ein wenig schlummern und die Hände ein wenig in einander schlagen; und die Armuth wird dich wie ein Läufer und die Dürftigkeit wie ein gewaffneter Mann überfallen. Wirst du aber nicht faul sein, so wird deine Ärnte wie ein Quell sein und die Armuth sich von dir entfernen."

Bei Andern ist's die Verschwendung, das Schlemmen und Prassen. Dieß erfuhr der verlorne Sohn, der all sein Hab und Gut durchgebracht hatte und endlich in so dürftige Umstände gerathen war, daß er betteln und sich mit der schlechtesten Kost behelfen mußte. Dieß Schicksal widerfährt noch heut zu Tage Vielen, die in Schenken und Bierhäusern das liederlichste Leben führen.

Bei dem Dritten ist Hurerei oder eine andere Art der Unzucht die Ursache der Armuth. Eine Hure, sagt Salomon, bringt Einen um's Brod.

Den Vierten stürzen Diebstähle und das viele ungerechte Gut, welches er in seinem Vermögen hat, in Dürftigkeit. Der Prophet Michäas sagt: Es ist Feuer in dem Hause der Gottlosen, die ungerechten Schätze und das kleine Maß, die zum Zorne regen. Darum wird sie der Herr züchtigen. Sie sollen nicht genug zu essen haben und sollen verschmachten. Sie sollen säen und nicht ärnten.

Meine Lieben! das sind nur einige Sünden, die Armuth und Dürftigkeit verursachen; ich könnte euch noch mehrere herzählen, wenn ich weitläufig werden wollte. Soll Gott dergleichen bösen Leuten nicht manchmal ein Unglück senden, um ihnen die Augen zu öffnen? Sollte ein so verkehrter, gewissenloser Wirthschafter nicht in Verfall gerathen? Denn es ist ganz natürlich, daß ein solches Leben viel Elend nach sich ziehen muß, und es ist immer die Frage: ob solche Armuth über ihn gekommen wäre, wenn er gottesfürchtiger und ordentlicher gelebt hätte. Suchet also so viel als möglich zu verhindern, daß ihr nicht selbst schuld an eurer Armuth seid.

Lernet kluge Hauswirthschaft führen. Habt ihr wenig, so theilt es so ein, daß es doch zureichen kann. Vermeidet unnöthige Ausgaben, schränkt eure Begierde, es den Reichern nachzumachen, ein; sammelt in guten Jahren einigen Vorrath und verschwendet den Überfluß nicht durch ein ausschweifendes Leben, damit, wenn ein böses Stündlein kommt, ihr nicht gleich das ganze Haus voll Sorgen habt.

Befleißet euch einer wahren Gottseligkeit. Führet nach der Vorschrift Jesu einen frommen Lebenswandel. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Andere zufallen. Denn wenn ihr Gott verachtet, von dem aller Segen kommt, wer soll euch dann segnen?

Arbeitet fleißig. Denn sein gutes Auskommen haben, aber nicht arbeiten und sich's sauer werden lassen, das heißt Gott versuchen.

Liebe Landleute! Seid auch Wohlthäter der Armen und machet euch Andere zu Freunden, damit sie euch wieder gefällig sind und euch helfen, wenn ihr anfangt, Noth zu leiden. Und gesetzt auch, daß sie es nicht thäten, so hat euch Gott sein Wort gegeben, er wolle es euch vergelten.

Endlich meidet die vorhin angeführten Sünden sehr sorgfältig. Seid keine Verschwender, keine Hurer, keine Diebe, keine Betrüger. Entziehet den Arbeitern den Lohn nicht. Gehet niemals mit List und Betrug um. Denn wer dieß thut, in dessen Hause wohnt der Fluch, der das Wenige vollends verzehrt und schuld ist, daß es auch den Kindern nicht gedeiht. Gesetzt aber, daß euch Gott ohne euer Verschulden aus weisen Absichten in Armuth und Dürftigkeit versetzen sollte, so denkt an die Trostgründe der heiligen Religion, von denen ich euch oben einige angeführt habe, und erwartet in Ruhe die göttliche Hilfe. Merket euch dabei den väterlichen Rath, den Tobias seinem Sohne gab: Sorge nicht, mein Sohn! wir sind arm, aber wir werden viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, alle Sünden meiden und Gutes thun. Amen.

Predigt

auf

das Feſt Johannes des Täufers.

Text: „Größer iſt unter den von Weibern Gebornen Niemand, als der Prophet Johannes der Täufer.“ Luk. 7, 28.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Heute ſoll ich demjenigen eine Lobrede halten, dem der Mund der ewigen Wahrheit ſelbſt die herrlichſte Lobrede gehalten hat. Millionen Predigten ſind ſchon zu Ehren des heiligen Johannes gehalten worden, aber ſie ſind nur ein Schatten gegen das Lob, das der erſte Prediger der Welt ihm einſt geſpendet hat. Dieſe Predigt aber lautet alſo: „Was ſeid ihr hinausgegangen in die Wüſte? Zu ſehen ein Schilfrohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? oder einen Menſchen in weichlichen Kleidern? Die Weichlichgekleideten ſind an den Höfen der Könige. Oder ginget ihr etwa hinaus, einen Propheten zu ſehen? Wahrlich, ich ſage euch, er iſt mehr als ein Prophet; denn dieſer iſt's, von dem geſchrieben

ſteht: Sieh, ich ſende meinen Engel vor deinem Angeſichte her, der dir den Weg bahnen ſoll. Wahrlich, ich ſage euch, unter denen, die von Weibern geboren ſind, iſt noch kein Größerer auferſtanden, als Johannes der Täufer." Das iſt die Lobrede, die Jeſus dem heiligen Johannes gehalten hat, und aus ihr können wir uns beiläufig einen Begriff machen von den Vorzügen und der Heiligkeit des heiligen Täufers. Alſo iſt unſer Stammvater Adam in keinen Vergleich mit Johannes zu ſtellen, da Adam durch ſeine Sünde die Gerechtigkeit Gottes herausforderte und in der Nähe Gottes zitterte, indeß Johannes durch ſeine Heiligung ſchon im Mutterleibe den Erlöſer über die Gebirge zu ſich heranzog, in ſeiner Nähe auffauchzte und die Feſſeln des mütterlichen Leibes gleichſam brechen will. So erbleicht denn der Glanz des Antlitzes Moſes vor der brennenden Leuchte des heiligen Johannes! So iſt denn David der Mann nach dem Herzen Gottes ein Knabe, wenn man ſo ſagen darf, hinſichtlich der Heiligkeit gegen den Rieſen derſelben, gegen den heiligen Johannes! So iſt denn die Purpurpracht des weiſen Salomon ein Flitterwerk gegen die Kameelhaare des heiligen Johannes! So iſt denn die Stimmengewalt des feuereifrigen Elias, die Prophetenſprache des hohen Iſaias ein ſtummer Laut gegen die Stimme des Rufenden in der Wüſte! So iſt denn die ärmliche Kräuternahrung des faſtenden Daniel ein Manna gegen die Heuſchrecken des heiligen Johannes! So iſt denn Keiner unter den Erzvätern, Keiner unter der Zahl der Propheten, Keiner unter den Millionen der Erde, der in die Nähe des heiligen Johannes treten dürfte, um ihm die Schuhriemen aufzulöſen; denn unter den von Weibern Gebornen iſt Niemand größer als er. Vorausgeſagt von den Propheten, verkündigt im Heiligthum von dem nämlichen Engel, der die Geburt des Heilandes der ſeligſten Jungfrau verkündete, tritt er in die Welt, und Gott theilt gleichſam ſeinen Ruhm mit ihm. —

Doch, Geliebte, es iſt der Mühe werth, daß wir die

Größe dieses Mannes etwas näher in's Auge fassen. Zu diesem Ende betrachten wir sein Leben etwas genauer und zwar:

den Anfang, I. Theil;
den Verlauf, II. Theil; und
das Ende desselben, III. Theil.

Erster Theil.

Es ist merkwürdig, Geliebte, daß unsere Kirche nie den Geburtstag eines Heiligen, sondern nur den Sterbtag desselben feiert. Warum meint ihr wohl, geschieht das? Seht, dieß geschieht darum: Wenn der Mensch zur Welt geboren wird, so ist er in Sünden geboren. Die Mackel der Erbsünde haftet an ihm und er tritt in eine Welt ein, die er als Wanderer durchreisen muß. Sein Schicksal ist da noch nicht gewiß, unsicher irrt er herum, tausend Feinde lauern um ihn, um ihn vom Eingange in's himmlische Vaterland, dem der Erdenpilger zuwallet, abzusperren. Dieser Tag ist es also nicht, den die Kirche feiern kann; erst der Tag des Todes, der den, welcher einen guten Kampf gekämpft hat, in die ewigen Freuden hinüberführt, ist der eigentliche Geburtstag zum ewigen Leben und darum feiert die Kirche immer nur den Todestag der Heiligen. Aber bei der seligsten Jungfrau und bei dem heiligen Johannes dem Täufer macht die Kirche eine Ausnahme. Das sind, wenn man so sagen darf, privilegirte Heilige, von Mutterleib an schon auserwählt. Es ist eine fromme Meinung, daß die seligste Jungfrau nie von der Mackel der Erbsünde befleckt war, und eben so ward auch Johannes durch die Gegenwart des Heilandes, dessen Nähe er fühlte, schon im Mutterleibe geheiligt; denn die heilige Schrift sagt, daß, als die seligste Jungfrau ihrer Base Elisabeth einen Besuch abstattete, Johannes im Schooße seiner Mutter aufsprang. Seht da die wunderbare Größe des heiligen Johannes im Anfange seines Lebens! Noch im Mutterleibe befindet er sich

und ſchon beginnt er das Amt eines Vorläufers. Er ſpringt empor und eilt ſeinem Herrn und Heilande gleichſam entgegen. So iſt ſein Geiſt ſchon vollendet, ehe ſein Leib die Vollendung erhält. Nicht bloß aus dem Munde der Kinder und Säuglinge bereitet ſich Gott ſein Lob, ſelbſt die noch nicht einmal Gebornen bereiten im Mutterleibe ſchon dem Erlöſer ihr Lob. So iſt alſo Johannes ſchon groß, ein wahres Wunderkind vor ſeiner Geburt, aber er iſt es auch bei derſelben. Sein Vater Zacharias war ſtumm; denn er hatte der Rede des Engels, daß ſeine Gemahlin Eliſabeth noch in ihren alten Tagen einen Sohn bekommen würde, nicht geglaubt. Wie ſchwer muß es dem Vaterherzen gefallen ſein, daß er nicht mit lauter Stimme den Ankömmling aus Gottes Hand begrüßen konnte! Aber nun ſollte das wunderbare Kind einen Namen erhalten und das erſte Wort, das über die Lippen des ſtummen Vaters kam, war — Johannes. Johannes! Wie merkwürdig! Zacharias nannte hier den Namen ſeines Sohnes und dankte zugleich mit dieſem Namen dem Herrn, denn Johannes heißt: Gottes Gnade. So löste der Name des Sohnes dem Vater die Zunge; ſo gab der Name der Stimme des Rufenden in der Wüſte dem ſtummen Vater die Stimme zurück, und der erſte Gebrauch, den Zacharias davon machte, war jener herrliche Lobgeſang, der mit dem Magnifikat wetteifert und das Magnifikat des Zacharias genannt werden kann. Wer ſollte, da mit den Anverwandten der glücklichen Eltern des kleinen Johannes nicht ausrufen: Was wird wohl aus dieſem Kinde werden? Was iſt das jetzt ſchon für ein Kind? Das Kind kann noch nicht ſprechen und ſein Name gibt dem Vater die Sprache; es iſt noch nicht einmal ein vollkommenes Kind und es erhebt ſich ſchon zum Laufe im Mutterſchooße. So iſt denn Johannes ſchweigend ſchon eine Stimme des Rufenden für uns. Im Mutterleibe lobt er ſchon Gott, eilt er Gott entgegen, und wir? Ach, wie tief beſchämt uns dieſer Gedanke! Wir haben den vollkommenen Gebrauch unſerer Stimme und Gott fortwährend in unſerer

Nähe; aber loben wir ihn auch? Ja, wenn es darauf ankommt, den Nebenmenschen zu schelten oder ihn um seine Ehre zu bringen, ja, da haben wir eine geläufige Zunge; wenn es darauf ankommt, zu fluchen und zu schwören, die ärgerlichsten und abscheulichsten Reden zu führen, unzüchtige Lieder zu singen, oder durch rohes Gebrüll sich auszuzeichnen, ja, da wird die Stimme gebraucht; aber wenn man dem Nebenmenschen Gerechtigkeit widerfahren lassen oder seine guten Eigenschaften herausheben soll, wenn man ein erbauliches Gespräch führen oder Andere in Schutz nehmen soll, da ist es gerade, als wäre man stumm, als hätte man keine Zunge im Munde. Großer Johannes! wie klein, wie winzig, wie erbärmlich zwerghaft stehen wir große ausgewachsene Leute da, dir, dem Ungebornen und Neugebornen, gegenüber da! Da thut es freilich Noth, daß der liebe Gott sich aus dem Munde der Kinder und Säuglinge und selbst der noch nicht Gebornen Lob bereitet, weil so viele Erwachsene vergessen, ihrem Herrn und Gott durch die kostbare Gabe der Rede zu danken. Doch das ist nur der Anfang, betrachten wir den Verlauf des Lebens des heiligen Täufers im

zweiten Theil.

Von den Kindesjahren des heiligen Johannes wissen wir nichts. Wir finden ihn auf einmal als erwachsenen Mann, und wo meint ihr wohl? Ganz sicherlich am Hofe des Herodes, oder als hohen Priester, oder als ein Mitglied des hohen Rathes; denn so ein Mann, wie Johannes, dessen Kindheit schon so ausgezeichnet war, wird sicherlich auch als Mann eine ausgezeichnete Stellung einnehmen. Nun, wo ist wohl Johannes? An einem Orte, meine Lieben, wo wir ihn schwerlich gesucht hätten. Der Sohn des Zacharias, jenes Wunderkind, das schon im Mutterleibe so außerordentlich begnadigt war, ist nicht am Hofe, nicht im hohen Rathe, nicht unter den hohen Priestern, nicht unter den Schriftgelehrten und Pharisäern zu finden, überhaupt nicht in der Stadt Jerusalem,

ſondern in der Wüſte. Sein Kleid beſteht aus Kameelhaaren, ſeine Speiſe aus Waldhonig und Heuſchrecken, Quellwaſſer iſt ſein Trank und ein Gürtel umgibt ſeine Lenden. So lebt alſo Johannes in der Wüſte als Büßer ein außerordentlich ſtrenges Leben. Wie, was haſt du denn verbrochen, Johannes, daß du die Wüſtenei aufſuchſt, den Umgang der Menſchen fliehſt und die wilden Thiere zu deinen Gefährten machſt? Du, der Hochbegnadigte, gehſt in die Wüſte und nähreſt dich von wildem Honig und Heuſchrecken! Laſtet vielleicht eine Blutſchuld auf dir? Haben dir etwa die Gewiſſensbiſſe keine Ruhe mehr gelaſſen, ſondern dich wie hölliſche Furien in die Wüſte hinausgepeitſcht? Haſt du vielleicht an dem Unglauben der Sadduzäer oder an der Scheinheiligkeit der Phariſäer dich betheiligt und zuletzt aus Eckel vor dieſem Treiben ihre Geſellſchaft für immer geflohen? Oder haſt du etwa wie jene ehebrecheriſchen Alten eine Suſanna zur Sünde verleiten wollen und biſt dann, um dem Tode der Steinigung zu entgehen, in die Wüſte entflohen? Ach nein, Geliebte! wir werden bald ſehen, daß gerade gegen dieſe Laſter Johannes am meiſten eiferte; ihn trieb keine Schuld, kein Verbrechen, das abzubüßen geweſen wäre, in die Wüſte, keine Sünde trieb ihn zu dieſer ſtrengen Lebensweiſe; nein, Johannes war ein unſchuldiger Büßer. Er geht in die Wüſte, um ſich rein zu erhalten, er will lieber unter den wilden Thieren, als unter den phariſäiſchen Wölfen in Schafspelzen und unter der ſadduzäiſchen Schlangenbrut wohnen. — Großer Johannes, wer ſtaunt nicht über dieſen Heldenmuth, über dieſe Reinheit der Geſinnung! Ja, wenn eine Maria aus Ägypten, die ſich lange Zeit im Pfuhle des häßlichſten Laſters herumgewälzt hat, zuletzt in die Wüſte hinauseilt, und da 47 Jahre in größter Strengheit ihre Sünden zu büßen ſucht, da wundern wir uns ſo ſehr nicht; aber wenn der vom Mutterleibe an ſo hochbegnadigte Johannes, er, der reine, unſchuldige Jüngling, das Büßerkleid anzieht und die Welt flieht, ja dann müſſen wir freilich mit dem Herrn ſagen: Unter den von Weibern

Gebornen ist kein Größerer auferstanden, als Johannes der Täufer. — Aber da kommt die elende Welt daher und lacht und spottet ob der armen Einsiedler, der Bewohner der Wüsteneien und nennt sie fromme Dummköpfe, ausgemergelte Anachoreten, die besser gethan hätten, in der Welt zu bleiben und ihr zu nützen. Ja, spotte nur, du Verblendete, schimpfe sie nur Thoren, die schuldigen und unschuldigen Büßer, blicke immerhin verächtlich auf ihren Bußgürtel, auf ihre Wurzeln und Kräuter, auf ihre Geiseln und Cilicien; es kommt ein Tag, wo du einst eine andere Sprache führen wirst. Da wird es heißen: Gefallen, gefallen ist das große Babylon! und von Höllenqualm umgeben wird es die verzweifelten Worte herauswürgen: „O wir Thoren, wir hielten ihr Leben für Unsinn und ihre Ehre für Schande; nun sehen wir, wie sie unter die Heiligen gezählt sind und ihr Antheil unter den Heiligen ist!“ (Weish. 5.) Hätten wir es leider nur nicht schon zu oft mit dieser thörichten Welt gehalten! Beschämt müssen wir da den Kopf sinken lassen, beschämt an unsere Brust klopfen! Ein Johannes, meine Lieben, der unschuldige Johannes führt das Leben eines strengen Büßers, und wir, die wir schon so viel und so schwer gesündigt haben, wir meinen, was wir wohl für Wunder von Buße und Selbstverläugnung gethan haben, wenn wir einen Fasttag halten. Und ach, was ist das für ein Lärm, wenn zwei oder gar drei Fasttage hintereinander kommen, und wie Viele sind es, die diese Fasttage halten! Auf dem Lande, ja da werden allerdings noch die Fasttage in Ehren gehalten, aber in den Städten setzt man sich leichtsinnig und spöttisch darüber hinweg. Johannes aß Waldhonig und Heuschrecken und wir klagen über Unpäßlichkeit und Übelbefinden, wenn wir nicht alle Tage unser Fleisch bekommen! Johannes, der Unschuldige, hat sich von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, das Pflaster, auf dem er ging, waren die Steine der Wüste, seine Gesellschaft wilde Thiere — und wir meinen, was wir uns wohl für einen Abbruch gethan haben, wenn

wir an dieſem oder jenem Tage nicht in's Wirthshaus gehen und zu Hauſe bleiben, wir, die wir vielleicht in der nämlichen Geſellſchaft, die wir ſo oft beſuchen, ſchon öfter ſchwer geſündigt haben. Johannes, der Unſchuldige, ging in die Wüſte, um ſich den Sauerteig der Phariſäer und Sadduzäer fern zu halten, und wir große Sünder wollen das Haus, die Perſon, die Gelegenheit nicht meiden, die uns ſchon ſo oft Veranlaſſung zur Sünde war. O wie groß ſteht auch hier wieder der unſchuldige Johannes da und wie winzig, wie zwerghaft wir arme Sünder! —

Doch weiter! Johannes bleibt nicht immer in der Wüſte; ſie iſt nur das Seminar, in dem er ſich zum Predigtamte am Jordan vorbereitet. Groß iſt Johannes in der Wüſte; denn er iſt ein unſchuldiger Büßer und Gott ſprach hier mit ihm; aber größer noch iſt er am Jordan. War die Wüſte eine rufende Stimme für ihn, ſo iſt er von jetzt an die Stimme des Rufenden in ihr. Dieſe Stimme ſchallt am Ufer, ſchallt, geſendet von Gott zum Zeugniſſe, um Zeugniß zu geben von dem Lichte, und ſiehe, Alle fangen an zu glauben. Die Thäler werden ausgefüllt, die Berge abgetragen, was krumm war, ward gerade, was uneben war, ward ebener Weg. Das Volk ſtrömt zur vorbereitenden Johannestaufe, die Phariſäer ſelbſt fühlen zum erſtenmale wieder einen brennenden Funken im verkohlten Gewiſſen. Die Zöllner wollen Lebensregeln und die Soldaten verlangen Verhaltungsbefehle, ein vollendetes Volk wird bereitet und es verlautet, der Meſſias ſei in der Perſon des Johannes erſchienen. Johannes hatte bereits einen großen Anhang, viele Jünger zählte er und es wäre ihm nun ein Leichtes geweſen, ſich für den Meſſias auszugeben; allein ſeine Demuth geſtattete ihm nicht einen ſo ſchmählichen Mißbrauch ſeines Berufes. Offen erklärt er daher den an ihn geſchickten Abgeſandten: Ich bin nicht Chriſtus; dieſer wohnt bereits mitten unter euch, und mit dieſen Worten erhob er ſeinen Finger und ſprach, indem er auf Jeſum hindeutete: Das iſt das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinweg-

nimmt; er ist, bevor ich noch war. Ich bin nur der Vorläufer, er aber der Bräutigam, er muß zu-, ich aber abnehmen. Wie groß erscheint Johannes nicht auch hier durch seine Demuth! Diese seine Demuth hat ihn auch würdig gemacht, der Täufer des Weltheilandes zu werden und den dreieinigen Gott sich offenbaren zu sehen. Er erklärt sich zwar nicht würdig, dem Herrn die Schuhriemen aufzulösen, aber gerade diese seine Demuth hat ihn würdig gemacht, der Täufer Jesu zu werden und in der unmittelbaren Nähe der heiligsten Dreifaltigkeit zu sein. Ja, heiliger Täufer! ich brauche nichts zu wissen, als daß der Heiland zweimal sein Haupt geneigt, einmal am Kreuze für alle Menschen, und einmal am Jordan vor dir, und ich bin überzeugt, daß du der Größte bist unter den von Weibern Gebornen. Ich lese wohl, daß Jesus seinen Eltern unterthänig und gehorsam war, daß er aber sein Haupt so tief vor ihnen geneigt, als vor dir, das lese ich nicht. Heiliger Johannes! Du wirst Vorläufer des Herrn, brennende Leuchte, Stimme des Rufenden in der Wüste, Vater der Einsamkeit, heiliger Büßer genannt und das Alles macht dich groß; aber daß du der heilige Täufer des Allerheiligsten bist, das macht dich zum Größten unter den von Weibern Gebornen.

O hätten wir nur einen Funken von deiner Demuth! Aber wir mißbrauchen nicht selten unsere Stellung, unser Ansehen, selbst unsere guten Eigenschaften, um auf den Trümmern der Ehre des Nächsten zu Macht und Ansehen und Reichthum emporzusteigen. Statt uns zu demüthigen, wollen wir immer und immer erhöht sein!

Doch kehren wir wieder zu Johannes zurück; seine Rolle am Jordan ist ausgespielt, er hat dort seinem Herrn die Wege bereitet, das Ende seines Lebens naht heran, aber wo? Nicht auf weichem Pfuhle, nein, im — Kerker harrte es seiner. Suchen wir auch dort unsern großen Heiligen heim!

Dritter Theil.

Mit der Einsamkeit hatte sich der heilige Johannes vom Anfange seines Lebens vertraut gemacht und sich in derselben zu seinem hohen Berufe auf Erden vorbereitet, und in der Einsamkeit sollte nun auch der Größte unter den von Weibern Gebornen sein Lebensende finden; im einsamen Gefängnisse sollte er sich zu seinem Berufe für den Himmel vorbereiten. Wie oft mochte er sich hier an seine friedliche Wüste, an seine wilden Thiere erinnern und ihre Gesellschaft freundschaftlicher gefunden haben, als das lauernde Gezüchte der Pharisäer und die thierische Rohheit seiner Gefängnißumgebung! Man möchte nun meinen, Johannes wäre im Gefängnisse von jeglichem Wirkungskreise abgesperrt gewesen; seine Laufbahn hätte mit dem Eintritt in den Kerker ein Ende gehabt; aber nein, Johannes wirkte so lang es Tag war für ihn, und an Gelegenheit, seine Größe zu zeigen, fehlte es ihm selbst im Gefängnisse nicht. Vom Gefängnisse aus sandte er nämlich seine Jünger an Jesus mit der Frage: „Bist du es, der da kommen soll, oder haben wir einen Andern zu erwarten?“ Nicht für seine Person mußten die Jünger des Täufers Jesum fragen; nein, er selbst konnte ja keinen Zweifel haben, er hatte ja schon im Mutterleibe seinen Heiland begrüßt, er hatte später mit dem Finger auf ihn hingewiesen und ihn als das Lamm Gottes bezeichnet, er hatte ihn ja getauft und die Stimme des himmlischen Vaters gehört — er für seine Person war daher über die Messiaswürde Jesu Christi im Reinen; allein seine Jünger waren noch unschlüssig, ob sie ferner Johannes oder Jesu nachfolgen sollten, und deßwegen schickte sie Johannes zu Jesus, damit sie sich aus seinem eigenen Munde die Wahrheit holen könnten. So bereitet also Johannes selbst im Kerker noch den Weg zu Jesus, im Gefängnisse übt er noch sein großes Amt. Nicht an sich, an seinen schmählichen Kerkerwinkel denkt er, wenn noch Gelegenheit, wenn noch Tag ist, zu wirken. Aber nun sollte es Abend werden bei

Johannes, sein Lebenstag hatte sich geneigt; ein Leben, groß wie kein ähnliches, war an der Gränze zwischen Zeit und Ewigkeit angelangt. Der Messias hat seinen Lauf begonnen, der Vorläufer darf zur Ruhe gehen.

Der Größte unter den von Weibern Gebornen ist im Gefängnisse und die Niedrigste unter den von Weibern Gebornen schweigt in unzüchtigen Blicken am Hofe des Herodes. Der Erbärmliche ist bereit, die Hälfte seines Reiches an eine lüsterne Tänzerin zu verschwenden; aber es gibt noch etwas Kostbareres, als sein Reich, — es lebt noch das Haupt des großen, heiligen Täufers. Das ist ein Tanzpreis für eine königliche Sünderin! — Herodes! Schrecklicher! Der tanzende Fuß eines üppigen Weibes ist dir werther, als das Haupt des Größten unter den von Weibern Gebornen! Entsetzlicher! Auf dein frevelbeladenes Gewissen willst du auch noch die Last des Hauptes dessen nehmen, der mehr war, als ein Prophet! Um einen leichtfertigen, ungültigen Schwur zu halten, willst du den Heiligen verderben! — Ja, du hast gewollt! Deine Schergen eilen in's Gefängniß, Johannes hört ihre Absicht, er ist bereit, ruhig beugt er sein Haupt und der Größte unter den von Weibern Gebornen eilt zu den Großen des Himmelreichs hinüber; er hat Gewalt gebraucht und es an sich gerissen. Das blutende Haupt liegt auf der Schüssel. — Schweigt etwa jetzt die Stimme des Rufenden? Nein, Johannes war schon thätig vor seiner Geburt, er wirkt auch nach dem Tode noch. Sein blutendes Haupt auf der Schüssel ist ein merkwürdiger Prediger auf seltener Kanzel. Laut, laut, wie seine Zunge bestürmt es das Herodesgewissen und auf dem Herodiasherzen lastet es wohl schrecklicher, als das ganze herodische Reich.

Die Jünger des heiligen Johannes aber kamen, trugen die Leiche hinweg, begruben sie, sagten es Jesu, und Jesus, was that er? Das Evangelium sagt (Matth. 14, 13.): „Er begab sich von dort zu Schiffe an einen einsamen, abgesonderten Ort.“ Am Grabe des Lazarus hat Jesus

geweint; was er aber hier in der Einſamkeit beim Gedanken an die verſtummte Stimme des Rufenden gethan, das iſt uns nicht erzählt. Genug, daß wir wiſſen, er ging nach Johannes Tod an einen einſamen Ort. Jeder mag es ſich ſelbſt ſagen und ausmalen, was Jeſus hier dem Freunde der Wüſte, ſeinem Täufer, für ein Andenken geweiht hat. Wir haben weiter nichts zu thun, als ſelbſt die Einſamkeit des ſtillen Kämmerleins oder des Gotteshauſes aufzuſuchen und da nachzudenken über — die Sünde unſerer Zeit, die Begierlichkeit der Augen und die Begierlichkeit des Fleiſches. Eine Tänzerin hat dem heiligſten Manne das Leben gekoſtet, ach, wäre dieß Leben das einzige und letzte geweſen, das dem Götzen der Unzucht geopfert wurde! Aber ach, wie viele hundert Leben ſind einer Tänzerin, einer unzüchtigen Bekanntſchaft ſchon hingeopfert worden! Die ſogenannte gebildete Welt ſchießt oder ſticht ſich im Zweikampf einer Weibsperſon wegen todt; die Bauernburſche aber machen die Sache nicht ſo weitläufig, ſie ziehen das Meſſer und ſtechen einander todt. Oder wann geſchehen denn die meiſten Raufereien, wann denn die meiſten Mordthaten? Geſchieht dieß nicht gewöhnlich bei den Freimuſiken, bei Tanzgelegenheiten? Alle Augenblicke kann man leſen und hören: Geſtern iſt da Einer erſtochen worden, am letzten Sonntag iſt dort Einer auf dem Platz geblieben, und wenn man fragt, bei welcher Gelegenheit denn und warum denn? ſo heißt es: Bei einer Tanzmuſik und wegen einem Weibsbild iſt es hergegangen, wegen einer Tänzerin. Und doch kommt die elende Welt und ſchreit und lärmt, wenn man die Freimuſiken und Tanzgelegenheiten einſchränken will, und jammert, daß man den jungen Leuten ihre Freude nehmen wolle. Wahrlich, eine ſaubere Freude, die nicht ſelten das Leben koſtet! Ja, und wenn es nur dieſes irdiſche Leben wäre, wenn es nur der Kopf wäre, den es koſtet, wenn es jedesmal eine Johannesſeele wäre, die in's andere Leben hinüberginge; aber ach, vom Tanzboden weg, von der ſündhaften Bekanntſchaft, faſt noch rauchend von der

Sünde, mit dem Vorsatze vielleicht, im Nachhausegehen vom Tanzboden Unzucht treiben zu wollen, ohne Reue, ohne Beicht aus der Welt gehen zu müssen — wer aus euch, Geliebte, traut sich in diesem Zustande vor dem Richterstuhl Gottes zu erscheinen? O so bitte und beschwöre ich euch denn, geliebte Eltern, seid streng auf eure Kinder! Laßt sie nicht so leichtsinnig auf den Tanzböden herumschwärmen! Ich weiß es, eure Kinder werden zürnen, werden murren; sie werden sagen: Es ist so arg nicht, die Geistlichen machen es zu schlimm auf der Kanzel, das Tanzen ist ja eine unschuldige, nicht gefährliche Freude! Laßt sie zürnen, laßt sie murren! Da! haltet ihnen die Schüssel vor mit dem Haupte des heiligsten Mannes, den je ein Weib geboren hat, sagt es ihnen: Da schaut her, ein Tanz war es, der tanzende Fuß eines Weibes war es, der dem Täufer des Heilandes den Kopf gekostet hat, und dich kann er noch mehr kosten, dein Leben, noch mehr, das Leben deiner unsterblichen Seele. Ja, Eltern, höret nicht auf, euren Kindern das vorzupredigen, werdet nicht müde, ihnen zuzurufen: Es ist dir nicht erlaubt! Nicht erlaubt ist dir diese sündhafte, vieljährige Bekanntschaft, nicht erlaubt dieses Alleinsein mit dieser Person, dieses nächtliche Zusammenkriechen, dieses Herumschwärmen auf Tanzböden! Lasset nicht nach, euren Kindern vorzupredigen, auch wir Geistliche werden nicht müde, es ist unsere Pflicht, unaufhörlich vor der Gefahr und der Verführung zu warnen, so lange die Zunge in unserm Munde sich noch regen kann. Predigen wir nicht, dann predigen Andere. Und wißt ihr, wer predigt? Höret es, ihr ledigen Leute, wie ihr heute hier versammelt seid, höret es und saget es auch denen, die nicht da sind. Predigen wir nicht, dann predigt das blutende Haupt Johannes des Täufers, es predigen so Viele, die noch unter euch herumgehen, die die Gesundheit ihres Leibes und ihrer Seele eingebüßt haben, es predigen aber auch vom Abgrunde der Hölle herauf mit feurigen Zungen so viel ewig Unglückliche männlichen und weiblichen Geschlechtes, die auf dem Tanzboden

oder in der Nähe desselben das Leben des Leibes und ihrer Seele eingebüßt haben: wollt ihr diese Prediger hören, dann schweigen wir Geistliche gerne; denn diese predigen laut und schrecklich und Mark und Gebein erschütternd, und wer diese Prediger nicht hört, der hört auch uns nicht.

Ja, bei dem blutenden Haupte des heiligen Johannes und bei den Seufzern aller derer, die durch Tanz und schlechte Bekanntschaft ihre Unschuld eingebüßt und den Frieden ihrer Seele für immer verloren haben, und bei den Flüchen und Verwünschungen eurer verdammten Mitgenossen, die ewige Höllenqual für die Augenblicke kurzer Lust leiden müssen, beschwöre ich euch, ihr Jünglinge und Mädchen: Meidet jene Bekanntschaften, die zu nichts führen, als zur Sünde; meidet möglichst den Tanzboden, auf dem sie gewöhnlich geknüpft werden! Denkt an das Haupt Johannes des Täufers, und denkt, daß es noch etwas Kostbareres gibt, als dieses, nämlich eure unsterbliche Seele. Diese müßt ihr achten, diese müßt ihr gewinnen durch rechtschaffene christliche Aufführung, und dann, wenn einst die Axt an die Wurzel unsers Lebensbaumes gelegt wird, wird der heilige Johannes uns Jesum nicht als strengen Richter zeigen, sondern mit erhobenem Finger auf das Lamm Gottes hinzeigen, das die Sünde der Welt und auch unsere Sünden hinweggenommen hat. Amen.

Predigt

auf

das Feſt der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus.

Text: „Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen.“ Matth. 16, 18.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Es wird den Kindern in der Schule ſchon geſagt, daß es einen Pabſt gibt, daß Pabſt ſo viel heißt, als geiſtlicher Vater, daß er in Rom ſeinen Sitz hat und der oberſte Biſchof und das Haupt der ganzen katholiſchen Chriſtenheit iſt. Alle katholiſchen Chriſten auf der ganzen Welt ſtehen unter dem Pabſte, alle Biſchöfe und Prieſter müſſen ihm Ehrfurcht, Liebe und Gehorſam ſchwören und wer ein katholiſcher Chriſt ſein will, der muß dem Pabſte in Rom Gehorſam leiſten; thut er dieß nicht, dann hört er auf, ein katholiſcher Chriſt zu ſein. Wir Alle, meine Lieben, obgleich wir auf einem Dorfe ſind, obgleich wir mehrere hundert Stunden von dem Pabſte entfernt ſind,

ſind ihm dennoch unterthänig und gehorſam, und ſtehen in Verbindung mit ihm. Das ſieht man bei mehreren Gelegenheiten. Es gibt nämlich oft Sachen, wo weder der Pfarrer, noch ſelbſt der Biſchof helfen kann; da muß erſt nach Rom an den Pabſt geſchrieben werden, und was dann von dort herauskommt, an das hat man ſich zu halten. Will z. B. Einer die Schweſter ſeines verſtorbenen Weibes heirathen, ſo kann ihn hievon weder der Pfarrer noch der Biſchof diſpenſiren, ſondern es muß da die Sache bis an den Pabſt gehen, und was dann Seine päbſtliche Heiligkeit zurückſchreibt, bei dem hat es ſein Verbleiben. Bei ſolchen Gelegenheiten ſehen wir, wenn wir auch oft das ganze Jahr nicht daran denken, daß der Papſt unſer geiſtliches Oberhaupt iſt. Das ſieht man auch, wenn ein Pabſt ſtirbt. In allen katholiſchen Pfarrkirchen auf der ganzen Welt werden Todtenämter für ihn gehalten, und iſt ein neuer Pabſt ernannt, ſo findet ein Jubelablaß in der ganzen Welt ſtatt.

Es iſt alſo ganz gewiß etwas Wichtiges um den Pabſt in Rom. Kein Monarch auf der ganzen Welt hat ſo viele Unterthanen, wie der Pabſt, keiner ein ſo großes Reich, keiner eine ſo große Gewalt, wie der Pabſt. Und ſchon faſt zweitauſend Jahre ſteht der päbſtliche Stuhl; Throne der Könige und Kaiſer ſind ſchon ſeit dieſer Zeit neben ihm verſunken und in Trümmer zerfallen; der päbſtliche Stuhl aber ſteht feſt; man hat ihn ſchon oft vernichten wollen dieſen Stuhl, aber es iſt niemals gelungen, die grimmigſten und zahlreichſten Feinde haben ihm noch nichts anhaben können.

Da möchte man denn doch fragen: Was macht denn das Pabſtthum ſo feſt? Wer hat denn das Papſtthum geſtiftet? Wer hat denn den erſten Pabſt eingeſetzt? und wofür iſt denn der Pabſt eigentlich da? Dieſe Fragen ſind es, Geliebte, die ich heute beantworten möchte.

Woher ſtammt das Pabſtthum? I. Theil.

Und wofür iſt es da? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Vielleicht werdet ihr euch nicht gleich erklären können, Geliebte, wie ich heute über den Pabst und das Pabstthum zu sprechen komme. Aber die Sache geht ganz einfach zu. Wir feiern nämlich heute das Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Petrus aber war der erste Pabst, das erste Oberhaupt der Kirche. Diese Obergewalt hat sich jedoch Petrus nicht selber beigelegt, sondern sie ist ihm von Jesus Christus übergeben worden. Die Sache ging so zu: Einmal fragte nämlich Jesus seine Jünger: „Was halten denn die Leute von mir?“ und da sagten die Jünger: „Einige halten dich für Johannes den Täufer, Andere für den Elias, Andere für den Jeremias.“ Nun fragte der Herr sie abermals: „Für wen haltet denn ihr mich?“ Da nahm Simon Petrus das Wort und sprach im Namen der übrigen Apostel: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Auf dieses feierliche Bekenntniß seines Glaubens hin richtete der Herr folgende Worte an ihn: „Selig bist du Simon, Jonas Sohn; denn nicht Fleisch und Blut hat dir dieß geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Ich aber sage dir: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was du binden wirst auf Erden, soll auch gebunden sein im Himmel, und was du lösen wirst auf Erden, soll auch gelöst sein im Himmel.“ Hier war also auf das Bekenntniß des Glaubens sogleich auch die Belohnung gefolgt. Petrus bekennt feierlich die Gottheit des in Knechtesgestalt vor ihm stehenden Erlösers, dieser aber gibt ihm dafür feierlich den Vorzug vor allen übrigen Aposteln, legt ihn als Felsenmann seiner Kirche unter und gibt ihm dann die Schlüssel des

Himmelreiches. Zuvor hatte er Simon geheißen; aber von nun an sollte er einen neuen Namen bekommen, Petrus, der Fels, der Felsenmann sollte er heißen; denn auf ihn, diesen Felsen, sollte das Gebäude der Kirche gegründet werden. Diese Namensveränderung ist etwas Wichtiges. Abraham, Sara und Jakob haben von Gott andere Namen bekommen, als sie von ihm als besondere Werkzeuge zur Vollziehung seiner Plane waren auserlesen worden, und so bekam auch Petrus einen seiner Stellung entsprechenden Namen. Die Übergabe der Schlüssel hat gleichfalls seine Bedeutung. Wer nämlich die Schlüssel eines Hauses hat, der kann eingehen in dasselbe, wie er will, kann hineinlassen, wen er will, und auch hinaussperren, wen er will, kurz er hat Gewalt über das Haus. Wenn einem Feldherrn die Schlüssel einer Stadt oder Festung überbracht werden, so hat dieß keine andere Bedeutung, als daß ihm hiemit die Herrschaft und Gewalt über diese Stadt und Festung übertragen wird. Nun müßt ihr nicht denken, daß der Herr dem Petrus zwei wirkliche Schlüssel übergeben hat, wie er abgebildet wird, sondern die Schlüssel bedeuten eben die Gewalt, die er über die ganze Kirche bekommen hat.

Aber das ist noch nicht Alles. Diese Namensveränderung und diese Verleihung der Schlüsselgewalt an Petrus geschah schon vor der Auferstehung Christi; aber auch nach der Auferstehung geschah etwas Ähnliches. Jesus erschien nämlich seinen Jüngern, wie sie gerade beim Fischfange begriffen waren. Da sprach er zu Simon Petrus: „Simon, du Sohn des Johannes! liebst du mich mehr als diese?“ Da gab Petrus zur Antwort: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe.“ Und Jesus sagte zu ihm: „Weide meine Lämmer.“ Er fragte ihn abermal: „Simon, du Sohn des Johannes! liebst du mich?“ Und dieser antwortete: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe.“ Jesus erwiederte ihm hierauf wiederum: „Weide meine Lämmer.“ Da fragte er ihn zum drittenmal:

„Simon, du Sohn des Johannes! liebst du mich?“ Nun wurde Petrus traurig, weil der Herr zum drittenmal fragte: Liebst du mich? Und er sagte zu ihm: „Herr, du weißt Alles, du weißt, daß ich dich liebe,“ und nun sagte Jesus zu ihm: „Weide meine Schafe.“ — So hatte sich denn der Heiland von demselben, der ihn dreimal verläugnet hatte, durch dreimalige Anfrage seiner Liebe versichert, nachdem er durch das vor der Auferstehung abgelegte Bekenntniß bereits seines Glaubens gewiß war, und auf dieß hin ihn zum Hirten der Lämmer, d. h. des Volkes und dann auch der Schafe, der Priester und Bischöfe, die gleichsam die Mütter der Lämmer sind, gemacht.

So ward Petrus der erste Pabst, das erste Oberhaupt der Kirche, und so lange er lebte, hat er sich auch als solches gezeigt. Er ist es, welcher in der Versammlung der Apostel und Jünger die Stimme erhebt und es für nothwendig erklärt, an die Stelle des Selbstmörders Judas einen andern Apostel zu setzen (Apostelg. 1, 15.); er ist es, der am heiligen Pfingstfeste zuerst vor dem versammelten Volke die Apostel und Jünger rechtfertigt, das Wunder erklärt und Jesum den Gekreuzigten predigt; er war es, der das erste Wunder im Namen Jesu wirkte, und dem hohen Rathe wegen Verkündung des Evangeliums und des geschehenen Wunders Rede steht, welcher den Ananias wegen seines Verbrechens gegen sein und der übrigen Apostel Ansehen bestraft, welcher in Samaria als Hauptperson erscheint, welcher die Kirchen besucht und stärkt, zuerst den Heiden den Glauben verkündet, und auf der ersten Kirchenversammlung zu Jerusalem den Streit schlichtet. Petrus nennt sich zwar auch einen Mitältesten und bittet die übrigen Ältesten, ihren Kirchen recht vorzustehen; allein dieß geschah nur aus Demuth, und es läßt sich daraus keineswegs schließen, als hätte Petrus keinen Vorrang vor den übrigen Aposteln behauptet. Nein, Petrus war sich seiner Würde als Oberhaupt sehr wohl bewußt, das haben wir so eben gesehen; aber auch die Apostel respektirten ihn als ihr Haupt. Bei

ihm versammelten sich die übrigen Apostel und Jünger nach der Kreuzigung. Sein Handeln und Reden wird hauptsächlich berichtet, seine Gefangennehmung und wunderbare Befreiung weitläufig erzählt, während die des Jakobus umgangen wird; ausdrücklich wird auch bemerkt, wie die Gemeinde für ihn ohne Unterlaß gebetet habe; in der Aufzählung der Apostel wird er, so verschieden sie auch von den Evangelisten neben einander gestellt werden, immer zuerst, und bei Matthäus ausdrücklich der Erste genannt und seine Benennung in Erinnerung gebracht. Zwar heißt es, daß die Apostel den Petrus einmal nach Samaria geschickt hätten, und da möchte man meinen, wenn Petrus der Erste gewesen wäre, so hätten ihn ja die andern Apostel nicht abschicken können wie einen Untergeordneten; allein man braucht da nicht an ein Verhältniß der Unterordnung zu denken, sondern diese Abschickung geschah ohne Zweifel in Folge einer gemeinschaftlichen Berathung. Wohl sagt der heilige Paulus, daß er dem Petrus sich widersetzte, und deßwegen hat man gemeint, müsse Petrus ein untergeordneter Apostel und nicht das Haupt derselben gewesen sein; allein gerade der Vorrang Petri ist es, warum Paulus so großes Gewicht darauf legte, daß er gegen ihn aufgetreten.

Wenn auch Christus der Herr sämmtlichen Aposteln die Gewalt zu lösen verheißen und verliehen hat, so ist auf der andern Seite ebenso gewiß, daß er sie dem Petrus in besonderer Weise verheißen und verliehen, wie denn auch zu keinem andern gesagt worden ist: Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; und wenn gleich alle Apostel als das Fundament der Kirche bezeichnet werden, so ist doch Petrus in besonderer Weise als deren Fels und Fundament erklärt worden. Deßwegen hört auch Christus der Herr nicht auf, Fundament der Kirche zu sein, denn Petrus ist nur im zweiten Grade das Fundament, Christus aber das Fundament des Fundamentes.

So ist also der heilige Petrus von dem Heilande als Oberhaupt der Kirche eingesetzt worden. Petrus hat diese

seine Stellung auch begriffen und die Apostel haben ihn als ihr Oberhaupt bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet. Mit Recht also ist er der erste Pabst zu nennen und mit ihm hat das Pabstthum seinen Anfang genommen. Wohl stirbt der Pabst, wie auch der heilige Petrus gestorben ist, aber das Pabstthum stirbt nicht; denn an Petri Stelle kommen seine Nachfolger und diese bilden eine ununterbrochen fortlaufende Kette. Diese Kette zählt gegenwärtig 259 Ringe, denn der gegenwärtige Pabst, Pius IX., ist der 259ste Pabst.

Also von Christus, dem Sohne Gottes selber, ist der Kirche ein sichtbares Oberhaupt gesetzt worden, darum ist das Pabstthum keine menschliche, sondern eine göttliche Einrichtung und als solche unverwüstlich und unzerstörbar. Ja der Pabst ist ein hinfälliger, gebrechlicher Mensch, wie andere Menschen, und deßwegen ist auch der Pabst ein armer Sünder, wie jeder andere Mensch. Aber das Amt, das er verwaltet, ist ein heiliges Amt, und deßwegen hat das Oberhaupt der Kirche den Titel: Seine päbstliche Heiligkeit. So sagt man auch zu jedem Priester: Hochwürden, wodurch man den geistlichen Stand ehren will, wenn gleich der einzelne Priester als Mensch diesen Titel nicht verdienen sollte.

Hieraus möget ihr ersehen, meine Lieben! welch ein wichtiges Amt die päbstliche Würde sein muß. Zwölf Apostel hat sich unser Herr ausgesucht und zwei und siebenzig Jünger, aber dennoch hat er Einen aus ihnen über Alle gesetzt. Wozu wohl das? Braucht man denn einen Pabst? Was mag wohl den Stifter der Kirche bewogen haben, für alle Zeiten ein Oberhaupt einzusetzen? Haben wir ja Bischöfe und Priester, haben wir ja sieben heilige Sakramente und die heilige Schrift obendrein — wofür denn nun noch auch einen Pabst? Das ist es, was ich euch erklären will im

zweiten Theil.

Was thut ihr denn, meine Lieben, wenn unter euch Streitigkeiten entstehen, und ihr euch unter einander nicht

ausgleichen könnt? Nicht wahr, da geht ihr zuerst zum Vorstand und legt ihm euren Handel vor; könnt ihr euch vor dem Vorstand nicht vergleichen, dann geht ihr zum Gericht; anfangs zum Landgericht, dann zur Regierung, dann an's Ministerium, endlich an den König selbst. Weiter geht's nimmer. Was von da zurückkommt, bei dem hat es sein Verbleiben; denn das ist die allerletzte Instanz. Gerade so, Geliebte, geht es auch in der Kirche zu. Die katholische Kirche ist eine recht große Gesellschaft, auf der ganzen Erde ausgebreitet; sie hat ihre bestimmte Einrichtung und ihre bestimmten Lehren, woran sich nichts ändern läßt. Da aber der menschliche Geist dem Irrthume unterworfen ist, so kann es nicht fehlen, daß manchmal einzelne Menschen, geistlichen und weltlichen Standes, allerhand Lehren und Grundsätze aufstellen, die der reinen, unverfälschten katholischen Wahrheit, wie sie der göttliche Stifter in seiner Kirche niedergelegt hat, zuwiderlaufen. Da gibt es dann Streit. Die Irrlehrer vertheidigen ihre neuen Meinungen und geben sie für Wahrheit aus. Wer ist nun Richter über die streitenden Parteien, wer entscheidet, was Wahrheit und Irrthum ist? Etwa die heilige Schrift? Aber die kann ja selber nicht reden; sie ist ein todtes Buch und muß erst ausgelegt werden. Wer legt sie aber recht aus, und wer hat das Recht, sie auszulegen? Etwa der Einzelne? Aber da bekommen wir so viele Auslegungen als Köpfe und zuletzt entsteht eine allgemeine Verwirrung. Auch der einzelne Bischof könnte eine irrige Entscheidung fällen. Wer soll nun in diesem Wirrwarr entscheiden? Soll man da eine allgemeine Kirchenversammlung berufen? Aber das ist nicht so leicht geschehen. In unsern Tagen ist dieß schlechterdings unmöglich! Denkt nur, wie lange ginge es her, bis von Amerika und Australien die Bischöfe zusammenkämen! Wenn nun da die Kirche kein Oberhaupt hätte, wer wäre im Stande, den Streit zu schlichten? Aber seht, da ist der Pabst, die letzte Instanz. Ihm wird der ganze Streit vorgelegt; die streitigen Punkte werden dann auf's Sorgfältigste

untersucht und dann die Entscheidung gefällt. Dieser Entscheidung stimmen dann stillschweigend die Bischöfe der Kirche bei, und somit ist der Streit geschlichtet. Die irrigen Sätze, die gegen den katholischen Glauben laufen, werden verworfen; wer sich diesem Urtheile nicht unterwerfen will, wird ausgeschlossen und kann seine eigenen Wege gehen; die Katholischen aber sammeln sich um ihren Einheitspunkt, um das Oberhaupt in Rom und so können sie dem Irrthum nicht verfallen. Hätte die Kirche kein sichtbares Oberhaupt, dann wäre jeder Willkühr, jedem Unheil Thür und Thor geöffnet, und man könnte nie einig werden. Ich will euch das aus dem, was jetzt außerhalb der katholischen Kirche vor sich geht, einleuchtend machen. Diejenigen, die außerhalb der katholischen Kirche stehen und die ihr gewöhnlich Lutheraner nennt, haben, seitdem sie den katholischen Einheitspunkt verlassen haben und dem Pabste ungehorsam geworden sind, keine Einheit im Glauben mehr; die Verwirrung wurde in unsern Tagen so groß, daß sie selber darüber erschracken und nun schon mehrere Versammlungen hielten, um wieder einmal, wenigstens in einigen Punkten, Eins zu werden. Allein kaum hatten sie ein paar Sitzungen gehalten, so gingen sie wieder auseinander; denn sie sahen, daß sie sich nicht einigen konnten. Gegenwärtig sind sie wieder beisammen, der König von Preußen hat sie selber berufen; allein es ist vorauszusehen, daß sie wieder unverrichteter Dinge auseinander gehen werden. Aber wie kommt denn das? Seht, das kommt daher, weil sie kein Oberhaupt, keinen Einheitspunkt haben. Sie haben zwar die heilige Schrift, aber Jeder legt sie anders aus und Keiner weiß, wer denn eigentlich die rechte Auslegung hat. Ja, kaum waren sie beieinander, so liefen schon von mehreren Städten Verwahrungen ein, wenn etwa diese Versammlung etwas beschließen wollte, was ihnen nicht behagen würde. Ihr sehet da, unter diesen gibt es keine Kirche, keinen Gemeinsinn, keine Einheit im Glauben, sondern Jeder ist sich selber Kirche, eine Einheit wollen sie gar nicht. — Da ist es bei uns ganz

anders. Wir katholiſche Chriſten auf unſerm Dorfe da, haben alle den nämlichen Glauben. Wir glauben alle an eine heilige Dreifaltigkeit, an den Sohn Gottes, Jeſum Chriſtum, haben unſere ſieben heiligen Sakramente, das heilige Meßopfer, beten für die Verſtorbenen, und glauben alles Andere, was die katholiſche Kirche zu glauben vorſtellt. Und gehen wir aus unſerm Dorfe heraus und in die Stadt hinein, ſo finden wir, daß dort die Katholiken das Nämliche glauben, wie wir; gehen wir aber noch weiter, reiſen wir in Bayern, in Deutſchland, ja in ganz Europa herum, überall haben die Katholiſchen denſelben Glauben. Noch mehr, es wandern jetzt viele katholiſche Landsleute nach Amerika aus; kommen ſie nun dort hin und finden ſie auch gar nichts, was ihnen dort bekannt wäre, iſt ihnen auch Alles fremd — Eines iſt doch, was ihnen nicht neu iſt, ſie finden dort nämlich ihren alten katholiſchen Glauben wieder, geliebte Glaubensbrüder. Das kommt aber Alles daher, weil wir Katholiken auf der ganzen Erde einen Einheits-, einen Mittelpunkt haben, den heiligen Vater in Rom nämlich, um den ſich alle Katholiken in der ganzen Welt in liebendem Gehorſam vereinigen.

Das iſt aber erſt Eines, warum es einen Pabſt gibt, nämlich zur Erhaltung der Einheit des Glaubens. Es iſt dieß zwar der wichtigſte Punkt, denn ohne dieſen ginge Alles in Trümmer; gibt es keinen Pabſt, keinen Mittelpunkt der Einheit, dann kann auch die Kirche nicht beſtehen; denn ein Haus, das in ſich ſelbſt uneins iſt, muß zerfallen, wie wir dieß augenſcheinlich an den Nichtkatholiken in unſern Tagen wahrnehmen können.

Aber es iſt der Mühe werth, meine lieben Landleute, euch noch etwas Näheres vom Pabſte zu erzählen, damit ihr wiſſet, was ihr am Pabſte habt. Wiſſet ihr, wem ihr es vor Allem zu verdanken habt, daß ihr katholiſch und keine Heiden mehr ſeid? Niemand Anderm als dem Pabſte. Ein Pabſt iſt es geweſen, der den heiligen Bonifaz und die anderen Miſſionäre nach Deutſchland und Bayern geſchickt hat, um

das Evangelium zu predigen. England, Deutschland, Frankreich, Spanien, Polen wurden durch vom Pabste abgeschickte Missionäre zum Christenthum bekehrt. Mit dem Christenthum aber kam auch Bildung und Gesittung in's Land. Alle Künste und Wissenschaften, die Musik, die Baukunst, die Dichtkunst, die Malerei insbesonders fanden immerwährenden Schutz und Schirm an den Päbsten. Ohne Rom, ohne die Päbste wären wir höchstens so weit wie die Chinesen in geistiger Bildung.

Aber nicht allein die Religion und Bildung verdanken wir den Päbsten, nein, auch für das zeitliche Wohl der Völker haben sie, wie sie nur konnten, gesorgt. Den Päbsten verdanken wir es, daß Deutschland nicht eine Wüste ist. Die Päbste haben sich überall der Unterdrückten angenommen, die Unterthanen gegen Übermuth und Grausamkeit der Fürsten geschützt, ihre Rechte standhaft vertheidigt, Zwistigkeiten beigelegt, Frieden vermittelt, zu gemeinsamer Thätigkeit ermuntert und die öffentliche Ruhe gesichert. Die Päbste waren es, die sich abergläubischen Gebräuchen, welche sich aus dem Heidenthum in's Christenthum hinübergeflüchtet hatten, entgegenstellten und Alles aufboten, sie abzuschaffen. Das körperliche Wohl der Völker lag ihnen in jeder Weise am Herzen. Spitäler wurden errichtet, Kongregationen zum Heile der Menschheit gestiftet, Herbergen für Reisende erbaut, die Leibeigenschaft gemildert, die Sicherheit der Landstrassen geschützt, das Volk vor willkührlicher Erhöhung der Zölle bewahrt, der Handel mit Menschen als strafwürdig erklärt und Handel und Verkehr gehoben.

Das sind in gedrängtester Kürze die Wohlthaten, welche durch die Päbste der Menschheit zuflossen. Ihr könnt also schon merken, Geliebte, daß das Pabstthum für etwas gut ist, daß unser Herr und Heiland dasselbe nicht umsonst gestiftet hat. Daß es unter den 259 Päbsten, die je gelebt haben, auch einige wenige gegeben hat, die ihrer hohen Würde keine Ehre machten, sondern sie durch große Sünden befleckten, das läßt sich leicht denken; denn die Päbste bleiben Menschen wie andere und ihre hohe Würde sichert sie nicht vor tiefem

ſittlichen Verfalle; jedoch, wie geſagt, waren dieß nur Wenige und dieſe waren nicht frei gewählt, ſondern der Kirche meiſtens aufgedrungen. Die wenigen ſchlechten Päbſte aber werden von den guten, frommen und heiligen bei Weitem überwogen; die Flecken der Erſtern ſind durch die Tugenden der Letztern längſt abgewaſchen und man kann mit Recht behaupten, daß es keine Regentenfamilie gibt, die ſo viele würdige und ſo wenig unwürdige Glieder zählt, wie die Reihe der 259 Päbſte.

So habe ich euch denn nun auseinandergeſetzt, meine Lieben, wer denn das Pabſtthum geſtiftet hat und warum das Pabſtthum da iſt. Ihr ſehet, daß es nicht ſelber entſtanden, ſondern geſtiftet iſt von unſerm Erlöſer, dem Sohne Gottes ſelbſt. In Petrus hat er ſeiner Kirche den erſten Pabſt gegeben. Ihr wiſſet nun auch, daß die Päbſte die größten Wohlthäter der Menſchheit ſind, daß durch ſie das Evangelium in der Welt verbreitet, durch ſie die Einheit des Glaubens erhalten und geiſtiges und körperliches Wohl der Völker gehegt und gepflegt wird. Wer ſollte da bei Betrachtung all der Segnungen, die durch die Päbſte ſchon der Menſchheit zu Theil geworden ſind, ſich nicht freuen, ein Katholik zu ſein und dem heiligen Vater in Rom anhängen zu dürfen? Wer ſollte ſich nicht freudig an den Felſen der Kirche anklammern, wer nicht mit Gut und Blut es mit dem Oberhaupte der Kirche halten? Ja, Geliebte! halten wir freudig und feſt am Felſen Petri! Dieß iſt das Kennzeichen, daß wir katholiſch ſind; wer nicht mit dem Vater in Rom es hält, der iſt kein Katholik. Jetzt in unſern Tagen, meine Lieben, thut es insbeſondere Noth, die Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, an den Felſenmann in Rom, treu zu bewähren; denn lauter als je ertönt insbeſondere in unſern Tagen wieder der Ruf der Feinde der katholiſchen Kirche: Reißt euch los von Rom, fallet ab vom Pabſte! Von einem Ende Deutſchlands zum andern ertönt dieſes Geſchrei, und wißt ihr warum? Wiſſet ihr, warum der Pabſt den Feinden der katholiſchen Kirche ein

solcher Dorn im Auge ist? Wisset ihr, warum sie all ihren Grimm, ihren Hohn und Spott gegen diesen ausspeien? Deßwegen, weil er der Fels ist, weil sie nur zu gut wissen, daß, wenn es ihnen gelänge, das Volk vom Felsen loszureißen, dasselbe bald in den Fluthen des Irr- und Unglaubens ersäufen würde. Recht gut wissen sie es, daß sie leichtes Spiel hätten mit uns, wenn sie uns nur einmal vom Pabste weg hätten! Darum, Geliebte, müssen wir um so inniger an den Vater der Christenheit uns anklammern! Wer es nicht mit ihm hält, hält es auch nicht mit Christus; denn Christus ist unser unsichtbares Oberhaupt, der Pabst aber das sichtbare, von ihm selbst eingesetzte. Ja, Geliebte, fest und innig umklammern wir den Felsen der Kirche, gehorsam wollen wir sein dem heiligen Vater bis zum letzten Athemzuge unsers Lebens; dann bleiben wir in Einheit des Glaubens und somit in Vereinigung mit Jesus Christus, der in seinem hohenpriesterlichen Gebete am Abende vor seinem Leiden eigens noch für die Seinen, „daß sie Eins seien," gebetet hat.

Aber nun noch Eines! Was sollen wir denn den Feinden des Pabstes, unsers allverehrten Oberhauptes, wünschen? Was sollen wir denen anthun, die unaufhörlich den Pabst beschimpfen und verhöhnen, bloß weil er Pabst ist, wenn er auch sonst der rechtschaffenste Mann ist? Sollen wir rufen: Fluch über euch! In den Abgrund der Hölle mit euch? — Nein, Geliebte, das ziemt uns katholischen Christen nicht. Es ist ein schauerliches Unglück, das der gerechte Gott in seinem Grimme über unser deutsches Vaterland hat ergehen lassen, als ein großer Theil desselben sich vom Mittelpunkte der Einheit losriß und in dieser seiner Losgerissenheit heute noch auf dem wilden Meere der Meinungen herumtreibt. Blind für ihr eigenes Elend wüthen die Getrennten seitdem unabläßig gegen den Pabst, der ihnen kein anderes Leid zugefügt hat, als daß er ihnen sagt, sie seien nicht katholisch und gehörten nicht zur katholischen Kirche. Gott ist es allein bekannt, wann dieser elende Zustand ein Ende nehmen wird.

Wir können nur beten, den Himmel mit Thränen beſtürmen, daß die Tage der Trübſal abgekürzt werden; denn wenn es ſo fortgeht, ſo nimmt es kein gutes Ende und wir erleben noch ſchlimme Dinge. Ja, beten wollen wir für die Feinde unſerer heiligen Kirche, insbeſondere des Oberhauptes der Kirche, daß ſie ihr Unrecht einſehen, und erleuchtet vom Strahle der göttlichen Gnade wieder zur Einheit des Glaubens, die ihre Väter ſo ſchmählich zerriſſen haben, zurückkehren mögen. Amen.

Predigt

auf

das Feſt Mariä Himmelfahrt.

Text: „Maria hat den beſten Theil erwählt, der ihr auch nicht ſoll genommen werden.“ Luk. 10, 42.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Die Maria, von der im heutigen Evangelium die Rede iſt, iſt nicht die ſeligſte Jungfrau Maria, deren Aufnahme in den Himmel wir heute feiern; aber die Kirche hat dieſen Evangelienabſchnitt gewählt, weil eine große Ähnlichkeit zwiſchen Maria, der Schweſter Marthas, und zwiſchen Maria, der Mutter unſers Herrn und Heilandes, ſtattfindet. Wie nämlich Maria im heutigen Evangelium alle irdiſchen Gedanken und Sorgen bei Seite legte und nur allein darauf bedacht war, zu den Füßen Jeſu Worte des Heiles zu vernehmen; ſo war dieß, und zwar in einem noch weit höheren Grade, bei Maria der ſeligſten Jungfrau der Fall. Die Sorge für das Irdiſche, das Zeitliche, war bei ihr ganz in den Hintergrund getreten, die Sorge für das Eine Nothwendige aber

ihre Hauptbeſchäftigung. Wenn demnach ſchon von Maria, Martha's Schweſter, der Mund der ewigen Wahrheit ſagen konnte, daß ſie den beſten Theil erwählt habe, ſo gilt dieß gewiß auch, und zwar in weit höherem Grade noch, von Maria der ſeligſten Jungfrau.

Aber nun, meine Lieben, entſteht eine andere Frage: Wie kommen denn wir zurecht mit den Ausſprüchen des heutigen Evangeliums? Martha bekommt einen Verweis von Jeſus, daß ſie ſich um ſo Vieles annimmt und ſich ſo ſehr darum kümmert; ihr wird dafür Maria als Muſter vorgeſtellt und von ihr geſagt, ſie ſei es, die den beſten Theil erwählt habe. Und was that Maria? Nichts; ſie ſaß zu den Füßen Jeſu und hörte ſeine Reden. Martha aber war voll Geſchäftigkeit und hatte viel hin und her zu laufen und viele Handgriffe zu thun, um den Herrn anſtändig bewirthen zu können. Da ſie aber deßwegen getadelt, Maria, die ſcheinbar Müßige, dagegen gelobt wurde: ſo hätte ſie wohl nichts Beſſeres thun können, als Alles liegen und ſtehen zu laſſen und ſich zu den Füßen Jeſu zu ſetzen. Und ſo könntet auch ihr Landleute denken und Alle, die arbeiten müſſen: Wenn Maria den beſten Theil erwählt hat, dann laſſen wir Alles liegen und ſtehen und ſetzen uns dafür den ganzen Tag in die Kirche hinein, um zu beten; denn das wird ja heute als das einzig Nothwendige angeprieſen und geſagt: wer dieß thue, der habe den beſten Theil erwählt.

Gemach, meine Lieben! ſo iſt die Sache nicht zu verſtehen. Martha und Maria ſind Schweſtern und beide haben ſich ſehr gut mit einander vertragen, ſonſt hätte ſie der Herr nicht ſo lieb gehabt, ſonſt hätte er bei ihnen nicht eingekehrt. — Das Haus dieſer Schweſtern ſteht noch. Es iſt die Erde, auf der wir wohnen, und ſoll es gut ausſehen auf unſerer Erde, ſo müſſen die beiden Schweſtern einträchtig in dieſem Hauſe leben. Ja, das Haus eines jeden Landmannes, das Haus eines Jeden aus uns iſt ein ſolches Haus, wo Martha und Maria in Eintracht zuſammen wohnen müſſen; ſonſt

schaut es nicht gut aus in einem solchen Hause. Wollen wir nun ein wenig näher zusehen, was diese zwei Schwestern zu thun und wie sie sich zu vertragen haben! Also:

Was ist das Geschäft der Martha? I. Theil.

Was ist das Geschäft der Maria? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Im Buche der Sprichwörter (31, 13—27.) heißt es einmal: „Wer wird ein starkes Weib finden?... Sie suchet sich Wolle und Flachs und arbeitet nach der Kunst ihrer Hände. Sie ist wie ein Kaufmannsschiff; von fernher bringt sie ihr Brod. Sie steht auf, wenn's noch Nacht ist und gibt Beute ihren Hausleuten und Speise ihren Mägden. Sie schauet nach einem Acker und kauft ihn: von der Frucht ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg. Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden und stärkt ihre Arme. Sie fühlt und sieht wie gut ihr Geschäft ist, und es verlöscht ihr Licht des Nachts nicht. Sie legt ihre Hand an große Dinge und ihre Finger erfassen die Spindel. Sie öffnet ihre Hand dem Armen und streckt ihre Hände nach dem Dürftigen aus. Sie fürchtet nicht für ihr Haus des Schnee's Kälte; denn alle ihre Hausleute sind doppelt gekleidet. Sie macht sich Decken, weiße Leinwand und Purpur ist ihr Kleid. Berühmt ist in den Thoren ihr Mann, wenn er sitzt mit den Räthen des Landes. Sie macht Hemden und verkauft sie und liefert Gürtel an den Chananiter. Kraft und Anmuth ist ihr Kleid; in den letzten Tagen wird sie lachen. Ihren Mund öffnet sie zur Weisheit und das Gesetz der Milde ist auf ihrer Zunge. Sie hat Acht auf den Wandel ihres Hauses und

ißt ihr Brod nicht müßig." — Hier habt ihr, meine Lieben, das leibhaftige Bild der Martha, eine Frau, die sich wohl im Hause umsieht, und Tag und Nacht sich um die häusliche Arbeit kümmert. Dieses Weib wird nun durch den Geist Gottes selig gepriesen und dem Manne Glück gewünscht, der ein solch braves, thätiges, arbeitsames Weib bekommt. Übrigens ist dieß nicht die einzige Stelle im alten Testamente, wo die Martha ihr Lob bekommt; oft genug wird daselbst zur Arbeit ermahnt und die Arbeit als Hauptbeschäftigung des Menschen hingestellt: „Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Lustgarten, daß er ihn bebauete und bewohnete," so heißt es gleich im Buche der Schöpfung (I. Mos. 2, 15.). Und wiederum heißt es: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte thun" (II. Mos. 20, 9.). „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bis du wieder zur Erde wirst, von der du genommen bist" (I. Mos. 3, 19.). „Von der Arbeit deiner Hände wirst du essen: Heil dir, es wird dir gut gehen!" (Ps. 127, 2.) „Thu eifrig, was immer deine Hand thun kann!" (Pred. 9, 10.) „Hasse nicht die beschwerliche Arbeit, noch den Landbau, den der Höchste geschaffen" (Sir. 7, 16.). Diese und noch viele andere Stellen, welche die Arbeit befehlen und empfehlen, stehen im alten Testament. Da nun die heilige Schrift des alten Bundes der nämliche Geist eingegeben hat, der die Schriften des neuen Bundes eingab, der Geist Jesu Christi nämlich: so kann im neuen Testamente das nicht getadelt werden, was im alten so angelegentlich empfohlen wird. Es ist somit nicht die Arbeit selbst, die Jesus heute an Martha tadelt; denn sonst würde er sich selber widersprochen haben. Er selbst hat ja dreißig Jahre lang Zimmermannsarbeit verrichtet, wie sollte er die Arbeit haben tadeln wollen? Auch Maria, seine heiligste Mutter, hat gewiß in ihrem kleinen Familienkreise die ihr obliegende Hausarbeit mit allem Fleiße verrichtet und das Amt der Martha

auf's beste verwaltet. Das gibt schon die gesunde Vernunft ein und überdieß sagt noch die heilige Brigitta, daß ihr Christus geoffenbaret habe, seine Mutter hätte den Tag in drei Theile getheilt: den einen verwendete sie zum Gebete, den andern zur Arbeit und den dritten, um ihrem Leibe die nöthige Ruhe zu gönnen. So machten es auch die Apostel. Als der Herr in den Himmel aufgefahren war, gingen sie in jener Zeit, wo sie nicht dem Gebete oblagen, ihrem früheren Geschäfte, dem Fischfange, nach, und von Paulus wissen wir, daß er sich durch seiner Hände Arbeit ernährte. Er selber sagt von sich: „Silber und Gold oder Kleider habe ich von Niemanden begehrt, wie ihr selbst wisset; denn was mir und denen, die bei mir sind, nöthig war, haben dargereicht diese Hände" (Apostelgesch. 20, 33.). Eben deßwegen verlangte er aber auch, daß Alle arbeiten sollten, wie er. „Bestrebt euch, ein stilles Leben zu führen," so schreibt er an die Thessalonicenser (I. Thess. 4, 11.), „euer eigen Geschäft zu treiben, mit euren eigenen Händen zu arbeiten, wie wir es euch befohlen haben." Und wiederum: „Wir haben euch aufgetragen, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll. Wir haben nämlich gehört, daß Einige unter euch unruhig leben, nicht arbeiten, sondern unnütze Dinge treiben. Solchen aber entbieten wir und beschwören sie im Herrn Jesu Christo, daß sie in der Stille arbeiten und ihr eigenes Brod essen" (II. Thess. 3, 10. 11. 12.)

Also die Martha muß unter den Menschenkindern sein, der Mensch muß arbeiten; dazu ist er erschaffen. Deßhalb ist es recht schön und lobenswerth, wenn es sich rührt und regt unter den Menschen, wie in einem Bienenkorbe und in einem Ameisenhaufen. Diese Thierchen sind ja Muster des Fleißes und der Arbeitsamkeit und die göttliche Schrift selbst ist es ja, die den Faulen zu seiner Beschämung zur Ameise hin verweist, auf daß er von ihr Fleiß und Betriebsamkeit

bahnen und Dampfschiffen zugeht. Alle Sonn- und Feiertage wird gefahren, der Tag mag noch so heilig sein, und kein Mensch, der mit dieser Gelegenheit fahren will oder muß, kann eine heilige Messe hören. Da ist der Weihnachtstag, der Oster- und Pfingsttag wie ein gewöhnlicher Werktag. Die Lokomotive pfeift zum Bahnhofe hinaus, das Dampfschiff geht ab und kein Mensch kümmert sich, ob Sabbath oder ein gewöhnlicher Tag ist. Oder schauet hinein in die Fabriken — wer weiß da etwas von einem Gottesdienste, von einer Messe oder Predigt? Kein Wunder, wenn daher bei solchen Leuten die Unwissenheit in's Entsetzliche geht, kein Wunder, wenn einst ein solcher Fabrikarbeiter auf die Frage, ob er auch Jesum kenne, zur Antwort gab: von diesem hätte er noch nie etwas gehört, wenigstens unter seinen Kameraden sei keiner, der so heiße. Bei solchen Fabrikherren gilt der Grundsatz, den einst ein französischer Kolonienminister aussprach, als die Bewohner einer Insel, die Tabak für Frankreich bereiten mußten, ihn um einen Geistlichen baten, damit auch ihre Seelen eine Nahrung bekämen. Der Herr Minister entgegnete ihnen: Was kümmern mich eure Seelen? Der Teufel hol eure Seelen, geht hin und macht Tabak! — So ist unsere ganze Zeit! Wenn's nur Geld trägt, wenn nur was eingeht, wenn nur der Leib zu leben hat, die Seelen mag dann der Teufel holen. Es hat einmal Einer gesagt, dessen Worte sonst für Wahrheit gehalten werden: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?“ und wiederum: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Übrige werdet ihr als Zugabe bekommen;“ allein die industrielle Welt sagt gerade umgekehrt: Suche zuerst, daß es dir auf dieser Welt recht wohl geht, schaue nur, daß du hier gut leben kannst, jenseits wird's auch schon recht werden — wenn's anders ein Jenseits gibt. Suche zuerst das Reich der Welt und ihr Geld, das Übrige kommt dann als Zugabe. Und was die geschäftige Welt im Ganzen und Großen sagt, das

schwätzt auch schon der einzelne Handwerksmann nach; in den miserabelsten Märkten und Flecken versteht er sich schon darauf, an Sonn- und Feiertagen Vormittags während des ganzen Gottesdienstes zu arbeiten und erst Nachmittag fängt er im Wirthshause an, den Sonn- und Festtag zu heiligen.

Gott Lob! da schaut es denn doch bei uns auf dem Lande auch in der Beziehung noch besser aus. Zwar fehlt es da auch nicht an Häusern, in denen Martha so ziemlich die Alleinherrschaft führt, die Schwester Maria hingegen in einer armseligen Ecke sitzen muß, — ich will sagen, auch bei uns fehlt es nicht an Häusern, wo zwar recht viel gearbeitet, aber wenig gebetet wird, wo man meint, durch Arbeit allein lasse sich Alles erzwingen; allein im Ganzen hat man denn doch so viel Sinn für Christenthum, daß man Arbeit und Gebet abwechseln läßt. Und so muß es auch sein, meine Lieben, sonst ist kein Segen dabei. Das ist ja auch das Eine Nothwendige. Was hilft es denn dir z. B., wenn du die herrlichen Äcker und Wiesen und Holz zusammengebracht hast und du gehst darüber zu Grunde? Was hilft es dir denn, wenn du nur auf das Zeitliche denkst, nie aber auf das Ewige? Und ist es denn möglich, daß ein Segen auf solchen zeitlichen Bestrebungen ruhe, die gar keine höhere Weihe erhalten haben? Heißt es da nicht zuletzt: Wie gewonnen, so zerronnen? Entweder ist die Schrift erlogen, oder die Schändung des Sabbaths durch allerhand werktägliche Arbeiten wird nicht ausbleiben. „Das Haus Israel reizte mich in der Wüste," spricht Gott durch den Propheten Ezechiel 20, 13., „und wandelte nicht in meinen Geboten, ... und sie entheiligten meine Sabbathe sehr; darum dachte ich, meinen Grimm über sie auszugießen in der Wüste und sie zu vertilgen." „Dann wird das Land sich seiner Sabbathe freuen, alle Tage seiner Verwüstung: wenn ihr sein werdet in des Feindes Land, wird es feiern und ruhen an den Sabbathen seiner Verwüstung, weil es nicht geruhet an den Sab-

bathen, da ihr wohntet in demselben.“ (III. Mos. 26, 34. 35.)

So wurde den Israeliten gedroht, so wurden die Israeliten gestraft für die Sabbathschändung! Ist etwa der christliche Sonntag weniger? Es scheint, weil gerade an Sonntagen so Viele Alles für erlaubt halten, besonders das Arbeiten. Hat denn Martha nicht in den sechs Wochentagen genug zu thun? Soll auch der siebente noch ihr gehören? Soll Maria gar nichts mehr gelten? — O ich fürchte, die Strafe wird nicht ausbleiben, sondern vielleicht eher als wir vermuthen, gräulich über uns hereinbrechen. So thun denn wir doch wenigstens, Geliebte, was wir thun können. Arbeiten wir, aber beten wir auch; halten wir insbesondere die Tage des Herrn. Lassen wir in unsern Häusern die beiden Schwestern Martha und Maria friedlich zusammenwohnen! Dann wird Segen auf unsern Arbeiten ruhen, und einst wird, haben wir auch gleich nicht wie Maria den besten Theil erwählen können, doch ein guter Theil uns zukommen. Amen.

Predigt

auf

das Feſt Mariä Geburt.

Text: „Das Stammbuch Jeſu Chriſti, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.“ Matth. 1, 1.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Es iſt jetzt die Zeit, zu der wir in unſere Gärten hinausgehen, um das Obſt von den Bäumen herunter zu thun. So ein Garten iſt auch die heilige Schrift; er iſt bepflanzt mit verſchiedenen Bäumen, die aus Perſonen beſtehen, welche ihre unterſchiedlichen Früchte tragen, entweder gute oder ſchlechte. Sind ſie gut, ſo pflücken und nehmen wir ſie, ſind ſie ſchlecht, nun, ſo werfen wir ſie weg. So einen großen Baum erblicken wir im heutigen Evangelium, es iſt dieß der Stammbaum Jeſu Chriſti, unſers Herrn und Heilandes, der in 42 Äſte auseinandergeht, und deſſen Ahnen und Urahnen die Früchte darſtellen. Selbſt an dieſem Baume hängt nicht lauter gutes Obſt, ſondern es iſt auch ganz ſchlechtes und faules darunter, obwohl nicht viel; einiges iſt wurmig, anderes hat Male oder

ist sonst schadhaft. — Schauen wir dieses Obst ein wenig genauer an, d. h. ziehen wir die heilige Schrift zu Rathe, damit wir sehen, was das für Menschen gewesen sind, die uns im Stammbuche Jesu Christi aufgeführt werden; denn ihr kennt wohl die allerwenigsten davon. Dieses Stammbuch Jesu Christi wird euch so oft im Jahre vorgelesen und vorgesungen und ihr kennt daraus noch Niemand als höchstens Abraham, David und Salomon und etwa noch ein paar andere. Wer die Übrigen und was es für Leute waren, das wisset ihr nicht. Ich will mir deßhalb heute die Mühe nehmen und euch diejenigen Personen daraus vorführen, die euch entweder zur Belehrung oder zur Warnung dienen können. Könige waren sie, von David angefangen, Alle; allein die einen regierten gut, die andern schlecht. Da das schlechte Obst zuerst vom Baume fällt, das Gute aber erst später heruntergepflückt werden muß; so wollen auch wir zuerst die schlechten Früchte des Stammbaumes Jesu Christi untersuchen, nicht zwar um sie zu sammeln, sondern nur um sie anzusehen, die guten aber wollen wir uns zuletzt beschauen. Also

die schlechten Früchte des Stammbaumes Christi, I. Theil;

die guten, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

Erster Theil.

Es könnte euch auffallen, meine Lieben, daß der Stammbaum Jesu Christi, des Reinsten und Heiligsten, je schlechte Früchte getragen habe. Ihr könntet denken: Sollte es denn Christus, der Sohn des Heiligsten, nicht unter seiner Würde gefunden haben, von Großeltern abzustammen, die sündhaft oder gar recht gottlos waren? — Das darf euch nicht auffallen, Geliebte. Er, der gekommen war, die Sünder selig zu machen, er, der bei den Sündern einkehrte und bei Lebzeiten häufig mit stadtbekannten und verrufenen Sündern

umging, demüthigte sich so sehr, daß er auch von Sündern abstammen wollte.

Ein solch sündiger Mensch war nun Salomons Sohn Roboam (II. Kön. 12.). Statt den Rath kluger, alter, erfahrener Männer zu hören, umgab er sich mit jungen Leuten seines Alters, die ihn zu allerhand Thorheiten verleiteten. Mein Vater Salomon hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen hauen, das war der liebliche Gruß, den er einst seinem Volke entbieten ließ. Kein Wunder, daß da das Volk rebellisch wurde und zehn Stämme sich von ihm lossagten. Dieser Roboam ist demnach ein abschreckendes Beispiel für alle Könige und Fürsten, schlechten Rathgebern kein Gehör zu geben. Wenn der Fuhrmann unvorsichtiger Weise auf die Seite fährt und seinen Herrn umwirft, da wird gewiß der Herr ihn seinen Zorn fühlen lassen; wie aber, wenn es gar absichtlich geschieht? Aber das thun eben schlechte Rathgeber den Fürsten.

Ein zweiter wurmiger Apfel am Stammbaume Christi ist jener Hirtenfürst Judas (I. Mos. 38.), der mit seiner eigenen Schwiegertochter, die er aber freilich nicht kannte, Blutschande trieb und hernach befahl, sie zu verbrennen, weil er nicht wußte, daß sie es war, mit der er gesündigt hatte. Hernach, als die Sache aufkam, rief er freilich aus: Sie ist gerechter, als ich! Er hatte ihr nämlich seinen Sohn nicht zum Manne gegeben, wie er ihr es versprochen, und da hatte sie sich listiger Weise an ihm zu rächen gesucht. Im gähen Zorne hatte er das Urtheil der Verbrennung über sie gefällt, später aber zu größter Beschämung wahrgenommen, daß er selber der nämlichen That schuldig sei. So hatte Saul alle Zauberer und Wahrsager weggeräumt, aber sieh da, er selbst fragte sich später bei einer Hexe über sein künftiges Schicksal an (I. Kön. 28.). So befehlen gar oft Obrigkeiten und strafen an Andern etwas, dessen sie selber schuldig sind. So ahnden gar häufig Eltern an ihren Kindern Fehler, die sie zuvor an sich selber bessern

sollten. — Ihr Obrigkeiten, Eltern und Erzieher! dieser Judas sei euch ein warnendes Beispiel!

Ein anderes abschreckendes Beispiel für Eltern unter Christi Voreltern ist ferner jener gottlose König Achaz (IV. Kön. 16.). Er opferte jenem feuerarmigen Götzen Moloch einen seiner Söhne und auch die übrigen Söhne ließ er zu Ehren jenes Götzen durch's Feuer gehen. Das war ein großer Gräuel vor den Augen des Herrn. Aber wie soll nun dieser Achaz für die Eltern ein abschreckendes Beispiel sein? Ach, leider ahmen nur zu viele Eltern sein Beispiel nach, statt von demselben abgeschreckt zu werden. Indem sie nämlich ihre Söhne und Töchter zur Eitelkeit und Hoffart erziehen, sie auf alle Tanzplätze gehen und alle möglichen Vergnügungen mitmachen lassen, überantworten sie ihre Kinder dem Teufel, jenem feuerarmigen Moloch, und opfern sie ihm. So gewiß aber die Strafe den gottlosen Achaz ereilte, so gewiß ereilt sie auch solche Eltern.

Für Kinder aber ist ein warnendes Beispiel der israelitische König Joram (IV. Kön. 8.). Er hatte einen braven Vater und Großvater, artete aber dergestalt aus, daß er seine sechs Brüder umbrachte, um allein die Herrschaft zu besitzen. Für diese Gräuelthat wurde er nun von Gott auf's Schrecklichste gestraft, die Eingeweide fielen ihm aus dem Leibe heraus und er wurde als ungerathener Sohn nicht einmal zu seinen Vätern begraben (II. Chronik. 21.) Auch seine Söhne kamen um. Ihm geschah Recht; denn auch sogar die Thiere mögen Junge nicht, die aus der Art schlagen. Der Adler wirft Junge aus dem Neste und der Rabe verläßt solche, die etwas weißlicht ausschauen. So ließ der römische Senat dem entarteten Sohne des berühmten Scipio Afrikanus den Ring abnehmen, auf dem das Bildniß seines Vaters eingegraben war.

Wir kommen nun zu einem alten Manne, der wieder alten Männern zur Warnung dient; es ist dieß der als Jüngling und Mann so weise Salomon, der sich als Greis von ausländischen Weibern zur Abgötterei verführen ließ (III. Kön. 11.).

O welches Elend richtet die sinnliche Lust noch unter grauen Haaren an! Salomon, der weise Salomon, mit grauen Haaren ein Götzendiener! Ach, wäre er der letzte König, der letzte Greis gewesen, der durch Weiber verführt Ehre und Tugend, Seele und Seligkeit auf's Spiel setzte!

Aber auch ihr, o Jünglinge! findet im Stammbaume Christi einen Mann, der euch auf's nachdrücklichste vor allem jugendlichen Leichtsinne warnt, besonders aber vor dem Wahne, als könntet ihr eure Jugendjahre in Sünde und Laster hinbringen, im Alter aber immerhin noch Buße thun. So hat es auch der junge Joram gemeint, indem er also bei sich sprach: Mein Vater hat in seinen jungen Jahren ein schlechtes Leben geführt, im Alter aber Buße gethan; so will's denn auch ich machen. Aber Gott der Herr wartete seine Buße nicht ab, weil er durch seines Vaters Schaden nicht klüger geworden war, sondern raffte ihn in einem Alter von 24 Jahren hinweg, indem ihn seine eigenen Leute tödteten (IV. Kön. 21.). Darum ihr, die ihr jung seid, gedenket eures Schöpfers in den Tagen eurer Jugend! Einen so schmählichen Kontrakt will Gott nicht mit sich abschließen lassen.

Aber auch noch Gelehrte und Ungelehrte, Ehefrauen und Wittwen finden im Stammbaume Christi ihres Gleichen, wovor sie sich zu hüten haben.

Was war nicht jener Abias, Roboams Sohn, Anfangs für ein trefflicher König! Welch eine herrliche, begeisterte Rede hielt er nicht an die Soldaten! (II. Chronik. 13.) Und doch — die goldenen und silbernen Kälber räumte er zwar weg, aber er zerstörte sie nicht. Seiner Wissenschaft, die das Richtige des Götzendienstes erkannte, fehlte die Kraft, dieses Wissen auch zur That werden zu lassen. Was hilft es, Laster zu tadeln, wenn man sie nicht beseitigt? Wissenschaft ohne Frömmigkeit taugt Nichts; daher wurde auch Abias vom Herrn geschlagen.

Ungebildete Menschen hingegen können sich an Jechonias spiegeln. Dieser König Jechonias oder auch Joakim, wie er noch heißt, führte ein ganz schlechtes Leben. Da

ſollten ihm die Drohungen Gottes aus dem Buche Jeremias vorgeleſen werden. Wie er das hörte, zerſchnitt er das heilige Buch mit einem Meſſer und ließ es ins Feuer werfen (Jerem. 36.). Aber die Strafe blieb nicht aus. Gott ſchickte den Nabuchodonoſor über ihn, der ihn umbrachte und den Vögeln und wilden Thieren zum Fraße hinwarf. Dadurch ging die Weisſagung des Propheten Jeremias (Jerem. 22.) in Erfüllung, daß er wie ein Eſel ſolle begraben werden. Er lebte wie Roß und Eſel, die keinen Verſtand haben, hörte Gottes Wort nicht und ſo ſollte er auch als Eſel begraben werden.

Nun kommen wir zu Bethſabe, des Urias einſtiger Ehefrau. Wer kennt ſie nicht und weiß nicht von Davids Sünde mit ihr? Aber ſie ſelbſt hatte ihm Anlaß zur Sünde gegeben; ſie war nämlich nicht vorſichtig genug beim Baden und dann folgte ſie zu leichtſinnig der Einladung des Königs. Beſorgte Frauen ſehen ſich klug um, ob ſie keine Zeugen oder Späher haben und gehen nie ohne Begleitung in fremde Häuſer. Sie machen es wie die Bienen, die ſich bei ihrer Arbeit nicht belauſchen laſſen. Und als einſt Einer einen gläſernen Bienenkorb anfertigen ließ, um ihre Arbeit betrachten zu können, war es ihr erſtes Geſchäft, das Glas mit Wachs zu überziehen.

Ferner haben Wittwen und unverheirathete Weibsperſonen an dem Benehmen der Thamar einen rechten Abſcheu zu faſſen. Dieſe Thamar war es nämlich, die als Wittwe ſich leichtfertig kleidete und dadurch ihrem eigenen Schwiegervater zum Falle ward. O wie leichtfertig iſt nicht heut zu Tage der Anzug des weiblichen Geſchlechtes! Iſt es ja doch, als wollten ſie gleichſam darauf ausgehen, Männer zu fangen, ſo leichtfertig, ſo verführeriſch, ſo üppig, ſo ſchamlos kleiden ſie ſich. Oft glaubt man wirklich, ſtatt einer ehrbaren Wittwe, eines ehrbaren Frauenzimmers eine liederliche Weibsperſon vor ſich zu haben! Kein Wunder, wenn daher auch in unſern Tagen das Laſter der Unzucht in einer Weiſe um ſich greift, wie noch nie! Könnte denn wohl die Kleidung noch frecher ſein? —

Ihr habt jetzt, Geliebte, die schlechten Früchte am Stammbaume Christi kennen gelernt. Wie, habt ihr vielleicht auch schon davon genossen? O so eilen wir denn zur Heilung! eilen wir hin zum andern, zum bessern Theile dieses Stammbaumes, dort finden wir Maria und die gebenedeite Frucht ihres Leibes nebst vielen anderen heiligen Personen. Diese kostbaren Früchte nun wollen wir pflücken im

zweiten Theil.

Unter den Personen, die im Stammbaume Jesu Christi nachahmungswürdig sind, begegnet uns eine, die sonst ihres Lebenswandels wegen nicht im besten Rufe stand, nämlich Rahab (Jos. 2.). Allein ihre Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit wird angerühmt. Sie nahm nämlich die hebräischen Botschafter freundlich auf und sicherte sie vor Nachstellungen und das rechnete ihr Gott zum Verdienste an; denn als die ganze Stadt Jericho verwüstet wurde, blieb das Haus der Rahab allein stehen. So sollen auch die Hausleute gastfreundlich und wohlthätig sein und so Gottes Segen auf ihre Häuser herniederziehen.

Am heiligen Joseph haben ferner die Handwerksleute ein nachahmungswerthes Muster. Er war ein Zimmermann und hatte den Sohn Gottes zu verpflegen; aber wir lesen nicht, daß er von Jesus verlangt habe, er möchte ihm durch ein Wunder Gold und Silber verschaffen, damit er besser zu leben hätte; nein, er wollte arbeiten und war bei seiner Arbeit zufrieden. Nehmt euch ein Exempel am heiligen Joseph, ihr Handwerksleute! Er trieb weder Handelschaft, noch Wucher, noch lieh er Geld aus; denn dieß frommt nicht Vielen. Die Hauptsache ist Arbeiten; das ist der sicherste Weg zur Seligkeit. Der berühmte Kardinal Bellarmin wurde einst gefragt, welcher Stand nach seiner Meinung am leichtesten in den Himmel komme, und da gab er zur Antwort: „Wenn ich nicht irre, so sind es die Handwerksleute, deren Leben lauter Arbeit ist. Die haben keine Zeit zum Müßiggehen, aber

um Gutes zu thun, fehlt ihnen die Zeit nicht. Sie haben ein spärliches oder hinreichendes Auskommen und das ist der allerangenehmste und beste Erwerbstitel, wenn sie sich nur nicht durch ihrer Hände Arbeit mehr erwerben, als sie billig und rechtmäßig ansprechen können." Diesem Beispiele folgte auch Christus der Herr, der für eines Zimmermanns Sohn angesehen werden und Zimmermannsarbeit verrichten wollte.

Den Bauernleuten diene sodann zum Vorbild der Ökonom Booz. Er war so freundlich gegen die Schnitter und Arbeiter auf seinen Feldern, daß man staunen muß. Er grüßte sie mit den schönen Worten: Der Herr sei mit euch! Sodann macht ihm seine Freigebigkeit gegen die Armen alle Ehre. Er lud die Ruth ein, die Ähren auf seinen Feldern zu sammeln und befahl den Schnittern noch eigens, sie sollten absichtlich mehr fallen lassen. So wurde er gewürdigt, ein Ahnherr Jesu Christi zu werden und ein sehr hohes Alter zu erlangen. Ach, wenn alle unsere Grundbesitzer, Ökonomen und Bauern so gut wären mit ihren Dienstboten, so freigebig gegen die Armen! Aber statt freundliche Gesichter sehen sie gewöhnlich das Gegentheil und statt eines christlichen Grußes hören sie nicht selten sehr harte Reden. Und wenn der Arme Ähren nachlesen will, so wird er weggejagt und mit rauhen Worten traktirt. Ist es da ein Wunder, wenn kein Segen auf solch zeitlichen Gütern ruht? —

Den Dienstboten leuchtet als Muster der Patriarch Jakob, der 20 Jahre seinem Schwiegervater Laban als Hirt treu und redlich diente und Tag und Nacht Hitze und Kälte für ihn trug. Er hatte einen mürrischen Herrn, aber er trug ihn mit Geduld; litt die Heerde Schaden, so vergütete er ihn und Labans Haus wurde durch ihn reich. Das sind schöne Eigenschaften, die ein Dienstbote haben soll. Man verlangt nicht von ihnen, daß sie den Schaden, den das Anwesen, das Vieh z. B. ohne ihre Schuld leidet, vergüten, wenn sie nur auf die Sache ihres Herrn schauen, auf seinen Vortheil sehen

und Schaden, wo sie können, abwehren. Daher hießen die Dienstboten auch in alten Zeiten Ehehalten, weil es ihre Pflicht ist, durch ihre Arbeit den Hausvater und die Hausmutter zu erhalten.

Den Obrigkeiten dient ferner als Muster: Naasson, der Vornehmste vom Stamme Juda. Er war überall der erste, es mochte nun gelten, ein Lager zu schlagen, oder Opfer darzubringen, oder das Heer zur Schlacht zu führen. So sollen auch die Obrigkeiten mit gutem Beispiele überall vorangehen; das zieht dann die Andern. Die Bienen brauchen keinen Befehl, die Königin zieht voran und Alle folgen ihr nach. Wenn der König der Lacedämonier, Agesilaus, durch seine Soldaten etwas schnell zu Stande gebracht wissen wollte, so war er der erste, der Angesichts ihrer Hand ans Werk legte, und die Andern folgten ihm dann beschämt nach.

Wollen auch die Soldaten und Untergebenen überhaupt ein Muster vom Stammbaume Christi, so sollen sie den Aminadab, den Vater des Naasson, sich betrachten. Dieser war der Erste, der dem Moses folgte, als er den ersten Schritt in das getheilte rothe Meer that, während die Übrigen zagten und zauderten (Joseph. lib. 2. antiq. c. 7.). — So nehmen wackere Soldaten und Untergebene keinen Anstand, ihren Führern überall hin zu folgen, wohin Pflicht sie ruft, und sollte es auch in Gefahren und Tod sein. —

Die alten Leute haben ferner an Abraham und die jungen an David ein Vorbild. Jener lebte nicht müßige Jahre, sondern verdienstvolle. So mögen auch die Greise zusehen, daß sie in einem heiligen und verdienstvollen Alter sterben, daß sie, wenn sie einmal zur Erde gebeugt einhergehen, vollen Ähren gleichen, die zur Ernte reif sind. David hingegen ist das Muster der Jünglinge. Er war zwar der jüngste unter seinen Brüdern, aber dennoch voll Muth; Löwen und Bären entriß er die Schafe, und obwohl noch blutjung, so ging er dennoch den Zweikampf mit Goliath ein im Vertrauen auf den Herrn. Daher er auch bald Heerführer und

König wurde. Mögen unsere jungen Leute von ihm lernen, daß es der Jugend nicht anstehe, unter den Weibspersonen sich herumzutreiben, sondern, wo es gilt, für Kirche und Vaterland zu streiten und muthig in den Kampf zu gehen, aber nicht im Vertrauen auf Lukaszettel, die stich- und schußfest machen sollen, oder auf Waffenschutz, sondern im Namen des Herrn.

Und nun gehet auch ihr, ihr Eltern und Kinder, hin zum Stammbaume Jesu, und sammelt euch davon süße Früchte der Nachahmung! Ja, Eltern, lernet von Josias! Als sechzehnjähriger Jüngling schon vertilgte er die falschen Götzen und verehrte den allein wahren Gott. Seinen Söhnen aber, die er hernach bekam, gab er zu ihren besonderen Namen immer noch den Namen Gottes dazu, so daß er den einen Joachaz hieß, d. h. Gott sieht, einen andern: Eliachim, d. h. Gott rächt, und den dritten: Mathatias, d. h. Gottes Gabe. Der rechtschaffene Vater wollte nämlich, daß seine Söhne, so oft sie ihren Namen hörten, sich erinnern möchten, daß Gott Alles sieht, alle Vergehen rächt und alles Gute gibt. So möget auch ihr, ihr Eltern, euren Kindern bei Zeiten den Namen Gottes einprägen, besonders den Gedanken an seine Allgegenwart, Allwissenheit, Gerechtigkeit und Güte.

Die Kinder aber mögen von Isaak Gehorsam lernen, und er sei ihnen ein heiliges Band, das sie mit Liebe an ihre Eltern knüpfe, auf daß sie ihnen nicht ungehorsam seien, wenn sie auch harte Befehle vollziehen müssen.

Und nun kommet auch ihr noch her, ihr jungfräulichen Seelen zu Maria, und ihr Alle, die ihr mühselig und beladen seid, zu Jesus, und erquicket euch an den süßesten Früchten seines Stammbaumes! Ja, kommet, ihr Jungfrauen, zu Maria der Jungfrau! Seht da, wie sie blüht, ein Veilchen in der Verborgenheit! Wisset ihr, warum so wenig von ihr geschrieben steht? Deßwegen, weil sie ein verborgenes Leben führte und nur, wenn es nöthig war, sich öffentlich sehen ließ. Warum lesen wir nichts von ihren Mädchenjahren?

Weil sie wie in einem Kloster fortwährend in dem Hause war, in welchem sich die dem Tempeldienste geweihten Mädchen befanden. Warum lesen wir nichts, was sie vom zwölften Lebensjahre Christi bis zu seinem dreißigsten that? Weil sie in der Verborgenheit lebte. Warum nichts, wie sie sich von seiner Himmelfahrt bis zu ihrem Tode befand? Weil sie im Verborgenen lebte. Warum wissen wir aber, daß sie so heilig gelebt habe in jener ganzen Zeit? Daher, weil sie im Verborgenen lebte. Hänge ein schönes Bild in's Freie und schau dann in einem Jahre darnach, dann wirst du sehen, wie es sich verunstaltet hat und sich gar nimmer gleich steht. Verschließe es aber den äußern Einflüssen und es wird sich gut erhalten, wie von Anfang. So geht es mit den Jungfrauen. Also lernet, ihr Jungfrauen, von der Jungfrau aller Jungfrauen Einsamkeit und Zurückgezogenheit lieben! —

Endlich ist der Schluß oder die Krone des Stammbaumes — Jesus Christus, das Universalmittel für alle Krankheiten, insbesondere die der Betrübniß und Traurigkeit. O darum eilen wir Alle zu ihm, wir sind ja Alle mühselig und beladen! Er ist das edle Propfreis und wir sind unfruchtbare Zweige, wenn wir durch ihn nicht veredelt werden. Ja, Herr! dein Stammbaum lehre uns das Böse fliehen und das Gute umfassen, damit wir einst als edle Sprößlinge würdig befunden werden, im himmlischen Lustgarten zu stehen. Amen.

König wurde. Mögen unsere jungen Leute von ihm lernen, daß es der Jugend nicht anstehe, unter den Weibspersonen sich herumzutreiben, sondern, wo es gilt, für Kirche und Vaterland zu streiten und muthig in den Kampf zu gehen, aber nicht im Vertrauen auf Lukaszettel, die stich- und schußfest machen sollen, oder auf Waffenschutz, sondern im Namen des Herrn.

Und nun gehet auch ihr, ihr Eltern und Kinder, hin zum Stammbaume Jesu, und sammelt euch davon süße Früchte der Nachahmung! Ja, Eltern, lernet von Josias! Als sechzehnjähriger Jüngling schon vertilgte er die falschen Götzen und verehrte den allein wahren Gott. Seinen Söhnen aber, die er hernach bekam, gab er zu ihren besonderen Namen immer noch den Namen Gottes dazu, so daß er den einen Joachaz hieß, d. h. Gott sieht, einen andern: Eliachim, d. h. Gott rächt, und den dritten: Mathatias, d. h. Gottes Gabe. Der rechtschaffene Vater wollte nämlich, daß seine Söhne, so oft sie ihren Namen hörten, sich erinnern möchten, daß Gott Alles sieht, alle Vergehen rächt und alles Gute gibt. So möget auch ihr, ihr Eltern, euren Kindern bei Zeiten den Namen Gottes einprägen, besonders den Gedanken an seine Allgegenwart, Allwissenheit, Gerechtigkeit und Güte.

Die Kinder aber mögen von Isaak Gehorsam lernen, und er sei ihnen ein heiliges Band, das sie mit Liebe an ihre Eltern knüpfe, auf daß sie ihnen nicht ungehorsam seien, wenn sie auch harte Befehle vollziehen müssen.

Und nun kommet auch ihr noch her, ihr jungfräulichen Seelen zu Maria, und ihr Alle, die ihr mühselig und beladen seid, zu Jesus, und erquicket euch an den süßesten Früchten seines Stammbaumes! Ja, kommet, ihr Jungfrauen, zu Maria der Jungfrau! Seht da, wie sie blüht, ein Veilchen in der Verborgenheit! Wisset ihr, warum so wenig von ihr geschrieben steht? Deßwegen, weil sie ein verborgenes Leben führte und nur, wenn es nöthig war, sich öffentlich sehen ließ. Warum lesen wir nichts von ihren Mädchenjahren?

Weil ſie wie in einem Kloſter fortwährend in dem Hauſe war, in welchem ſich die dem Tempeldienſte geweihten Mädchen befanden. Warum leſen wir nichts, was ſie vom zwölften Lebensjahre Chriſti bis zu ſeinem dreißigſten that? Weil ſie in der Verborgenheit lebte. Warum nichts, wie ſie ſich von ſeiner Himmelfahrt bis zu ihrem Tode befand? Weil ſie im Verborgenen lebte. Warum wiſſen wir aber, daß ſie ſo heilig gelebt habe in jener ganzen Zeit? Daher, weil ſie im Verborgenen lebte. Hänge ein ſchönes Bild in's Freie und ſchau dann in einem Jahre darnach, dann wirſt du ſehen, wie es ſich verunſtaltet hat und ſich gar nimmer gleich ſteht. Verſchließe es aber den äußern Einflüſſen und es wird ſich gut erhalten, wie von Anfang. So geht es mit den Jungfrauen. Alſo lernet, ihr Jungfrauen, von der Jungfrau aller Jungfrauen Einſamkeit und Zurückgezogenheit lieben! —

Endlich iſt der Schluß oder die Krone des Stammbaumes — Jeſus Chriſtus, das Univerſalmittel für alle Krankheiten, insbeſondere die der Betrübniß und Traurigkeit. O darum eilen wir Alle zu ihm, wir ſind ja Alle mühſelig und beladen! Er iſt das edle Propfreis und wir ſind unfruchtbare Zweige, wenn wir durch ihn nicht veredelt werden. Ja, Herr! dein Stammbaum lehre uns das Böſe fliehen und das Gute umfaſſen, damit wir einſt als edle Sprößlinge würdig befunden werden, im himmliſchen Luſtgarten zu ſtehen. Amen.

feſte ſeines Königs oder der Landesmutter? Um wie viel mehr muß es uns angelegen ſein, dem Namen Mariens alle Ehre und Huldigung zu erweiſen, ihr, die mit ſo großem Rechte unſere Mutter, unſere Königin genannt wird. Erinnert euch daher ihres Namens, gebet zu erkennen die Andacht eures Herzens und verkündet ihr Lob. Der Name Mariens iſt nach dem Namen Jeſu der erhabenſte Name im Himmel und auf Erden, und dieſe Erhabenheit des Namens Maria wollen wir in dieſer Andachtsſtunde erwägen und zwar dadurch, daß wir deſſen Bedeutung zu erfaſſen ſuchen;

die Bedeutung dieſes Namens für ihre Perſon; I. Theil;

die Bedeutung dieſes Namens für Andere, II. Theil.

O Maria! wunderbar iſt dein Name auf der ganzen Erde und alle Chöre der Engel preiſen ihn mit Ehrfurcht. Wir wollen unſer Lob mit dem ihrigen vereinigen, und ſo beginne ich im Vertrauen auf deine Hülfe und Fürbitte unter Anrufung der heiligen Namen Jeſu und Mariä.

Erſter Theil.

Wie eitel ſind die meiſten Namen, in welche die Welt ihre Ehre und Größe ſetzt! Dieſer führt ſeinen Namen von einer Herrſchaft, welche er nicht durch Verdienſte, ſondern durch Geld erworben hat; Jener von einem Pallaſte, den ſeine Ahnen gebaut; ein Anderer von einer Heldenthat, welche eine offene Gewaltthätigkeit war; wieder ein Anderer von einem Geſchlechte, welches vor Jahrhunderten die Menſchheit gedrückt und die Tugend gehöhnt hat. Wie viele ſolcher Namen hat die Welt uns nicht aufbewahrt! Mit welchem Stolze wiederholt ſie dieſelben in ihren Jahrbüchern! Man gräbt ſie in Erz, Gold und Silber ein, man ſieht ſie in ſchimmernden Buchſtaben über den Pforten der Palläſte. O Thorheit der Welt, die ſich durch falſchen Schein blenden läßt! Sagt nur ſelbſt, verdienen wohl ſolche Namen ſolche

Verehrung? Worin beſteht oft der ganze Werth ihrer Beſitzer? In einem mit Gold beſetzten Kleide, in ſchön gezierten Sälen, in einem wohlbeſpannten Wagen, in einem großen Gefolge von Dienerſchaft, in koſtbaren Mahlzeiten, in erkünſtelten Vergnügen. Man verehrt, preiſet und rühmet ihn, ſo lange man von ihm zu hoffen oder zu fürchten hat.

Plötzlich aber verſchlingt ſie das Grab und mit ihnen die ganze Herrlichkeit ihrer Namen, weil ſie durch keine Tugend, durch kein perſönliches Verdienſt ausgezeichnet ſind. Nicht ſo, meine Chriſten, ergeht es jenen Namen, deren Urſprung von Gott iſt, die ihre Bedeutung von dem Werthe ihrer Beſitzer haben. Solche Namen ſtehen in unſterblicher Ehre, gleich Jenen, von denen ſie ertheilt worden ſind.

Welches beſondere Lob können wir demnach dem Namen Mariens beilegen, der in ſich ſelbſt ſeine ſchönſte Bedeutung hat und deſſen Erhabenheit ſich auf die Größe Mariens gründet? Was heißt wohl Maria in der eigentlichen Bedeutung dieſes Wortes? Maria iſt ein hebräiſches Wort, welches auf lateiniſch Domina und auf deutſch Herrſcherin, Vorſteherin heißt. Wem kommt aber mit mehr Recht dieſe Benennung zu, als der allerſeligſten Jungfrau, welche durch ihren Beruf und durch ihre Erhöhung die Beherrſcherin des Himmels und der Erde geworden iſt? Wollen wir nur die Sache etwas näher in's Auge faſſen! Maria, ſage ich, heißt eine Beherrſcherin; und wer trug je wohl würdiger dieſen Namen, als die reinſte Jungfrau? Von ihrer Kindheit an herrſchte ſie über die Sünde und über ſich ſelbſt; in der Folge wurde ſie erhoben über alle Geſchöpfe und einer unausſprechlichen Gemeinſchaft mit Gott gewürdigt. Kann man nun noch andere Beweiſe verlangen, um ihr das Lob zu geben, daß ſie von Gott mit einer übernatürlichen Herrſchaft ausgerüſtet worden? Die erſte Stufe übernatürlicher Erhöhung iſt die Befreiung von der Erbſünde, die Unabhängigkeit von den Verſuchungen der ſündigen Natur. Durch die Sünde iſt der Menſch geſtürzt worden, und in der Sünde iſt

er ein Sklave des Böſen geworden. Selbſt nachdem er durch die Kraft der Gnade von derſelben befreit worden, leidet er doch noch ihre verderblichen Folgen. Die Sünde beunruhigt, blendet, verfinſtert ſeine Sinnlichkeit. Sein Wille ſtrebt der Vernunft entgegen, und ſteht in einem dauernden Widerſpruche mit derſelben. Er erkennt die Wichtigkeit des Geſetzes und fühlt die Neigung zu deſſen Übertretung; er ſchätzt den Werth der Tugend, aber ihre Erreichung ſcheint ihm unmöglich. Iſt dieß nicht unſer Loos? Und ſind wir nicht arme, bedauerungswürdige Sünder? — Maria allein war keinem dieſer Anfälle unterworfen, nie befleckte die Sünde ihre Seele, nie wurde ihre Freiheit geſchwächt, ihre Vernunft bethört; ihr allein ſchadete das über der ganzen Erde ausgebreitete Gift nicht; das ganze Menſchengeſchlecht lag im Abgrunde, ſie allein leuchtete mit ihrem Glanze über den Erdkreis. Alle Menſchen waren im Abſcheue Gottes geboren, ſie allein war der Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens. Der Satan verſuchte auch ſie, wie alle übrigen Adamskinder; ſie aber hat ihm den Kopf zertreten, wie die göttliche Verheißung es vorhergeſagt. Und warum konnte ihr die Hölle nicht ſchaden? Weil ſie zur Herrſcherin über die Sünde und Hölle beſtimmt war. So rein wie die Seraphim vor dem Throne des Ewigen ſtehen, iſt Maria aus der Hand des Schöpfers gegangen. Eine göttliche Heiligkeit beſeelte ſie bei ihrem Eintritt in das Leben und dieſes ſollte ſchon ihr Name andeuten. Welche Ruhe herrſchte nicht in ihrer Seele! Die Sinne waren immer dem Geiſte untergeordnet, ihr Herz wurde von keiner böſen Neigung angefochten, ihr Wille von keiner unheiligen Begierde getrübt; ihre Gefühle bezogen ſich immer auf Gott, ihre Gedanken beſchäftigten ſich nur mit Gott, ihre Wünſche gingen immer nach Gott; keine Finſterniß verdunkelte ihren Verſtand; die erhabenſten Geſinnungen belebten ſie; kein Leiden konnte ſie niederſchlagen, keine Noth ſie zaghaft machen; Alles beurtheilte ſie nach dem Geiſte Gottes und in Bezug auf das göttliche Wohlgefallen. Auf-

merkſam auf die Gnade folgte ſie ihrem Zuge; die Ehre Gottes allein war in allen Beſtrebungen ihr Ziel, die Liebe Gottes ihre Führerin.

Erhabene Jungfrau! ſo herrſcheſt du über dein Herz, über deinen Geiſt, über dein ganzes Leben! — Hiedurch verdienteſt du gewiß den Namen Maria, Herrſcherin.

Laſſet uns, meine Chriſten, einen Blick auf uns ſelbſt werfen! denn ſo oft wir Maria loben, ſollen wir aus ihrem Beiſpiele ſtets heilſame Lehren für uns ſelbſt ſchöpfen; die meiſten Menſchen beſtreben ſich, bei Andern etwas zu gelten; ſie wollen ſich einen Namen erwerben; ſie erfinden Manches durch ihre Geſchicklichkeit und gelangen zu Ruhm und Anſehen. Iſt dieß aber die wahre Größe des Menſchen? Beſteht hierin die Ehre des Chriſten? Nein, meine Chriſten! manche Menſchen werden zwar von der Welt geprieſen, aber Gott kennt ſie nicht, ihre Namen erſchallen auf der Erde, aber ſie ſtehen nicht im Buche des Lebens. Das wahre Verdienſt eines Chriſten vor Gott iſt, wenn er ſich ſelbſt zu beherrſchen weiß; unterliegt er aber der Gewalt böſer Neigungen, läßt er ſich durch Zorn, Haß, Neid und Mißgunſt hinreißen, durch Sinnlichkeit und Unzucht beherrſchen, ſo iſt er, wäre er auch durch ſeine Naturgaben allen Völkern bekannt, doch verächtlich in den Augen Gottes. Wer ſich ſelbſt überwindet, ſagt der heilige Geiſt, der iſt ruhmwürdiger als der größte Held, der klügſte Lehrer, der ſcharfſinnigſte Weltweiſe. Wer nach dem Lichte der Vernunft, nach der Vorſchrift des Evangeliums handelt; wer in Widerwärtigkeiten geduldig und bei Lobſprüchen beſcheiden ſich bewährt; wer ſein Herz, wie der Pſalmiſt ſagt, in den Händen hat, und in allen Verhältniſſen nach der Klugheit der Religion handelt, nur ein Solcher erwirbt ſich einen unſterblichen Namen, nur eines Solchen Andenken wird verewigt werden im Reiche der Herrlichkeit. Alle Chöre der Seligen werden ihn groß und erhaben nennen, weil er ſein Herr und Beherrſcher war. Sehet, dieß iſt unſer Ziel, dieß iſt die Unabhängigkeit von uns

ſelbſt. Dieſe Erhabenheit über uns vermag allein uns einen Werth bei Gott zu erwerben.

Wollen wir jedoch das Lob der allerſeligſten Jungfrau weiter fortſetzen und es wird uns immer klarer werden, daß ſie mit allem Rechte den Namen Maria getragen. Sie übte nämlich nicht bloß Herrſchaft über ſich ſelbſt, ſondern erſtreckt ſie auch auf Andere, hievon aber im

zweiten Theil.

Maria war nicht blos die Beherrſcherin ihrer ſelbſt, ſondern ſie hat ſogar über den Sohn Gottes geherrſcht. Stoßet euch nicht an dieſen Worten, meine Chriſten! denn ich will dadurch nicht ſagen, daß ſie dieſes Recht von ſich gehabt, ſondern daß der Sohn Gottes ſelbſt auf geheimnißvolle Weiſe ſich der Jungfrau unterworfen habe, wodurch ihr gewiſſermaſſen der Sohn Gottes untergeben war. Die heilige Schrift liefert uns hievon die deutlichſten Beweiſe. Hat nicht der Allerhöchſte, als die Fülle der Zeiten herangekommen, daß das Wort Fleiſch werden ſollte, ſeine Rathſchlüſſe dieſer Jungfrau ankündigen laſſen, und ihre Einwilligung gleichſam dazu gefordert? Als Kind gehorſamte er ihren Befehlen und obſchon er ſich und ſeine Mutter regierte, ſo wollte er doch ihren Weiſungen folgen. Von den dreißig Jahren, während welcher ſich der Heiland bei ſeinen Eltern aufhielt, meldet uns das Evangelium nichts anders, als daß er ihnen unterthänig war (Luk. 2, 51.). Mehr braucht es nicht, um zu zeigen, daß der Name Maria eine Herrſcherin über den Gottmenſchen bedeute. Der Sohn Gottes, der Eines Weſens mit dem Vater iſt, den die Cherubim anbeten, vor dem alle Hoheit verſchwindet, der Sohn Gottes war Maria unterthan. Er, dem Alles gehorchen muß, der allen Sterblichen Geſetze gibt, der Sohn des Allerhöchſten unterwirft ſich einer Jungfrau, einer Tochter Davids, der ſein Knecht war .... und er war ihnen unterthan. —

Wer könnte nun noch in Abrede ſtellen, daß Maria durch göttliches Vorrecht dieſen Namen getragen habe? Glorreicher Name, der in einer vielfachen Beziehung ſteht mit dem Namen Gottes! Verheißt Gott in ſeinem Namen, droht er in ſeinem Namen, ſo will er dadurch entweder die ſicherſten Wahrheiten bekräftigen oder die reichlichſten Wohlthaten ſpenden oder aber die ſchreckbarſten Strafen ankündigen. Eben ſo dürfen wir ſagen, daß durch die Bedeutung des Namens Mariä die tröſtlichſten Geheimniſſe der Welt kund gegeben, der erhabenſte Segen dem Menſchen angeboten und die Freude unſers Heils angedeutet worden ſei. Erſchallet der Name Gottes in der Höhe, ſo werden die Kräfte des Himmels bewegt, die Fürſtenthümer verdemüthigen ſich und Freudenſtimmen durchbeben das Weltall. Erſchallet er auf der Erde, ſo erwacht die ganze Natur, die Geſchöpfe treten aus dem Nichts hervor, die Sonne gibt ihren Schein, die Erde erhält ihre Fruchtbarkeit, es jauchzen die Thiere. Ertönt er in der Hölle, ſo erzittern ihre Abgründe, die Schaar der verworfenen Geiſter ſtürzt nieder und ruft: Heilig, heilig, heilig iſt der Name des Herrn! Ebenſo gewiß iſt es, daß der Name Mariä die Freude des Himmels, das Heil der Erde, der Schrecken der Hölle iſt; die Freude des Himmels, worin ſie erglänzet, das Heil der Erde, die ſie beglückte, der Schrecken der Hölle, der ſie ihren Raub entriſſen, deren Fürſt ſie zertreten hat. Maria! welch ein erhabener Name, der eine ſo hohe Herrſchaft bei Gott ſelbſt andeutet! —

Maria iſt aber auch die Beherrſcherin der Menſchen und auch dieß liegt in ihrem heiligen Namen. Schauet ſie an, meine Chriſten, im Glanze der Herrlichkeit am Throne des Allerhöchſten; ſie ſteht zu ihren Füßen alle Chöre der Engel, alle Heerſchaaren. Welche Gewalt iſt ihr nicht gegeben, welche Gnadenſpendung iſt ihr nicht anvertraut! Der Menſch gewordene Sohn Gottes hat ſich durch ſein Leiden eine unendliche Herrlichkeit erworben, die er auch ſeiner Mutter zuwendet;

er hat für unſere Sünden genuggethan und auch an dieſem Verdienſte hat ſie Theil.

Wenn die Menſchenkinder durch ſie dem Heilande ihre Bitte vortragen, ſo werden ſie durch den mütterlichen Fürſpruch erhört werden. Gleichwie ſie die Mutter deſſen ward, der unſer Bruder und zugleich unſer Herr ſein wollte, ſo ſollte ſie auch unſere Mutter und Königin ſein. Alle Reiche der Erde, alle Nationen ſind durch ſie geſegnet, und wo Maria keine Anerkennung findet, läßt ihr göttlicher Sohn ſchwerlich die Quelle der Gnade fließen. Deßhalb verbreitete ſich immer die Anbetung des Erlöſers mit der Verehrung Mariens. Der Name Jeſu erſcholl und die Götzen fielen zu Boden; des Satans Trug verſchwand und die Finſterniß floh beim Erſcheinen des Lichtes; die Herzen wurden gerührt, die Geheimniſſe geglaubt, die Sitten verbeſſert und die Heilsanſtalt ausgebreitet. Zugleich ward aber auch der Name Mariens Gegenſtand tiefer Verehrung. Prachtvolle Tempel wurden unter Anrufung dieſes Namens zur Ehre des Ewigen erbaut; in ihnen beſondere Altäre zum Andenken der Gottesmutter errichtet; heilige Gefäße, Denkmäler und Kapellen trugen die Aufſchrift dieſes Namens. Es entſtanden beſondere Orden und die Könige gelobten dem Allerhöchſten ihre Länder unter Mariens Schutz. Schon die Gläubigen der erſten Jahrhunderte hatten für dieſen Namen eine ſolche Verehrung, daß ſie ihn gewöhnlich mit dem Namen Jeſu vereint ausſprachen, und um Gnaden von Gott zu erlangen, konnten ſie nach Jeſus keine kräftigere Vermittlung empfangen, als die der Gottesmutter. In ihrem Namen faßte der Schiffer Hoffnung beim Toben des Ungewitters, daher die Kirche ſie den Stern des Meeres nennt; mit dieſem Namen tröſteten ſich die Kranken, wenn Schmerzen ſie quälten; zu dieſem Namen floh der Verſuchte, wenn die Hölle ihn verfolgte; in dieſem Namen erfreute ſich der Einſiedler bei der Betrachtung; die Eltern legten in frommer, kindlicher Einfalt, in zärtlichem Vertrauen auf die Gottesmutter dieſen Namen auf die Zunge ihrer unmündigen Kinder. Ein heiliger Gregorius von Nazianz, ein Bernardus, Anſelmus, Franziskus, Bonaventura und viele andere große Eiferer für die Ehre Gottes und

seiner Kirche waren auch Eiferer für die Ehre dieses heiligen Namens; so sehr waren sie von dessen Werth, von dessen Erhabenheit überzeugt. — Wie oft wurde die heilige Jungfrau bei Belagerungen in der höchsten Noth angerufen und wie wunderbar zeigte sich nicht ihr Schutz; daher hat ihr auch die Kirche den Titel: „Helferin der Christen" beigelegt. Verdankt ja das heutige Fest, das Namensfest der heiligen Jungfrau, seine Entstehung einem solchen Ereignisse, wobei sie sich augenscheinlich als Helferin der Christen bewährte. Es war nämlich am 14. Juli 1683, als Kara Mustapha mit 200,000 Mann vor Wien, der Pforte Deutschlands, sein Lager schlug. Achtzehnmal wurde diese Stadt gestürmt. Endlich rückte Sobiesky, König von Polen, mit 24,000 Mann zu einer Zeit herbei, da Raketengarben vom Stephansthurme die höchste Noth ankündigten. Mit dem ersten Strahle der Morgensonne, den 12. September, las der fromme Priester Marco d'Aviano auf dem Altare des Leopoldsberges die heilige Messe, und der König von Polen ministrirte ihm am Altare. Der König hieß seinen Sohn niederknien und schlug ihn zum Ritter, um so den größten Tag, den er zu erleben hoffte, zu verewigen; dann rief er aus: Wohlan nun, laßt uns voll Vertrauens auf den Schutz des Himmels und den Beistand der heiligen Jungfrau dem Feinde entgegengehen! Ein vollständiger Sieg über den Erbfeind des christlichen Namens war die Wirkung dieses Vertrauens und allgemein ward dieser Sieg der mächtigen Fürsprache der allerseligsten Jungfrau zugeschrieben. Zum ewigen Gedächtnisse dieses Tages setzte Pabst Innozenz das Fest „Mariä Namen" ein für die ganze Christenheit, das nun in der Oktav Mariä Geburt gefeiert wird.

Darum, o heilige Jungfrau, kann ich zur Ehre deines Namens billig dieselben Worte sprechen, die der Psalmist zum Lobe des göttlichen Namens gesprochen: Wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde. Mit Recht begrüßt dich die Kirche mit jenen Worten des hohen Liedes: „Wer ist die, welche hervorkommt wie die aufsteigende Morgenröthe, schön wie der Mond, auserkoren wie die Sonne, furchtbar wie ein wohlgerüstetes Heerlager?" Ja, wunderbar ist dein Name

auf der ganzen Erde. Die Chriſtenheit aller Zeiten hat ihn geprieſen; alle Geſchlechter der Erde verehren ihn; nur der Geiſt des Irrthums iſt gegen ihn gleichgültig oder gar erbittert; aber auch dieß fügt Gott zu deiner Verherrlichung, damit dadurch offenbar werde, daß, weil er die Lehre deines Sohnes verkennt, er auch nicht würdig ſei, den Werth deines Namens zu kennen. Er hat deinen Sohn zu einem gewöhnlichen Menſchen herabgewürdigt, wie ſollte er dich noch in Ehren halten können!

Wir aber, meine Chriſten, wir katholiſche Chriſten, wir werden uns durch Nichts abwendig machen laſſen, den Namen Maria zu ehren, zu loben und zu preiſen. Maria heißt eine Beherrſcherin und die ganze Bedeutung dieſes Namens iſt auch auf ſie anwendbar, weil ſie über die Sünde, über ſich ſelbſt, über die Völker der Erde und alle Gläubige eine hohe Herrſchaft erhalten hat. Mit welcher Ehrfurcht, mit welchem Vertrauen ſollen wir künftighin den Namen Maria ausſprechen? Der Name Maria wird in jedem chriſtlichen Herzen eine heilige Freude erwecken; er erregt die Andacht, entflammt die Liebe und ſteigert die Hoffnung. O, meine Chriſten, möchte dieſer Name in allen Herzen eingegraben, mit allen unſern Handlungen vereint und noch durch unſern letzten Athemzug ausgeſprochen werden! Wie ſicher würde unſer Leben, wie troſtvoll unſer Tod ſein, wenn wir unſere Seele im Namen Mariens dem Richter übergeben könnten; denn bedenket es wohl: der Name Mariens hat noch dieſes insbeſondere für uns Chriſten: als unſere Herrſcherin ſoll ſie über unſere Herzen und Sinne, über alle Kräfte des Leibes und der Seele gebieten; wir ſollen leben wie ſie, und lieben, was ſie geliebt hat; wir ſollen das göttliche Wohlgefallen befördern, das Geſetz ehren, unſern Beruf erfüllen wie ſie, alle unerlaubten Geſinnungen und Begierden von uns entfernen, wie ſie von ihr entfernt waren. Sind wir ſo beſchaffen, dann wird ihr Name ſtets voll Süßigkeit für uns ſein. — Lobet alſo, preiſet und verherrlichet den Namen Mariens; er iſt nach dem Namen Jeſu der heiligſte, der gnadenvollſte. Ihr Jungfrauen, preiſet Mariens Lob, empfehlet euch ihrem Schutze, wählet ſie als

euer Vorbild, als eure Freundin und Mutter! Traget dem Allerhöchſten eure Wünſche vor in ihrem Namen und eure Stimme wird bis vor den Thron des Ewigen hinaufſteigen. Gnade und Segen werdet ihr im Überfluſſe erhalten. — Ihr Eltern! ſtellet eure Kinder Marien vor; opfert ſie dem Vater im Himmel unter ihrem Schutze auf; bittet für ſie im Namen Mariens; flehet, daß ſie ihre Herzen immer in Reinigkeit und Unſchuld bewahre, mit Einem Worte, daß Maria ihre Beherrſcherin, ihre Beſchirmerin ſei. Ihr Alle, die ihr hier verſammelt ſeid, bringet dem Erlöſer euer Gebet, eure Wünſche unter der Fürſprache Mariens dar. Begehret im Namen Mariens, daß der Geiſt des Verderbens, der unter ihren Füßen liegt, nichts mehr über euch vermöge. Verlanget, daß euer Inneres geheiligt, eure Begierden gereinigt, euer Gemüth erleichtert und eure Seelen im Guten befeſtigt werden. Verlanget es im Namen Mariens; es iſt dieß eine Ehre, die ihr dieſem Namen ſchuldig ſeid, die ſie auch als Beherrſcherin ihrer ſelbſt verdient hat. Bittet durch ſie um einen ſeligen Tod; dieſes ſei das beſondere Ziel eurer Andachten zu Maria; dieſes hoffen wir Alle zu erlangen im Namen Mariens.

So haben wir nun die Vortrefflichkeit dieſes Namens geſehen und erkannt, wie wir ihn ehren ſollen. Laſſet euch nun auch deſſen Ehre angelegen ſein! Lobet dieſen Namen in allen Verhältniſſen, in der Freude wie in der Traurigkeit, im Überfluſſe wie in der Noth, bei der Geſundheit wie in Krankheit, in der Arbeit wie in der Ruhe, zu Hauſe wie im Heiligthume, vor dem Schlafe wie beim Erwachen. Maria iſt die Zierde des Chriſtenthums und ihr Name ſoll in allen Chriſtenherzen eingeprägt ſein. Du aber, heilige Jungfrau, laß dir heute das Opfer unſers Eifers gefallen! Zu allen Zeiten werden wir deinen Namen lobpreiſen und ſein Andenken wird bei uns unauslöſchlich ſein. Bitte für uns, leite und regiere uns, ſei uns allzeit eine liebreiche Mutter, eine Mutter der Barmherzigkeit! Hochgelobt und hochgeprieſen ſei dein heiliger Name in der Zeit und Ewigkeit. Amen.

Predigt

auf

das Feſt aller Heiligen.

Text: „Darauf ſah ich eine große Schaar, die Niemand zu zählen vermochte, aus allen Geſchlechtern, Zünften, Völkern und Sprachen, ſtehend vor dem Throne und im Angeſichte des Lammes, geſchmückt mit weiſſen Kleidern und Palmen in den Händen.“ Offenb. 7, 9.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Zwei Stunden unterhalb Regensburg iſt ein prächtiges Haus von unſerm kunſtſinnigen Könige Ludwig erbaut, und dieſes große prächtige Haus nennt man Walhalla. In dieſer Walhalla nun ſind die Büſten und Namen berühmter Männer und Frauen aufbewahrt, die ſich um das deutſche Vaterland in irgend einer Weiſe verdient oder ſich ſonſt einen Namen gemacht haben, ſo daß dieſe Walhalla ein Ehrentempel iſt, in welchem die Namen und Denkmäler dieſer Männer und Frauen der Nachwelt übermacht und ſo verewigt werden ſollen. Von nah und ferne hat man ſchon dieſen Ehrentempel beſucht und wegen der Schönheit und Pracht, die in demſelben zu

sehen ist, haben schon manchmal die Landleute gesagt: Wenn's im Himmel so schön ist, wie in der Walhalla, dann ist es schön genug, schöner verlangen wir es uns nicht.

Nun, meine Lieben! heute ist uns ein Blick in eine noch schönere Walhalla vergönnt, in den Himmel selbst nämlich. Und in dieser himmlischen Walhalla sind etwa nicht bloß die verdienstvollen Männer und Frauen von Deutschland, sondern die Heiligen aller Zeiten, aller Völker, aller Geschlechter zu finden, sie sind nicht bloß dem Namen nach, oder aus kostbarem Marmor gehauen, vorhanden, sondern ihre unsterblichen Seelen sind es, die in dieser himmlischen, alle Begriffe von Pracht und Herrlichkeit weit übersteigenden Walhalla ihren ewigen Wohnsitz haben und eine namenlose, ewige Freude genießen.

Doch, was haben sie denn für Verdienste aufzuweisen diese Bewohner der himmlischen Walhalla? was haben sie denn so Großes geleistet, daß sie vom Könige des Himmels gewürdigt wurden, in seiner Walhalla für alle Ewigkeit zu glänzen? Haben sie vielleicht halbe Welttheile erobert, haben sie blutige Schlachten geschlagen, haben sie die Völker in Staub zertreten, waren sie reich an dem, was die Welt groß nennt? O nein, meine Lieben, die Verdienste dieser himmlischen Walhallabewohner sind ganz eigener Art, und diese Verdienste sind uns verzeichnet in den sogenannten acht Seligkeiten, die euch aus dem Evangelium so eben vorgelesen wurden, und die die Tugenden enthalten, durch die sie gewürdigt wurden, in der himmlischen Walhalla zu glänzen. Kommet nun, Geliebte, gehen wir herum im Geiste in dieser unermeßlichen Walhalla des Himmels. Schauen wir Walhallas Genossen! Sehen wir sie an die unermeßliche Schaar, aus allen Nationen und Geschlechtern, Völkern und Sprachen, stehend in weißen Kleidern und mit Palmen in ihren Händen vor dem Throne und vor dem Lamme Gottes. Da wollen wir Helden und Heldinnen schauen, die den Kampf gekämpft, den Siegeslauf

vollendet, Glauben und Tugend bewahrt haben und nun ausruhen auf den Palmen und Siegeskränzen der Ewigkeit.

Ich führe euch ſogleich zu jener heiligen Schaar, die wegen der Armuth ihres Geiſtes nun den unendlichen Reichthum der göttlichen Allmacht beſitzt, und darum ſelig iſt. Sehet hier die armen Apoſtel, die außer ihren Fiſchernetzen nichts beſitzen, die eben ſo arm an Gütern dieſer Erde wie an Sünden waren; aber eben dieſe Sündenarmuth iſt der Reichthum ihres Herzens. Sehet, wie ſie die Welttheile unter ſich theilen, — nicht, um ſich darin als große Geiſter zu zeigen, wohl aber, um des Namens Jeſu willen daſelbſt Spott und Hohn zu dulden. Ihr Geiſt war daher nicht reich an Stolz, er war arm an Hochmuth und Eitelkeit, darum nennt man die Apoſtel mit Recht die Armen im Geiſte. Sehet dort die Schaaren heiliger Könige und Königinnen — Schätze der Welt, halbe Erdtheile ſtanden zu ihrer Verfügung, ihre Koſtbarkeiten blendeten Millionen Augen, nur die ihren nicht. Dieſe heiligen Fürſten, mitten im Reichthume lebend und ihn ſelbſt an ſich tragend, wußten doch nichts von demſelben, ſie hefteten ihr Herz nicht daran, und dieß iſt die eigentliche Armuth im Geiſte. Reich an Erdengütern und dabei arm an Erdengedanken, das waren Viele, die einſt Erdenkronen trugen und die nun Himmelskronen tragen. Betrachtet eine heilige Kaiſerin Pulcheria, einen heiligen Kaiſer Heinrich, eine heilige Königin Margaretha von Schottland, eine heilige Königin Eliſabeth von Portugal, eine heilige Herzogin Hedwig von Polen, einen heiligen König Stephan und Ladislaus von Ungarn, einen heiligen König Ludwig von Frankreich u. ſ. w. Wenn ein Bettler Armuth predigt, macht es wenig Eindruck; aber wenn Könige die Armuth üben, das macht ſie zu Helden, indem ſie ſich von Scheingütern nicht blenden laſſen. Selig ſind ſie, die Armen, nicht am Geiſte, ſondern im Geiſte; denn ihrer iſt das Himmelreich.

Haben wir, Geliebte, bisher die große Reihe der Armen im Geiſte, die jetzt ſo reich am heiligen Geiſte ſind,

durchwandert, so führe ich euch zu jenen Seligen, die da sanftmüthig waren und deßhalb das Erdreich besaßen. Unter diesen sehet ihr einen heiligen Franz von Sales, der, von Natur zum Jähzorne geneigt, sich solche Gewalt anthat, daß er als Muster der Sanftmuth allenthalben leuchtete, der die Aufwallungen seines Gemüthes so zu bemeistern wußte, daß man nach seinem Tode seine Galle fast vertrocknet fand. Ihr sehet unter diesen Sanftmüthigen jenen Glaubensprediger, der, als ihm bei Verkündung des Wortes Gottes ein Heide in's Angesicht spie, ohne im Mindesten aufgebracht zu werden, sich den Speichel vom Gesichte wischte, und als sei nichts vorgefallen in seinem Unterrichte fortfuhr. Sehet dort jene fromme Dulderin Frankreichs, die, als sie unter zwei rachsüchtigen Weibern Friede stiften wollte, von einer dieser Wüthenden auf die Wange geschlagen ward, und sogleich, um das Evangelium buchstäblich zu erfüllen, die andere darreichte. — Aber wie besaßen diese Heiligen denn wegen ihrer Sanftmuth das Erdreich? Zum heiligen Franz von Sales kamen seine Beleidiger und — baten um Verzeihung; zu jenem heiligen Glaubensprediger eilte der Wilde, der ihn angespien hatte und bat um Vergebung; — jenes zorn- und schlagsüchtige Weib bebte beschämt zurück, als ihr die geschlagene Dulderin die andere Wange darreichte, und bat um Verzeihung; — sehet ihr, Geliebte, wie die Sanftmüthigen das Erdreich besitzen? wie ihnen selbst der Zornigste gehorcht? Die Sanftmüthigen sind wie Könige der Erde, — ihnen fügt sich Alles, weil sie sich zu fügen verstehen. Darum sagt ein heiliger Kirchenlehrer: „Nichts ist heftiger als die Sanftmuth; denn so wie das Wasser ein hochflammendes Feuer auslöscht, so löscht ein sanftmüthiges Wort das zornentflammte Gemüthsfeuer;“ und der sanftmüthige Franz von Sales sagt aus seiner Selbsterfahrung: „Mit einem Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem Faß voll Essig.“ Schauet nur hin, Geliebte, im Geiste auf die unübersehbaren Schaaren jener sanftmüthigen Lämmer, die, ohne ihren Mund zu öffnen, sich zur Schlachtbank der

Leiden, der Trübsale und des Martyrerthums führen ließen — und im Angesichte dieser sanftmüthigen Heiligen lasset uns unsere den Schlangen so oft ähnliche Zornesnaturen mit der Sanftmuth des göttlichen Lammes vertauschen, von dem das Evangelium viel, aber von seiner Sanftmuth am meisten erzählt. Ja, selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!

Habt ihr die Schaar der Heiligen, deren Antlitz von Sanftmuth strahlt, durchschritten, so führe ich euch zu der Menge jener Heiligen, die einst traurig waren, aber getröstet wurden. Sehet dort den Jubel einer heiligen Magdalena, die nun in Freuden ärntet, was sie unter Reuethränen gesäet; sehet einen heiligen Augustin, der nun in Gott seine ewige Freudenruhe findet, weil er in heiliger Bußtrauer Nächte lang geseufzt. Sehet dort eine bedeutende Reihe heiliger Büßer und Büßerinnen, eine heilige Thais, eine heilige Eudoxia, welche die Ewigkeit ihrer Wonne einigen Erdenstunden beharrlichen Reueschmerzes verdanken. Hier bei diesen Bußhelden und Heldinnen lasset uns lange weilen, wir sind jetzt, was sie einst waren, wir sind Sünder; aber wir wissen nicht, ob wir einst werden, was sie jetzt sind, Heilige, Selige! O Geliebte, die Weinrebe weint erst, ehe sie die süße Frucht bringt; lasset uns jetzt weinen und trauern um der Sünde willen; selig sind wir dann, denn wir werden getröstet werden.

Wir gehen weiter und sehen eine ehrwürdige Schaar, die mit Gerechtigkeit gesättigt wird, da sie auf Erden darnach gehungert und gedürstet hat. Sehet dort die große Zahl heiliger Einsiedler und Klosterfrauen, die in der Welt die Quelle nicht finden konnten, woraus sie ihren Hunger und Durst hätten stillen können, und darum die Einsamkeit suchten, um da, wo die Ungerechtigkeiten der Welt schweigen, mit Gott redend, Gerechtigkeit, d. h. Rechtlichkeit um Gottes willen kennen zu lernen und zu befolgen. Sehet da z. B. einen heiligen Pabst Cölestin, der den päbstlichen Schmuck bei Seite legt, aus Furcht, seinem schwer verantwortlichen Amte nicht

gewachſen zu ſein, in Eremitenkleidung in die Einſamkeit flieht und da im Dunkel verſchwinden will, weil er auf der ſchwindelnden Höhe ſich nicht ſtark genug glaubte.

Kommt, wir ſchreiten zu einer andern wogenden Menge von Seligen, welche Barmherzigkeit erlangt haben, weil ſie barmherzig waren. Der Samaritan ſteht an ihrer Spitze, der heilige Johannes, der Almoſenpfleger Johannes von Alexandrien, der heilige Vincenz von Paul leuchten uns entgegen, die Stifter von Verſorgungshäuſern, Spitälern und andern wohlthätigen Anſtalten, reichen ſich die Hände. Die Hand hat dieſe Heiligen ſelig gemacht; denn wenn ihre Rechte Millionen hingegeben hatte, wußte die Linke nichts davon, und wenn es die Welt nicht erfuhr, ſo wußte es doch Gott, und die Hunderttauſende, die durch die Hände eines Vincenz von Paul floßen, hat der ewige Vergelter eben ſo gut, wie die Haare ſeines Hauptes gezählt — und bezahlt nun den treuen Knecht mit ewigen Talenten. Hier, Geliebte, haben wir wieder lange Halt zu machen. Das Almoſen der Barmherzigkeit deckt viele Sünden, ſo ruft uns aus dem Chore der ſeligen Barmherzigen ein heiliger Tobias entgegen. Machen wir uns daher Freunde vom trüglichen Reichthum! Laſſen wir unſere hartbedrängten, würdigen Schuldner kommen, zerreißen wir ihre Schuldbriefe, oder ſagen wir wenigſtens: Setzet euch und ſchreibet ſtatt hundert — fünfzig, ſtatt achtzig — vierzig, ſtatt ſechzig — dreißig!

Haben wir hiezu den Vorſatz gemacht, ſo laſſet uns zu jenen erhabenen Seligen ſchreiten, die da Gott ſchauen, weil ſie reines Herzens waren. Und wer ſteht wohl an der Spitze dieſer reinen Herzen? Es iſt die Königin des Himmelreiches, die Roſe von Jericho, die nicht einmal der gelindeſte Hauch einer Sünde getrübt hat, ſie iſt die immer weiße Lilie der Thäler, die ewig reine Braut des heiligen Geiſtes. Ihr zur Seite ſteht der jungfräuliche Johannes, der Heiligſte unter den von Weibern Gebornen. Hier müſſen wir beſchämt zu Boden blicken. Wir, die wir uns ſo oft mit Sünde beflecken,

stehen vor Menschen, die im Weltgetümmel, von Sündfluthen umgeben, sich rein, ganz rein von aller Schuld hielten. Hier sehen wir einen vielgeprüften Hiob, der mit seinen Augen einen Bund schloß, daß sie an keine Jungfrau gedächten. Hier sehen wir jenen Engel im Fleische, den heiligen Aloysius, der anderthalb Jahre am spanischen Hofe der Kaiserin Maria von Österreich täglich aufwarten mußte, und doch derselben nie in's Gesicht sah, so daß er sie von Angesicht gar nicht einmal kannte. Hier finden wir jene zahllosen Schaaren von jungfräulichen Seelen, die die Lilie der Reinheit unversehrt bewahrten, die dem Lamme überall nachfolgen, wohin es geht, und ein Lied singen, das sonst Niemand singen kann. — Schweigend und reumüthig an unsere Brust klopfend laßt uns an dieser Schaar jungfräulicher Herzen vorübergehen und die heiligen Friedsamen betrachten, welche Kinder Gottes genannt werden. Da stehen wir nun auf einmal wieder vor denen, welchen der königliche Psalmensänger schon zuruft: „Wie prächtig schön sind die Füße derer, welche die frohe Botschaft des Friedens bringen!“ Die Apostel sind gleichsam die Väter derer, die da Kinder Gottes genannt werden und friedfertig sind. O die große Schaar dieser Heiligen soll eine ganz besondere Gewalt auf uns üben! Mütter sehen wir unter ihnen, welche die Mörder ihrer Söhne schützten; Kinder, die großmüthig den Mördern ihrer Eltern verziehen; Selige, welche die Rachsucht ihrer Feinde mit Liebe vergalten und jetzt noch beten für ihre ehemaligen Verfolger, und so eine heilige Rache üben, indem sie Gutes thun ihren Hassern und auf solche Weise glühende Kohlen auf ihren Häuptern sammeln. Wir sehen unter ihnen jenen berühmten heiligen Gualbertus, der am Charfreitag seinem Feinde, den er eben durchbohren wollte, um Christi willen verzieh; wir finden darunter jenen heiligen Bischof Ubaldus, den ein Maurer aus Bosheit in eine Kalkgrube warf. Der Heilige half sich, ohne ein Wort zu sagen, mühsam wieder aus der Kalkgrube heraus und ging ruhig nach Hause, wie wenn das Unglück ihm durch einen Zufall

begegnet wäre. Das Volk aber war nicht so geduldig, es glaubte die grobe Beleidigung, die seinem geliebten Bischof geschehen war, rächen zu müssen. Was that nun der fromme Bischof? Sobald er merkte, daß das Volk den Maurer mißhandeln würde, nahm er ihn ohne weiters zu sich und behielt ihn in seinem Hause, damit ihm nichts Übles widerfahren möchte. Dadurch aber ward jener Mensch dermaßen gerührt, daß er erklärte, er wolle den Tod leiden für den Schimpf, den er dem Bischofe angethan, und wollte sich selber dem Volke preisgeben. Allein Ubaldus umarmte ihn, versicherte ihn der vollkommensten Verzeihung und versprach ihm sein Gebet und seine Fürbitte bei Gott. Gegen den heiligen Pabst Pius V. hatte Jemand ein Pasquill gemacht, das von den schmählichsten Ausfällen strotzte. Der Pabst ließ den ruchlosen Verleumder vor sich rufen, doch nicht, um ihn zu strafen, sondern ihn auf bessere Gesinnungen zu lenken; er selber zeigte ihm den Ausweg, auf dem der Verleumder sich aus seinem Verbrechen heraushelfen könnte. Ich habe Grund, zu glauben, sprach der fromme Oberhirt, daß du nicht gegen mich als Pabst, als Stellvertreter Christi, sondern nur gegen mich als Mensch, gegen den Bruder Michael Ghisleri — so hieß nämlich Pius V. vor seiner Ernennung zum Pabst — deine Schmähung geschrieben hast. Sag an, ist es nicht so? Der Überwiesene, der zitternd vor ihm stand, bejahte sogleich die Frage und Pius entließ ihn mit der väterlichen Mahnung, der bösen Zunge und der spitzen Feder in Zukunft zu entsagen. Seht da, so half der fromme Pabst seinem Beleidiger aus der Klemme. Er unterschied genau seine Person von seiner Würde, und bezog die Beleidigung auf seine Person, um sie nicht strafen zu müssen; denn eine Beleidigung gegen seine Würde als Stellvertreter Christi hätte er nicht ungestraft hingehen lassen dürfen.

Haben wir von diesen Friedfertigen nun Frieden gelernt, so wenden wir uns endlich an jene heilige Versammlung, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung litt. Hier glänzt

nun das große Heer der heiligen Martyrer, die mit ihrem Herzblute das Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit unterschrieben, die um des ewigen Lebens willen gerne ihr zeitliches geopfert und aus dem Marterschmerz nun Himmelsfreude schöpfen. Und diese unendliche Zahl aller Heiligen bildet nur Einen Chor, die Millionen Jubelstimmen sind nur Eine Stimme, die da ewig preist den Heiligsten aller Heiligen — Gott, unsern Vater.

So sind wir denn, Geliebte, am Ende der himmlischen Walhalla angelangt und haben die Helden und Heldinnen derselben uns beschaut; aber dieser Ehrentempel ist noch bei Weitem nicht ausgefüllt, es ist noch Platz für Viele, Viele, Viele. In meines Vaters Hause, spricht ja der Heiland selbst, sind viele Wohnungen. Auch für mich, für dich, für uns Alle, meine Lieben, ist noch Platz genug in der Walhalla des Himmels. Darfst nicht meinen, liebes Landvolk, daß man da ein großer Herr sein muß oder eine vornehme Dame, wenn man in diese Walhalla hineinkommen will. Darfst nicht meinen, daß man in der Welt Lärm und Aufsehen erregt haben muß, darfst nicht meinen, daß man Ordenskreuze und Sterne auf der Brust tragen, daß ein prächtiger Grabstein oder ein haushohes Monument dein Andenken der Nachwelt erhalten muß, wenn du in die Walhalla des Himmels gelangen willst. O nein, das Alles brauchst du nicht, das Alles hast du nicht nöthig. Im Gegentheile gibt es gar Viele, die hier geglänzt, die hier Aufsehen gemacht, die schöne Gewänder getragen und goldene Sterne auf der Brust hatten, und wie sie gestorben waren und in die himmlische Walhalla hinein wollten, durften sie nicht hinein. Mancher Bettler kommt da hinein und mancher große Herr nicht; Mancher, der hierorts in einem elenden Winkel sein Leben zubrachte, glänzt als Stern erster Größe in der Walhalla des Himmels, und Mancher, der hier eine Sonne war, vor dem sich Alles neigte, sitzt jenseits in Finsterniß und Schatten des Todes. Mancher ist hier durch Denkmäler verewigt worden, und jenseits in den Himmelsräumen

kennt man ihn nicht. Also nicht auf Stand und Kleidung, nicht auf Alter und Geschlecht kommt es an, wenn du in die große Himmelsburg gelangen willst, kein Adelsbrief kann dir als Einlaßkarte dienen — nein, nur Eines ist, was dir alldort den Eintritt verschaffen kann, und das sind — gute Werke. Dieses Gefolge, diese Dienerschaft mußt du bei dir haben, und je zahlreicher du sie hast, desto bereitwilliger nimmt man dich auf, einen desto ehrenvolleren Platz bekommst du. Und dieses Gefolge kannst du dir leicht anschaffen, und wenn du auch ein Bettler wärest. Sieh dich nur um in den acht Seligkeiten, wie die Heiligen sich darin umgesehen haben, und du wirst reichlich dafür belohnt werden. Schau hin auf die Heiligen, diese lebendigen Musterbilder, erwärme dich an ihrem Beispiele, und damit du es befolgen kannst, so rufe sie an um ihre Fürbitte bei Gott, daß sie dir Gnade erflehen von Gott, auf daß du nicht bloß ein stummer, unthätiger Bewunderer, ein Scheinverehrer ihrer Tugend bist, sondern ein thätiger, begeisterter Nachahmer derselben, und so gewürdigt wirst, in ihrer Gesellschaft in der Walhalla des Himmels ewiger Ehre und Auszeichnung zu genießen. Amen.

Predigt

am

Allerſeelentage.

Text: „Selig ſind die Todten, die im Herrn ſterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Offenb. 14, 13.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Was für eine Veränderung erblicken wir heute in dieſem Gotteshauſe? Geſtern noch war es herrlich geziert, unſere Gedanken haben ſich freudenvoll zu den Auserwählten und Heiligen Gottes emporgeſchwungen und heute ſehen wir Alles in tiefe Trauer eingehüllt. Ein ſchwarzes Todtengerüſt ſteht da vor unſern Augen und erinnert uns an unſer trauriges Ende auf dieſer Welt. Kinder, Eltern, Eheleute, Freunde, Verwandte und Bekannte beſuchen heute die Gräber derjenigen, welche ihnen der Tod entriſſen hat, Trauergeſänge ertönen heute in allen Gotteshäuſern und auch in dem unſrigen, und erinnern uns an alle verſtorbenen Mitchriſten, insbeſondere aber an unſere verſtorbenen Angehörigen, die ſich im Fegfeuer befinden und unſere Erbarmung und Hilfe erwarten. Da wir alſo heute uns an unſere verſtorbenen Mitchriſten erinnern,

für sie beten, opfern und ihnen die ewige Ruhe wünschen, so erfüllen wir ohne Zweifel den Wunsch unserer heiligen Kirche und unsere eigene Pflicht und Schuldigkeit als Christen. Jedoch dürfen wir dabei allein nicht stehen bleiben; denn was hälfe es, wenn wir der Verstorbenen zwar eingedenk wären am heutigen Tage, wenn wir für ihr Wohl besorgt wären, aber uns selbst, uns, die Lebendigen, dabei vergessen oder ganz aus dem Auge verlieren würden? Die heilige Kirche will, daß wir am heutigen Tage auch an unsere eigene Sterblichkeit, an unser eigenes Lebensende denken, und zwar an ein gutes Lebensende. Darum wird uns zugerufen: „Selig die Todten, die im Herrn sterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Wir sollen daher mit unserer Andacht heute nicht nur allein den armen Seelen im Fegfeuer helfen wollen, sondern auch unsere eigenen armen Seelen so viel möglich einst vor diesem Orte zu bewahren trachten; denn auch für uns, meine Lieben, wird auf dieser Erde keine dauerhafte Wohnung sein. Einige Tage, Wochen, oder Jahre, ja vielleicht noch eher als wir es vermuthen, werden wir von dieser Welt abtreten. Unser Leib wird hier in die finstere Erde verscharrt, unsere Seele aber bezieht ewige Wohnungen, und Heil ihr, wenn diese ewigen Wohnungen licht sind. Wenn wir daher, meine Lieben, heute den Gottesacker besuchen, so sollen wir vornehmlich zwei Dinge recht ernstlich überdenken. Einmal, daß unter dieser Erde die Wohnung für unsern Leib, jenseits aber die Heimath der Seele ist, und diese beiden Punkte sind es denn auch, die wir heute näher betrachten wollen.

Das Grab ist die Wohnung des Leibes, I. Theil;
jenseits des Grabes aber die Wohnung der Seele,
II. Theil.

Erster Theil.

Ein jeder Mensch, Geliebte, der einmal über das leichtsinnige Jugendalter hinaus ist, denkt an die Zukunft, und sieht

ſich um einen Platz um, wo er ſeine Wohnung aufſchlagen und ſein Leben in Ruhe zubringen kann. Hat er einmal dieſen Platz gefunden, ſo ſchätzt er ſich glücklich und ſagt: Jetzt bin ich einmal verſorgt, jetzt habe ich meinen beſtimmten Aufenthalt, von dem mich ſo leicht Niemand mehr verdrängen ſoll. Dieß nennt er dann ſeine Heimath, wo er gerne bleibt, und wenn er auch manchmal ſich auf kurze Zeit entfernen muß, ſo ſehnt er ſich nach Hauſe und kehrt mit Freuden wieder dahin zurück. So hängt jeder Menſch an ſeinem zeitlichen Aufenthaltsort, aber — nur Wenige denken daran, daß dieß doch nicht die eigentliche Heimath iſt, nicht einmal für den Leib, geſchweige erſt für die Seele. Es kommt die Stunde, wo es heißt, Haus, Hof und Alles verlaſſen, die ganze bisherige Heimath, und mit den Worten: Erde, nimm, was dein iſt, denn der Leib iſt aus Staub gebildet; wird der Leib in ſeine eigentliche Heimath, in das Grab geſenkt. Von dieſem Looſe iſt der König und Fürſt eben ſo wenig, wie der Bettler ausgenommen. Wenn ſich daher ein Menſch noch ſo viele Mühe gibt, ſeinen Leib recht ſchön zu zieren und herauszuputzen, um damit ſeine Eitelkeit zu befriedigen und Andern zu gefallen, ſo dauert dieß Alles doch nur eine kurze Zeit. Iſt dieſe Zeit aus, ſo fällt die Blüthe ab, der Leib ſchrumpft ein, die Augen erlöſchen, Runzeln und Falten überziehen die Stirne, die Nerven laſſen nach und die ganze menſchliche Maſchine wird immer ſchwächer. Endlich kommt der Tod und gibt ihr einen Stoß, und ſieh da, ſie fällt ganz zuſammen und iſt weiter zu nichts mehr zu gebrauchen, als um den Gottesacker zu düngen und die Würmer zu füttern. So, meine Lieben, iſt es ſchon Tauſenden vor uns ergangen, und eben ſo wird es auch uns Allen ergehen. O wie Viele von denen, die in dieſem Gottesacker begraben liegen, haben Geld zu Tauſenden gehabt, waren geſund, kräftig und wohlgeſtaltet! Aber wo iſt jetzt all ihre Kraft, ihre Schönheit, all ihr Geld und Gut? Ach, nur einige Gebeine, eine Hand voll Aſche iſt noch übrig von Allem, was ſie waren und hatten, und dieſes

Schickſal wird über kurz oder lang auch uns treffen. Wenn ihr dieß Alles, meine Lieben, heute auf dieſem Gottesacker recht ernſtlich überdenket, müßt ihr da nicht mit dem weiſen Könige Salomon ausrufen: O Eitelkeit über Eitelkeit! wie vergänglich iſt doch Alles in der Welt! Ja wohl! gehet nur hinaus heute auf den Gottesacker, betet dort recht andächtig für alle Verſtorbenen, lernet aber auch zugleich, indem ihr bei dem Hauſe, aus ſechs Brettern erbaut, ſtehet, bei dieſer wahren Heimath eures Leibes die Thorheit einſehen, daß ihr vielleicht bisher auf dieſen euren hinfälligen Leib einen zu großen Werth gelegt, und nur immer für euer zeitliches Wohlergehen übermäßig beſorgt geweſen ſeid. Ja, geh' hin an's Grab, leichtſinniger Jüngling, hüpfendes Mädchen, nimm einen Todtenſchädel in die Hand oder ein paar Rippen, wie ſie ſo leicht zu finden ſind, und ſchaue ſie recht an! Sieh, dieſer Todtenſchädel hat auch einmal einer jungen Perſon gehört, dieſe hohlen Wangen überzog liebliches Roth, in dieſen gräßlichen Augenhöhlen funkelten einſt ein paar ſchöne Augen wie Sterne, den kahlen Schädel bedeckte üppiger Haarwuchs, im zahnloſen Munde glänzten einſt ſchneeweiße Zähne und roſige Lippen hingen über dieſelben; dieſe Knochen waren einſt nervig und ſehnig und zierten einen geſunden, blühenden Körper, und was ſiehſt du jetzt noch von dieſem Allem? Grauenvolle Überreſte, einen Todtenſchädel, Todtengerippe, die du ohne Entſetzen nicht bei dir haben, nicht in deinem Hauſe beherbergen möchteſt. Sieh, das wird einſt auch von dir übrig bleiben, von all deiner Schönheit, all deiner Kraft, wie magſt du demnach ſo viel auf dieſen lebendigen Leichnam da verwenden, wie magſt du ſo Vieles an ihn hinhängen, und alle ſeine zahlreichen Bedürfniſſe befriedigen? Ja, zu dem Grabe, zu der Heimath des Leibes ſollen beſonders auch jene Bauern hingehen, die mit unerſättlichem Wucher Gut und Geld auf Koſten der Armen zuſammenraffen. Mögen ſie beten dort am Grabe für die abgeſtorbenen Seelen, beſonders aber für jene, die ſie durch Wucher und Geldgeiz ſo oft getrübt und betrübt

haben, mögen sie sich dabei aber auch ernstlich fragen, was sie einst, wenn sie werden eingescharrt werden, von allem dem, was sie haben, werden mitnehmen können.

„Ihr Reichen," ruft der heilige Ambrosius, „wie weit „dehnt ihr die unsinnigen Begierden aus? Werdet ihr allein „auf der Erde wohnen? Warum verbannet ihr die Theilnahme „der Natur und eignet euch allein den Besitz zu? Die Erde „ward gemeinschaftlich für Reiche und Arme geschaffen, warum „maßet ihr allein ein Eigenthumsrecht euch an? Die Natur „kennt keine Reichen, sie erzeugt Alle arm; denn wir werden „nicht mit Kleidern geboren, nicht geboren mit Gold und „Silber. Wir treten nackt, dürftig, ohne Essen und Trinken, „ohne Kleidung an das Licht; die Erde empfängt uns wieder „nackt, wie wir geboren wurden. Das Grab weiß nicht die „Gränzen unserer Besitzungen einzuschließen. Ein kleiner Ra„sen genügt überflüssig für den Armen wie für den Reichen, „und die Erde, welche die Neigung des Lebenden nicht fassen „konnte, empfängt nun den Reichen ganz. Die Natur weiß „also keinen Unterschied zu machen, wenn wir geboren wurden, „und auch nicht, wenn wir sterben; sie bringt Alle gleich „hervor und schließt auch Alle in den gleichen Schooß des „Grabes" *). „Was ist die Erde stolz und die Asche?" ruft der heilige Chrysostomus. „Was blähst du dich auf, „o Mensch? Was bist du übermüthig? Was hoffest du aus der „Pracht und dem Reichthum der Welt? Laßt uns hinaus„gehen zu den Gräbern, laßt uns die Geheimnisse sehen, sehen „die zerpflückte Natur, die angefressenen Knochen, die vermo„derten Leiber. Wenn du weise bist, so betrachte, wenn du „klug bist, so sage mir, wer hier König, wer hier Privatmann „gewesen? wer vornehm und wer ein Diener? wer klug und „wer unklug? Wo ist die Schönheit der Jugend? wo der „angenehme Anblick? wo die leuchtenden Augen? wo die „schön gebildete Nase? wo die feurigen Lippen? wo die Schönheit

*) S. Ambros. lib. de Naboth. c. 1.

„der Wangen, wo die offene Stirne? Iſt nicht Alles „Aſche? nicht Alles Staub? nicht Alles Gewürm? nicht Alles „Fäulniß und Geſtank? Betrachten wir das Alles im Geiſte „und kehren wir, ſo lange wir noch Zeit haben, von unſerm „Wege zurück, auf welchem wir bisher geirrt haben!“ *) „Sag „an, Bruder,“ ruft der heilige Petrus Damiani, „was iſt „dieſes Fleiſch, das du mit ſo emſiger Sorge mit Kleidern „bedeckeſt, und es ſo zart pflegeſt wie einen königlichen Sprößling? Iſt es nicht eine der Fäulniß beſtimmte Maſſe, iſt es „nicht Gewürm, Staub und Aſche?“ **) Und der heilige Laurentius Juſtinianus ruft uns zu: „Welches Ende „das Fleiſch habe, mögen die mit Gebeinen, mit Geſtank und „Würmern angefüllten Gräber uns lehren. Nach dem Menſchen entſteht das Gewürm, nach dem Gewürm der Geſtank „und ſo wird der ganze Menſch in einen Nichtmenſchen verwandelt. O Liebhaber der Welt! Ihr Begünſtiger der Begierden des Fleiſches! da wir Staub und Koth ſind, warum „ſind wir ſtolz? Warum betrachten wir nicht das Elend unſers „Körpers? O wunderbare Albernheit! o verabſcheuungswürdige Eitelkeit unſers Herzens! deſſen hartnäckige Bewegungen „das Andenken an eine ſolche Niedrigkeit nicht bändigen kann, „da ſogar Staub und Aſche noch ſtolz iſt“ ***).

Seht, Geliebte, ſo rufen uns die Heiligen zu, ſolche Gedanken ſollen uns beim Anblick, bei Betrachtung der Gräber jedesmal, beſonders aber am heutigen Tage durchdringen. Ja, beherzigen wir es recht, was es heiße: „Das Grab iſt die Heimath des Leibes!“ Wer mit ſolchen Gedanken heute auf dem Gottesacker verweilt, der wird mit ſeinem Gebete und ſeiner Andacht nicht bloß den verſtorbenen Seelen im Fegfeuer, ſondern ſeine chriſtliche Betrachtung über die Heimath des Leibes zugleich auch ſeiner Seele viel nützen. Wehmuth wird ihn

*) S. Chrysost. hom. 9. de poenit.

**) S. Petr. Dam. Opusc. 42, 6.

***) S. Laur. Just. lib. de humil. c. 4. in ligno vitae.

erfüllen, wenn er bedenkt, daß dieſer Leib, der ſo viele Anſprüche macht und für den wir ſo viel zu ſorgen und zu kümmern haben, einſt Staub und Aſche werden wird; aber es iſt ein anderer Gedanke, der ihn wieder tröſtet, der Gedanke nämlich: Wohl wird dieſer Leib in's Grab geſenkt; aber er iſt nicht der ganze Menſch, er iſt nur das Gehäuſe, die Wohnung eines höhern Bewohners geweſen, der nicht in das Grab hinabſteigt, ſondern jenſeits des Grabes ſeine Heimath hat, und dieſe Wahrheit wollen wir bedenken im

zweiten Theil.

Es gibt nicht Wenige, Geliebte, die es gar wohl glauben, daß das Grab die Heimath des Leibes ſei; der tägliche Augenſchein lehrt ſie das. Noch Keiner blieb verſchont von dem allgemeinen Looſe des Todes, Henoch und Elias, die einſt wiederkommen werden, ausgenommen; es iſt die Gewißheit, daß wir ſterben müſſen, daß das Grab die Heimath des Leibes iſt, die einzige Wahrheit, die auch vom keckſten Läugner und Zweifler noch nicht angegriffen und geläugnet worden iſt. Jeder muß ſie in ihrer ſchauerlichen Wirklichkeit ſtehen laſſen, Jeder wird von ihr früh oder ſpät erfaßt werden. Ja, das Grab iſt die Heimath des Leibes, das glauben, das bekennen Alle. Aber daß der Menſch eine unſterbliche Seele habe, daß dieſe ihre Heimath jenſeits des Grabes entweder in der Hölle, am Orte ewiger Qual, oder im Himmel, am Orte ewiger Freude, haben werde, das glauben Viele nicht, das läugnen Viele. Im Buche der Weisheit ſchon ſind dieſe Menſchen gezeichnet, ihre Anſichten auseinandergeſetzt, wenn es von ihnen heißt: „Sie denken bei ſich unrecht und ſagen: Kurz „und verdrießlich iſt die Zeit unſers Lebens und keine Erquickung iſt am Ende des Menſchen, auch kennet man Keinen, der aus der Unterwelt zurückgekommen; denn aus Nichts „wurden wir geboren und bald darauf ſind wir, als wären wir „nicht geweſen, weil der Hauch in unſerer Naſe ein Rauch iſt „und die Rede ein Fünklein zur Bewegung des Herzens. Iſt

„es erloſchen, ſo wird unſer Leib Aſche und der Geiſt wie „dünne Luft: unſer Leben verſchwindet wie die Spur einer „Wolke und löst ſich auf wie ein Nebel, der von den Strah„len der Sonne verſcheucht und von ihrer Hitze niedergedrückt „worden. Auch wird man mit der Zeit unſers Namens ver„geſſen und Niemand gedenket mehr unſerer Werke. Denn wie „der Vorübergang des Schattens iſt unſere Zeit und nach un„serm Ende iſt kein Wiederkehren, weil es verſiegelt iſt und „Niemand zurückkehrt.“ So ſprechen die Läugner der Unſterblichkeit der Seele, und die heilige Schrift ſetzt bei: „So den„ken und irren ſie; denn ihre Bosheit verblendet ſie. Sie „wiſſen die Geheimniſſe Gottes nicht, hoffen nicht auf die Be„lohnung der Gerechtigkeit und achten nicht die Ehre heiliger „Seelen. Denn Gott hat den Menſchen unſterblich erſchaf„fen und nach ſeinem Bilde und Gleichniß ihn gemacht“ (Weish. 2, 1—5; 21—23.). Ja, ſo iſt es, die Läugner der Unſterblichkeit der Seele mögen immerhin wähnen, die Seele habe ihre Heimath im Grabe, wie der Leib, die ewige Wahrheit und der Glaube aller Völker an eine jenſeitige Vergeltung ruft ein eben ſo fürchterliches als erfreuendes Nein. Ewig lebt die Seele, jenſeits des Grabes iſt ihre Heimath, entweder in der Hölle oder im Himmel. So ſagt uns unſer Glaube, der der wahre Glaube iſt, und heute am Feſte Allerſeelen wird uns dieſe Wahrheit auf's Neue in's Gedächtniß gerufen. Wir beten für die Verſtorbenen, warum anders, als weil wir glauben, daß ihre Seelen leben, und daß wir ihnen, wenn ſie etwa noch im Reinigungsorte zu verweilen haben, zur ewigen Seligkeit durch Gebet und Opfer verhelfen können? Wir ſprechen dabei das Bekenntniß aus, daß auch unſere Seelen hinüberwandern und vor dem ewigen Richter den Lohn ihrer Werke empfangen werden. Haben wir nun Mitleid mit den verſtorbenen Anverwandten, ſind wir bemüht, durch Gebet, Opfer und durch bittweiſe Schenkung des Ablaſſes den Seelen im Reinigungsorte zu nützen: ſagt mir, iſt es nicht noch billiger, daß wir auch auf uns denken, daß wir zuvor für unſere

eigenen armen Seelen beten, daß die Hölle ſie nicht verſchlinge? Machen wir uns nicht umſonſt die wahrhaftige Vorſtellung, daß die Peinen des Fegfeuers ſchrecklich ſein müſſen, bitten wir demnach inbrünſtig, daß Gott die leidenden Seelen aus demſelben erretten oder ihre Strafe abkürzen möge: wie müſſen wir erſt Mitleid haben mit unſern eigenen Seelen, die vielleicht in einem Zuſtande ſich befinden, daß ſie in ein weit ſchrecklicheres und nie aufhörendes Feuer geworfen würden, die vielleicht hier ſchon die Hölle in ſich tragen. Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigſtens ihr, meine Freunde! ſo rufen uns die Seelen des Fegfeuers zu; um wie viel mehr ruft die eigene Seele: Erbarme dich deiner ſelbſt zuvor und dann erſt Anderer, rette deine eigene Seele zuvor von der ewigen Verdammniß, da du noch kannſt, bevor du daran denkſt, Andere aus dem Fegfeuer zu reißen! Bekehre dich, thu' Buße; denn was hilft es dir, wenn du die ganze Welt gewinnſt, wenn du alle Seelen aus dem Fegfeuer erretten ſollteſt, aber an deiner eigenen Seele Schaden leiden würdeſt, wenn ſie ewig zu Grunde gehen würde! So fürchten wir denn die Hölle, Geliebte, einmal in der That! Denken wir an die Seelen im Fegfeuer, denen die Anſchauung Gottes gewiß iſt, denken wir noch mehr an uns, deren Loos noch ungewiß iſt. Und weil wir denn die Hölle fürchten, ſo meiden wir auch den Weg zu derſelben, die breite Straſſe des Verderbens. Meiden wir das Ungeheuer, das am Eingange der Hölle ſteht, die Todſünde. Sonſt iſt es aus mit uns — wir gehen ewig zu Grunde. Schrecklicher Gedanke! „Die Qualen der Hölle haben kein Maaß und kein Ziel. Das „kluge Feuer verbrennt dort die Glieder und ſtellt ſie wieder „her, zerſtört und nährt ſie“ *). „Anhaltend und überreich „wird der Strom jener Thränen ſein. Unauslöſchliche Flam„men werden dort jenes Klappern der Zähne ſtets erregen, „die Elenden werden unſterblich ſein; Feuer und Flammen

*) Minutius Felix.

„werden ohne Unterlaß den nackten Körper bedecken. Brennen „wird der früher in Purpur gekleidete Reiche und Niemand „wird ihm einen Tropfen Waſſer auf die glühende Zunge „gießen. Im eigenen Fett wird die gebratene Wolluſt ſieden, „und in feurigem Tiegel werden die elenden Körper gebrannt „werden, und die Verzweiflung, ſchrecklicher als jede Qual, „wird die Verdammten ergreifen“ *). „Wir fürchten das „Feuer der Welt,“ ruft der heilige Biſchof Pacian, „und „ſchaudern zurück vor den Marterinſtrumenten der Henker! „Vergleichet einmal damit die Hände der ewigen Quäler und „die Flammen, die nie erlöſchen. Brüder, ich beſchwöre euch „bei dem Glauben der Kirche, bei meiner Sorgfalt und Ängſt„lichkeit, bei den Seelen Aller beſchwöre und bitte ich euch, „ſchämet euch bei dieſem Werke nicht, zögert nicht, ſobald als „möglich alle Heilmittel anzuwenden, die Seele mit Trauer „zu erfüllen, den Körper in Sack und Aſche zu hüllen, ihn „mit Faſten zu kaſteien und durch die Bitten Vieler zu unter„ſtützen.“ — „Überlegen wir es,“ ruft der heilige Chryſoſtomus, „welch ein Übel es ſei, ewig im Feuer, ewig in „der Finſterniß zu leiden, unzählige Seufzer auszupreſſen, mit den „Zähnen zu klappern — und doch nicht erhört zu werden!“ **) „Wie groß ſoll alſo die Wolluſt und wie lange die Zeit ſein, „die du mit dieſer Strafe und Pein vergleichen willſt? Willſt „du hundert Jahre, ja doppelt ſo viel ſetzen? Was wird dieß „ſein, wenn du es mit der unendlichen Ewigkeit vergleicheſt? „Wie ſich der Traum eines Tages zur ganzen Lebenszeit ver„hält: ſo verhält ſich auch der Genuß der irdiſchen Güter zu „dem künftigen Zuſtande. Wird wohl Jemand ſein ganzes „Leben hindurch geſtraft und gequält ſein wollen, um nur „einen angenehmen Traum zu ſehen? Wer iſt ein ſolcher „Thor, der einen ſolchen Tauſch einginge?“ ***)

O ſo möchte denn Jeder ſeine Seele vor einem ſolch

*) St. Cyprian in der ihm beigelegten Rede von der Himmelfahrt Chriſti.

**) S. Chrysost. hom. 1. in Hebr.

***) Ibid. Paraenes. ad Theodor.

ſchrecklichen Looſe bewahren! Wehe, dreimal wehe dem Menſchen, der die Hölle zur Heimath ſeiner Seele bekommt! So hüten wir uns denn, Geliebte, vor dieſer gräßlichen Behauſung. Wer von euch kann wohnen beim freſſenden Feuer, wer bei den verzehrenden Gluthen? So faſſet denn am heutigen Tage, heute, wo ihr für die Seelen im Reinigungsorte betet, den feſten Vorſatz, auch für euere Seele zu ſorgen, daß ſie nicht an einen noch ſchlimmern Platz komme, an einen Platz, wo es keine Linderung, keine Erquickung mehr gibt und keine Erlöſung. Suchet vielmehr eure Seele jenſeits in eine gute Heimath zu bringen, die ihr eigentlich beſtimmt iſt, in die Heimath des Himmels. Gewiß iſt dieſe Heimath anziehender als jene, gewiß euch erwünſchter als jene. So ſchauet und trachtet, daß ihr es gut bekommt jenſeits, damit ihr es nicht zweimal ſchlecht bekommt, diesſeits und jenſeits. Denn die Allermeiſten von euch haben es hier nicht gut, ſondern müſſen ſich täglich früh und ſpät plagen und mühen, Hitze und Kälte, Hunger und Durſt leiden, und Mangel und Elend aller Art ausſtehen. Oder was hat denn der Bauersmann, der Kleingütler, der Taglöhner, der Handwerksmann im Dorfe, was hat denn der für gute Stunden hier, wenn er nicht ein gutes Gewiſſen hat, wenn er nicht mit einer beſſern Heimath jenſeits ſich tröſten kann? Wohlan denn nun, Geliebte, ſo trachtet für euere Seelen nach einer guten Heimath jenſeits. Ihr wünſcht ja dieſe Heimath Allen, ihr wünſcht ſie den armen Seelen, ihr betet heute eifrig, daß ſie in dieſe himmliſche Heimath bald eingehen möchten. So wünſchet ſie denn auch euch, trachtet auch für euere Perſon darnach, ihr werdet euch ja doch ſelber nicht feind ſein! Ihr werdet doch andere Seelen allein nicht in den Himmel bringen wollen, die euren aber allein nicht! So bitte und ermahne ich euch denn: Meidet das Böſe und thuet das Gute; nochmal rufe ich euch den Vorſpruch meiner Predigt in's Gedächtniß: „Selig die Todten, die im Herrn ſterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Amen.

Predigt

auf

das Feſt der Kirchweihe.

Text: „Heute iſt dieſem Hauſe Heil widerfahren!“ Luk. 19, 9.

Geliebte Pfarrgemeinde!

Ja wahrhaftig, heute iſt dieſem Hauſe Heil widerfahren! Denn am heutigen Tage, als dieſes ſteinerne Haus durch die Hand des Biſchofs zu einem Hauſe, zu einem Tempel Gottes geweiht wurde, nahm der Herr Einkehr in dieſem Hauſe, wie er in dem Hauſe des Zachäus Einkehr nahm. Rufen wir: Heute iſt dieſem Hauſe Heil widerfahren! wenn eine fürſtliche Perſon in einem Hauſe einkehrt, ſchreibt man über die Thüren der Häuſer: Heute iſt dieſem Hauſe Heil widerfahren! wenn ein neugeweihter Prieſter in dasſelbe eingeht: um ſo mehr müſſen wir an einem Kirchweihfeſte ſagen: Heute iſt dieſem Hauſe Heil widerfahren! Denn nicht etwa eine fürſtliche Perſon, ſondern der Fürſt aller Fürſten, nicht etwa ein Prieſter, ſondern der ewige Hoheprieſter, Jeſus Chriſtus,

zieht am Tage einer Kirchweihe in eine Kirche ein und schlägt darin seinen beständigen Wohnsitz auf. Schon im alten Bunde wurde die Einweihung des Tempels mit großer Festlichkeit begangen. „Salomon schlachtete Friedopfer," heißt es III. Kön. 8., „zweiundzwanzigtausend Rinder, und hundertzwanzigtausend Schafe, und also weihten sie den Tempel des Herrn, den König und die Söhne Israels. Und erst am achten Tage entließ er das Volk, und sie segneten den König und zogen hin zu ihren Hütten, fröhlich und frendigen Herzens über all das Gute, so der Herr David, seinem Knechte, gethan und Israel, seinem Volke." Und warum wurde wohl der Tempel so feierlich eingeweiht, warum war der Jubel und die Festlichkeit so groß? Deßwegen, Geliebte, weil Gott der Herr selber dieses Haus sich zum Wohnplatze erwählt hatte; denn also sagt die Schrift: „Und es begab sich, als die Priester herausgegangen aus dem Heiligthum, erfüllte eine Wolke das Haus des Herrn, und es konnten die Priester nicht stehen und dienen wegen der Wolke; denn die Herrlichkeit des Herrn hatte erfüllt das Haus des Herrn." Also der Herr war geheimnißvoll in der Wolkenhülle in den Tempel Salomons eingezogen; diesem Hause war somit Heil widerfahren und deßwegen diese Festfeier, dieser Jubel, diese Freude. Wie müssen erst wir jubeln, wie müssen erst wir Christen Kirchweih halten, da jener Tempel Salomons nur ein Schatten unserer Kirchen, jene Wolkensäule nur ein Bild der geheimnißvollen Gegenwart Christi in unsern Kirchen ist! So freuen wir uns denn, jubeln und frohlocken wir am heutigen Tage; es ist ja diesem Hause und mit ihm uns Allen Heil widerfahren; aber — freuen wir uns nicht

in schlechter Weise, I. Theil; sondern

in rechter Weise, II. Theil.

Ich beginne im Namen dessen, durch den diesem Hause Heil widerfahren ist.

Erster Theil.

Jesus sagte zu Zachäus: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren! Die Kirche will, daß auch am Kirchweihfeste jeder Christ mit gutem Bewußtsein zu sich selbst soll sagen können: Heute ist diesem Hause, mir selbst, Heil widerfahren! Aber nur zu häufig ist es an Kirchweihen der Fall, daß gar Mancher zu sich selbst sagen muß: Heute ist diesem Hause — Unheil widerfahren! Wie kommt aber das? Nun das ist leicht zu errathen. Bei Zachäus hat Jesus eingekehrt und in jeder geweihten Kirche kehrt auch Jesus ein, darum kann man allerdings von beiden sagen: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren! Aber wer kehrt denn am Kirchweihfeste bei so vielen Christen ein? Ist es Jesus? O nein, manche Christen haben ganz andere Kirchweihgäste zu beherbergen, als Jesum Christum; sie feiern Kirchweihe in schlechter Weise; darum kann ihnen nicht Heil, sondern nur Unheil widerfahren. Bei Gelegenheit der Kirchweihe wird nur zu häufig der Tempel Gottes, der Mensch selber entweiht; Vormittags Feier der Einweihung eines steinernen Tempels, Nachmittags und Abends Feier der Entweihung eines lebendigen Tempels. Wollen wir einmal die Kirchweihgäste mustern, Geliebte, die so Manche bei sich beherbergen.

Für's erste ist viehische Unmäßigkeit ein gar nicht seltner Kirchweihgast. Manche meinen, es könne gar nicht ordentlich Kirchweihe gehalten werden, wenn sie nicht mehrere Tage nacheinander toll und voll wären. Vormittag werden zwei Stunden in der Kirche zugebracht, dann aber zwölf oder vierundzwanzig in der Zechstube. Das wüste Aussehen, die Dummheit und Stumpfheit, die wilde Rohheit, welche solche Leute den andern oder dritten und vierten Tag noch auf ihren aufgedunsenen Gesichtern zur Schau tragen, zeigt deutlich, wer ihr Kirchweihgast gewesen ist — nämlich der Gott der

Trunkenheit. Dieser hat bei ihnen Einkehr genommen, und darum ist ihrem Hause Unheil widerfahren. Es sei ferne von mir, meine Lieben, es zu tadeln, wenn ihr euch am Kirchweihfeste freuet, wenn liebe Verwandte und Bekannte euch besuchen, wenn ihr bei einem frohen Mahle freudig und wohlgemuth bei einander sitzet; das ganze Jahr hindurch freut sich ja Klein und Groß auf das Kirchweihfest, und der Bettler des Dorfes, der sonst nie ein Stück Fleisch sieht, geht heute nicht leer aus; nein, freuen sollt ihr euch, auch der Leib darf sich freuen, ist er ja das Haus der Seele und ihr unzertrennlicher Gefährte in Freuden und Leiden; selbst der Apostel ermuntert uns: Brüder, freuet euch! ich sage es noch einmal: freuet euch! Aber wenn die Freude einmal in jene viehische Unmäßigkeit ausartet, die nimmer satt bekommt, die immer hineinschlingt, bis sie alle gesunden Sinne des Unmäßigen verschlungen hat: dann ist das keine Freude mehr zu nennen, sondern besinnungsloser Taumel. Das ist nicht mehr eine Feier der Weihe, sondern der Entweihung. Nicht selten muß daher eine solche Kirchweihfeier mit geistigen und körperlichen Nachwehen gebüßt werden, weil solche Leute nicht bedenken die Worte der Schrift: „Sei nicht lüstern bei einem Gastmahle, und fall' nicht über jede Speise her; denn auf den Genuß vieler Speisen folgt Krankheit und die Freßlust führet zur Cholera!" (Sir. 37, 32. 33.) „Weh euch," ruft der Prophet Isaias, „die ihr früh aufsteht, euch dem Rausche zu ergeben, und spät bis in den Abend trinket, daß ihr vom Weine glühet. Harfen, Leiern, Pauken, Flöten und Wein sind bei euren Gelagen, aber auf des Herrn Werk schaut ihr nicht, und betrachtet die Werke seiner Hände nicht" (Is. 5, 11. 12.). Was sind denn das für Werke des Herrn, die der Schlemmer, der Wüstling, bedenken soll? Die Strafgerichte sind es, die der Herr angedroht hat für solche Sünden, wenn er sagt: „Hütet euch, daß eure Herzen nicht etwa belastet werden

mit Völlerei, Trunkenheit und den Sorgen dieses Lebens; und jener Tag (der des Todes und Gerichtes nämlich) euch nicht plötzlich überrasche" (Lukas 21, 34.). Duldet daher diesen schändlichen Gast des wüsten Schwelgens und Zechens nicht bei euren Kirchweihfreuden, meine Lieben! Seht, Jesus war auch auf der Hochzeit zu Kana zugegen; aber dergleichen Ungebührlichkeiten lesen wir nicht. Salomon feierte mit seinem Volke acht Tage Kirchweihe, aber von solchen Ausschweifungen wird uns nichts berichtet.

Aber ach — wäre dieß nur der erste und letzte schlimme Kirchweihgast, den ich erwähnen müßte, o gerne, gerne, meine Lieben, möchte ich schließen! Doch ich muß noch zwei dieser leidigen Kirchweihgäste anführen.

Der eine davon ist die Raufsucht und der andere die Unzucht. Die Raufsucht ist leider nur zu häufig mit den Kirchweihtänzen und der leidigen Unmäßigkeit verbunden. Alle Augenblicke kann man lesen und hören: Da ist Einer erstochen, dort Einer erschlagen, dort ein Anderer tödtlich verwundet worden, und wenn man fragt, bei welcher Gelegenheit das geschehen sei, so wird zur Antwort gegeben: Bei der Kirchweih da und da. Ja, die Raufbolde, die wilden Burschen bestellen sich eigens zusammen an Kirchweihfesten, um raufen zu können. Bei dieser Gelegenheit lassen sie ihrem Groll, ihrem Hasse, den sie schon lange im Herzen gegen einen Andern nähren, Luft, und schon lange freuen sie sich auf diesen Tag, lange zuvor versehen sie sich mit Raufringen, mit Stöcken und Messern, um ihre blutgierigen Absichten ja recht nach Herzenslust durchsetzen zu können. Und das nennen sie Kirchweihe halten! Also Todtschlag, oft vorsätzlicher Mord oder blutige Mißhandlung des Nächsten heißt Kirchweihe feiern! Solche Leute gehen nicht selten am Kirchweihsonntage Vormittag in die Kirche, hören Amt und Predigt an, beten, und Nachmittag gehen sie hin, um Zank und Rauferei anzustiften. Und ein solcher Gottesdienst sollte Gott

angenehm sein, ein solches Gebet sollte er erhören! Wer denkt da nicht an das, was Gott durch den Mund des Propheten spricht: „Wenn ihr auch viel betet, so will ich's doch nicht erhören; denn eure Hände sind voll Blut“? (Isai. 1, 15.) Ja, wie sollte ein Todtschläger, ein Rachgieriger ein angenehmes Gebet verrichten können! Wie sollte dieser Kirchweihe in Wahrheit feiern können, er, der den Tempel Gottes an Andern so geringschätzt, daß er ihn wie ein Vieh mißhandeln oder gar vernichten zu dürfen glaubt? Aber so weit ist die Verwilderung unter dem Landvolke hie und da schon gekommen, daß Viele das gar nicht mehr einsehen, daß sie nur blindlings wie reißende Bestien ihrem blutgierigen, rachsüchtigen Wesen sich hingeben und um sich schlagen, hauen und stechen wie angeschossenes Wild. Hat ja deßwegen die weltliche Obrigkeit selber einschreiten müssen und diese Kirchweihfeierlichkeiten in einer Weise eingeschränkt und dermaßen beaufsichtigt, daß dieses Unwesen nicht mehr bei dieser Gelegenheit so leicht sich geltend machen kann.

Und wenn man endlich fragt: Woher denn diese blutigen Händel? so muß man zur Antwort geben: von der Trunkenheit und Unzucht. So gehen also Völlerei, Mord und Unzucht, saubere Drillinge, bei solchen Gelegenheiten Hand in Hand, sie sind die drei Höllengäste, die sich entweder alle drei oder doch vereinzelt ganz gewiß bei nicht wenigen Kirchweihen einfinden. Das Blut wird durch das Übermaaß des Getränkes erhitzt und aufrührerisch; der Muthwille, die Frechheit, die Ausgelassenheit nimmt zu; der alte, lang verhaltene Groll kocht und siedet und nun bricht die Wuth aus, die Alles niederwirft. Gewöhnlich aber ist eine Weibsperson die Veranlassung zu Raufhändeln. Eifersucht ist es, die die Hand in Bewegung setzt, daß sie nach Stock und Messer greift. Eine unzüchtige Weibsperson also kostet nicht selten ein Menschenleben. Wer denkt hier nicht an Johannes den Täufer und die Herodias? Doch auch abgesehen davon, gesetzt, es fallen keine Schlägereien vor — so wird doch am Fest der

Kirchweihe der Tempel Gottes oft genug durch Unzucht entweiht. Fragt man im Beichtstuhle: Bei welcher Gelegenheit hast du die Sünde der Unzucht begangen? so bekommt man zur Antwort: Bei dieser und jener Kirchweihe! Und das heißt Kirchweih halten! Man meint wohl, was man thut, wenn man Vormittags in die Kirche geht, aber am Abend erlaubt man sich die schändlichste Entweihung seines Leibes, des Tempels des heiligen Geistes. „Wisset ihr nicht," sagt der heilige Paulus, „daß eure Glieder ein Tempel des heiligen Geistes sind, der in euch ist, den ihr von Gott habt, und daß ihr euch nicht selbst gehört? denn ihr seid um theuren Preis erkauft. Verherrlichet und traget Gott in eurem Leibe!" (I. Kor. 6, 18. 20.)

Sagt mir, ist das Kirchweih gehalten? Den steinernen Tempel ehret ihr und das lebendige Haus Gottes entweihet ihr! Und diese Unzucht wird kein Ende nehmen, die Kirchweihe wird entweiht und entheiligt durch diese Unzucht, so lange Manns- und Weibspersonen sich nicht schämen, mit einander nach Hause zu gehen, so lange sie Bekanntschaften machen, die zu nichts führen, als zur Unzucht, so lang keine größere Schamhaftigkeit, keine größere Liebe zur Ehrbarkeit und Unschuld das weibliche Geschlecht einnimmt. Gelegenheit zügelt den Dieb, sagt das Sprichwort, und alle Vorsätze helfen nichts, alles Reden hilft nichts, so lange dieses schamlose Zusammenschleichen und Zusammenkriechen, dieses paarweise Nachhausegehen kein Ende nimmt.

Liebe Jünglinge und Mädchen dieser Pfarrgemeinde! ich bitte euch, beherziget diese meine Worte! Feiert Kirchweihe in Ehren, ja freuet euch und seid fröhlich, aber in Ehren! Haltet mir nur diese drei schrecklichen Gäste, die der Teufel so gern jede Kirchweihe schicken möchte, von euch ferne! Haltet ferne die viehische Völlerei, Streit und Rauferei und die schamlose Unzucht! Ihr habt bisher in einem Punkte einen guten Ruf bewahrt! Seit Jahren hat man

nämlich bei eurer Kirchweihe nichts von Rauferei und Schlägerei gehört; ihr habt in Ruhe und Ordnung eure Kirchweihe gefeiert! Das ist schön von euch und darauf dürft ihr stolz sein! Bewahret diesen Ruhm! Weichet aus und gehet, wo Einer Händel anfangen will. Aber haltet mir auch die zwei andern leidigen Gäste ferne! Venus und Bacchus, d. h. Trunkenheit und Unzucht, haben schon die Alten gesagt, sind Geschwisterte zusammen; also meidet die Völlerei, daß ihr euren Verstand behaltet, daß ihr nicht werdet wie Rosse und Maulesel, die keinen Verstand haben. Denkt nur, was wäre das für eine Kirchweihe: Vormittag den steinernen Tempel ehren und später dann den lebendigen Tempel Gottes, euren Leib, verunehren! Nein, zu solchen Schlechtigkeiten müßt ihr euch nicht hergeben; da müßt ihr zu stolz sein, als um dergleichen thun zu wollen. Gehet deßwegen, ihr Mädchen, die ihr am Kirchweihtanze Theil nehmen zu müssen glaubt, bei Tage noch mit euren Eltern oder einem Bruder nach Hause. Allein gehen bei Nacht ist immer gefährlich! Fürchtet die Räuber und Mörder der Unschuld! Dann wird die Kirchweihe gut abgehen, ihr werdet keine Gewissensbisse fühlen, nicht Scham und Reue wird euch zerfleischen; denn ihr habt eure Kirchweihe nicht in schlechter Weise zugebracht. Ihr habt zwar gegessen und getrunken und seid fröhlich gewesen; aber wie es sich für einen Christen ziemt, innerhalb der Schranken der Ehrbarkeit. — Aber bisher habe ich euch bloß gesagt, was ihr am Kirchweihfeste nicht thun sollt; jetzt will ich euch auch sagen, was ihr thun sollt; hievon aber im

zweiten Theil.

Ihr sollet nicht bloß nicht in schlechter, sondern ihr sollet in rechter Weise Kirchweihe feiern. Wollet ihr aber in rechter Weise Kirchweihe halten, dann müsset ihr vor Allem euch freuen, daß ihr eine Kirche habt, die geweiht, wo Christus im heiligen Sakramente fortwährend zugegen ist. Gleichwie

aber Einer, der genug Geld hat, dasſelbe oft nicht mehr zu ſchätzen weiß, gleichwie Einer, der nie krank geweſen iſt, die Geſundheit nicht ſo achtet, wie ein Anderer, der lange Zeit krank war: ſo achten auch Viele ein Gotteshaus nicht mehr, weil es deren genug gibt, weil kein Mangel daran iſt, weil ſie nur ein paar Schritte zur Kirche haben. O hättet ihr, ihr Neubekehrte in Amerika, unſere ſchönen Kirchen, hättet ihr nur einige derſelben, o wie würdet ihr frohlocken, wie würdet ihr dieſe Wohlthat zu ſchätzen wiſſen, wie würdet ihr Kirchweihe halten und euch freuen, daß ihr im Beſitze eines Gotteshauſes ſeid! Aber ſo iſt euch dieſe Wohlthat zur Zeit noch nicht gegönnt! Fünfzig, ſechzig, hundert und noch mehrere Stunden weit iſt nicht ſelten eine Kirche entlegen, Viele ſehen Jahre lang, vielleicht in ihrem ganzen Leben keine Kirche und müſſen mit Sehnſucht warten, bis ein Miſſionär, der vielleicht alle Jahre, wenn's gut geht, einmal kommt, ihnen in einer Strohhütte oder unter freiem Himmel die heiligen Sakramente ſpendet. Ach, wie würden die neubekehrten Wilden ſich freuen, wenn ſie eine ſo ſchöne Kirche hätten, wie wir ſie haben! wie würden ſie ſich ſehnen von einem Tag auf den andern, von einem Sonntag zum andern, nach dem Hauſe des Herrn! O wie beſchämen dieſe Neulinge im Glauben uns, die wir ſo zu ſagen von Geburt aus im Schooße des Glückes ſitzen, die wir auf ein paar Stunden weit ein Dutzend Kirchen um uns ſehen! Ach, wie Viele gibt es nicht unter den Chriſten, die da meinen, was ſie dem lieben Gott für eine Ehre anthun, wenn ſie ſich alle Sonntage in einer Kirche bei einer kurzen Meſſe ſehen laſſen! Wie Viele gibt es nicht, die ſich überall unterhalten können, denen die Zeit nirgends zu lang wird, die Tage und Nächte an Vergnügungsplätzen verweilen können; aber in der Kirche iſt es, als glühte ihnen der Boden unter den Füßen und kaum können ſie den Segen des Prieſters abwarten, ſo laufen ſie zum Tempel hinaus. Solche Leute wiſſen gar nicht, was ſie an einer Kirche haben, ſie haben gar keinen Begriff von der

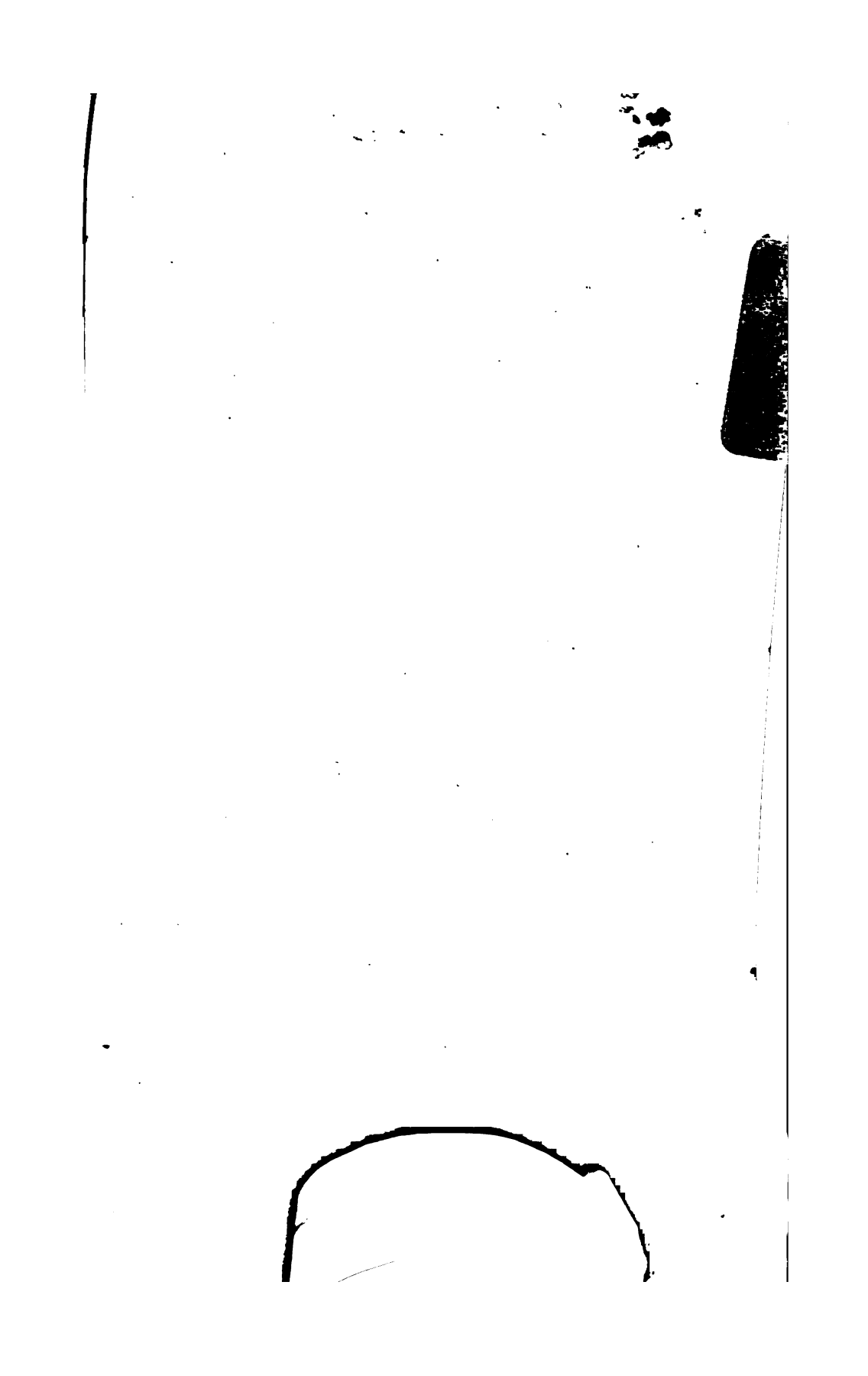
Wohlthat einer Kirche, und das Wort: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren! ist ihnen ein Räthsel. Sie glauben entweder nicht an die Gegenwart dessen, der dieses Haus erst wahrhaft zu einem Gotteshause macht, oder wenn sie auch daran glauben, so sind sie so leichtsinnig, so zerstreut, so von irdischem Sinne und zeitlichen Sorgen eingenommen, daß sie gar nicht daran denken, daß sie im Hause Gottes sind. Was sollte für solche Leute die Feier einer Kirchweihe für eine Bedeutung haben! Wie unverständlich müssen ihnen die Worte sein: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren! Wer aber wahrhaft an die Gegenwart Christi im heiligen Sakramente glaubt, wer wahrhaft glaubt, daß die Herrlichkeit des Herrn dieses Haus erfüllt, wer da weiß, daß Salomons prächtiger Tempel nur ein schwaches Abbild war von dem geringsten unserer Gotteshäuser, in welchem das ewige Licht brennt, der wird sich auch freuen am heutigen Tage, der wird die Wohlthat einer Kirche zu schätzen wissen, der wird begreifen, daß ihm Heil widerfahren ist am heutigen Tage, weil und inwiefern auch diesem Hause bei seiner Einweihung Heil widerfuhr. Ja, freut euch, liebe Christen, am heutigen Tage; denn am heutigen Tage habt ihr eine Kirche, ein Haus Gottes bekommen, und wer das Glück hat, einer Kirche nahe zu sein, dem ist Heil widerfahren.

Aber eure Freude am heutigen Tage soll eine doppelte sein; denn an diesem Hause habt ihr nicht bloß eine Kirche, einen Tempel Gottes, sondern auch eine Pfarr- oder Mutterkirche bekommen. Dadurch ist euch ja besonders Heil widerfahren. An diese eure Pfarrkirche seid ihr durch das nämliche Band gebunden, wie die Kinder an ihre Mutter. Gleichwie eine Mutter ihre Kinder fortwährend reinigt, nährt, kleidet und sie groß zieht, so ist auch eure unsterbliche Seele an diesem Taufsteine da gereinigt, sie ist mit dem weißen Kleide der Unschuld geziert und mit dem Himmelbrode gespeist worden. Ja bis an's Ende eures Lebens ist es diese eure Mutterkirche, dieses Pfarrgotteshaus, wo ihr euch fortwährend von euren

Sünden reiniget und mit dem Brode des Lebens auf eurer Pilgerreise stärket. Das glaube ich insbesondere den Filialisten an's Herz legen zu müssen. Ihr dürft nicht glauben, daß ihr deßwegen, weil ihr euren eigenen Gottesdienst an allen Sonntagen habt, der Pfarrkirche euch entfremden dürfet; o nein, der Name Filial- oder Tochterkirche sagt es euch schon, daß ihr eine Mutter habt, der ihr angehöret, und diese eure Mutter ist die Pfarrkirche. Wie man die Mutter ehren muß, so muß man auch die Pfarr- oder Mutterkirche ehren. Wie sich am Geburtstage der Mutter gute Kinder freuen, so freuen sich auch gute Filialisten am Geburtsfeste, das ist, am Kirchweihfeste ihrer Mutterkirche. Ich kann euch da nicht verhehlen, daß ich mit großem Herzenleide wahrgenommen habe, wie Einige von den Filialisten an Festtagen, wo auf den Filialen kein Gottesdienst ist, sich nicht in der Pfarrkirche einfinden, obgleich sie Zeit hätten, sich Zeit nehmen könnten, sondern lieber den Frühgottesdienst in der Nachbarschaft besuchen. Das geschieht aus lauter Bequemlichkeit, aus Gleichgültigkeit und schlechter Anhänglichkeit an die Pfarrkirche. In die Pfarrkirche gehört ihr an solchen Tagen; deßhalb ist hier Frühgottesdienst und Pfarrgottesdienst, damit ihr gehörig abwechseln könnet. Gibt es ja doch, mit innigem Bedauern muß ich das bemerken, solche Filialisten, die ihre Pfarrkirche gleich ein Vierteljahr lang nimmer sehen. Seid ihr gute Kinder, so zeiget eure Anhänglichkeit an eure Mutter, zeiget sie unterm Jahre, indem ihr, wenn es euch möglich ist, eure Pfarrkirche besucht, zeiget sie heute, indem ihr euch hier beim Pfarrgottesdienste einfindet und euch freuet, daß euch in und mit diesem Hause Heil widerfahren ist.

Aber wir haben noch eine dritte Ursache, Geliebte, uns am heutigen Tage so recht von Herzen zu freuen; denn nicht bloß eine Kirche habt ihr, nicht bloß eine Pfarrkirche, sondern eure Kirche, eure Pfarrkirche ist zugleich eine Wallfahrtskirche. Tausende und Tausende sind sie schon herbeigewallt, die frommen Christen, um Hilfe in ihren Nöthen und Anliegen in

dieſem Tempel durch die Fürbitte der ſeligſten Gottesmutter zu ſuchen, und haben ſie auch gefunden. Dieſes liebliche Muttergottesbild, aufgeſtellt in dieſem freundlichen Gotteshauſe, das am ſchönſten Punkte des ganzen Laaberthales erbaut iſt, hat in allen Jahren noch zahlreiche Schaaren von Wallfahrern herbeigelockt, um im Hinblicke auf dieſes Bild diejenige zu verehren, die es vorſtellt, die den Mond unter ihren Füßen hat und den König Himmels und der Erde auf ihren Armen trägt, die allzeit ſeligſte Jungfrau und Himmelskönigin Maria. Ja, geliebte Pfarrkinder, freuet euch heute, daß ihr ein ſolches Gotteshaus beſitzet, eine ſo liebe, ſchöne, freundliche Pfarr- und Wallfahrtskirche, freuet euch um ſo mehr, da dieſe eure Mutterkirche im heurigen Jahre ihr altes ſchwarzes Gewand ausgezogen und ein neues, lichtes und freundliches angezogen hat. Nicht bloß das Kirchweihfeſt feiern wir heute, ſondern auch das Feſt der Verjüngung unſerer Pfarrkirche. Nochmal ſo lieblich iſt es jetzt, in dieſem Tempel zu verweilen, nochmal ſo ſtark fühlt ſich das Herz zu Gott erhoben, nochmal ſo mächtig lodert die Gluth der Andacht, und noch ſeliger und beglückter kehrt man aus dieſem Tempel nach Hauſe zurück. Schon lange habt ihr den Wunſch gehegt, es möchte eure Pfarrkirche eine ſchönere Geſtalt bekommen und ſieh da, in dieſem Jahre iſt euer Wunſch in Erfüllung gegangen; heute am Kirchweihfeſte ſteht ihr in einem wie neugebornen Gotteshauſe. Und eure milden Beiträge ſelber ſind es, die euch dieſe Freude bereiten, die eure längſt gehegten Wünſche endlich in Erfüllung gebracht haben. In der That können wir von unſerer neu gekleideten Kirche, die wie im Brautgewande prangt, ſagen, was die Kirche heute am Feſte der Kirchweihe aus der geheimen Offenbarung des heiligen Johannes ſingt: „Ich ſah die heilige Stadt, das neue Jeruſalem, herabſteigen von Gott aus dem Himmel, zubereitet, wie eine Braut für ihren Bräutigam geſchmückt iſt.“ Ja, wie eine Braut iſt ſie geſchmückt, unſere Kirche, und für wen? Für wen gebt ihr eure milden Beiträge her? Etwa

um Ruhm bei den Menſchen zu ärnten, etwa um euch Lob zu verdienen? Nein, Geliebte! die Braut iſt ja geſchmückt für ihren Bräutigam, der Bräutigam aber iſt Jeſus Chriſtus. Ihm, unſerm Herrn und Heiland zu Ehren iſt dieſe Kirche erbaut, ihm zu Ehren, ſeiner Anbetung iſt ſie geweiht, ihm zu Ehren iſt ſie auch renovirt worden. Darum, göttlicher Heiland, blick heute von deinem Gnadenthrone, auf welchem du unter Brodesgeſtalten, dieſer Wolkenſäule des neuen Bundes, unſichtbar, aber doch wahrhaft und weſentlich gegenwärtig biſt, hernieder auf dein gläubiges Volk, das ſich heute zur Feier der Wiederherſtellung deines Hauſes ſo zahlreich verſammelt hat. Laß dir das kindliche Opfer dieſes deines Volkes gefallen und nimm es in Gnaden zu unſerm Heile auf! Sieh da dieſes Volk, es hat ja geliebt, wie einſt König David, die Zierde deines Hauſes und darum hat es dir dein Haus verſchönern laſſen, auf daß du auch forthin freudig darin wohnen und uns deine Gnaden in demſelben ſpenden mögeſt. So höre denn, o Herr, das Gebet deines Knechtes, des Prieſters, und dieſes deines Volkes, um was es immer beten wird an dieſem Orte, höre es an dem Orte deiner Wohnung, im Himmel, und wenn du es hörſt, ſei gnädig. Und wenn der Himmel verſchloſſen iſt und es nicht regnet um ihrer Sünden willen und ſie beten an dieſem Orte und thun Buße deinem Namen und bekehren ſich von ihren Sünden um ihrer Trübſal willen, ſo wolleſt du ſie erhören im Himmel und die Sünde deiner Knechte und deines Volkes verzeihen, und wolleſt ihnen einen guten Weg zeigen, auf dem ſie wandeln, und Regen über dein Land geben, welches du zum Erbe gegeben deinem Volke. Und wenn ein Hunger entſtanden iſt im Lande, oder Peſt, oder böſe Luft, oder Brand, oder Wildfeuer, wenn ſein Feind es bedrängt und ſeine Pforte belagert, wenn irgend eine Plage, irgend eine Krankheit iſt, alle Verwünſchung, alle Verfluchung, die irgend einem Menſchen widerfährt aus deinem Volke, wenn Jemand die Plage ſeines Herzens erkennt und ſeine Hände ausbreitet in dieſem Hauſe: das wolleſt du hören im

Himmel, an dem Orte deiner Wohnung und wieder gnädig ſein. So rufe ich heute, dein Diener, o Herr, mit Salomon am Kirchweihfeſte zu dir empor. Ja, Herr, erhöre mein Gebet und laß mein Rufen zu dir kommen! Wohl ſind wir es nicht werth, daß du uns arme Sünder erhöreſt; darum flehen wir zu dir, du Zuflucht der Sünder, ſeligſte Jungfrau und Mutter Gottes Maria, daß du Fürbitte einlegeſt am Throne der Gnade! Deinem göttlichen Sohne zur Anbetung, dir zur Ehre iſt ja dieſer Tempel erbaut! Auf deinen Namen iſt er geweiht worden! Zu deiner Ehre, ſeligſte Jungfrau, haben ihn deine Verehrer auch verſchönern laſſen! So ſei uns denn dafür eine Mutter der Gnade und Barmherzigkeit! Hilf uns in allen Nöthen, gib, daß wir nicht umſonſt alle Samstage in dem Wallfahrtsgebete beten: „Beſonders laſſeſt du dir in dieſem Tempel die Bitten deiner demüthigen Verehrer und frommen Kinder ſo wohl gefallen, daß Niemand je troſt- oder hilflos von hinnen gegangen.“ So wende denn auch in Zukunft vom hohen Himmelsthrone herab deine barmherzigen Augen zu uns und nach dieſem elenden Leben zeige uns Jeſum, die gebenedeite Frucht deines Leibes, o gütige, o ſüße, o milde Jungfrau Maria! Amen.